STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Berühmte deutsche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildnissen zusammengestellt

von

A. v. Sternberg.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Berühmte deutsche Frauen.

Erster Theil.

82 60ST2 53 005 XL

Ungern-Sternberg, Alexander

Berühmte deutsche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildnissen zusammengestellt

von

A. v. Sternberg.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

HQ1623
U54
v.1-2

Vorwort.

Keine Biographien ſollen dieſe Darſtellungen ſein, keine hiſtoriſchen Aufſätze in ſtrengem und belehrendem Styl, ſondern Bildniſſe an die bunte Teppichwand des Jahrhunderts geheftet, in einem Rahmen, wie er dem jedesmaligen Portrait zukommt, bald barock, bald zierlich, bald ein einfacher Goldleiſten, immer aber im Zuſammenhange mit den Ornamenten des Saals, mit dem Schmuck des Amöblements, mit dem Muſter des Teppichs. Das Jahrhundert bleibe dem Beſchauer immer gegenwärtig: neben den einzelnen Geſtalten laufe noch immer die Arabeske der Zeit fort, ja die einzelnen Geſtalten ſeien nur Ausläufe und Endknospen der Arabeske. So hat's der Autor mit

dieſen Bildniſſen gemeint. Wir beſitzen, obgleich nicht ſehr zahlreich, Biographien über die meiſten dieſer Frauen, es wäre die Aufgabe des Hiſtorikers, dieſe mangelhaften Aufſätze zu ergänzen, kritiſch das Gegebene zu beleuchten, das Fehlende zu ergänzen; aber dieſen Zweck hatte der Sammler und Aufſteller dieſer Bilder nicht vor Augen; ihm lag es daran, neben der gewiſſenhaften Zuſammenſtellung der Facta auch die Blüthenfriſche des ehemaligen Lebens wieder herzuſtellen. Eine Biographie darf kalt, trocken, ſelbſt gewiſſermaßen geiſtlos ſein, und erfüllt dennoch ihre Aufgabe; ein Portrait muß neben der materiellen Wahrheit, durch urſprüngliches Leben, durch vibrirenden Reiz, durch Süße und Lieblichkeit des Ausdrucks feſſeln, intereſſiren, erfreuen. Thut es das nicht, ſo iſt's mißlungen. Ein Biograph braucht kein Bildnißmaler zu ſein, ein Bildnißmaler muß aber nothwendig zugleich Biograph ſein, wenn auch kein ſchulgerechter, ſtrengkritiſcher. Ihm iſt die Lebendigkeit ſeines Bildes die Hauptſache, jenem die Treue; ihm ſind tauſend Dinge wichtig, die zur

Verstärkung des Ausdrucks, zur Förderung der größern Lebendigkeit dienen, er geht mit Liebe auf Nebendinge ein und schildert tausend kleine Details der Zeit, immer im Streben, seinem Hauptbilde frischeren Reiz zu verleihen; dem wissenschaftlichen Biograph ist's nur ums Factum zu thun, um die Feststellung eines Datums, die Beseitigung eines historischen Zweifels. Nicht die geschwungene Linie der Schönheit, sondern die gerade mathematische Linie, die am schnellsten und sichersten zum Zielpunkte führt, ist ihm die liebste. Um sprechend ähnliche und belebte Bildnisse zu malen, muß man etwas vom Dichter in sich haben, um gute Biographien zu schreiben gehört's nur, daß man ein gebildeter und gewissenhafter Kritiker und Sammler sei. Aus diesen Erörterungen folgt, daß dieses Buch nicht bestimmt ist in die Hände der Gelehrten vom Fach zu gelangen, sondern der Gunst des größern gebildeten Publikums anempfohlen wird, besonders den Frauen, die sich an den Gestalten der berühmten ihres Geschlechts erfreuen mögen, bald lächelnd über diesen oder

jenen seltsamen Zug, der heutzutage eher Spott als Ruhm zur Folge haben würde, bald wahrhaft angeregt und zur Nachfolge begeistert durch große Tugenden und liebenswürdige Eigenschaften einer mit vollem Recht Berühmten. Hier und da sind die Bildnisse so aufgefaßt, daß auch die kokette Tracht, die seltsame Mode des Jahrhunderts, ein Blumenbouquet, ein schief aufgesetztes Hütchen, eine gepuderte Locke und ein Schönpflästerchen gerade sichtbar genug werden, um unseren schönen oder berühmten Zeitgenossinnen ein Lächeln über ihre Schwestern aus dem achtzehnten Jahrhundert zu entlocken: auch dies gehört zu dem, was wir früher über die Lebendigkeit eines Portraits sagten. Es ist die malice blanche des Portraitmalers, die das Recht jedes selbständigen Malers ausmacht, wenn er sie nur gehörig versteckt zu üben versteht, so daß man ihm nicht offener Bosheit anklagen kann. Befriedigt wird der Sammler und Aufsteller dieser Bildnisse sein, wenn dem Beschauer ein treffendes, wenn auch flüchtiges Bild des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, dieses

Jahrhunderts voll Glanz und Frivolität, voll Geiſt und Schönheit, aufgeht. Dahin iſt hingearbeitet worden. Wir haben keine Memoirenſammlungen, wie die Franzoſen und Engländer, wir haben keinen St. Simon und keinen Cheſterfield, der mit uns den Gang durch die Säle des glänzenden Jahrhunderts machte, um ſo mehr iſt's Pflicht desjenigen, der die Glanzpunkte jener Tage darzuſtellen ſich bemüht, der die beliebteſten und gefeiertſten Schauſpielerinnen jener Zauberbühnen neu belebt und vorführt, daß er alle Mittel anwende, um nicht allein die einzelne Geſtalt, ſondern auch ihre ganze Umgebung dem Auge des Leſers mit jener Lebendigkeit vorzuführen, die ihn den Mangel an geiſtvollen und lebensfriſchen Memoiren nicht fühlen läßt. Es wäre eine Thorheit, das Leben der Markgräfin von Baireuth, Friedrich des Einzigen Schweſter, zu ſchildern, denn ſie hat es ſelbſt ſchon gethan, und zwar mit der größten Friſche und Lebendigkeit der Auffaſſung; hätten wir über unſere anderen berühmten Frauen ähnliche Memoiren, ſo wäre ein ſolches

Buch, wie das vorliegende, nicht allein überflüſſig, ſondern es könnte nur ſchädlich wirken, indem es ſchlecht wiederholte, was ſehr gut im Original ſchon vorhanden iſt, und vom Genuß der Quelle abhielte.

Inhaltsverzeichniß des erſten Theils.

	Seite
Gräfin Aurora Königsmark	1
Fürſtin Amélie Galitzin	73
Anna Louiſe Karſch	115
Angelika Kaufmann	163
Eliſabeth Mara	201
Frau von Krüdener	291
Caroline Neuber	373

Gräfin Aurora Königsmark.

Gräfin Aurora Königsmark.

Um das Bild dieſer berühmten Geliebten Königs Auguſt des Starken, die Voltaire die merkwürdigſte Frau zweier Jahrhunderte nennt, dem Beſchauer in das rechte Licht zu ſtellen, iſt es unumgänglich nöthig einige von ihren Ahnen vorher flüchtig zu ſkizziren. Es ſind intereſſante Geſtalten darunter, Geſtalten, welche die geſchichtlichen Coſtüme zweier Jahrhunderte auf anziehende und für die Forſcher belehrende Weiſe tragen; ſie bilden einen Zug, der von der Grenze des dreißigjährigen Kriegs bis zu der des ſiebenjährigen herüberſchreitet. Wahrlich, einen Verluſt für deutſches Wiſſen kann man's nennen, daß wir ſo wenig Familiengeſchichten beſitzen. Hier iſt eine, die, wenn auch flüchtig, bald aus dieſem, bald aus jenem Archiv zuſammengetragen, dennoch den vollen Reiz ſolcher Urkunden beſitzt und Blicke in das innerſte Leben der Zeit thun läßt. Wir ſehen ein ſtolzes, reiches

Geſchlecht mit großem Geräuſch über die Bühne der Welt gehen; die Männer entweder Helden oder Abenteurer, die Frauen entweder keuſche Veſtalinnen, treffliche Matronen, oder reizende Verführerinnen, anmuthig herumirrende Unheilſtifterinnen. Ewig Tumult, ewig Intriguen, Prozeſſe und Geldnoth; ſtets befindet ſich eine ganze Abtheilung der Familie auf Reiſen, man kommt nie zur Ruhe, aber das iſt's gerade, was dieſe ſeltſame Sippſchaft intereſſant macht. Wir lernen durch ſie faſt das ganze damalige Europa kennen, ſogar etwas von Aſien und Afrika; der Türkenkrieg, die polniſche Revolution, die deutſchen Zwiſtigkeiten, alles findet ſeinen Platz; der Luxus und die Sittenzerrüttung der kleinen und großen Höfe wird lebendig vor unſeren Augen, und tauſend luſtige Scenen, ärgerliche Klatſchereien, in welchen irgend ein Glied der ewig beweglichen Familie verwickelt iſt, lärmen und rauſchen vor unſeren Ohren. Aber auch das Entſetzen, der geheime Mord, die teufliſche Intrigue, die unter parfümirten Manſchetten verſteckte blutige Mörderhand — auch ſie kommen zum Vorſchein und füllen die Blätter unſerer Familienchronik.

Der alte Marſchall Königsmark iſt der Ahnherr des Hauſes, der Schöpfer des Reichthums und der Macht der Familie. Dieſer alte Herr beſteht vor dem Richter-

ſtuhl der Moral ſehr ſchlecht. Er war im Kriege ein unermüdlicher Plünderer, ein nie raſtender Beutemacher, ein ſchlauer und brutaler Degenknopf. Von Freiheit und Poeſie, von dem chevalereſken Parfüm der Sitten, wodurch ſich das Geſchlecht auszeichnete, trifft man bei dieſem alten Unheilſtifter noch keine Spur. Es iſt merkwürdig und zugleich betrübend zu ſehen, wie er mit ſeinen zahlloſen Feinden fertig wird. Er kommt nie zur Ruhe, und wenn auch die Fürſten, denen er dient, Frieden ſchließen, er fängt auf eigene Fauſt Krieg an.

Wir ſehen ihn im Tumult des dreißigjährigen Kriegs ſich herumtreiben. Welch ein Schauplatz für einen kecken und wenig ſcrupulöſen Soldaten! Unter den berühmten ſchwediſchen Helden, neben Horn, Wrangel, Banner und Torſtenſohn, nimmt er auch einen Platz ein, der Himmel weiß mit welchem Rechte; denn die Weisheit und Größe dieſer Männer war ihm nicht zu Theil geworden, nur die ſoldateske Tapferkeit ſcheint er in hohem Grade beſeſſen zu haben.

Im Jahre 1600 auf einem Familiengute in der Mark geboren, nimmt er noch in jungen Jahren kaiſerliche Dienſte unter dem Herzog Albrecht von Sachſen-Lauenburg, den das Gerücht den Mörder Guſtav Adolphs nennt. Als dieſer heldenmüthige König 1630 in Deutſchland erſcheint, verläßt Königsmark die kaiſerlichen Dienſte

und geht zu den Schweden über. Hier fängt er nun an, seine Talente zu entwickeln. Mit selbstgeworbenen Heerhaufen durchzieht er Niederdeutschland, Böhmen und Schlesien, dergestalt plündernd, mordend und sengend, daß er den schwedischen Namen zum Schrecken der Welt macht. Böhmen blieb aber sein vorzüglicher Tummelplatz.

Der Abschluß des westphälischen Friedens kümmerte ihn wenig. So zog er vor die Reichsstadt Bremen und belagerte sie förmlich. Alle Welt schrie darüber, die Kabinette Frankreichs und Schwedens erhoben Klagen auf Klagen, und zu gleicher Zeit luden der Senat von Stockholm und das Reichskammergericht den Unruhstifter vor ihre Schranken. Er kam nicht. Der Uebermuth eines glücklichen Soldaten gegenüber den rechtlichen Einrichtungen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, diese bitterste Frucht, die uns die Kriege bringen, machte sich in seiner ganzen Schärfe schon bei unserm Helden geltend. Endlich begab er sich nach Stockholm und stimmte durch passende Geschenke, einen kleinen Theil seines Raubes, die Königin Christine zu seinen Gunsten um. 1650 wohnte er der Krönung dieser Fürstin bei, und sie machte ihn zum Statthalter des Fürstenthums Verden und des Herzogthums Bremen. Als Fürststatthalter schlug er seinen Sitz in Stade auf und baute ein präch-

tiges Schloß daſelbſt, das er zu Ehren ſeiner Gemahlin, eines deutſchen Fräuleins, Agathenburg nannte.

Alles dieſes misfiel am Hofe zu Stockholm ſehr. Die ſchwediſchen Großen konnten ſo viel Gunſt und Glück einem Ausländer nicht vergeben, ſie zettelten unaufhörlich Kabalen an, aber der alte Haudegen war der rechte Mann, um über Hofintriguen zu ſiegen. Er gab Geld her, wo er käufliche Naturen fand, er ſchlug zu, wenn er Schwächlinge vor ſich ſah, und ſo abwechſelnd mit Degen und Ducaten ſchaffte er ſich an dem gelehrten Hofe Chriſtinens Platz und galt zuletzt, was das Befremdendſte iſt, ſogar für einen Beſchützer der Wiſſenſchaften. Er, der die herrlichen Kirchen Prags mit wahrhaft vandaliſcher Wuth geplündert hatte, deſſen Soldaten zerſchlagen und zertrümmern mußten, was ſie nicht fortführen oder verkaufen konnten, er ſaß in der Akademie zu Stockholm und vertheilte gnädig fürſtliche Preiſe für Künſtler und Gelehrte und ſprach in den kleinen Abendgeſellſchaften Chriſtinens ein Wort mit, wenn über die Verſe Tibulls geſtritten, oder ein alter claſſiſcher Autor citirt wurde.

Dergleichen wiederholt ſich auch wohl jetzt, aber doch nicht mit dieſer naiven Unverſchämtheit. Die Wiſſenſchaft, die ſich damals noch nicht emancipirt hatte, bettelte an den Thüren der Großen um Gunſt, und ſo

kam es denn auch, daß rohe Krieger ihre Protectoren wurden und ſich mit academiſchen Titeln ſchmücken durften. Dadurch ſuchten ſich dieſe bedrängten Vereine vor Gewaltthätigkeiten zu ſchützen. Sie erreichten nicht immer ihren Zweck. Wenn ein brutaler Krieger Luſt ſpürte, ſich oder Anderen ein beſonderes Schauſpiel zu bereiten, ſo mußten jene armen Pedanten herhalten, und mehr als einmal geſchah es in jenen Zeiten, daß gelehrte Männer, wenn ſie wiſſenſchaftliche Reiſen antraten, von einem der kleinen Höfe eingefangen wurden, um an demſelben als Hofnarren zu figuriren. Nur mit Zittern traten die gefährdeten Männer ihre Wanderungen an; immer mußten ſie fürchten, daß die Locken ihrer majeſtätiſchen Perücken ſich in Schellen verwandeln könnten. Sie riefen daher den Charlatanismus zu Hülfe, und verſuchten es, durch einen erborgten Nimbus von übernatürlichen Kräften die rohe und ſpottſüchtige Gewalt im Zügel zu halten. Jetzt kam die Reihe, die Rolle der Narren zu ſpielen, an die Fürſten; Goldmacher und Sterndeuter betrogen ſie und rächten die verfolgten Collegen.

In dieſem Kriege, den die materielle Gewalt mit der Intelligenz führte, ſpielte unſer alter Marſchall ebenfalls eine Rolle, und er war ſchlau genug, es mit keiner dieſer Mächte zu verderben. Die fruchtbringende

Gesellschaft nahm ihn in ihren Schoos auf und er führt in ihren Registern den Namen des „Streitenden."

So ging denn dieser alte Knabe mit Ruhm bedeckt zu Grabe. Er hinterließ der Familie ein jährliches Einkommen von 130,000 Thalern, ein colossales Vermögen für die damalige Zeit, er übergab ihr Landgüter und Schlösser und den Grafentitel. Das hieß nicht umsonst gelebt haben. Die Flüche, die an diesen zusammengeplünderten Schätzen hafteten, verhallten in die Luft, nur die Ehre, der Ruhm und das marmorne Denkmal blieben. Bei meinem Aufenthalte in Stockholm zeigte man mir sein Bild, und ich fand, daß es lebhaft an Peter den Großen erinnert. Ein kostbares Werk mit vielen Bildern und Documenten, das die Thaten dieses Mannes beschreibt und die Mythologie plündert, um Bezeichnungen und Vorbilder zu seinem Helden zu finden, erhielt sich noch lange in der Familie. Prag bewahrt ein anderes Denkmal; es bestand in Trümmerhaufen und Blutspuren. Man schreckte die Kinder mit dem Namen Königsmark wie in Deutschland mit dem Knecht Ruprecht. Das schwedische Document und das prager ergänzen einander.

Graf Karl Johann folgt jetzt, ein Enkel des Vorigen. Der alte Marschall hinterließ drei Söhne, von denen der jüngste, Otto Wilhelm, bei der Belagerung von Negro-

ponte, der mittlere, Johann Chriſtoph, in noch jungen Jahren durch einen Sturz vom Pferde, und der älteſte, Curt Chriſtoph, der Vater Karl Johanns, Philipp Chriſtophs und der beiden Schweſtern Aurora und Emilie, bei der Belagerung von Bonn ſtarb. Die Familie hatte unterdeß ihr Anſehen noch erweitert. Dieſer Vater Karl Johanns und unſerer berühmten Aurora war mit Chriſtina Wrangel vermählt, einer Tochter des Marſchalls Hermann Wrangel, der ſeinerſeits wieder eine Prinzeſſin von der Pfalz geheirathet hatte. Hierdurch war die Familie mütterlicher Seits mit Fürſtenhäuſern in Deutſchland, väterlicher Seits faſt mit dem ganzen Adel Schwedens verbündet. Man ſieht, wie glänzend die Laufbahn ſich geebnet zeigte, die dieſem jungen Geſchlecht beim Beginn ſeiner Lebenswanderung vom Schickſal vorgezeichnet war. Leider ſollte jedoch von den Kindern Curt Chriſtophs kein einziges das Ziel eines glücklichen und ſpäten Alters erreichen, und es war beſtimmt, daß der Stamm mit dieſem ſo günſtig Ausgeſtatteten ausſterben ſollte. Wir faſſen für's Erſte Karl Johann in's Auge.

War der alte Marſchall nicht viel mehr als ein braver Soldat, ein kecker Beutemacher, ſo war ſein Enkel ſchon mit der Poeſie ſeines Standes bekleidet; er war ein vollkommener Ritter des ſiebzehnten Jahrhun-

derts, ein moderner Roland, unerſchöpflich thätig in Liebes- und Waffenabenteuern, jung, ſchön, tapfer, verführeriſch und ein übermüthiger Ariſtocrat. Der ſchwediſche Hof, der ſich damals in einer Kriſis befand, an welchem ſich die Parteien zankten und der Reichstag endloſe Reden hielt, gab dem jungen Wildfang, der ſehr früh den Schulbänken der Ritteracademie zu Stade entflohen war, wenig Ausſicht zu glänzenden Thaten. Er ging nach Paris und dort, wo er ſeinen Oheim Otto Wilhelm fand, ſtürzten ſich Oheim und Neffe in die galanten und gefährlichen Abenteuer der Hauptſtadt. Der Oheim wurde dieſes Lebens nicht überdrüſſig, wol aber der Neffe. Ein kühner Geiſt waltete in dem jungen Körper, ein Ideal von Ruhm und Thatenglanz ſtand unverrückt vor ſeiner Seele.

So ſehen wir denn den kaum achtzehnjährigen Jüngling nach Malta überſegeln, um ſeine Dienſte dem Ordensmeiſter gegen die Barbaresken anzubieten. Auf einer der Ordensgaleeren zeigt er eine ſo verwegene Tapferkeit, einen ſo glänzenden Muth, daß der Orden, beſtürzt und erfreut, ſich bereit erklärt, ihn in ſeine Mitte aufzunehmen. Aber Graf Karl Johann iſt Proteſtant, er zeigt auch nicht die geringſte Bereitwilligkeit, dem Glauben ſeiner Väter zu entſagen, noch weniger iſt bei ihm irgend eine Neigung ſichtbar, das Gelübde der Keuſchheit

abzulegen. Dennoch erhält er das Ordenskreuz, und Raphael Cotonerus, der Ordensmeiſter, umarmt den jungen Helden öffentlich vor dem verſammelten Capitel der Ritter. Jenes Kreuz und dieſe Umarmung ſind Ehrenbezeugungen, die die Welt ſtaunen machen, da ſie von einem ſtreng katholiſchen Orden einem Ketzer erwieſen worden. Welchen Glanz mußte dieſe Auszeichnung dem jungen Schweden verleihen! Unſere Zeit hat Mittel gefunden, jeden Orden frivol und faſt alle werthlos zu machen. Nur eine bewegte Zeit der Thaten kann dieſen kleinen Zeichen, die ſonſt wie eine Ironie der Fürſtenlaune ausſehen, einen bleibenden Werth verleihen.

Unſer ritterlicher Abenteurer ging nunmehr von Malta nach Rom, nach Florenz, und der alten Stätte verliebter und gefährlicher Intermezzos, nach Venedig. Dieſer Stadt der Masken und der Dolche, wo Melpomene, vereint mit Arlequin, die Säulenhallen durchzieht, trug auch der junge Schwede den Zoll der Jugend und des Muthes ab. Hier war es, wo er eine junge Gräfin Southampton kennen lernte, die ſich entſchloß, ihre Reichthümer und ihre Familie im Stich zu laſſen, und ihm in Pagenkleidern überall hin zu folgen. In den Briefen Charlottens von der Pfalz, der Mutter des Regenten, Herzogs von Orleans, wird dieſer romantiſchen Liebſchaft gedacht, und zwar in jener anſtößigen derben Weiſe, wie es die Herzogin liebte.

Die Stelle lautet: „Ma chère princesse (Karoline von Wales, geborene Markgräfin von Anſpach), ich will Ihnen etwas auch in aparter Manier ſchreiben. Ich habe einen Grafen Königsmark gekannt, dem war eine junge engliſche Dame in Pagenhoſen nachgelaufen. Er hatte ſie bei ſich zu Chambor, und weil kein Platz für ihn im Schloſſe war, hatte er ein Zelt im Walde aufſchlagen laſſen und logirte darinnen. Auf der Jagd erzählte er mir ſeine Aventüre. Ich hatte Curioſität, den Pagen zu ſehen, und ritt zu ſeinem Zelte; er rief den Pagen und präſentirte ihn mir. Ich habe in meinem Leben nichts Artigeres, als das Mädchen in Pagenkleidung war, geſehen; ſie hatte ſchöne große braune Augen, ein artiges Näschen, einen ſchönen Mund voller ſchönen Zähne, denn ſie lachte wie ſie mich ſah; ſie merkte wohl, daß der Graf mir alles erzählt hatte. Sie hatte ihre eigenen Haare, braune mit großen Bouklen. Wie er von Chambor wegzog und nach Italien reiſte, kam die Wirthin in einem Wirthshauſe gelaufen und ſchrie: Monsieur, courez vite là-haut, votre Page accouche! — Sie bekam ein Töchterchen. Man ſteckte Mutter und Tochter in ein Kloſter zu Paris. So lange der Graf gelebt, hat er wohl für ſie geſorgt; er ſtarb aber in Morea und der Page hat ihn nicht lange uberlebt; ſie iſt wie eine Heilige geſtorben. Das Töch-

terchen hat ein Freund vom Grafen, Madame de Montespans Neveu, versorgt; nach dessen Tode hat der König dem armen Mensch eine Pension gegeben. Ich glaube, sie ist noch im Kloster."

So weit die alte originelle Dame, die mitten in der verfeinerten Hofsphäre Ludwigs XIV. nicht müde wurde, ihr deutsches Sauerkraut zu speisen und in Manieren und Sprache die deutsche Hausmutter zu spielen. — Der Graf ging von Venedig nach Madrid, dann hielt er sich in Holland einige Zeit auf, auch in Hamburg, kam dann an den Hof zu Stockholm, wo er mit den Anerbietungen, die man ihm machte, nicht zufrieden war, dennoch aber, wieder durch Fraueneinfluß, sich bestimmen ließ, eine diplomatische Sendung nach Windsor an den König Jacob II. zu übernehmen.

In England stellten ihm die Verwandten der Gräfin Southampton nach, verwickelten ihn in Zweikämpfe, und selbst der Gefahr einer Vergiftung war er ausgesetzt. Auf den Rath des Königs, der sich väterlich für ihn interessirte, verließ er Englands Boden, um sich auf der Flotte einzuschiffen, die nach Afrika bestimmt war, um Tanger zu belagern. Die Schiffe wurden durch widrige Winde zurückgehalten, und der ungeduldige junge Held nahm durch Frankreich und Spanien seinen Weg, um rasch vor Tanger anzulangen. Hier

erntete er wieder Ruhm und Waffenehre. Die darauf folgenden Jahre werden in beſtändigen Kriegszügen hingebracht. Dreimal kehrt er nach Afrika zurück, wir finden ihn auf der britiſchen Flotte vor Algier, dann in Madrid, dann in Holland, in England, in Deutſchland.

An der Spitze eines ſelbſtgeworbenen franzöſiſchen Regiments ſehen wir ihn Courtrai belagern, wo er verwundet wird, aber dennoch bald darauf in rapidem Marſch nach Catalonien eilt, um das franzöſiſche Heer mit dem Ruhm ſeiner Waffen zu unterſtützen. In venetianiſche Dienſte eingetreten, nimmt er unter dem Oberbefehl ſeines Oheims, Otto von Königsmark, an der Belagerung von Navarin und Modon Theil, und die gefahrvolle Unternehmung bei Argos zählt ihn mit unter die heldenmüthigſten Krieger.

Hier war jedoch ſeiner Laufbahn ein Ziel geſetzt. Nicht dem Schlachtentode fiel er zum Opfer, ſondern einer Seuche, die ihn nach kurzem Schmerzenslager im Monat Auguſt 1686 in Morea dahinraffte. Er hatte noch nicht ſein ſiebenundzwanzigſtes Jahr vollendet. Seine ſterblichen Ueberreſte, mit denen ſeines Oheims, der bald nach ihm ebenfalls den böſen Einflüſſen des Klimas unterlag, wurden in die Familiengruft nach Stade gebracht. So war dieſes Epos beſchloſſen, deſſen Held ſo viel Gefahr, Liebe und ritterliche Tugend der

Welt gezeigt hatte. Das damalige Europa hatte auf ſeinem Welttheater einen hübſchen Schauſpieler weniger, die Paläſte und Fürſten ſahen aus ihren Räumen eine elegante Figur verſchwinden, die Putzgemächer und Schlafkabinette der Frauen verloren ihren keckſten und ſiegreichſten Eindringling. Auch mit den Muſen hatte er ſich abgegeben, und zwar nicht auf eine ſo gezwungene und zweifelhafte Weiſe wie der alte Marſchall, ſein Großvater.

Welche Thränen und Seufzer mögen dem Sarge gefolgt ſein, der ſeine Reiſe von Morea nach Stade antrat! Wie manches junge Herz in der Kloſterzelle, im Palaſt und in der Hütte mag bei der Trauerbotſchaft ſchmerzlich und krampfhaft ſich zuſammengezogen haben! Wir haben hierüber keine Nachrichten, und ohne die plauderhafte Feder der alten Prinzeſſin von Orleans wüßten wir nicht einmal die anmuthigen Details von dem Pagen. Auf dieſen Pagen zurückzukommen, ſo ſtarb er — oder ſie — wie eine Heilige; ſo ſagt uns nämlich unſere Berichterſtatterin. Die Tochter, die ebenfalls im Kloſter erzogen wurde, verlor ihre Penſion, als Ludwig XIV. ſtarb, und unter dem Namen einer Mademoiſelle d'Holland trat ſie in die Welt, vermählte ſich mit einem gewiſſen Chevalier de Cavado, der ihr eine Rente von 40,000 Livres zuſicherte, und hatte ſpä-

ter die Undankbarkeit, die Schweſtern ihres Vaters, Aurora und Emilie, in einen Proceß über die Nachlaſſenſchaft des Grafen Königsmark, ihres Vaters, zu verwickeln. Der Proceß ſchlug nicht zu ihren Gunſten aus; dennoch verſtieß Aurora, in angeborener Milde, dieſes Kind der Liebe ihres Bruders nicht; ſie that für daſſelbe was nur in ihren Kräften ſtand.

Philipp Chriſtoph war ein Bruder Karl Johanns, und ihm in ſehr vielen Charaktereigenſchaften ähnlich, an körperlichen Vorzügen ihn jedoch übertreffend. Wenn wir einem Portrait Glauben ſchenken wollen, das aus der Nachlaſſenſchaft Aurora's ſtammt und ſich jetzt im Privatbeſitz in Dresden befindet, ſo glich er ſeiner ſchönen Schweſter und vereinigte in ſeinen Geſichtszügen denſelben Liebreiz mit demſelben Adel und Geiſt. Die gewinnende Anmuth der Schweſter war auch ihm eigen, aber ſein Scherz war nicht ſo unſchuldig, ſeine Spöttereien nicht ſo harmlos; er war muthwillig und boshaft, und da ſeine Keckheit ſich keine Grenzen ſetzte, ſo iſt ein großer Theil ſeines Misgeſchicks dieſer gefährlichen Gabe, die die Welt liebt, aber zugleich verfolgt, beizumeſſen. Er wich hierin von ſeinem Bruder ab, der auch darin das wahre Bild des chevalier sans peur et sans reproche war, daß er nie über Frauen oder zarte Verhältniſſe ſpottete,

was Philipp gern that, wenn es galt, einen ſchläfrigen Hofcirkel zu beleben und die Fürſten lachen zu machen.

Das Schickſal dieſes jungen Mannes, der als der Letzte ſeines Stammes fiel, iſt ein wunderſam ſchauerliches; es tauchen in demſelben alle dunkelen Schrecken der Mordluſt des Mittelalters auf, um ſich mit dem feinen Gifthauch der modernen Intrigue des achtzehnten Jahrhunderts zu vereinigen. Noch weiß man nicht gewiß, wo und wie dieſe glänzende Erſcheinung ſich verlor, auf welche Weiſe ein junger Mann endete, der reich, übermüthig, angeſehen, von den Fürſten geliebt, dem mächtigſten Adel entſproſſen, ſeine Laufbahn begann. Sein Grab iſt mit grauſenhaftem Dunkel umhüllt. Tauſende haben darnach geforſcht und es nicht finden können. Seine unglückliche Schweſter ſetzte ganz Europa in Bewegung, um das Geheimniß dieſes Verſchwindens aufzuklären; umſonſt. Noch jetzt iſt die Gruft, in welcher Philipp Chriſtoph von Königsmark verſchwand, eine von jenen myſteriöſen Grabſtätten, deren die Geſchichte mehre zählt, ein Grab, das weder Mitwelt noch Nachwelt zu bezeichnen weiß, auf das keine Thräne der Andacht, kein Gebet des Gläubigen niederſank. Es ſteht ein altes Schloß in Deutſchland; es geht eine Sage, daß man dort vor einem Jahrhundert zurück unter dem Parketboden eines Schlafgemachs ein männ-

liches Skelet gefunden habe. (Reminiscences d'Horace Walpole. Paris 1826.) Dies, behauptet man, waren die Ueberreste jenes Unglücklichen, aber historisch gewiß ist es keineswegs.

Nichts charakterisirt die Höfe des siebzehnten Jahrhunderts und des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts mehr als Thatsachen, wie wir jetzt eine berichten wollen. Welch ein Drama, abwechselnd Trauerspiel und Posse! Welch ein Durcheinander von Leidenschaften! Wie hört man an alle Thüren den Finger der Intrigue klopfen, wie schleicht die langen halbdunkeln Corridore entlang der verlarvte Amor, eine in parfümirte Spitzen und blutige Flore gehüllte Muse hinter sich schleppend! Wie rauscht im Saale der Tanz, wie fliegen auf silbernen Sohlen die berauschten Tänzer, wie tummelt sich der Maskenzug, indeß im einsamen Gemach die Sorge sitzt und der fahle Liebeskummer! Diese alten Schlösser mit ihren goldbrokatenen Wänden, ihren heimlichen Tapetenthüren, ihrem summenden Schwarm von Gästen, wie wunderlich stehen sie da, wenn wir sie aus der Ferne unsers kalten, geregelten, anständigen Jahrhunderts betrachten! Welche Glut schimmert aus diesen verhüllten Fenstern, die auf dunkle rauschende Bäume des Parks niederschauen, rothe Lichter auf die weißen Schultern und Hüften der Statuen werfend! Still!

die Mandolinen girren, die Flöten koſen, durch die Taxusgänge des Parks flattert verbuhlte Seide, koketter Flor. Das ſchamhafte Blut der jungen Roſe leuchtet im Dunkeln heller auf am Buſen einer trunkenen Nymphe, die ſich taumelnd in die Nacht einer Laube verliert. Seht jene Schaar junger Schäfer! Ihre kleinen Hüte, ihre Stäbe verwickeln ſich jeden Augenblick in die Hecken, ſie lallen Lieder, von denen Theokrit nichts weiß, ſie führen Tänze auf, von deren Verſchlingungen ſich die keuſche Terpſichore unwillig abwendet. Und jene Nymphe iſt eine Nonne und dieſe Tänzer ſind junge Prieſter. Wie gefällt euch das? Heißt das nicht das Leben genießen? Heißt das nicht alle Foderungen erfüllen, die ein leichtſinniges Jahrhundert an ſeine leichtſinnigen Kinder ſtellt? Ihr ſchüttelt das Haupt, ihr wollt von dieſem Frevel nichts wiſſen, und doch — ich könnte euch ein Jahrhundert nennen, das dieſe bunten Sünden, dieſen bacchantiſchen Wahnſinn des Genießens nicht kennt, ein Jahrhundert, ernſt, prüde, pedantiſch und kalt, ein Jahrhundert, das mit ſeiner Tugend und ſeinem Ernſte prahlt, und das, in geheimen Laſtern der Selbſtſucht und der Habgier ſchwelgend, nicht gerade ſehr hoch über jener Zeit ſteht.

Von dem frühern Leben unſers jungen Helden iſt wenig zu ſagen. Die Geſchichte, die wir erzählen wol-

len, füllt eigentlich ſein ganzes Leben aus. Er kämpfte auf dem Felde der Liebe und ſtarb auf demſelben mit eben dem düſtern Ruhm, wie man auf dem Felde der Ehre zu ſterben pflegt. Die arme Mutter, nachdem ſie ſchon zwei ihrer Söhne verloren hatte, entließ mit großem Kummer dieſen dritten, jetzt einzigen. Auch er ging auf Reiſen, auch er fand ſich bald in Venedig, welches das damalige Paris war, mit den jungen Fürſtenſöhnen Deutſchlands zuſammen. Hier lernte er den damaligen Kurprinzen, nachmaligen König Auguſt von Polen und Kurfürſten von Sachſen kennen. Beide fanden ihre größte Luſt in Liebesabenteuern. Auguſt entwickelte ſchon hier jene Virtuoſität, die ihn in der Folge berüchtigt machte und die ſpäteren Genealogen bei Abfaſſung der Stammtafeln der ſächſiſchen und polniſchen Familien ſo oft in Verlegenheit ſetzte. Einzelne, aber nur ſehr flüchtige Kriegsunternehmungen in Ungarn wider die Türken bildeten Epiſoden im vergnügensreichen Leben des jungen Königsmark. Um Kriegsruhm war es ihm nicht zu thun, wie ſeinem Bruder. Mit dem Kurprinzen heimgekehrt, trat er als ſehr junger Obriſt in die Dienſte ſeines fürſtlichen Freundes und ließ ſich's wohl ſein im Glanze und im Luxus des dresdener Hofes. Aber zwei ſo renommirte Liebesritter konnten nicht lange auf einem und demſelben Felde friedlich neben einander Lorbern

ernten. Der Graf entfernte ſich und räumte dem Fürſten das Feld. Auguſt war unterdeſſen zur Krone gelangt, und nun begann der Pomp und der Tumult der Feſte, die faſt ein halbes Jahrhundert hindurch das kleine Sachſen zum Schauplatz alles Glanzes und aller Intriguen Deutſchlands machten und die Blicke von ganz Europa auf einen Fürſten lenkten, der mit chevalereſker Anmuth ſich auf einem ſchwankenden Königsthrone hielt und, von einem Serail ſchöner Frauen umgeben, es wagte, den großen Ludwig Frankreichs zu imitiren. Das größere und hellere Strahlen werfende Geſtirn des preußiſchen Friedrich verdunkelte ſpäter dieſen ſchönen, leichtſinnigen Fürſten, der mit dem Scepter ſpielte, als wäre es eine brillantene Buſennadel.

Mit der Entfernung Königsmarks von Dresden und ſeinem Eintritt in die Dienſte des Herzogs von Braunſchweig zu Hanover entſchied ſich das tragiſche Loos unſers Helden. Um jedoch dieſe Kataſtrophe unſeren Leſern klar vorführen zu können, müſſen wir ein Blatt aus der Geſchichte Hanovers aufſchlagen. — Zwei Brüder herrſchten in großer Nähe neben einander. Der kleine Hof zu Braunſchweig-Lüneburg-Celle war der Sitz des ältern Bruders, des regierenden Herzogs Georg Wilhelm, die glänzendere und bei weitem mächtigere Hofhaltung in Hanover hatte Ernſt Auguſt, Anfangs

Herzog, ſpäter Kurfürſten von Braunſchweig-Calenberg-Göttingen, an der Spitze. Georg Wilhelm hatte ſich mit einer Franzöſin, einer Mademoiſelle d'Albreuſe, vermählt, Ernſt Auguſts Gemahlin war die Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, Sophie, jene berühmte Freundin Leibnitzens, jene Enkeltochter König Jacobs I., durch welche Verwandtſchaft das Haus Braunſchweig-Hanover auf den Thron Englands gelangte. Die beiden Brüder führten ziemlich offen mit einander Krieg. Georg kam von ſeinem Schloß zu Celle nie nach Hannover herüber, wenn es dort Feſte gab; er mochte das Weib ſeiner Wahl, die Tochter, die ſie ihm geboren, nicht dem Geſpött der Schranzen am Hofe ſeines Bruders ausſetzen; dagegen gab Ernſt Auguſt deutlich zu verſtehen, daß er auf das Erlöſchen des Celleſchen Stammes warte, um das Erbe, das eigentlich nie hätte getheilt werden ſollen, wieder beiſammen zu haben. Die diplomatiſchen Noten über dieſen Gegenſtand wurden eben nicht mit ſehr großer Feinheit gewechſelt. Der alte Georg Wilhelm fing nun ſeinerſeits auch an zu cabaliſiren und verrannte dem Bruder die Wege zur Erlangung der Kurwürde für das Haus Hanover. Als aber die Kurwürde dem Bewerber dennoch zu Theil ward, ſetzte er beim Kaiſer durch, daß ſeine unebenbürtige Gemahlin in den Reichsfürſtenſtand und die Tochter zur Prinzeſſin

erhoben wurden. Somit war der Allodialbesitz seiner Linie gesichert, und Ernst August sah seine Plane auf die Cellesche Erbschaft scheitern. Es mußten nun andere Mittel in Anwendung gebracht werden, um zum Ziel zu gelangen. Da machte sich denn die Kurfürstin Sophie auf den Weg. Sie verließ auf einige Zeit ihre Bücher, ihre gelehrten Apparate, ihre Erdgloben und Himmelskarten, ertheilte gnädig ihrem berühmten Freunde die Erlaubniß, einstweilen nach Berlin zu gehen, wo eine andere fürstliche Schülerin, Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen, seiner wartete, und erschien am Hofe zu Celle, um ihren eigensinnigen Schwager zu bearbeiten. Es gelang. Georg Wilhelm gab sein Kleinod, den Glanz und den Ruhm seiner alten Tage, sein schönes, kluges, unschuldiges Mädchen, seine einzige Tochter hin und willigte in ihre Vermählung mit Georg Ludwig, dem ältesten Sohne des Kurfürsten. Sophie, glücklich, ihrem etwas verwilderten, rohen Sohne eine hübsche, tugendhafte Frau, und ihrem länderfüchtigen Gemahl die Cellesche Erbschaft überbringen zu können, kehrte im Triumph nach Hannover zurück, nach sich schleppend das arme Opfer, die unglückliche Sophie Dorothea, die hiermit den Dämonen jeglichen Misgeschicks, das ein fürstliches Haupt treffen kann, übergeben wurde.

Der Hof von Hanover im Jahre 1682 ist nur einer jener Schauplätze phantastisch lasterhafter Gruppirungen, wie wir sie oben leichthin skizzirt. Zwei Schwestern von dunkler Herkunft erschienen eines schönen Tages am Horizont dieses Hofes. Ernst August, ein Fürst, der die Schönheit suchte und den Geist nicht fürchtete, kam den Abenteuerinnen entgegen und nahm sie huldvoll auf. Die ältere wurde dem Hofmarschall Grafen Platen vermählt; die jüngere wählte einen Kammerherrn. Beide Schwestern blieben dabei ihren ursprünglichen Missionen treu, die ältere als Freundin des Kurfürsten, die jüngere als die seines Sohnes. Der Hofmarschall und der Kammerherr waren demnach Figuren, wie es deren an den Höfen damals zu hunderten gab. Die Gräfin Platen — denn an ihr Portrait müssen wir schon einige Pinselzüge mehr verwenden — war eine Frau, die mit der kleinen Kattunschürze der Putzmacherin anfing und mit dem Hermelinmantel aufhörte. Mit allen Leidenschaften einer Medea ausgerüstet, mit der Schönheit einer Helena und der wilden Gluth einer Phädra, verließ sie die dunkle, enge Hütte, um mit sicherm Schritt den Marmorboden der Paläste zu betreten.

Diese Gräfin Platen ist eine Frau, wie deren das achtzehnte Jahrhundert manche aufzuweisen hat, eine Frau,

deren Schritte nichts zu hemmen im Stande iſt und die jeden Weg, auch den durch die furchtbarſten Schrecken bezeichneten, ſicher wandeln, um nachher am Ziele die Bewunderung der Mitwelt in Empfang zu nehmen. Gegen eine ſolche Geſtalt voll unheimlicher Schrecken konnte ſich die blühende, kindliche Unſchuld nicht halten. Geknickt, gebrochen mußte die Blume dahinſinken.

Als die Prinzeſſin Sophie Dorothea zu Hanover erſchien, fand ſie bereits alle Gemüther gegen ſich eingenommen. Der Kurfürſt ließ es ſeine Schwiegertochter empfinden, daß er ſo lange und mit ſo großer Mühe nach ihrem Erbe getrachtet, und daß ſie die Tochter des Mannes war, der es gewagt hatte, ſich ſeiner Gelangung zur Kurwürde zu widerſetzen. Ihr Gemahl, ein ewiger Jäger und Herumtreiber, nahm ſie, als eine ihm Aufgedrungene, kalt auf und gab willig den Einflüſterungen ſeiner Geliebten, der Kammerherrin, Gehör, die Gründe genug hatte, den Einfluß der Prinzeſſin zu ſchmälern. Die Kurfürſtin endlich, die die Partie gemacht und von der man hätte glauben ſollen, daß ſie der wirkſamſte Schutz der Schwiegertochter ſein würde, gab, in ihre gelehrten Studien vertieft, wenig auf das Acht, was am Hofe vorging. So war, durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden, Anfangs gerade diejenige, die ſpäter ihre erbittertſte Feindin werden ſollte,

ihre erſte wohlwollende, theilnehmende Geſellſchafterin und Beſchützerin — die Gräfin Platen. Unumſchränkt am Hofe herrſchend, fürchtete dieſe ſtolze Frau die ſcheue, ſchüchterne Prinzeſſin nicht, die von Niemanden geliebt, von Niemanden in ihren Rechten und ihrer Stellung geſchützt wurde.

Die Lage der Verhältniſſe wurde jedoch anders, als Königsmark am Hofe zu Hanover erſchien. Wir haben ſchon bemerkt, daß er Dresden verließ, weil ſeine Triumphe dem gleichfalls triumphirenden fürſtlichen Freunde auf die Länge beſchwerlich fielen. Er benutzte eine genaue Bekanntſchaft mit einem jüngern Sohne des Kurfürſten und kam nach Hanover, um als Gardeobriſt in die dortigen Dienſte zu treten. Das eigentliche Motiv ſeines Kommens war indeß wohl die Prinzeſſin, die ſeine Jugendgeſpielin geweſen, und zwar zu einer Zeit, wo die d'Albreuſe noch nicht als rechtmäßige Gemahlin des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg-Celle anerkannt war. Wie grauſam war es nun von den Feinden der armen Prinzeſſin, wenn ſie in der Freude, die ſie empfand, den Geſpielen ihrer glücklichen Kindheit wiederzuſehen, in ihm endlich ein Herz zu finden, das ſich mit der ganzen ſüßen Leidenſchaftlichkeit gewohnter und früh geübter Freundſchaftsrechte ihr zuwandte, einen Verrath an den Pflichten der Ehefrau und Fürſtentochter

erblickten! Freilich trat Sophie Dorothea mit dem vollen Stolz der Tugend auf; sie hielt es für unmöglich, daß ein Schatten des Verdachts auf sie fallen könne, und darum nahm sie die Weise edler Frauen an, die sich zwanglos und offen viel vor der Welt erlauben, weil sie sich im Geheim nichts erlauben.

Jetzt, da der Freund ihr zur Seite war, erschien sie wieder im Kreise der Genüsse; man sah sie auf Bällen und Maskeraden. Ihr munterer Geist, seine Flügel wieder regend, erfand Scherze, leitete kleine Ueberraschungen, erlaubte sich in heiterer Rede jene rosenfarbene Bosheit, die eine schöne Frau so gut kleidet. Sie wurde liebenswürdig, und sogar — wie abscheulich klingt dieses Wort! — ihrem Gemahl gefährlich. Da griff die Kammerherrin zu den Waffen; sie lief zu ihrer Schwester und machte diese auf die Gefahr aufmerksam. Zum ersten Mal in ihrem Leben hörte aber die Gräfin nicht auf Politik; sie dachte an etwas Anderes. Ihr Herz, oder vielmehr ihre Sinne waren eingenommen, sie liebte den schönen Königsmark, und alle Kurfürsten und Kurprinzen der Welt gingen sie in diesem Augenblick nichts an. Sie vernachlässigte ihre eigene Mission, wie hätte sie die der Schwester beachten sollen!

Die Kammerherrin, eine gemeine Natur, bemerkte kaum den Gemüthszustand der Schwester, als sie schnell

nach einer andern Richtung hinlenkte, wo derselbe Erfolg durch andere Mittel erreicht wurde. Sie gab ihr zu verstehen, daß Königsmark ihrer Leidenschaft Hohn spreche, daß er schon seit lange der erklärte Geliebte der Kurprinzessin sei. Die stolze Schwester, gewohnt, überall zu siegen, hatte einen solchen Verrath für unmöglich gehalten, da der schlaue Königsmark, um seinerseits den Ruf der Prinzessin zu wahren, die zu rücksichtslos auftrat, sich vor der Welt die Miene gab, ein Verehrer der Hofmarschallin zu sein. Aufmerksam gemacht durch die arglistige Schwester, blickte jetzt das Auge der von Leidenschaft Berauschten schärfer, und nun beleidigten sie zu gleicher Zeit der sichere Stolz der Vertraulichkeit von Seiten der Prinzessin und die glatte, zweideutige Natur des jungen Ritters. Sie spähte, lauschte und war immerwährend auf der Hut.

Diese Espionnage langweilte den edeln Grafen; er wurde gegen die mächtige Schöne öffentlich kaltsinnig und abstoßend. Mit der Vertrauten seiner Jugend erlaubte er sich über die kühnen Verfolgungen der Gräfin zu spotten. Damals war man an den Höfen nicht so zart wie heutzutage, die Anspielungen, die Scherze, die Kritik der Sitte, Alles trug den Stempel der Molièreschen Lustspielmanier; die kleinen scandalösen Verse, die damals keusche, ja sogar strenge Frauen machten, würde heut-

andere Stimmen versichern flüsternd, der Graf habe nach der Oper einen Besuch bei der Prinzessin abgestattet und sei, auf dem Ruhebette derselben sitzend, von fünf Vermummten ergriffen, geknebelt und fortgeschleppt worden, während die Damen der Prinzessin und diese selbst in Ohnmacht gefallen. Von alle dem ist nichts als sicher ermittelt worden.

Lange Zeit glaubten auch die Zeitgenossen nicht an den Mord. Hier und da tauchte ein Graf Königsmark auf, bald in der zerlumpten Kleidung eines verfolgten Flüchtlings, bald in fremder Uniform; ja sogar in der Türkei, im Dienste des Sultans, wollte man jenen Unglücklichen wiedergefunden haben, der auf so räthselhafte Weise verschwunden war. Die armen Schwestern litten dabei sehr, wie man sich denken kann. Immer wieder hoffend, wurden sie immer wieder getäuscht. Oft drangen Betrüger sogar in ihre Vorzimmer und erpreßten Geld, indem sie die edelsten Schwestergefühle brandschatzten. Endlich schließt Aurora, müde dieser ewigen Täuschungen, ihre geheimen Acten.

Aus allen Beweisen, die sie sorgfältig gesammelt, geht nun ziemlich als Gewißheit hervor, daß auf Anstiften der Gräfin Platen der Graf Königsmark in jener Nacht meuchlings und unter Martern in einem Gewölbe des Schlosses gemordet und daselbst auch begraben wor-

den. Der zum Tode Getroffene hat noch um einen Prieſter gebeten, den man ihm verweigerte. Zu Vollſtreckern des Mordes, den ein eiferſüchtiges, wüthendes Weib ganz allein veranlaßte, wurden die Vertrauten und Diener des Kurprinzen gebraucht, der gegen ſeine Gemahlin den Verdacht des Ehebruchs ausſprechen mußte. Der Kurprinz ſelbſt hat nie dieſe ſchmähliche Anklage veröffentlicht, auch für ſich ſelbſt ſchwerlich jenen Verdacht gehegt; er war aber indifferent und kalt gegen die Prinzeſſin, und ließ geſchehen, was er weder verhindern wollte noch konnte.

Nächſt dem kläglichen Schickſal des armen Königsmark nimmt das der Prinzeſſin Sophie Dorothea das Mitgefühl auf's Lebhafteſte in Anſpruch. Sie wurde auf das Schloß Ahlen verbannt und dort gefangen gehalten. Ihre Hofdamen unterwarf man einem grauſamen, argliſtig verfänglichen Verhör, das in den Papieren Aurora's ſich ebenfalls noch aufgezeichnet gefunden hat.*) In dieſer Gefangenſchaft befand ſie ſich noch, als ihr Gemahl als Georg I. den Thron von Großbritannien

*) Neuerdings ſind die eigenhändig geſchriebenen Memoiren dieſer unglücklichen Prinzeſſin in England erſchienen, und die monatlichen Ergänzungsblätter zur „Allgemeinen Zeitung" haben in ihrem Decemberhefte vom Jahre 1845 einen Auszug aus denſelben gegeben, auf den wir hiemit verweiſen.

beſtieg; ſie wollte ihren Kerker nicht verlaſſen, er war ihr lieb geworden. Ihr edles Gemüth, durch Poeſie und Muſik gehoben, durch einen großen Schmerz geheiligt, von einem rührenden und ſchuldloſen Liebesangedenken erfüllt, ſah in der Nacht des Kerkers keine Nacht, in der Einſamkeit keine troſtloſe Oede. Die Perfidie der Welt, der uralte Treubruch, die ewig ſiegende Gemeinheit, die vergoldete Kette der Sclaverei hatten mit allzuheftigen Eindrücken ihre reine Seele gefoltert; ſie wollte in die Gemächer nicht mehr zurück, die von Gold gleißen und an denen Blutflecke haften. Königsmark verdiente nicht durch ſeinen Leichtſinn, wohl aber durch ſeinen ſühnenden, alle Schuld tilgenden, ſchreckenvollen Tod, in einem ſolchen Herzen zu wohnen.

Nächſt dem tragiſchen Ausgange dieſes Dramas feſſeln uns auch anmuthige Epiſoden deſſelben. Die Aufſätze, die ſich im Nachlaß Aurora's finden, ſind theils von ungenannten Berichterſtattern, denn es war ſicherlich gar gefährlich, über dieſe Dinge im damaligen Deutſchland laut zu ſprechen, theils von Aurora's Hand geſchrieben. So erfahren wir, daß Watteau in ſeinen berühmten Gemälden nur die Natur copirte, denn es werden hier ländliche Feſte geſchildert, wo im Garten oder auf der Wieſe junge Männer und Frauen im Schäfercoſtüm Tänze aufführen und Spiele ſpielen, gerade wie Wat-

teau ſie gemalt hat. Aurora ſchreibt: „Wenn ſie (nämlich die Gräfin Platen) mit ihm (mit Königsmark) zufrieden war, wußte ſie nicht, wie freundlich ſie mit ihm ſein ſollte. Einesmals zu Linzburg (ein kurfürſtliches Jagdſchloß) aßen der Kurprinz, die Kurprinzeſſin, Gräfin Kneſebeck und Andere das Frühſtück im Holze. Da war ſie ſo contente, daß ſie ihre Hautbois blaſen ließ, den Grafen Königsmark bei der Hand nahm, eine gute Viertelſtunde mit ihm herumtanzte, ihn immer in ihre Arme laufen ließ und ſich ſo ridicülement dabei anſtellte, daß die Kurprinzeſſin ſich todt lachen wollte.“ — Ein anderes Document, eine Ausſage, von fremder Hand geſchrieben, enthält das Bekenntniß eines Künſtlers, der in Wachs modellirte, eine Kunſt, die die Prinzeſſin lernen wollte, wie damals viele vornehme Damen. Dieſer junge Mann erzählte, er ſei gerade in dem Moment, als der Graf von den Vermummten überfallen und gebunden worden, im Zimmer der Prinzeſſin beſchäftigt geweſen und habe ſich beim Tumult hinter einen Fenſtervorhang verſteckt. Dieſer ſelbe Zeuge will denn auch die Mordſcene unten im Gewölbe mit angeſehen haben, und zwar beſchreibt er zugleich, wie man den Leichnam in einer Grube im Gewölbe verſcharrt. Dieſer Ausſage widerſprechen jedoch, wie wir ſchon oben bemerkt, andere Berichte. Ein unbeſtreitbares Factum bleibt, daß man die

Leiche nicht fand, und daß trotz aller Reclamationen von Seiten des sächsischen Hofes, an dem damals Aurora allmächtig war, vom Kurfürsten keine gerichtliche Untersuchung und Bestrafung der Thäter zu erhalten war.

So starb der letzte der Grafen Königsmark; ein gräßliches Ende bei einem so stralenden Anfang. Sein Wappen und sein Schwert haben nicht, wie es beim Aussterben einer Familie gebräuchlich war, über seiner Gruft zerbrochen werden können. Er büßte für den Hochmuth und die Eitelkeit seiner Vorfahren.

Wir gehen jetzt zu dem Hauptgegenstande unserer Aufmerksamkeit über, zu dem Bilde Aurora's von Königsmark. Auf die Schwelle der geöffneten Pforten des achtzehnten Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts voll Glanz und Frivolität, tritt sie als eine Gestalt, die unsere Blicke sogleich auf sich zieht, denn mit ihrer Schönheit kann keine wetteifern, ihre Anmuth hat nicht ihres Gleichen, und was ihren Geist betrifft, so ist er von jener köstlichen Frische und jener süßen, duftenden Fülle, wie er unter den Frauen aller Jahrhunderte nur in seltenen Beispielen vorkommt; vor allem aber war er in jener Zeit eine wundersame Erscheinung, wo noch die Nachstürme der barbarischen Sittenzerstörung des dreißigjährigen Krieges über das civilisirte Europa hinwehten. Wenn man diese

junge Frau betrachtet, ſo erſcheint ſie wie eine Blume, mild und anmuthig, und dann wieder wie der Diamant ſcharf und blitzend. Das damalige Deutſchland war nicht reif für ein Weib dieſer Art, für einen eminenten ſchöpferiſchen Geiſt, den die Natur, wie im abſichtlichen Contraſt, in die weichſte, ſchönſte, weiblichſte Körperform gekleidet hatte. Frankreich hätte dieſe Tochter des Genies und der Schönheit beſſer zu ſtellen, ihre Eigenſchaften beſſer zu nützen gewußt. Friedrich Auguſt ſah in ihr nichts als eine reizende Geliebte, während er in ihr einen Freund, einen Miniſter hätte ſehen ſollen. Er ſuchte bei ihr nur das Weib, während er bei ihr den Mann, den rettenden und kühnen Geiſt, den Genius ſeiner Krone hätte finden können. Dies Alles konnte Aurora ſein; daß ſie es nicht war, daß auch ſie unter dem Fluche litt, der auf einem feigen und ſchwankenden Scepter ruhte, darf ihr nicht zur Laſt fallen. Dieſer Satz darf jedoch nicht misverſtanden werden. Wir wollen keineswegs einem Weiberregiment dieſer Gattung das Wort reden, indem wir Aurora's Stellung als ihrer nicht würdig bezeichnen.

Ein Weib zu bewundern, blos weil es ſchön iſt, kann in manchen Fällen zur Beleidigung werden. Immer nur die Eigenſchaften des Geſchlechts mit Bewunderung herauszuheben, wo der Geiſt nach Anerkennung

dürftet, kann einer Frau ſo ſeltener Art wie Aurora eine faſt tödtliche Kränkung bereiten. Sie hat Worte der Weisheit auf den Lippen, und man verlangt von dieſen Lippen — nur einen Kuß; der Geiſt leuchtet aus ihrem dunkeln, ſinnenden Auge, und man verlangt von dieſem Auge nichts, als daß es Liebe blinzle. Gemeine Künſte, alltägliche Plauderei der Liebe, zärtliche Gemeinplätze des Boudoirs, das Schmollen einer Griſette, Affenſprünge der Koketterie, kurz der ganze Apparat eines Tête-à-Tête, wie ſie der gewöhnliche Mann beim gewöhnlichen Weibe ſucht, alles das dünkt der ungewöhnlichen Frau Verrath an ſich ſelbſt und der Liebe. Aurora war eine ſolche ungewöhnliche Frau, Friedrich Auguſt aber war ein ſolcher gewöhnlicher Mann, und trotz ſeines affectirten Ritterthums nie im Stande, der wahre Ritter einer edlen Frau zu ſein. Aurora litt am meiſten darunter, denn ſie mochte wol gehofft haben, in Sachſen zu herrſchen, ſo zu herrſchen, wie das Genie immer herrſcht, das heißt, Alles veredelnd, vergrößernd, verſchönernd. Aber obgleich ſie ſich in ihrem innerſten Weſen verkannt fühlte, hat ſich doch nie Bitterkeit in Aurora's Gemüth feſtgeſetzt; ſie blieb anmuthig, heiter bis zu ihren letzten Augenblicken, die ſie unter zänkiſchen alten Stiftsdamen verbrachte, in weicher Liebenswürdigkeit um die Neigung und das Wohlwollen ihrer Um-

gebung werbend. Sie wußte nicht, was Haß, was Neid, was Rachſucht war. In ihren guten Tagen war ſie allerdings eitel und hochmüthig, aber ſie war es wie ein Kind, harmlos, mit Muthwillen, über ſich ſelbſt ſcherzend. Dieſe wunderbare Frau hat keine eigentlichen Feinde gehabt; es iſt dies ein Beweis, wie kindlich ſie war, wie alle ihre großen Eigenſchaften auch darin den Stempel des Genies trugen, daß das Feuer nie verbrannte, nur leuchtete und wärmte. Wie großer Kummer ihr Herz traf, wie die verlaſſene Geliebte weinte, wie die gebeugte Mutter heimlich mit ihrem Schmerze rang, da tauchten Stimmen auf, die nach Aurora von Königsmark fragten, und dieſe Stimmen gehörten den Frauen und Männern an, die einſt von der allmächtigen Gebieterin vom Platze geſtoßen worden, die alſo nach dem Lauf der Welt ihre erbittertſten Feinde und hocherfreut über ihr Unglück hätten ſein müſſen, wenn Aurora eine Maintenon oder Pompadour geweſen wäre. Aber gerade dieſe Stimmen legten ehrenvoll Zeugniß für ſie ab. Unter den gemeinen Geliebten Auguſts, die er ſich überall zuſammenlas, ſelbſt da, wo der Fuß eines Königs nie hindringen ſollte, ſteht ſie da mit der höchſten Würde des Edelſinns bekleidet. Voltaire, der die Frauen eben nicht hoch ſtellte, ſieht in ihr das Ideal eines Weibes, die merkwürdigſte Frau zweier Jahrhun-

derte. — Wir wollen jetzt etwas näher auf ihr Schicksal und ihren Charakter eingehen.

Von ihren Brüdern glich sie am meisten dem ritterlichen Karl Johann, der auch ihr Lieblingsbruder war; an körperlichen Vorzügen kam ihr der jüngste Bruder am nächsten, der auch die Kunst, die Herzen zu gewinnen und den Geist durch Anmuth und Frohsinn zu beleben, mit ihr gemein hatte. Die schöpferische Intelligenz, die selbstständige kühne und kluge Lebensansicht war jedoch ihr allein eigen, hierin erreichte sie keine Frau, kein Mann ihrer Familie. — Es zeugt nicht eben von gutem Geschmack und ist für die Phantasie nicht sehr erbaulich, die Reize eines schönen Gesichts herzuerzählen; dennoch müssen wir bemerken, daß ihr Auge von einem in Deutschland und im Norden überhaupt seltenen Schnitt, lang und ziemlich weit gespalten, das Email vom reinsten, schönsten Weiß war, und der Stern in jenem braunen Lichte schimmerte, das am meisten geeignet ist, die Süßigkeiten einer zärtlichen Seele in sich aufzunehmen, ohne dabei dem Stral des Geistes Eintrag zu thun. Wenn sie lächelte. so hob sich das untere Augenlied und gab dem Auge einen sanften, schimmernden Glanz, durch den das Feuer des Geistes wie durch einen Schleier blickte. Die Nase war schön geformt, der Mund graziös und unendlich beredt, in

jeder Wendung durch neue Reize überraſchend. Es war ein Uebelſtand, daß ſie nach damaliger Mode Roth auflegte; dadurch wurden die natürlichen Roſen ihrer Wangen in ihrem Farbenſpiel gehemmt. Ihr Gang war ſtolz, ihre Geſtalt biegſam, ihre Schultern, ihr Nacken von einer Reinheit der Form und Schönheit der Färbung, wie ſie überall unter den Frauen der verſchiedenſten Nationen zu den Seltenheiten gehören. Ihr Haar war von einem gewiſſen Blond, das man lange nach ihr „ſchwediſch Blond“ nannte, obgleich gerade in Schweden dieſe Farbe ſelten vorkommt und eher im ſüdlichen Deutſchland, ſo wie in den mittleren Grafſchaften Englands zu Hauſe iſt. Aber was ſind alle dieſe Details, die wir aus den verſchiedenen Urtheilen der Zeitgenoſſen zuſammentragen, wenn es uns nicht gelingt, die Anmuth der ganzen Erſcheinung vor das Auge des Leſers zu zaubern? Das kann aber nur geſchehen, wenn wir ſie mit aufmerkſamem Blick im Leben ſelbſt verfolgen.

Ihre Kindheit brachte Aurora in Stade zu, wohin ſich ihre Mutter, die verwittwete Gräfin, eine geborene Wrangel, zurückgezogen hatte. Ganz in der Nähe war der kleine Hof von Celle, und da war es, wo Aurora und ihre Geſchwiſter mit der Tochter des Herzogs und der Mademoiſelle d'Albreuſe, der nachmaligen Prinzeſſin

von Braunſchweig-Lüneburg-Celle, deren Schickſal wir im vorigen Abſchnitt beſchrieben haben, zuſammen ſpielten. Aurora führte die Rechnungsbücher für ihre Mutter, wenn dieſe ſich auf Beſuchsreiſen in Stockholm und Kopenhagen befand. Dieſe Rechnungsbücher ſind noch aufbewahrt; die ſchöne Frau, die einſt faſt alle Fürſten Europas entzücken ſollte, hat es in dieſen beſcheidenen Regiſtern mit Kälbern, Schafen, mit Butter und Pöckelfleiſch zu thun. Dabei theilt ſie auch Almoſen aus, aber gerade ſo viel, nicht einen Pfennig mehr, als die Mutter ihr vorgeſchrieben. Dann geht ſie auf die Kindermaskerade und ſtellt mit großem Glück den Knecht Ruprecht vor. Nicht lange darauf ſehen wir ſie wieder rechnen und mit der Mutter correſpondiren. Endlich, als Mädchen von funfzehn Jahren tritt ſie in die große Welt ein. Sie und ihre Schweſter Emilie, nachmals vermählte Gräfin Löwenhaupt, beſuchen mit der Mutter die Höfe Deutſchlands und Schwedens. Die Erziehung Aurora's iſt vollendet; wir erfahren, daß ſie vortrefflich deutſch, franzöſiſch, engliſch, italieniſch ſpricht, daß ſie Geſchichte und ſogar Aſtronomie inne hat, daß ſie reizend die Theorbe ſpielt, dazu ſingt mit einer Stimme, die voll Schalkheit den Geiſt einnimmt und feſſelt, während er ihn nur angenehm zu unterhalten ſcheint, und endlich daß ſie Verſe niederſchreibt, die voll Zartheit

und Schwung ſind. Mit einer ſolchen Tochter kann man Wunder thun, und die alte Gräfin iſt ganz entzückt über den Beifall, den die Welt ihrem Liebling ſpendet. Von Emilie wird berichtet, ſie ſei auf beleidigende Weiſe ſtolz und ſtoße eben ſo viele Herzen von ſich, als ihre Schweſter anziehe; dabei hat ſie eine rothe Naſenſpitze. Da ſie aber eine prachtvolle Mitgift erhält, ſo zweifelt Niemand, daß ſie eine ſehr anſtändige Partie machen werde, die ſie auch macht und ſich dadurch bürgerlich glücklicher ſtellt, als die ſchöne und ausgezeichnete Schweſter.

Das tragiſche Verſchwinden des jungen Grafen Königsmark brachte Aurora zuerſt dahin, daß ſie ſelbſtſtändig und eigenen Entſchlüſſen folgend ſich in das Gewühl der großen Welt ſtürzte. Schon hier zeigt ſich ihr energiſcher, männlicher Geiſt. Sie wechſelt zuerſt Briefe mit den deutſchen Fürſten und ruft ſie zu Rächern der Unthat auf. Als aber dieſe ſich unter allerlei Vorwänden vorſichtig zurückziehen, geht das achtzehnjährige ſchöne Mädchen ſelbſt in die Schranken, um mit Argliſt, Tyrannei und Lüge zu kämpfen. Nie hatte die Gerechtigkeit eine reizendere Ambaſſadrice.

Unter den Fürſten, die Aurora aufruft, befindet ſich auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, deſſen Antwort folgendermaßen lautet: „Madame, gleich jetzund

empfange ich Ihr angenehmes Schreiben, und beklage von Herzen, daß Dero lieber Bruder so unglücklich gewesen. Ich habe die gute Hoffnung, er wird sich wol noch wiederfinden. Die Ursach ist hier gar nicht bekannt, doch kann man sich es wol denken. Die liebe Venus macht Manchen unglücklich, und kostet ihm wol gar sein Leben; doch schadet es nicht, wenn es noch der Mühe werth ist. Ich bleibe lebenslang Dero ergebenster Diener Friedrich Wilhelm. — Schwerin, den 18. Juli 1694. Nachschrift: Dem Schneider können Sie wol trauen. Adieu, mon cher ange!" Solche Briefe konnten nun freilich die arme Schwester nicht trösten.

Herr von Pöllnitz, ein galanter Kammerherr, der es mit der Etikette des Hofes sehr genau und mit der Wahrheit gar nicht genau nimmt, hat in seinem Buche la Saxe galante die Ankunft von drei Schwestern Königsmark in Dresden angegeben. Von diesen existirte die eine gar nicht und die andere blieb in Hamburg zurück, als Aurora die Reise allein antrat. Es läßt sich aber annehmen, daß eine ältere Cousine Aurora's, eine Gräfin Steenbock, sie begleitete, und aus dieser Cousine hat Herr von Pöllnitz eine Schwester gemacht. Auch kam Aurora nicht, wie die Saxe galante sagt, um einen Hamburger Bankier der Unterschlagung ihm anvertrauter

Gelder anzuklagen, ſondern lediglich um einen mächtigen Beſchützer gegen mächtige Uebelthäter in Anſpruch zu nehmen. Friedrich Auguſt hatte eben damals den Thron beſtiegen, und die Träume eines jungen Herrſchers, der die Welt zu ſeinen Füßen ſieht, umſpielten in den roſigſten Gebilden das Haupt dieſes ſchönen Fürſten, der den Frauen gefallen hätte, auch wenn er keine Krone getragen. Aurora, die wahrlich keine gewöhnliche Frau war, entging dieſem Zauber nicht.

Aurora ſetzte lange den Stolz ihrer Geburt und ihrer Tugend gegen den Achillesglanz männlicher Schönheit und Verführungskunſt. Sie unterlag, aber ſie unterlag wie große Seelen der Erde anheimfallen, ſelbſt im Staub noch den Glauben an die Unſterblichkeit der Liebe und Ehre feſthaltend. Als ſie die erklärte Geliebte eines Fürſten ward, ſie, die freie Tochter freier Stämme, ſie ſelbſt fürſtlichem Geblüt entſproſſen, trug ſie dieſen entweihten und entweihenden Kranz mit dem Stolz einer Königin. Ihr Geiſt, ſtark und edel, trug ſie empor und ließ die kleine Miſère des gefallenen Weibes vor dem ſieghaften Bewußtſein einer großen Lebensaufgabe verſchwinden. Auguſt, ſo ſchwach er war, ſo wenig Verſtändniß für Geiſtiges er immerdar gezeigt, empfand doch, daß er durch ſeinen fürſtlichen Muthwillen hier ein weibliches Weſen momentan beleidigt,

nicht aber gebeugt hatte. Sein Treubruch war das Signal zu Aurorens geistiger Herrschaft über ihn.

August, als er Aurora kennen lernte, hatte eben ein gefallsüchtiges, zudringliches und gewöhnliches Weib mit vieler Mühe bei Seite geschafft, indem er sie einem seiner auswärtigen Gesandten zur Frau gegeben; es hatte dabei furchtbare Auftritte zwischen ihm und seiner Mutter und seiner Gemahlin gegeben, und der junge gekrönte Wildfang war entschlossen, wenigstens auf einige Zeit sich nicht mehr in weibliche Fesseln zu begeben. Da kommt ihm Aurora entgegen, in zitternder Hand die Bittschrift haltend, sich als Hülfeflehende auf die Stufen seines Thrones niederwerfend, und seine stoische Laune ist rasch in den Wind verflogen. „O Himmel, wie schön ist sie, diese junge Schwedin!“ ruft er seiner Mutter zu, und diese tugendhafte Prinzessin, die zu ihrem Jammer den leichtsinnigsten aller Söhne den ihrigen nennt, schüttelt von Neuem kummervoll das Haupt, und die junge Kurfürstin bricht von Neuem in Thränen aus. Die Angelegenheit mit dem verschwundenen Bruder wird nun bald bei Seite geschoben, die Liebe nimmt allen Platz ein. Der junge Fürst berauscht sich wie ein Gott; es ist für ihn eine poetische Zeit voll Blüthe und Frucht. Heimliche Gespräche, Briefe, süße Launen, Neckerei der Liebe, kleine Störungen, Gedichte, Seufzer, tiefes

Schmachten, Lauſchen hinter Fenſtervorhängen, dann ſiegreiches Prunken mit Macht und Glanz. Schon iſt der Wagen beſpannt, der Aurora und die Tugend zurück nach Schweden bringen ſoll, ſchon iſt das Abſchiedsbillet geſiegelt, da ſendet der Geliebte Boten auf Boten; er kommt ſelbſt, und blaß wie der Tod liegt er zu ihren Füßen. Da wird ein Wort ausgeſprochen, womit in dieſer beſten aller Welten der ſchändlichſte Misbrauch getrieben wird: „ewige Treue!“ Wenn dieſes magiſche Wort erklingt, dieſe purpurrothe Lüge, dieſe Frucht des Teufels, die den ſüßeſten, berauſchendſten Saft in ſich birgt, — welche weibliche Seele kann dann noch widerſtehen? Der Bund iſt geſchloſſen.

Wir wollen einen der Tage ſchildern, die im kleinen Luſtſchloß Moritzburg gefeiert wurden, und die in den Annalen der Liebe einen eben ſo bedeutenden Platz einnehmen würden, als jene berühmten Stunden, die einſt im Schatten des Quells von Vaucluſe beſungen wurden, wenn nur der Liebende mit Krone und Scepter etwas bedeutender geweſen wäre. An einem ſchönen Morgen fährt die ganze Geſellſchaft nach Schloß Moritzburg hinaus. Den beiden larmoyanten Kurfürſtinnen wird natürlich kein Wort geſagt. Als die Wagen in den ſchönen Gehölzen, die das Luſtſchloß umgeben, anlangen, kommt den Damen ein wunderſamer Zug ent-

gegen; es iſt Diana mit ihren Nymphen, die die Damen einladen, in's Schloß einzutreten, das zu ihrem Empfange bereit iſt. Aurora wird von Dianen als ihre Schweſter begrüßt, als die Göttin der Morgenröthe; die Allegorie liegt nahe, aber ſie iſt auch paſſend. Von dieſem Moment an iſt Aurora eine Göttin. Man geht in das Schloß, und hier, auf einen Wink Dianens, öffnet ſich der Fußboden und eine reich beſetzte Tafel ſteigt empor. Nicht lange, ſo hört man einen wilden Lärm von Pauken, Zimbeln und Caſtagnetten. — Pan erſcheint und in ſeinem Gefolge Satyrn, Faunen, Waldgötter. Großer Schrecken unter den Damen; aber Pan iſt die Galanterie ſelbſt, dieſe Satyrn ſind Kammerherren, dieſe Faunen ſind Pagen. Es regnet Gedichte, Diana und ihre Nymphen bitten ſelbſt für die Zudringlichen, und man vergibt ihnen. Das Mahl wird fortgeſetzt. An den Wänden des Saals ſind in effektvollen Gemälden die Schickſale und Abenteuer der Göttin dargeſtellt und Pan erklärt dieſelben. Nach der Mahlzeit erſchallt Hörnerruf und Jagdgetöſe. Die Geſellſchaft eilt an die Fenſter und ſieht einen Hirſch vorbeijagen, dem eine Koppel Hunde und ein Trupp ſchöngeputzter Jäger folgen. Sogleich entſchließt man ſich, der Jagd zu folgen. Es finden ſich Pferde und offene Phaëtons bereit, die beiden Göttinnen nehmen in einem Wagen

Platz, und in fliegender Eile geht's nun der Jagd nach. Die erfinderiſche Grauſamkeit hat Mittel gefunden, den armen Hirſch zu zwingen, ſich von einer abſchüſſigen Höhe in einen Waldſee zu ſtürzen; mit entſetzlichem Plätſchern und Brauſen ſtürzen die Hunde ihm nach. Die Damen beſteigen in der Eile Gondeln, und unter den Fanfaren der Hörner ſchließen die bunten Fahrzeuge eine Runde um den ſterbenden Hirſch.

Hierauf landet man an einer köſtlich geſchmückten kleinen Inſel, auf der es wunderſame dunkle Gebüſche und amaranthfarbene Zelte gibt. In einem dieſer Zelte iſt ein türkiſcher Haushalt eingerichtet; man liegt daſelbſt auf Ottomanen, und dieſelben Kavaliere, die die Satyrn und Faunen dargeſtellt, rauſchen jetzt in Turban und Kaftan herein und alle Wohlgerüche Arabiens erfüllen die weiche, warme Sommerluft. Da erſcheint der Sultan ſelbſt. Die Pracht, mit der dieſer Herr auftritt, überraſcht und blendet; er iſt ganz mit Diamanten überſäet, und dieſe koſtbare, blitzende Figur nähert ſich langſam dem Zelte der Damen und wirft ihr Taſchentuch der Schönſten, das heißt Auroren zu.

Jetzt tritt einige Hofetikette ein. Aurora und der Kurfürſt ſitzen allein auf einem Divan, die anderen Kavaliere und Damen müſſen auf Tabourets Platz nehmen. Tänzerinnen erſcheinen und führen ein Ballet à la turque

auf; dann besteigt man wieder die Gondeln und kehrt zum Schloß zurück. Hier angelangt, führt der Fürst seine Schöne in ein mit wundersamer Pracht ausgestattetes Gemach, das in rosenfarbener Seide mit Silber decorirt ist und dessen Hauptmöbel ein Bett ist, oder vielmehr ein Thron, dessen Draperien durch Liebesgötter emporgehalten werden. „Hier sind Sie Herrscherin!“ sagt der Kurfürst, und die schöne Aurora antwortet naiv: „Wo ich auch immer sei, ich werde doch immer nur Ihnen angehören, Monseigneur!“ Die Toiletten werden gewechselt und die Abendtafel beginnt. Auf ihrem Teller findet Aurora ein prachtvolles Bouquet von Blumen, aus Edelsteinen aller Farben und Arten gebildet, ein verschwenderisches Geschenk. Nach der Tafel Ball. Als Alle noch im Tanz begriffen sind, verschwindet der Herr des Schlosses mit seiner Dame; die Gäste wissen, was sie zu thun haben, sie tanzen eifrig fort und bemerken dieses Verschwinden nicht. So gut dressirt waren damals die Höfe. — Dies ist nur die Schilderung *eines* Tages; es folgen ihrer vierzehn nach einander; immer neue Feste, immer neue Geschenke, immer neue Triumphe für die Königin des Tages.

Indessen haben sich in Dresden die beiden Kurfürstinnen schwer geärgert; sie überschütten den zurückkehrenden Fürsten mit Vorwürfen, und hier tritt nun

gleich Aurora in ihrer edlen, hochherzigen Weiſe auf. Weit entfernt, den Geliebten von ſeiner Familie trennen zu wollen und darin ihr eigenes Heil zu ſuchen, iſt ſie es, die ihn auf die bitteren Kränkungen aufmerkſam macht, die er durch ein wildes, rückſichtsloſes Betragen ſeiner Mutter und ſeiner Gemahlin bereitet. Der Engel des Friedens hat ihre verführeriſche Geſtalt geborgt um dieſe armen Frauen zu tröſten, mit ihrem Schickſal auszuſöhnen. Aurora iſt zuletzt vielmehr die Freundin der Mutter und der Frau, als die Geliebte des Sohns und Gemahls. Der Kurfürſt ſieht das ein, er lobt dieſes edle Betragen, aber es ſtimmt ihn kühl; eine gewöhnliche Buhlerin wäre ihm lieber geweſen. Er hat es ganz gerne, wenn die Frauen um ihn her ſich zanken; er kennt und liebt das Geſchlecht nur von ſeiner gemeinen Seite.

Aurora's Illuſionen, was die Liebe betrifft, ſcheinen bald verflogen zu ſein. Sie ſah ſich nun nach einem ehrenvollen Rückzuge um, nach einer Stellung im Leben, die ihr die Würde und den Adel des Charakters, zwei Schätze, die ſie um keinen Preis der Welt verlieren wollte, ſicherte. Ihr Auge fiel auf die alte Abtei zu Quedlinburg.

Dieſes ehemalige Kloſter und nunmehrige proteſtantiſche Stift hatte bisher immer nur Prinzeſſinnen zu

Aebtiſſinnen gehabt. Aurora fand es ganz angenehm und paſſend, die Erſte zu ſein, die ſich, ohne die Fürſtenkrone zu tragen, dieſer illuſtren Schaar anſchloß. Es war dieſes aber nicht leicht in's Werk zu ſetzen. Die Stiftsdamen ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen, als ſie erfuhren, daß eine Maitreſſe darauf ausgehe, den Stuhl der heiligen Diemot einzunehmen. Die derzeitige Aebtiſſin, Anna Dorothea, eine Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, eine alte reſpectable Dame, leiſtete Anfangs lebhaften Widerſtand und ließ ſich erſt durch langes Schmeicheln Aurora's bewegen, ſie in ihren Schutz zu nehmen. Es wurde ihr demnach die Würde einer Pröbſtin zuerkannt, und beim Tode der Prinzeſſin die Nachfolge in deren Amt. Unterdeſſen wurde aber Quedlinburg, ſammt der Aebtiſſin und allen Stiftsfrauen, von Friedrich Auguſt an Preußen verkauft. Aurora benutzte dieſen Aufruhr im Stift, um ſich dem neuen Herrſcher verbindlich zu bezeigen, und es gelang ihr auch, am preußiſchen Hofe Freunde und Beſchützer zu erwerben. Mit welcher Klugheit mußte aber die ſchöne Frau hin und her laviren, um zum Ziel zu gelangen! denn ihr bereits treuloſer Geliebter — es war noch kein Jahr vergangen — unterſtützte ſie nur äußerſt lau, ſowol mit Geld, wie mit gutem Willen. Er hatte bald wieder eine gemeine Frau gefunden, der er ſein Gold und ſeine

Diamanten in den Schoos ſchüttete. So ſehen wir denn Aurora jetzt ihr wanderndes Leben beginnen. Jetzt iſt ſie im Stift, jetzt in Berlin, dann in Dresden, um irgend ein albernes Hoffeſt arrangiren zu helfen, nebenbei aber die Thränen der Kurfürſtin zu trocknen, bald in Hamburg, um das zerrüttete Familienvermögen zu ſichern, bald in Stockholm, bald hier, bald dort. Dazu kamen Mutterpflichten, Mutterſorgen. Sie war im October des Jahres 1696 Mutter eines Sohnes geworden, und an dieſen band ſie ihr ganzes Herz, ihre volle Seele. Als ſie ihren Einzug in Quedlinburg hielt, konnte ſie ihn natürlich nicht mitnehmen; er wurde im Haag erzogen, und die zärtliche Mutter führte eine anhaltende Correſpondenz mit ſeinen Erziehern.

Das Vermögen der Königsmark, Anfangs ſo bedeutend, war durch ſchlechte Verwaltung ſehr herabgekommen. Sämmtliche Söhne waren arge Verſchwender, beſonders Philipp Chriſtoph, der noch dazu auf das Empörendſte von ſeinen Dienern beſtohlen wurde. Bei ſeinem Verſchwinden verſchwand auch ein großer Theil des Familienerbes. Graf Löwenhaupt, Aurora's Schwager, trug ebenfalls zum Ruin des Vermögens bei, indem er es durch ſeine Dienſte in Sachſen dahin brachte, daß in Schweden ſeine Güter confiscirt wurden. Aurora ſcheint ebenfalls verſchwendet zu haben, wenigſtens

führte sie thörichte Prozesse, die sie verlor. Man bestahl sie, ihr Sohn foderte fortwährend Geld, alte Gläubiger des Bruders meldeten sich, sie mußte nach allen Seiten mit vollen Händen Geld ausstreuen und gerieth zuletzt selbst in die drückendste Verlegenheit. Der Briefwechsel meldet, zu welchen Hülfsmitteln sie sowol als ihr Schwager greifen mußten. Silberzeug wurde versetzt, große Wucherzinsen für kleine Summen bezahlt, groben und rücksichtslosen Gläubigern schmeichelte man und Aurora's geistreiche Feder schrieb zierliche Briefe an Leute, die man unter anderen Verhältnissen durch den Diener aus der Antichambre hätte hinausweisen lassen. Es ist rührend zu lesen, wie sie in diesen Verlegenheiten sich zaghaft an ihren königlichen treulosen Freund wendet, wie sie heiter und scherzend das zertretene blutende Herz versteckt, den edlen Stolz demüthigt, um eine kleine Summe für den Sohn zu erbitten, die sie doch nicht erhält.

Aber Friedrich August empfand damals auch hart die Mislaune des Glücks. Er war König geworden ohne Königreich; er wurde gezwungen, ein Scepter wieder herauszugeben, das er eben erst mit großer Freude empfangen hatte. Karl XII. von Schweden verfuhr mit ihm, wie man einen leichtfertigen Glücksjäger behandelt; seinen Stolz, seinen Uebermuth mußte August ertragen,

denn er hatte kein Geld und keine Soldaten, um seinen Thron zu schützen. Karl verachtete ihn auch persönlich, und das war das Schlimmste; die öffentliche Meinung fing an, durch den Mund eines Königs sich auszusprechen; Augusts Glanz und Ruhm war dahin. Nun trat Aurora auf. Die Ehre des Geliebten zu retten, seinen Namen vor Schande zu bewahren, ihn so rein und groß wie nur immer möglich der Nachwelt zu überliefern, daran lag der großen Frau Alles. Sie kam nach Dresden und verließ ihn nicht in den Stunden der Prüfung. Sie bemühte sich, ihm das Gefühl der Ehre, den Muth zu großen Entschlüssen einzuflößen. Es fanden wieder einsame Tête-à-tête's statt, aber diesmal flüsterte nicht die scheue Liebe hinter den Vorhängen, ein edles, starkes Weib redete zu dem Manne, der der Ehre untreu zu werden Miene machte. Wie damals lag sie auch jetzt an seinem Busen, aber nicht um frivole Schwüre, die diese Stunde gibt und die nächste bricht, von ihm zu empfangen, sondern um dem Wankelmüthigen den Ruhm seiner Ahnen, die Größe seines Fürstenhauses, den Richterspruch künftiger Geschlechter in die Seele zu rufen. Eine Geliebte seltener Art! Hätte nur August in dieser Liebe ebenso zu schwelgen verstanden, wie in der sinnlichen! Aber hier war er der „Ritter mit Furcht und mit Tadel.“ Aurora redete sich müde und

kam nicht weiter mit ihm. Am Ende entschloß sie sich selbst zum Handeln; sie ließ sich von ihm Briefe geben, eine geheime Mission, und reiste mitten im Winter in das schwedische Lager von Narva, um Karl unter seinen Soldaten aufzusuchen.

Karl empfing sie mit einer Impertinenz, wie sie vielleicht noch nie im Verkehr der gesitteten Stände von einem Manne gegen eine Frau geübt worden. Er ließ die zarte, schöne Frau lange in den Schneefeldern herumirren, unter den lärmenden Bivouaks des Lagers herumfragen, und endlich, als sie ihn glücklich irgendwo überrascht und aus ihrer Kutsche steigt, um ihn anzureden, läßt er sie am Wege stehen, grüßt sie flüchtig und beantwortet ihre Anrede nicht. Dieser nordische Jugurtha konnte nicht ungezogener sein; er, der Verächter der Frauen, setzte einen jämmerlichen Stolz darein, gerade seine schönste und liebenswürdigste Zeitgenossin zu demüthigen. Die Mission verunglückte.

Aurora's diplomatische Verhandlungen und Reisen kamen ausführlich an's Licht in einer eigenen kleinen Druckschrift eines Zeitgenossen, die den Titel führt: „Denkwürdigkeiten eines polnischen Edelmanns." Man sieht hieraus, daß Aurora mit großer Energie ihre Plane zur Rettung ihres gekrönten Freundes verfolgte, daß aber ihr Heroismus mit den ungünstigsten Verhältnissen

zu kämpfen hatte. Außer dem von uns angeführten Verſuch machte Aurora noch einen zweiten, ſich Karl XII. zu nähern, und zwar bei jener merkwürdigen Zuſammenkunft bei Leipzig zwiſchen Auguſt und Karl. Aber auch dieſer letzte Verſuch ſcheiterte. Schon hatte Karl, obwol unwillig, dem ewig bittenden Grafen Piper die Erlaubniß gegeben, die Gräfin einladen zu dürfen zu einem Feſte, bei dem er ſelbſt zu erſcheinen verſprochen, als die Etikette und Rangordnung wieder alle Hoffnungen vernichtete. Aurora machte auf den Rang einer Reichsfürſtin Anſpruch und ſomit auf einen beſondern Platz an der Abendtafel; Karl befahl ſeinem Miniſter, ſie unter alle übrigen Damen zu ſetzen. Erſtaunt fragte Piper um den Grund dieſer Demüthigung. „Weil ſie eine Maitreſſe iſt," erwiederte der König. — „Aber, Sire, die Maitreſſe eines Königs!" — „Thut nichts zur Sache, ob eines Königs oder eines Bauern; genug, ſie gehört nicht an den Platz, wo meine Schwedinnen ſitzen." — Aurora blieb vom Feſte weg; ſie ſcherzte ſelbſt über jene Antwort und machte ein boshaftes Epigramm auf Karl, das dieſer natürlich nicht las. Karls rauhe Tugend, die an's Plumpe ſtreifte, hatte, da er im Kampfe mit Geiſt und Schönheit unterlag, die öffentliche Stimme nicht für ſich. Wäre Aurora ein gewöhnliches Weib geweſen, ſo hätte ſie dieſer Keulenſchlag

des hyperboräiſchen Jupiters ohne Zweifel vernichtet, aber ſie war ein ungewöhnliches, ein in allen Jahrhunderten und zu allen Zeiten ſeltenes Weib, auf ſie war nicht anwendbar, was für tauſend Andere Strafe oder Belohnung war.

Mit der eminenten Klugheit, die die großen Geiſter auf ihren Bahnen leitet, vermied ſie es, dem Fürſten, deſſen Sache ſie führte, bis zu jener Grenze zu vertrauen, wo die Rathloſigkeit eines Großen die Exiſtenz des Kleinen gefährdet, und wo fürſtliche Perfidie mit jedem gegebenen Verſprechen, mit allen Freundſchafts- und Liebesverſicherungen zu ſpielen beginnt. Das Schickſal Patkuls, das vor ihren Augen ſeine blutige Kataſtrophe abſpielte, gab ihr Belehrung und Warnung. Sie floh, erſchreckt von dem jammervollen Fall des Freundes, denn ſie ehrte und ſchätzte Patkul, in ihr Kloſter zurück, und war nur ſchwer zu bewegen, ſich wieder in den Strudel der Welt zu ſtürzen. Als ſie es dennoch that und wieder am Hofe zu Dresden erſchien, war es nicht, um frivole Freuden zu ſuchen, um einem Fürſten Weihrauch zu ſtreuen, der ihrem Herzen und Geiſte immer fremder wurde; ſie kam um ihres Sohnes willen, für den ſie vom ewig zögernden Vater endlich die Würde eines Reichsgrafen und den Titel eines Grafen von Sachſen erhielt. Dies war aber auch ſo ziem-

lich Alles, denn Geld vermochte Auguſt ihm nicht zu geben, er hatte keines mehr. Ein Heer von plündernden Maitreſſen zog ihm überall nach, und in Warſchau, wo er wieder als König einzog, hefteten ſich gerade die verächtlichſten und gierigſten Geſchöpfe dieſer Art an ſeine Ferſen. Die Galanterie der Polinnen feierte Triumphe, über die man in Sachſen auf das Lebhafteſte erſtaunte. Immer gab es kleine niedliche Feſte, immer Maskenbälle, die Millionen koſteten, und dabei liefen die Soldaten weg, weil ſie keinen Sold bekamen. Die ganze Umgebung des Königs war käuflich, Alles ſtahl und raubte. Die Männer tranken ungeheuer, die Frauen waren furchtbar unſittlich, alle Laſter traten in bisher unerhörtem Maaßſtabe auf. Die libertinen dresdener Frauen waren, wenn ſie nach Warſchau kamen, noch Tugendmuſter, die ſächſiſchen Trinker waren noch Schulknaben gegen die polniſchen; und all dieſes wüſte Schwärmen, dieſer tumultuariſche Leichtſinn, dieſe taumelnden Haufen wogten fortwährend zwiſchen den Höfen von Dresden und Warſchau auf und ab, der König wie ein alternder Bacchus immer an ihrer Spitze. Zuletzt verlor die Ausſchweifung allen Glanz, das Laſter alle Anmuth; die Schönheit, der Geiſt und der Adel zogen ſich zurück und die gemeine Orgie blieb. Der König war ſo weit gekommen, daß er nur die Frau

noch liebenswürdig fand, die im Stande war, mit ihm eine Flaſche zu leeren.

Es iſt ein herbes Loos, das der armen Aurora gefallen war, daß ſie immer wieder gezwungen wurde, den Treuloſen, Entwürdigten an gewiſſe Erinnerungen zu mahnen. Empörend iſt es, die kalten Antworten zu leſen, die Auguſt ihr zuſendet. Er hat keine Liebe, kein Geld, er hat nichts mehr für ſie. Nur Scheu empfindet er vor ihr, denn ein geheimes, unbehagliches Gefühl ſagt ihm, daß er ſie achten müſſe, die arme, von ihm ſo brutal zertretene Frau. Sie bittet ihn zuletzt, eine koſtbare Perle einzulöſen, die ſie in ihrer größten Geldnoth bei einem ſächſiſchen Juden verſetzt hat; er thut es nicht. Sie bittet nochmals und erinnert ihn, bei welcher Gelegenheit ſie einſt dieſe Perle von ihm empfing; er antwortet ihr nicht mehr. Dieſe Briefe ſchneiden in's Herz. Das iſt alſo das Spiel der Welt, ſo treibt ſie's mit dem Herzen, das ſich ihr hingibt! Aber Aurora bleibt ſtark und feſt, ſie bleibt ſogar heiter und ſcherzend. Sie ſchreibt anmuthige Briefe an ihre alten Verehrer, die nicht müde werden, ihr Heirathsvorſchläge zu machen. Ihren Kummer verbirgt ſie in der ſtillen Kloſterzelle. Wenn die laute Weltſtimme ſie ruft, erſcheint ſie immer, und die ſchöne Frau bezaubert noch immer alle Welt. So gibt ſie dem Sohn Peters des

Großen, jenem unglücklichen Prinzen Alexei, der ſich mit einer deutſchen Prinzeſſin vermählt, ein Feſt in Quedlinburg, bei dem ſie Verkleidungen, poetiſche Spiele und Ueberraſchungen anbringt. Sie dichtet ein Bewillkommnungslied und ſpricht es ſelbſt, in das Gewand einer antiken Muſe gekleidet, anmuthig ſich hin und her bewegend und ſich keuſch in ihre Draperien hüllend. Der Sohn des Zaaren iſt entzückt, die Stiftsſchweſtern klatſchen Beifall und die alte Aebtiſſin, die nicht mehr gut ſieht und hört, begrüßt die antike Muſe als heilige Thereſe und hält den Geſang Amors und der Grazien für den ambroſianiſchen Lobgeſang. Aurora läßt die alte Dame bei dieſem Irrthum, und bis ſpät in die Nacht ſchmaust und ſpielt man in den Kloſtermauern. Bald darauf erhält Aurora den Beſuch benachbarter deutſcher Fürſten, dann wohnt lange Zeit ihre Schwiegertochter bei ihr und macht durch ihre ſcandalöſen Intriguen das Stift und die ganze Nachbarſchaft aufrühreriſch. Dieſe Gemahlin des Grafen von Sachſen, von der er ſich ſcheiden ließ, ſpielt überhaupt in dem Regiſter der Klagen und Sorgen Aurora's eine große Rolle. Es ſcheint eine junge Frau von zügelloſer Herrſchſucht und von ſehr ſchlechten Sitten geweſen zu ſein, die lediglich weil ſie ſehr reich war, dem jungen Grafen angetraut wurde, der ſie gleich Anfangs nicht haben wollte und nur dem

Befehl ſeines Vaters, des Königs, Folge leiſtete. Wir würden auf ſie zurückkommen, wenn es uns erlaubt wäre, in unſerer kleinen Gemäldeſammlung auch das Bild des Grafen von Sachſen zu betrachten.

Was ihre quedlinburger Angelegenheiten betraf, ſo gelangte Aurora trotz ihrer Klugheit und ihrer zur rechten Zeit angewandten Schmeichelkünſte nicht zum gewünſchten Ziel; ſie wurde nicht Aebtiſſin und ſomit nicht wirkliche Reichsfürſtin, welcher Titel mit dieſer Stelle von ſelbſt verknüpft war. Als die Prinzeſſin von Sachſen-Weimar ſtarb, wählte man nach langem Zögern eine Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp. Aurora hatte es gleich Anfangs darin verſehen, daß ſie wenig Luſt bezeigte, wie ihre alte Freundin, die Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, es verlangte, im Stift zu wohnen und ein ſtilles, erbauliches Leben zu führen. Sie war fortwährend auf Reiſen, und wenn ſie zufällig einmal im Stifte ihre Wohnung aufſchlug, ſo zog ſie durch ihre Anweſenheit einen Schwarm Weltleute in die ſtille Behauſung, womit den frommen Damen ebenfalls nichts gedient war. Der neue Schutzherr, der König von Preußen, ſchrieb ihr öfters: „Madame, begeben Sie ſich wieder auf Ihren Poſten, reiſen Sie in Ihr Stift zurück. Ich höre, daß dort vielfältige Zänkereien ausgebrochen ſind, bringen Sie durch Ihr Anſehen die Parteien zur Ruhe!“

Aber ſolchen Aufforderungen leiſtete Aurora nie Folge; ſie kam, wenn es ihr beliebte und ſie ſonſt nirgends anderswo die Zeit angenehmer zuzubringen wußte, in's Stift zurück. Die alten Damen waren außer ſich und thaten ein Gelübde, eine ſo ausgelaſſene Weltdame um keinen Preis zur Oberin zu wählen. Beſonders zeichnen ſich in dieſer Oppoſition die von uns bereits erwähnten zwei Gräfinnen Schwarzburg aus, die einen eigenen Geſchäftsträger am wiener Hofe beſoldeten, um die Bemühungen Aurora's zu hintertreiben. Aurora blieb alſo bis an ihr Lebensende Pröbſtin.

Um die Heiterkeit ihres Geiſtes, den anmuthigen Scherz, womit ſie die Langeweile der Höfe verſcheuchte und ſich zur Königin der geſelligen Kreiſe machte, zu bezeichnen, mögen hier ein paar Briefe eingeſchaltet werden, die ſie im Sommer 1698 aus Töplitz ſchrieb. Die Originale ſind franzöſiſch. — „Meine Damen, am erſten Tage nach unſerer Ankunft die Badeberichte zu beginnen, werden Sie ſicherlich für zu zeitig halten; da wir aber bereits gerne wieder nach Hauſe gingen, ſind ſie es in der That nicht. Und es ſind uns ſchon merkwürdige Dinge begegnet, die ſich zur Mittheilung eignen. Große Berge zu erklettern iſt keine leichte Sache. Als wir am Rande der Abgründe anlangten, ſahen wir mit unbeſchreiblichem Entſetzen, wohin wir gelangt waren.

Die Furchtſamen unter uns drängten zur Umkehr, allein wir Anderen fanden, dem Himmel ſei Dank! noch ſo viel Muth in unſeren Herzen, daß wir dieſem Rathe nicht folgten und uns in Lehnſtühle ſetzten, um uns in die Tiefe hinabtragen zu laſſen. Wir riefen die Dämonen des Gebirges an. Ich dachte einen Moment daran, ob das Schickſal wol beabſichtige, mir hier den Hals zu brechen, gleich darauf fielen mir bei dem ruckweiſen Schwanken des Tragſeſſels die Verſe der Frau von Houlière ein — ab hic et hoc! und ich mußte lachen. Als ich meine Blicke in die Höhe richtete, ſah ich am äußerſten Gipfel des Gebirges eine Burg hängen, die ausſah, als wollte ſie jeden Augenblick auf mein Haupt niederſtürzen. Meine Führer verſicherten mich, es ſei dies eine Zauberburg, und ein gewiſſer König Marcus habe ſie in grauer Vorzeit erbaut. Nie hatte ich noch von einem König Marcus gehört, ich ſuchte bei meinen Trägern Belehrung, und dieſe erwiederten mir, König Marcus ſei ein König von Schweden geweſen. Nun hatte ich's. Es war der weiſe und erhabene Monarch, von dem ich abzuſtammen die Ehre habe. Sogleich war ich entſchloſſen, mein Geheimniß nicht zu verrathen, denn, ſagte ich bei mir ſelbſt, erfahren dieſe guten Leute, daß du die Enkelin dieſes verwünſchten Königs biſt, der ein ſo arger Zauberer war,

ſo ſind ſie im Stande und werfen dich ohne weitern Prozeß ſogleich in den Abgrund. Nein, trotz der Ehre, von einem Könige abzuſtammen, will ich doch hier lieber die Sicherheit meines Halſes wahren. — Kaum waren wir einige Schritte weiter, ſo erſchien diesmal ein wahrhafter Zauberer, nämlich der Mai, der ſeine größten Schönheiten in dieſes einſame Gebirge verſtreuete. Wohin geht dein Lauf, ſchöner Gott? rief ich ihm zu. Warte einen Augenblick und ſage mir, ob ich in Töplitz gute Geſellſchaft finden werde. Der junge Gott trocknete ſich die erhitzte Stirn und erwiederte keuchend: „Nein, Madame, Sie kommen zu früh und finden dort noch Niemand!“ — Ach, er hatte wahr geſprochen! Wir ſitzen hier in der drückendſten Einſamkeit. Ich ſehe in der That Niemand, wenn ich einige Kranke ausnehme, die im Schlafrock und in Pantoffeln an unſeren Fenſtern vorüberpilgern.“

Ein zweiter Brief lautet: „Meine Damen, Ihre geiſtvollen Antworten machen mich fürchten, daß ich nur ſchlecht dazu tauge, mit Ihnen in Verkehr zu ſtehen; ich müßte denn den Herrn von Seiverditz bitten, mir ſeinen Pegaſus zu borgen, um einige Cavalcaden vor Ihnen auszuführen. Wenn jedoch die geringfügigen Details unſerer hieſigen Abenteuer Sie intereſſiren, ſo will ich nicht zögern, ſie Ihnen zu berichten. Die Ge-

ſellſchaft vermehrt ſich merklich; einige Grafen aus Prag, deren Ankunft vom Thurme herab durch die Trompete verkündet wurde, langten in dieſen Tagen an. Sie errathen, wie unſere Koketten ſich ſogleich in Angriffszuſtand verſetzten. Wir haben mehre Partien unternommen, die immer mit Regen endeten; dann wurden Gaſtmahle gegeben, bei denen man einſchlief. Doch ſind das Alles keine Mittel, Lähmungen zu heilen. Neulich veranſtalteten unſere Damen ein Bad, in das wir mit Blumen geſchmückt, wie Nymphen der Diana, gingen. Diana wurde durch das Loos gewählt; Frau von Reiſewitz wurde es. Ueber dem Badebaſſin war ein Zelt ausgeſpannt, und wir gingen Alle paarweiſe in's Bad. Kaum vertrauten die Schönen, welche ihre Reize nur von dünnen Schleiern verhüllen ließen, ſich dem kühlen Elemente an, als man im Hintergrunde des Bades eine fremde Nymphe bemerkte, die ein blödes und dummes Anſehen hatte und ſich furchtſam in den Schatten drückte. Mit Schrecken gewahrten wir, daß dieſe alte Nymphe einen Bart hatte, und als Diana Lärm ſchlug, ſprang jene heraus und wir erkannten den alten Grafen Trautmannsdorf, der ſich dieſen Spas erlaubt hatte, um recht viele Schönheiten im Bade zu ſehen und nebenbei Frau von Reiſewitz einen tödtlichen Schreck einzujagen. Gleich darauf zeigte ſich der Graf Iſterle als Aktäon in einem

Schlafrocke, mit Stiefeln und einer Bärenfellmütze. Wir ſpritzten ihm Waſſer an den Kopf und ſogleich wurde ein hohes Hirſchgeweih ſichtbar. Unſere alte Nymphe ſprang aus dem Waſſer und ſetzte Aktäon nach, und bei der Gelegenheit konnten wir ſehen, daß der gute Graf Trautmannsdorf, obgleich er ſechszig Jahre alt iſt und durch die Gicht krumm und lahm, dennoch ſich wacker zu tummeln wußte. Er gab dem Aktäon einen tüchtigen Schlag auf's Haupt, den dieſer jedoch ſehr geſchickt mit ſeinem Geweih auffing. „Glück auf zu deinen Hörnern!“ rief Graf Trautmannsdorf und ſetzte gleich darauf hinzu: „Geh zu allen Teufeln nach Polen, du alter gehörnter Windbeutel!“ Während dieſes Streites gewann Diana mit ihren Nymphen den Ausgang, doch wurden ſie von einem neuen Ruheſtörer, dem jungen Grafen Zwirbi, erſchreckt, der ſich ihnen in den Weg ſtellte und tauſend Poſſen trieb. Bei der Gelegenheit ſang man ein deutſches Lied, deſſen Anfang lautet: „Geduld, mein lieber Florian! Sieht doch die Katz den Kaiſer an“ u. ſ. w. Ich ſchließe meinen Bericht mit der Bitte, ihn nicht für eine Fabel zu halten und Glauben zu ſchenken Ihren — gehorſamſten und treueſten Nymphen.“

Von Aurora's franzöſiſchen Verſen theilen wir dem Leſer keine mit, weil ſie in der That nicht geeignet ſind,

ihren Ruhm zu vermehren. Es ist jene incorrecte französische Prosa, metrisch gegliedert, die man damals allgemein Poesie nannte. In dieser Weise konnte gewiß jede gebildete Dame dichten. Aurora verfaßte auch eine Grabschrift auf ihre Mutter, aber auch von dieser müssen wir leider sagen, daß sie nichtssagend und frostig ist; das schon erwähnte Epigramm auf Karl XII. ist das beste ihrer Gedichte, weil darin persönlicher Unwille den Kern hergibt. Sie war eine Frau der That, des raschen gesprochenen Wortes, nicht der Reflexion, der in der Stille gekünstelten Empfindung.

Unzählig sind die Gedichte, die auf sie von den Zeitgenossen und auch später gemacht worden; wir haben jedoch unter allen, die uns zu Gesicht gekommen, kein einziges werthvolles finden können. Am zierlichsten sind die Verse, die sich einst, von unbekannter Hand geschrieben, auf einem Blättchen Papier unter ihrem Bilde in der Moritzburg fanden. Ein bis zum Possenhaften philisteriöser Autor, Namens Paullin, hat in seinem Werke „Hoch- und Wohlgelahrtes deutsches Frauenzimmer, Frankfurt und Leipzig 1722" Gedichte von Auroren mitgetheilt, selbst geistliche, und dann einige aus dem Lateinischen übersetzte. In allen diesen Dingen besteht aber durchaus nicht der Werth und der Glanz unserer Heldin. Als Beweis, wie wenig sie von ihrer

eigenen Poesie erwärmt wurde, dienen die ganz heterogenen Bemerkungen, die auf denselben Papierschnitzeln neben den Versen stehen, besonders kleine Fragmente aus den Orakeln der Punktirkunst, der sie sehr ergeben war. Dagegen ist ihre französische Briefprosa so graziös und von so anmuthig frischem Lebenshauch durchzogen, daß man auch jetzt noch diese Briefe mit Vergnügen liest.

Ob sie in der Malerei irgend Bedeutendes geleistet, bleibt ungewiß, da die Bilder in ihrem Nachlaß, Landschaften und Porträts, die ihr zugeschrieben wurden, nachmals bei genauerer Prüfung einen andern Ursprung verriethen. In der Musik war sie Meisterin, sie componirte reizend und trug mit der blühendsten Lebendigkeit vor. Mehre kleine Opernmotive, ein paar Liebeslieder und zwei oder drei Cantaten sind von ihr erhalten. Im Tanz war sie die Grazie selbst, sie hörte aber früh damit auf. Wie sie aus Schweden kam, jung, blühend, voll Hoffnung und Lebenslust, war sie in jedem heitern Spiel der Jugend geübt; ihr Frohsinn war der eines Kindes, muthwillig, fast lärmend. Sie tanzte auf Wiesen und führte im Mondschein den Reigen an, der sich um die Linde des Dorfes herumbewegte; dazu sang sie schwedische Volkslieder. Am Hofe liebte sie später die Verkleidungen. In Erfindung allegorischer Maskenspiele

war ſie unerſchöpflich. In den damals gebräuchlichen „Wirthſchaften“ war ſie bald eine nordiſche Druide, bald eine dalekarliſche Bäuerin. Einmal lief ſie als Atalanta zum großen Ergötzen des ganzen Hofes mit dem alten Herzog von Holſtein-Beck um die Wette, und die Attitüde, mit der ſie den goldenen Apfel auf den Weg warf, war ſo voll Schalkheit und Lieblichkeit, daß der Beifall kein Ende nahm. Nachdem ſie Mutter geworden, ſah man ſie nie wieder tanzen und auch nur ſeriöſe Maskenſpiele mitmachen.

Wir haben jetzt das Erlöſchen jener ſchönen Sonne zu melden. Die letzten Lebensjahre Aurorens waren mit Kummer und Bitterkeit erfüllt. Sie ſah, trotz aller Geldopfer, die die nunmehr arme Frau brachte, den Sohn dennoch nicht den Thron Kurlands beſteigen. Das war für die ehrgeizige Weltdame, für die zärtlich liebende Mutter ein empfindlicher Schmerz. Die Vermögensverhältniſſe der Familie waren auf's Aeußerſte zerrüttet, überall Prozeſſe, in Liefland, in Schweden, in Hamburg und Braunſchweig. Nirgends gab man die Königsmarkſchen Beſitzungen frei. Das Jahr 1727 war ein Krankheitsjahr für Aurora; es ging in böſer Stimmung und unter gefahrdrohenden Anzeichen hin. Die eigenſinnige, bis zuletzt lebhafte und leidenſchaftliche Frau nahm die Medicamente nach eigener Laune, und ſehr wenig

auf die Vorschriften ihres Arztes hörend, nachläſſig ein. Hatte ſie müſſige Stunden, ſo fiel ſie über ihre kleine Apotheke her und ſchwelgte in Arzneimitteln, wobei ſie zugleich allerlei Toiletten- und Schönheitsdecocte, zum großen Verdruß des Arztes, anwandte. War ſie mit anderen Dingen beſchäftigt, ſo vergaß ſie Arzt, Krankheit und Medicin und wollte um keinen Preis geſtört ſein. Dann ſtritt ſie ſich mit ihrem Arzte um den lateiniſchen Namen ihrer Krankheit. Als dieſe endlich ſehr ernſt wurde, machte ſie ſich, mit Beſeitigung alles Irdiſchen, auf den Tod gefaßt. Hier trat wieder die Größe und Feſtigkeit ihres Geiſtes an den Tag. Sie legte das ſchimmernde Gewand der Eitelkeit mit feſter Hand bei Seite, und nur das, was den Inhalt ihres Lebens ausgemacht, der Trieb, groß, wahr und gut zu ſein, erfüllte ihre Seele, die von den herannahenden Schrecken des Todes nicht gebeugt wurde. In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1728 ſtarb ſie. Es begann ſogleich das vierwöchentliche Trauergeläute, welches ihrem Range gebührte. Ein Teſtament wurde gefunden, aber es verſchwand nachher unbegreiflicherweiſe. Der Sohn ſchickte ſehr unzarterweiſe einen beſondern Agenten, der ſich erkundigen mußte, ob keine Pretioſen gefunden worden; man antwortete ihm, der ganze Nachlaß der Mutter habe in 52 Thalern 10 Gro-

ſchen 8 Pfennigen beſtanden. Nur der Umſchlag mit der eigenhändigen Aufſchrift: „Dieſes iſt mein letzter Wille wegen meiner hieſigen Angelegenheit. Maria Aurora Königsmark“ iſt von dem Teſtament übrig und findet ſich in den Acten des Archivs der Provinz Sachſen zu Magdeburg.

Fürstin Amélie Galitzin.

Fürſtin Amélie Galitzin.

Unter den intereſſanten, wenn auch nicht unter den berühmten deutſchen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts gebührt der Fürſtin Amélie Galitzin gewiß eine der erſten Stellen. An ihrem Bildungswege läßt ſich der Charakter der zweiten Hälfte des Jahrhunderts überſehen, dieſes Jahrhunderts, das in ſeinen ſchönen wie in ſeinen ſchlimmen Eigenſchaften ſehr oft durch Frauen repräſentirt wird. Wir ſehen Frauen als die Trägerinnen der Unſitte und der Frivolität erſcheinen, wie ſie aus den philoſophiſchen Laboratorien berühmter und berüchtigter Adepten, eines Voltaire und Diderot, hervorgingen. Das unächte Gold, das aus jenen Schmelztiegeln erſtand, finden wir zu kunſtreichen Diademen und Lorbeerkränzen verarbeitet, die die Stirn herrſchender Frauen zierten. Wir ſehen die goldenen Saiten der Lyra ebenfalls von jenem Metall gefertigt, und

daher ihr falſcher Klang, ihre unreinen Accorde. Dann ſehen wir aber auch Frauen, die die Ehre tiefer Demuth und Zerknirſchung aufnehmen und Prieſterinnen eines von der Welt weit abgewendeten Dienſtes werden. Die Fürſtin ging beide Wege, verſah beiderlei Dienſt.

Zwei Frauen gingen aus den Brennpunkten der Bildung und der Sittenſtrömung in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hervor, beide reich begabt, beide prangend in Glanz und Schönheit, und beide endend im phantaſtiſchen Dunkel einer ascetiſchen Einſiedlerklauſe. Die Eine war jene berühmte und viel beſprochene Eſther Stanhope, die Nichte Pitts, die, überdrüſſig des Glanzes und der Ueppigkeit, der Geſellſchaftskreiſe, in denen ſie als Königin herrſchte, eine ſeltſame Pilgerreiſe in den fernen Orient unternahm, und auf dem Gipfel des Libanon hinter den Draperien eines morgenländiſchen Zeltes verſchwand, myſtiſche Geſänge der Druſen hinter ſich erklingen laſſend. Während dieſe ſeltſame Frau ihre bleichen Züge, die müden, von der Welt geſättigten Augen von einem Turban beſchatten ließ, ging Amélie Galitzin, ebenfalls der Welt uberdrüſſig, in eine ſtille Buß- und Betkammer in der Stadt Münſter, die im Schatten ihrer Mauern ſtets ein ſtrenges Kirchenthum zu bewahren gewußt hat.

Von beiden Frauen ſprach die Welt viel und lange, bis ſie endlich von ihnen gänzlich ſchwieg und die einſame Frau auf dem Libanon und die einſame Frau in Münſter in gleicher Weiſe vergeſſen wurden. Wir wollen mit wenigen Zeilen das Andenken der letzteren erneuern.

Dem Generalfeldmarſchall Grafen von Schmettau wurde in Berlin im Jahre 1748 dieſe Tochter geboren. Der General war proteſtantiſch, die Mutter, eine Baronin Ruffert, katholiſch; dem zu Folge wurden die Söhne im Bekenntniſſe des Vaters, die Töchter in dem der Mutter erzogen. Amélie kam nach Breslau in eine Penſionsanſtalt. Der Unterricht in allen Dingen, auch in der Religion, war dürftig. Der Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs ſcheint auch die ſtillen Erziehungshäuſer in Breskau erſchüttert zu haben, wenigſtens ergriffen einige Lehrerinnen die Flucht, andere blieben da und gaben zerſtreut und leichtfertig ihre Lectionen. Die Schülerinnen geriethen in politiſche Aufregung, ein Theil zählte ſich zu der öſterreichiſchen Partei, der andere zu der preußiſchen; unſere Kleine ſtand an der Spitze der letzteren. „Ich bin die Tochter eines preußiſchen Feldmarſchalls,“ rief ſie; „wie ſollte ich alſo anders als gut preußiſch ſein?“ Eine Gräfin Trautmannsdorf, die die kleinen Oeſterreicherinnen befehligte, erklärte, die

Penſion habe weit beſſere Milch zum Kaffee erhalten, ſo lange ſie öſterreichiſch war, und dieſes politiſche Argument ſiegte; die ganze Claſſe ging zu den Oeſterreichern über.

Die kleinen Mädchen lernten übrigens Nichts. Als die Penſion ſich auflöste und die Gräfin nach Berlin zu ihren Eltern kam, beging ſie tauſend lächerliche Ungeſchicklichkeiten. So promenirte einmal die Geſellſchaft durch den Thiergarten, der damals mit einer großen Menge Statuen geſchmückt war, und die Eltern hatten den Schrecken, die Tochter ſich vor der Bildſäule der mediceiſchen Venus mit großer Ehrfurcht bücken zu ſehen. Die arme Kleine hatte die Venus für die heilige Jungfrau gehalten, Apoll daneben für den heiligen Nepomuk. Dergleichen war ſchwer zu ertragen. Dieſe Naivetät mußte raſch und mit der Wurzel ausgeriſſen werden.

Ein Franzoſe, Premonval, ein Schüler und Freund La Mettrie's, hatte im damaligen Berlin eine Erziehungsanſtalt gegründet, in der die Kinder hochgeſtellter Familien in den frivolen und ſchädlichen Kunſtſtücken unterrichtet wurden, die die Weltbildung jener Tage ausmachten. Vor Allem brachte man der kleinen Gräfin die Mythologie bei, und ſie wußte nun bald ſehr wohl einen heiligen Nepomuk von einem Apoll zu unterſcheiden. Dann lernte ſie tanzen, ſingen und die Predigten Bourdaloue's leſen, eine für das unglückliche Mädchen unbe-

ſchreiblich langweilige Lectüre. Der Beſuch der Kirchen, wie ſie ihn ſchildert und wie er damals gebräuchlich war, iſt ein intereſſanter Beitrag zur Sittengeſchichte des großen Jahrhunderts Friedrichs.

Die Geſellſchaft, die ſich faſt täglich bei Hofe und in den Salons ſah, kam auch in der Kirche zuſammen, und zwar in kleinen Logen oder Cabinetten, die geſchloſſen waren, Schaufenſter nach dem Altar und der Kanzel hin hatten, im Uebrigen aber immer ſo eingerichtet waren, daß man, unbemerkt von der unten verſammelten Gemeinde, plaudern, ſich putzen, Beſuche abſtatten, Bücher leſen und mitunter auch recht ſanft und ungeſtört ſchlummern konnte. Die Loge der Gräfin war immer mit Beſuchen gefüllt, ſo daß die Tochter, die gerne andächtig und geſammelt geweſen wäre, es durchaus nicht ſein konnte und zuletzt auch mehr Achtung auf die Schönpfläſterchen und Schminke ihrer Nachbarinnen hatte, als auf das Wort von der Kanzel her. Zuweilen war auch dieſes Wort inhaltlos und langweilig. Die Prediger gaben eine Topographie des Landes Judäa, ſtatt ſich mit ihrer Gemeinde in Berlin zu beſchäftigen. Der lebhafte Geiſt der jungen Dame, die jetzt ſchon ſiebzehn Jahre alt war, trieb ſie zur Vervielfältigung der geiſtigen Intereſſen. Sie kam auf den Einfall, Bücher zu leſen.

Eine benachbarte Buchhandlung, in die die Gräfin verſtohlen ſchlüpfte, erklärte ſich willig, die Leſerin mit Büchern zu verſorgen, allein man wollte dafür bezahlt ſein und die Gräfin hatte kein Geld. Sie bekam nur welches, wenn ſie Abends ihre Partie machte, und weil ſie ſchlecht ſpielte, verlor ſie jedesmal das mitgegebene Geld. Um aber nun zu ihrem Zweck zu gelangen, nahm ſie ſich vor, aufmerkſam und gut zu ſpielen, und ſiehe da, ſie verlor nicht nur nicht mehr, ſondern ſie gewann ſo viel, daß der Bücherverleiher und ſelbſt der Bote bezahlt werden konnte. Wer war nun glücklicher, als unſere junge Schöne, die ſich jetzt mit Wuth in die Romane ſtürzte und mit einer brauſenden Phantaſie die Schöpfungen umkleidete, die aus einer ſehr dürftigen, wenn auch gerade nicht vergifteten Geiſtesquelle ſtrömten. Sie las und las immerfort. „Zuletzt wurden meine Begriffe confus," erzählt ſie; „ich warf all die tauſend jammervollen und glänzenden Situationen durch einander, und nichts blieb, als ein gewiſſes Ideal unermeßlicher Vollkommenheit, dem ich nun im Leben zu begegnen ſtrebte. Ich fand es nicht."

Unterdeſſen wurde das äußere Leben der jungen Dame immer prachtvoller; ſie war in die große Welt eingetreten, ſie beſuchte Schauſpiele, Concerte, Aſſemblées, — überall dieſelbe Langeweile. Da die Mutter

kränklich war, oder es ſein wollte, ging die ſchöne Tochter oft allein in Geſellſchaft, und da ſie unbeſchreiblich ungezwungen war, verkehrte ſie mit aller Welt ſehr frei. Aber dieſe Kühnheit und Offenheit trug das Gepräge der Reinheit und hatte darum etwas Gebietendes; ſie blieb unangetaſtet und auch die leiſeſte üble Nachrede wagte ſich nicht an ſie. Ueberall ſuchte ſie Geiſt, Offenheit, Wahrheit; ſie wollte gebeſſert, belehrt, erleuchtet ſein. Es war eine junge, ſtürmende Seele, die die Tugend ſuchte. Dieſer feurige Impuls, den die Welt nie verſteht, machte ſie zu einer Erſcheinung, die man bewunderte, aber nicht nachahmte.

Mitten in ihren weltlichen Genüſſen befiel ſie die Furcht vor der Hölle. Eines Abends fuhr ſie mit ihrer Mutter in's königliche Schloß zu einem Hofball. Geſchmückt mit Diamanten und Blumen und in einen köſtlichen Schleier gehüllt, ſteigt ſie aus dem Wagen und iſt eben noch beſchäftigt, die flatternden Draperien ihres umfangreichen Reifrocks von einem kleinen Hemmniß loszumachen, als eine Alte, ſcheinbar eine Bettlerin, ſich dicht an ſie herandrängt und ihr im platten Dialekt der Berliner Höckerinnen zuruft: „Ja, mein Frölken, wenn nur man keene Hölle wär'!“ Mit dieſer Aeußerung hinkt die Alte fort, aber Amélie iſt erſtarrt über das Ereigniß. Sie kann, in den erleuchteten Sälen

oben angelangt und umgeben von der Schaar ihrer Bewunderer, das häßliche alte Geſicht, in dem Spott und Hohn und der Himmel weiß welch ein ſeltſamer Ausdruck noch die Runzeln verzogen, nicht wieder los werden. Es ſchwebt ihr immer vor dem Blicke, ſie ſieht immer die magere Hand wie eine Teufelskralle nach ihrem Leibe ausgeſtreckt und hört immer die Worte: „Wenn nur keine Hölle wär'!“

Wie ſie nach Hauſe kam, warf ſie ihren Schmuck von ſich und weinte bittere Thränen. Man ſuchte ihr das ganze Begegniß als ganz geringfügig und höchſt natürlich zu erklären. Die Alte war im Schloßhofe bekannt, es war eine Blödſinnige, die man frei gehen ließ, weil ſie Niemandem ſchadete. Aber dieſe Erklärungen nützen nichts. Der über alle Lebensgeſtaltungen und jeden Stimmungswechſel gebietende Geiſt hatte einmal ſeine Richtung hierhin genommen, und unſere junge Weltdame hatte ſchon damals einen Anfall von düſterer Melancholie. Die Furcht vor Hölle und Teufel bildete ſich zu einer peinigenden Allgewalt aus. Da Niemand der armen Suchenden bis jetzt einen Weg gezeigt, der ſie durch das Dunkel hätte führen können, ſo ſtürzte ſie ſich jetzt ſelbſt auf's Gerathewohl in's Dickicht. In raſcher Folge hatte ſie, ihrer Anſicht nach, alle ſittlichen Lebenslagen durchgemacht. Die Romane hatten ihr ein

Ideal von Tugend und Schönheit aufgeſtellt, das ſie zu erſtreben verſucht, das ſie aber nie, weder bei ſich noch bei Anderen erreicht gefunden hatte; einen andern Ausweg zu Licht und Befriedigung, zu der Größe und der Höhe, die ſie ſuchte, hatte man ihr nicht angeben können, ſie gab ſich alſo verloren, jener dunkeln Macht anheimgefallen, die da eingeſetzt iſt, um jede unnütz oder laſterhaft verbrachte Exiſtenz zu züchtigen. Sie wollte vergehen beim Gedanken, daß ihr eine ewige Strafe zugetheilt ſein könnte. Gott legte auf die zarte Seele alle Schrecken der Gewiſſensangſt, wol nur, um die Fülle und Biegſamkeit ihrer jugendlichen Kraft zu prüfen. Nach und nach wurde die Binde von ihren Augen genommen; dieſe fingen an, ſich wieder dem Licht zu öffnen. Sie war ja jung, die Welt ſchön, Liebe und Freundſchaft umgaben die Erbebende; war es da wol möglich, daß ſie immerdar in dieſen aſcetiſchen Grübeleien verharrte? Aber was ſie durch dieſe dunklen Stunden erkauft hatte, blieb ihr, die Macht und Gewalt der geiſtigen Welt, in die ſie zuerſt einen furchtſamen, aber doch ſichern Blick gethan.

Das Jahr 1768 führte ſie als Hofdame der Prinzeſſin Ferdinand nach Spaa. Hier war ſie in eine ganz andere Sphäre gerückt. Nun erſt ſollte aller Glanz und alle Fülle des Weltlebens ſie umbrauſen. Die Bäder

von Spaa und Aachen waren damals die Zuſammenkunftsorte der europäiſchen Geſellſchaft. Engländer, Franzoſen, Deutſche, Italiener, Ruſſen, ſelbſt Türken und Griechen kamen hieher, um zu zeigen, was Sitte, Cultur und Reichthum über die Nationen, deren Repräſentanten ſie waren, vermochten. Mitten in dieſem Strudel ſchwamm Frankreich obenan. Die große Epoche Voltaires hatte eben begonnen und ſein Geſtirn warf die feurigſten Stralen. Die Fürſten beugten ſich vor ihm, und die frivole Muſe, die die Pucelle und den Candide geſchaffen, betrat mit koketter Frechheit den Parketboden der Paläſte. Diderot war eben aus Rußland heimgekehrt, von wo er Reichthümer mitbrachte, aber auch ein kleines boshaftes Witzwort Catharinens, die den großen Philoſophen für unfähig erklärte, ihr für ihre „kleine Wirthſchaft“ guten Rath zu geben. Catharina hatte ihm den Abſchied gegeben, er hatte ihr zu viel vorgeſchwatzt, ihr zu wenig praktiſch genützt; ſie entließ ihn, indem ſie ihm eine goldene Brücke zurück nach Frankreich baute.

Als Diderot in Spaa ankam, war er ſehr übel gelaunt; dies verhinderte jedoch nicht, daß er unſere junge Gräfin ſogleich aus der Maſſe vornehmer und ſchöner Frauen herausbemerkte und auszeichnete. Für ſolche Erſcheinungen hatte Diderot ein Auge. Er brachte

ihr eines ſchönen Morgens den ganzen hübſchen Kram des Atheismus. Da waren die niedlichen Sächelchen darunter von dem Menſchen, der eine Pflanze iſt, von dem Menſchen, der keinen Gott, keine Fortdauer nach dem Tode, aber dafür einen ſehr guten Magen, eine hübſche junge Frau und ein Landgut hat, von dem Menſchen endlich, der keinen Gott nöthig hat, weil er ſelbſt einer iſt. Die Gräfin erſchrack nicht, denn ſie hatte dergleichen ſchon in Berlin gehört, nur lange nicht ſo geiſtreich und mit ſo ſprudelnder Lebendigkeit, mit einem ſolchen Feuer der Ueberzeugung vorgetragen. Aber ſie nickte nicht unbedingt Beifall; ſo weit hatten jene dunklen Stunden, von denen wir geſprochen, ſie doch ſchon gebracht, ſo viel Raum hatte ſie doch ſchon im Tempel gewonnen, wo der Geiſt der Geiſter angebetet wird im Geiſt und in der Wahrheit. Diderot ſprach ſich heiſer, bekam das Fieber und reiſte ab. Aber er verlor ſeine Schülerin nicht aus den Augen; ſpäter kam er nochmals wieder, und da gelang es ihm mit ſeiner Kühnheit und Zudringlichkeit, die Gräfin zu einem raſchen Entſchluß zu bringen. Wir dürfen hier aber anderen Begebenheiten nicht vorgreifen.

Unter den reichen Ausländern in Spaa befand ſich auch der Fürſt Galitzin, ein Ruſſe, modern gebildet, von den feinſten Sitten, ein Kenner und Beförderer

der Genußkünſte, ein Sybarit des achtzehnten Jahrhunderts, dabei ein Freund Voltaire's und Diderots, mit denen er in Briefwechſel ſtand. Dieſe Erſcheinung war zu bedeutend, als daß der Salon der Prinzeſſin ihr ſich nicht ſofort geöffnet hätte. Der Fürſt ſollte eigentlich Bilder kaufen für die neuerrichtete Galerie in Zarskoje-Selo, er ſollte mit Aufträgen ſchnell nach Petersburg zurück, aber er blieb und gab Feſte, ohne daß die müſſige und plaudernde große Welt eigentlich begriff, weshalb er blieb. Der Grund kam an den Tag. Er bewarb ſich um die Hand der jungen Gräfin Schmettau. Sie wurde ihm von den Eigenthümern, von den Eltern und der Prinzeſſin, bewilligt. Die junge Philoſophin ging mit leichtem Schritt den ſo gefährlichen Weg zum Altar. Mit den Roſen der Hoffnung und des Glücks geſchmückt, glaubte ſie ſich jetzt in ſicherm Schutze. Sie täuſchte ſich; die Ehe mit ihren abgenützten Formen, mit den wenig begeiſterten Lebens- und Sittenanſichten unter denen ſie damals, beſonders unter den höheren Ständen, geſchloſſen wurde, ſollte ihr nicht genügen. Jenſeits dieſes Zieles, das für die meiſten Frauen das Ende alles ihres Wirkens und Hoffens iſt, fing erſt die Lebensaufgabe unſerer rüſtigen Streiterin an.

Geſellſchaften geben, umſtändliche Toilette machen, kokette Fallen aufſtellen und ſelbſt ſich in ſolchen fangen

laſſen, abwechſelnd Bosheit und Langeweile ertragen und verbreiten, — nein, dazu fühlte ſie ſich nicht geſchaffen. Mit dem klaren Auge, der ſtolzen hellen Stirn, der wild übermüthigen und entſchiedenen Rede, der gebietenden Haltung in Miene und Geberde, war ſie unter den Frauen der damaligen Salons, was ein ſchwarzer Schwan unter lauter weißen. Man fand ſie ſeltſam, auffallend, ihre große, kühne Natur wurde nicht anerkannt, oder von vornherein geleugnet. Die Welt hat tauſend Mittel, ihre Oppoſition gegen das Ungewöhnliche und Bedeutende laut werden zu laſſen. Wenn man dieſe Umſtände bedenkt, ſo erſcheint der Entſchluß, den die Fürſtin faßte, gar nicht ſo unvorbereitet, dennoch aber immer auffallend genug.

Der Fürſt war mittlerweile Geſandter im Haag geworden; er machte ein großes Haus, ſah viele Fremde bei ſich und unterhielt Verbindungen mit Paris, London, Turin und Wien. Ueber ihn ſchreibt die Fürſtin in ihrem Tagebuche: „Mein Herz bedurfte nicht, was man in der Welt Liebe nennt, aber die Neigung, welche den geliebten Gegenſtand zu vervollkommnen ſtrebt und wovon das Ideal die tiefſten Wurzeln in meinem Gemüth geſchlagen hatte, war mir höchſtes Bedürfniß geworden, und dieſes Ideal war unabhängig von der Geſtalt. Ich fühlte, daß der Fürſt Alles für mich wer-

den konnte, wenn er dieſe Geſinnungen mit mir zu theilen fähig war.“ — Aber er war es nicht. Franzöſiſch gebildet, etwas geckenhaft, wiewol in leidlicher und ſehr gemäßigter Weiſe, ein ewig plaudernder Kunſtbewunderer, ein flacher Philoſoph, der um die Ehre buhlte, von Voltaire einen Brief vorzeigen zu können, ein Weltmann, in ſteter Befliſſenheit, den Fürſten zu Gefallen zu leben, zu Zeiten Dienſtpedant und ſein untergebenes Perſonal tyranniſirend, dann ſogenannt genial, das heißt Alles darüber und darunter gehen laſſend. Er flog der Fürſtin voran, um ihr eine Thüre zu öffnen, er nahm ihr graziös die Taſſe und die Mantille ab, aber er erſchien nicht, wenn ſie kummervoll in ihrem Kabinette ſaß und mit ihm über das Lebensglück ihrer Kinder ſprechen wollte. Er ſchenkte ihr Putzſachen ſtatt einer Anſicht, ſie wünſchte ſeinen theilnehmenden Rath, und er gab ihr Diamanten. Jede andere Frau hätte ſich vielleicht bei dieſem Tauſche glücklich gefühlt, aber die Fürſtin ſah ſich innerlich immer ärmer und ärmer werden, je glänzender es um ſie her ſich geſtaltete.

Da trat Diderot zum zweiten Mal in ihren Lebenskreis. Der Philoſoph hatte ſeine Beute keinen Augenblick aus den Augen gelaſſen. In dieſer Zeit, wo ihr Weltüberdruß auf den höchſten Gipfel geſtiegen war, ſchrieb ſie in ihr Tagebuch: „In dem Gefühl meiner

dumpfen Leerheit wird mir Alles, was mich umgibt, zur Qual. Vergebens werfe ich mich noch mehr als jemals in die Arme der großen Welt mit ihren Zerſtreuungen; ich bringe aus dieſem ewigen Kreis von Spielen und Beſuchen und Schauſpielen und Tänzen und Nichtigkeiten Abends immer nur ein geſteigertes vergebliches Streben nach etwas Beſſerem nach Hauſe. Selten ſchlafe ich ohne Thränen ein. Mir iſt wie jenen Schauſpielern, die auf der Bühne Andere beluſtigen, indeß ſie ſelber bittere Thränen vergießen." Kann man wol wahrer und ergreifender das Ringen einer Seele ausdrücken, die ſich belaſtet fühlt und ſich frei machen will?

Diderot gab ihr den Rath, ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Die Fürſtin antwortete ihm, ſie ſei fünfundzwanzig Jahre alt, ſie fürchte demnach, nicht mehr im Stande zu ſein, nachzuholen, was früher verſäumt worden. Der Philoſoph beharrte bei ſeiner Anſicht, und es wurde nun der Plan gemacht, gänzlich aus der Welt auszuſcheiden. Die Erziehung der Kinder ſollte vor der Welt das Motiv dieſer Ausſcheidung abgeben. Der Fürſt wurde von Diderot bearbeitet. Er wollte ſeine Gemahlin natürlich nicht ziehen laſſen; das große Geſandtſchaftshotel im Haag bedurfte der ſchönen und geiſtvollen Ambaſſadrice, und dann bedurfte auch

der Vater der Mutter ſeiner Kinder. Die Fürſtin wurde ſchwankend, es gab ſentimentale und aufregende Scenen, aber Diderot ließ nicht nach. Endlich ertheilte der Fürſt die Erlaubniß, und nun fiel unter barbariſcher Scheere das ſchöne Haar der Weltdame. Sie ſetzte eine kleine runde Perrücke auf, die ſie äußerſt übel kleidete, dann legte ſie nonnenhafte graue Gewänder an, und auf immer wurden der Reifrock, die Diamanten, Perlen und Federn bei Seite gelegt.

Wie eine beſcheidene Magd ging ſie aus dem Hauſe des Glanzes und der Pracht, um deſſen Stufen nie wieder zu betreten. Der Fürſt gab ihr ſeufzend das Geleit und ging dann wieder zurück, um in Geſellſchaft ſeiner etruriſchen Vaſen, ſeiner Guido Reni's und Annibale Carracci's, ſeiner antiken Bronzen und porzellanenen Pagoden zu verbleiben. Die Fürſtin bezog ein kleines Haus auf der Straße nach Scheveningen, und über die Thür dieſes Hauſes ließ ſie die Worte ſetzen: „Nithuyß," das heißt: „Nicht zu Hauſe." Damit waren denn alle frech zudringenden Beſüche einmal für allemal, und ohne dabei die Dienſte eines Portiers in Anſpruch zu nehmen, abgewieſen. Sie ſchrieb über ihren neuen Aufenthalt: „Ich fand bald eine ſolche Seligkeit in dieſem Leben, in dem Umgange mit meinen Kindern, in dem allmälig fortſchreitenden Zuwachs an

Kenntniſſen und in der Ruhe der Seele, womit ich jeden Abend zu Bette ging, daß nun höhere Bedürfniſſe ſich zu äußern anfingen. Gott und meine Seele wurden die gewöhnlichen Gegenſtände meiner Betrachtungen und Forſchungen.“

Mit Diderot, deſſen Leichtfertigkeit ihr gar nicht zuſagte, den ſie ihrerſeits wieder durch ein ewiges Fragen und Bekritteln langweilte, gerieth ſie in Zerwürfniß; ſie wählte Hemſterhuys zu ihrem Umgange. Dieſer Gelehrte machte ſie mit der griechiſchen Literatur und der platoniſchen Philoſophie bekannt. Katerkamp, der eine Biographie der Fürſtin geſchrieben hat, macht bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung, daß die Fürſtin, ähnlich dem heiligen Auguſtinus, durch die heidniſche Philoſophie zum Chriſtenthum geführt worden ſei.

Nach einem fünfjährigen Aufenthalt, von 1774 bis 1779, in der Nähe vom Haag faßte die Fürſtin den Entſchluß, nach Genf zu gehen, wo ſie ein Landhaus angekauft hatte. Sie glaubte ihren Kindern ſchuldig zu ſein, ſie mit einer ſchönen Natur bekannt zu machen. Der Fürſt gab auch zu dieſer Reiſe, obwol ungern, ſeine Einwilligung. Ganz im Vorbeigehen ſollte Münſter beſucht werden, um den Freiherrn von Fürſtenberg, deſſen Wirkſamkeit damals in Münſter und der Umgegend die weiteſte Ausdehnung gewonnen, kennen zu lernen.

Aus dieſem vorübergehenden Aufenthalt wurde ein bleibender. Sie bezog das Aſchebergſche Haus und im Sommer wohnte ſie bei dem Pächter des Hauſes Angelmodde.

Damit beginnt nun das etwas ſeltſame Auftreten der Fürſtin als Philoſophin vom Fach. Sie führte unter dem Namen Diotima mit Diokles (Hemſterhuys) Dialoge über die höchſten und tiefſten Gegenſtände des Forſchens. Von einem Buch, das Hemſterhuys herausgab und das den Titel: »Simon, ou sur les facultés de l'âme« führt, gehört ihr der größere Theil an. Die Vorrede lautet: „Diokles und Diotima haben am Eingang der Akademie dieſen Dialog neben dem Altar der Freundſchaft gemeinſchaftlich gefunden. Diokles fand den Inhalt deſſelben ſo genau übereinſtimmend mit der Philoſophie der Diotima, daß es ihm ſchien, der Geiſt der Lehrerin des Sokrates ſei auf dieſe übergegangen. Diotima, die Jüngere, gab dem Diokles den Auftrag, den gefundenen Dialog zu ergänzen mit Rückſicht auf das, was durch die Zeit an ihm könnte verletzt worden ſein, und nachdem er dieſen Auftrag erfüllt, fand er es billig, dieſe Arbeit ſeiner Freundin zu widmen.“ Man ſieht, daß hier auf eine für uns nicht ſehr anſprechende Weiſe mit den geſchichtlichen Erinnerungen der großen philoſophiſchen Epoche der Griechen modern-ſentimental

geſpielt wird. Die Fürſtin iſt von einer gewiſſen Koketterie mit dem Geiſte nicht freizuſprechen, allein dies Urtheil muß vorſichtig gefällt werden; denn jene Zeit trug allgemein die Färbung der Unnatur auf der einen, und der Hypernatur auf der andern Seite. Die Fürſtin mit all ihrem genialen Wahrheitsſtreben mußte eben auch ihren Zoll der Zeit bezahlen.

Die vergötterte Diotima ging jetzt fortwährend mit ihren Freunden am Ufer der Werra ſpazieren; man verlor ſich in Haine, opferte an Altären und las ſich gegenſeitig endloſe Dialoge vor. Wir werden uns wol hüten, das philoſophiſch-ethiſche Syſtem, das ſich Diotima an der Seite ihres Diokles ausdachte, den Leſern zu entwickeln.

Ehe wir jedoch daran gehen, die zweite Verwandlung der Fürſtin Galitzin, nämlich von einer philoſophiſchen Träumerin in eine chriſtliche Aſcetin, genauer zu betrachten, müſſen wir die Geſtalten zweier Männer vor uns vorübergehen laſſen, die beſtimmt waren, ihr als Führer zu dienen, und die ſie ihre „Seelenfreunde“ nannte.

Einer dieſer Männer iſt der Miniſter Baron Fürſtenberg, der in Münſter reſidirte und faſt unumſchränkte Gewalt ausübte. Er gehört zu den philanthropiſch-philoſophiſchen Aufklärern und Volksfreunden des vori-

gen Jahrhunderts, die eine ſehr milde und verblaßte Farbe tragen, gegen Männer dieſer Richtung heutzutage gehalten, dennoch aber ſelbſt heute noch oft als Muſter und Meiſter daſtehen können. Juſtus Möſer, ein deutſcher Mann, der Liebe und Achtung der beſten deutſchen Männer werth, gehörte auch zu jenen denkenden Köpfen, die aus beſchränktem äußern Wirken hervor nach weiter Ferne Licht, Wärme und Leben im Geiſte über die deutſchen Gauen verbreiteten. — Die Fürſtin war nicht im Stande, oder hatte wenigſtens weder Zeit noch Willen, den Mann, der ſich ihr näherte, in ſeiner ganzen Bedeutung als Staatsmann, als Lichtſpender und Hoffnungsträger zu beachten; ſie ſah in ihm nur den Pädagogen und hoffte, ihren Sohn der verbeſſerten Lehrmethode, die Fürſtenberg dem Lande geſchenkt hatte, theilhaftig werden zu laſſen. Dieſe Hoffnung konnte nur ſehr einſeitig in Erfüllung gehen. Die Fürſtin ſchrieb Abhandlungen über Erziehung, aber der Sohn blieb unerzogen oder wurde falſch erzogen. In keinem Zeitraum unſerer gebildeten Epoche wurde in dem, was man Erziehung nennt, ſo falſch experimentirt, als im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Die Adepten der Schulſtube ſchienen alleſammt die Köpfe verloren zu haben; der Tumult brach aus, ein Syſtem jagte das andere und man ſah die ſeltſamſten philoſophiſchen und

moraliſchen Carrikaturen an der Tagesordnung. Rouſſeau mit ſeinem „Emil“ hatte den Brand geſchleudert.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Kriſis des ſocialen Lebens jener Tage näher zu beſprechen, wir berühren ſie nur, weil Männer wie Juſtus Möſer und Fürſtenberg in ihren ſtaatsökonomiſchen und philoſophiſchen Schriften auf jener neuen Educationsgrundlage bauten und alle Welt über dieſe Gegenſtände damals ſprach und ſchrieb. Fürſtenbergs Anſicht von Erziehung ging dahin, dem jungen Staatsbürger vor allen Dingen Ordnung, Enthaltſamkeit und Gehorſam zu predigen. Die neuen ſtürmenden Ideen, die über den Rhein kamen, machten die edlen Männer Deutſchlands wenn auch nicht furchtſam, doch vorſichtig. Man leſe die Kapitel nach, die Juſtus Möſer über die Garantieen ſchrieb, die der freie Bürger gegenüber der verjährten Gewalt, ſie möge Namen tragen, welche ſie wolle, für ſein Recht und Eigenthum zu fodern habe, und man wird finden, daß kaum Beſſeres und Stärkeres geſagt wurde und geſagt werden kann; aber es iſt mit jener Weisheit und vermittelnden Vorſicht geſagt, die der Charakter deutſcher Intelligenz von jeher geweſen. Es gab deutſche Männer, wie Georg Forſter, die untergingen, indem ſie ſich berauſchten im Schwelgertrank der neuen Freiheit; es gab aber auch andere, die ihren Weg gingen, mitten durch die tau-

melnden Haufen, ernſt, groß und ſtill, und nur wählend von der Fülle des Dargebotenen, was ihren Mitbürgern Heil und Förderung brachte. Ein ſolcher Mann war Fürſtenberg. Wir nehmen hier nur, was uns zwiſchen zwei ſtreitenden Anſichten als Wahrheit in der Mitte zu liegen ſcheint; denn die ſtreng katholiſche Partei hat noch zu viel Weltliches, die weltliche Partei zu viel zum verdunkelnden Myſticismus Neigendes in dieſem Miniſter entdecken wollen. Die Fürſtin, dies läßt ſich durch alle ihre zarten, umhüllten, äußerſt ſchonenden und vorſichtigen Aeußerungen hindurch fühlen, gehört zu der erſtern Partei, darum wurde auch ihr Verhältniß zu Fürſtenberg nie ein ſehr enges und inniges. Sie ging früh zu dem zweiten „Freunde“ über, zu Overberg. Von dieſem nun auch ein paar Worte.

Als die Fürſtin nach Münſter kam, ſtand als Katechet an der Kloſterſchule der lotharingiſchen Chorjungfern zu Münſter ein Freund und Günſtling Fürſtenbergs, der Prieſter Bernhard Overberg. Der überall ſeine ſelbſtgegründeten Seminarien und Dorfſchulen bereiſende Miniſter hatte auf einer dieſer Inſpectionsreiſen einen jungen Hülfsgeiſtlichen in der Dorfgemeine zu Everswinkel entdeckt, und deſſen chriſtlichen Vortrag mit Bewunderung angehört. Er machte ſofort demſelben Vorſchläge, in einen höhern Wirkungskreis einzutreten;

aber Overberg, das Bild der Demuth und Genügsamkeit, wollte sein Dorf nicht verlassen, und der Minister mußte endlich als sein geistlicher Oberer befehlen, wo seine Bitten nicht mächtig genug waren. Er folgte nun seinem Gönner nach Münster und nahm die oben bezeichnete Stelle an, nachdem er vortheilhaftere Bedingungen hartnäckig ausgeschlagen hatte. Dieser Mann konnte der Fürstin, die jetzt eifrig einen geistlichen Führer und Freund suchte, nicht verborgen bleiben. Sie schrieb an ihn einen Brief, in welchem sie sich ihm anträgt. Man muß diesen „geistlichen Liebesbrief" im Original lesen, um ganz zu begreifen, was in der Seele einer Frau vorgegangen sein muß, bis sie sich, die alle Frivolitäten und alle Genüsse der Welt, die Koketterien der Seele wie des Körpers kennen gelernt hatte, zu einem solchen Briefe entschloß.

Dieses schöne Dokument ist über jeden Spott erhaben; man kann die darin aufgestellten Sätze wol unverständlich, dunkel, seltsam, aber man darf sie nicht lächerlich finden. Eine nach Wahrheit und Licht suchende Seele ist immer eine göttliche Erscheinung, und als solche selbst dem Spötter ehrwürdig. Die Fürstin sagt in diesem Briefe, unter allen heiligen Nacheiferern Christi sei ihrem Herzen keiner so theuer geworden, als der „seraphische" Franz von Sales. Sie las seinen Philo-

theos, und der liebeglühende Gehorſam dieſes Helden des Glaubens macht ſie erſchrecken und ängſtlich für ihr eigenes, noch ſo weltliches Herz. Aus dieſer Aengſtlichkeit wird nun das Verlangen geboren, einen geiſtlichen Freund und Vater zu finden. „Ich bin überzeugt," ſagt ſie, „daß Gehorſam und Unterwerfung meiner Einſichten der einzige Weg der Beruhigung und Heiligung für meinen wankelmüthigen, oft ſo unſichern Geiſt iſt; ich bedarf daher, wie Franz von Sales es meint, eines Freundes und Vaters, dem ich nicht allein meine Sünden beichten, ſondern auch mein ganzes Herz öffnen, das Gute ſowol als das Böſe darin zur Beurtheilung und Aufſicht aufzuheben geben kann, und der mich ungeachtet meiner „Unliebenswürdigkeit" dennoch genug lieben könne, um auch außer der Beichte und unaufgefordert, wie Väter mit ihren Kindern zu thun pflegen, mich zu beobachten, zu prüfen, zu ſtrafen, zu tröſten, zu ermahnen — kurz, für meine Seele wie für die ſeinige zu ſorgen." — Weiter ſagt ſie: bei dieſer Freundſchaft ſolle kein Unterſchied des Ranges beobachtet werden, ſie wolle nicht als Fürſtin titulirt ſein, überhaupt nicht als Frau von Stande. Dies waren Forderungen, die zu erfüllen dem einfachen, in ländlicher Sitte und Gewöhnung aufgewachſenen Overberg ſicherlich ſehr ſchwer fiel; aber die Fürſtin ließ nicht nach, und ſo kam denn dieſer intime

Seelen- und Herzensbund zu Stande. Sie ſchrieb ihre Briefe, in denen ſie ſich unterzeichnet: „Ewig Ihre ehrfurchtsvolle Freundin und ſo Gott will ſtets gehorſames Kind Amalia.“

Neben den Bildern dieſer zwei Männer, die jetzt in den Vorgrund geſtellt ſind, verblaſſen die anderen Geſtalten, die bis hierher geleitet und geführt haben. Hemſterhuys bekommt den Abſchied. Zwar bleibt er immer Freund, geiſtreicher Correſpondent, was Weltſachen und Weltfragen betrifft, aber er iſt kein Führer, kein Vertrauter mehr. Die philoſophiſchen Liebesbriefe, die Epiſteln Diotima's an Sokrates nehmen ein Ende. Vor ihrer Reiſe nach Münſter erſcheint der Fürſtin im Traume Sokrates, das heißt der ächte griechiſche Sokrates, und nimmt von ihr Abſchied. „Bis hierher habe ich dich führen können,“ ſagt er, „jetzt reiche deine Hand einem andern Führer.“

Die enge Verbindung mit Overberg gab nun der Welt die neue Erſcheinung der Fürſtin in den feſteſten Umriſſen; Niemand konnte jetzt mehr zweifeln, was ſie ſein wollte und wie man ſie zu nehmen habe. Die Geiſtreichen einerſeits, die weltlich Vornehmen andererſeits waren abgewieſen. Die Philoſophie, die Poeſie, die Grazie des Salons wurden verſcheucht. Ein Briefwechſel, den Goethe, Herder, Lavater antrugen, wurde ab-

gelehnt, als zu weltlich verführeriſch und der frommen Meditation die Zeit raubend. Hamann ſtarb zur rechten Zeit und erlebte nicht, daß die Freundin auch für ihn erkaltete. Sie wollte nichts gewinnen, nichts erringen, als die demüthige Stellung, den „Säuglingen Gottes“ anzugehören, und zwar unter Overbergs Leitung. Die Frommen waren entzückt, ſie ſahen in dem Verhältniß der Fürſtin zu dem Prieſter jenen alten Liebesbund gottbefruchteter Herzen neu erſtehen, wie er einſt zwiſchen Vincenz von Paula und der Frau von Gondi, zwiſchen Fénélon und der Frau von Guyon beſtanden, ja wie die heilige Thereſe mit Johannes a Cruce ihn einſt geknüpft; ſelbſt der heilige Hieronymus in ſeiner Hinneigung zu der heiligen Marcella konnte als leuchtendes Vorbild den verbundenen Herzen vorſchweben.

Die Welt aber nahm ein lebhaftes Aergerniß daran. In Pempelfort, wo der philoſophiſche Jacobi mit ſeinen Freunden weilte, wurde viel geſtritten, hin und her gefragt und mitunter ſogar geſpöttelt. Der Fürſt Galitzin und Hemſterhuys kamen öfters nach Münſter, um ſich die Dinge in der Nähe zu beſehen; die Fürſtin ging ihnen freundlich entgegen, aber in ihre neuen Geheimniſſe blicken ließ ſie die Profanen nicht. Man ſuchte ſie aus ihrer Umgebung herauszulocken und zu Reiſen zu verleiten. Sie ging nach Holſtein, wo ſie den Grafen

Stolberg aufſuchte und in ihm Keime lebhafter Sympathie weckte, die ſpäter, im Jahre 1800, wo Stolberg in Münſter zur römiſchen Kirche übertrat, in Blüthe kamen. Auch nach Pempelfort ging ſie, um ſich ihrem Gemahl gefällig zu bezeigen, allein die fromme Pilgerin fand an nichts mehr Gefallen, was ſie ſonſt erfreut hatte. Still, geſenkten Hauptes ſah man ſie durch die hohen Taxusgänge des Pempelforter Parks wandeln, und das Heer der Freunde folgte ihr in ſcheuer Ferne, keiner wagte ſie, die Allen wie eine Sybille in ihre göttlichen Phantaſien verſenkt erſchien, durch modiſche Tändeleien aufzuſchrecken. Georg Jacobi, der Dichter der kleinen nackten Amoretten, dieſer faden Weſen, aus gemaltem Morgenroth und ſchlechten Verſen zuſammengeſetzt, las ihr vergeblich ſeine Poeſieen vor; empfindlich klagte der eitle Dichter ſeine Noth dem Bruder, dem Philoſophen; doch auch dieſer war empfindlich, er fühlte ſich zurückgeſetzt. Im Briefwechſel F. H. Jacobi's kommt eine Stelle vor, die ein ſcharfes Licht auf die beiden Brüder und jene Pempelforter Periode wirft. Jacobi lobt die Fürſtin Anfangs in pomphaften Ausdrücken, wenige Seiten ſpäter gießt er eine hämiſche, klatſchhafte Satire über ſie aus, die ſie als eine eitle, hochmüthige und ewig Recht haben wollende Perſon hinſtellt; auch ſei ſie nicht mehr ſchön, nicht mehr gra-

ziös, kurz, für ihre Freunde eher läſtig als angenehm. Vielleicht liegt zwiſchen dieſen zwei Stellen, die ſich auf eine auffallende, gar nicht philoſophiſche Weiſe widerſprechen, irgend ein intereſſantes Factum, das wir leider jetzt nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln können. Vielleicht hatte die Fürſtin inzwiſchen den Woldemar, jenen berühmten philoſophiſchen Roman Jacobi's, geleſen, der ganz Berlin in Entzücken verſetzte, und er hatte ſie nicht in Entzücken verſetzt. Flugs ſchrieb der beleidigte Autor jenen Brief, in welchem er Alles widerrief, was ein früherer behauptet hatte. Große Philoſophen haben das manchesmal in ihrer Art.

Wenn wir übrigens das Bild jener Tage uns vergegenwärtigen, die damals in Pempelfort gefeiert wurden, und wie die reichlich aufbewahrten Briefe ſie uns ſchildern, ſo kann man kaum der Fürſtin Unrecht geben, wenn ihre früheren Freunde und das ganze Treiben der damaligen Geiſter ihr eben nicht ſehr gefielen. Durch Goethe's lebendige Schilderung wiſſen wir, wie es an dem gaſtlichen Tiſche Jacobi's herging; aber Goethe, mit großem, freiem Blicke die Geſellſchaft überſchauend, und in Jugendfülle ſich über ſie erhebend, hat ſicherlich die vielen Albernheiten nicht bemerkt oder nicht bemerken wollen, die in jenem Kreiſe gleichſam zu Hauſe waren. Es war unendlich viel Prüderie, Affectation, lächerliche

Geniesucht und alter abgestandener, neumodisch gewordener Pedantismus dort zu Hause. Die Dichtkunst, oder eigentlicher die Versekunst hatte zwei fatale Repräsentanten dorthin gesendet. Der eine war jener schon besprochene Bruder des Hausherrn, der andere der langweilige „Vater Gleim.“ Dieser Kanonikus von Halberstadt und Allerweltsfreund hatte eine glückliche, aber sehr kurze Periode, wo er in der That Etwas leistete und wirkte. Diese Periode war kurz nach Beginn des siebenjährigen Krieges, wo er Kriegslieder dichtete, die die Zeitstimmung nicht allein glücklich aussprachen, sondern sie auch hoben. Die deutsche poetische Literatur bewahrt einige Lieder aus der Feder dieses Mannes, die einen eigenthümlichen Zauber und ein äußerst frisches Kolorit haben. Dies hinderte aber nicht, daß derselbe Dichter zuletzt ein trauriger Reimschmied und Manierist wurde, als die Zeitereignisse ihn nicht mehr trugen. Was ihm an poetischer Kraft abging, suchte er nun durch eine unermeßliche Schreibseligkeit zu ersetzen. Er korrespondirte mit aller Welt, und das Brieffelleisen aus Halberstadt war immer zur Hälfte angefüllt mit Briefen des Kanonikus, die er an seine Freunde nach Ost, Süd, Nord und West sandte. Die Literaturgeschichte hat einen großen Stoß dieser Briefe aufbewahrt; sie alle aufzubewahren, wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Dieſer alte Vater Gleim nun war der Rathgeber, der Freund, der Apoſtel aller dichtenden Talente jener Tage, und unter dieſen Talenten finden ſich auch einige wahrhaft große Männer, aber der alte Gleim, der gar keine Kritik beſaß, nannte alle ſeine Freunde groß. Die beiden Stolberg, die beiden Jacobi, Voß, Gerſtenberg, Wieland, Goethe, Herder, der ältere Kleiſt und unzählige Andere korreſpondirten mit Gleim oder wohnten bei ihm in ſeinem Muſentempel zu Halberſtadt. Unter den Narrheiten, die der Alte beging, war auch ſeine Tändelei mit der Freundſchaft, ſein Bekränzen mit Roſen, ſeine Gaukeleien mit den Grazien und Amor, ſeine Apoſtrophen an Bacchus. Dieſes Spiel wurde über alle Grenzen hinaus getrieben. In Pempelfort erreichte der Muthwille die Spitze. Es gab da Abende, wo alte und junge Männer ſich berauſchten, ſich mit Roſen bekränzten und ſchlechte Ueberſetzungen des Anakreon und Catull abſangen. Die Zärtlichkeit Gleims wurde lächerlich gemacht, man warf ſich in ſeine Arme, um ihn hinterrücks mit Waſſer zu begießen und Poſſen aller Art zu treiben.

Das war nun durchaus nicht geiſtreich. Eine Frau wie die Fürſtin Galitzin konnte dies unmöglich amüſant finden. Dann aber freilich gab es wieder Abende, wo man wieder ſehr geiſtreich ſchwatzte und ſehr tiefſinnig

plauderte. Dieses kleine Schloß Pempelfort war das deutsche Haus Rambouillet. So wie damals in diesem Hotel zu Paris eine buntscheckige, abenteuerlich componirte, geistreiche Gesellschaft sich in Thorheit und Weisheit zusammenfand, so auch hier. Die Fürstin sagt in einer Stelle ihres Tagebuchs über diese Zeit: „Unter all den abwechselnden Scenen auf der Reise nach Düsseldorf, wo wir bei Jacobi mancherlei berühmte Personen fanden und in einem Strudel von Reizungen zur Eitelkeit lebten, blieb meine Seele zwar nie gleichgültig, aber doch stille. Der Geist der christlichen Religion schwebte mir so habituell vor Augen, daß bei jedem Anlaß zum Aergerniß, zur Empfindlichkeit und Reizbarkeit mir zu Muthe ward, als sagte ich zu den Anlässen: stille, stille! stört mich nicht in meiner Achtsamkeit auf das Bessere.“

Die jetzt folgenden Jahre, wo die merkwürdige Frau sich ganz in ascetisch christliche Anschauungen versenkte, wo sie sich in die dunkle mystische Tiefe einer Betkapelle schweigend und mit feierlichem Schritte zurückzog, gehören nur ihrem geringern Bestandtheile nach in diese Auffassung. Wer hierüber Ausführlicheres lesen will, sehe das schon erwähnte Katerkampsche Buch nach, das, aus katholischem Standpunkt aufgefaßt, am liebsten und am längsten bei dieser Lebensperiode der Fürstin ver-

weilt. Wir wollen hier nur einige Stellen des Tagebuchs anführen.

Nachdem ſie nunmehr jedes Band, das ſie mit der Welt verknüpfte, zerriſſen hatte, ſchrieb ſie an ihren Führer und Freund Overberg: „Gott hat Sie zum Beſchützer unter die Unmündigen und Säuglinge ſeiner Kirche geſetzt. Halleluja! Lieber, Einziger, vergeſſen Sie es nie, vergeſſen Sie es nie: Gott hat mich unter dieſe geſetzt und zu Ihrem Säugling mich gemacht!“ — An einer anderen Stelle ſagt ſie, ebenfalls in Bezug auf Overberg: „Das größte und ſicherſte Kriterium wahrer Freundſchaft iſt, wenn Zwei in ihrem innerſten Herzensgebete zu Gott immer ohne Anſtand und Zweifel, ohne Bedenken und Einſchränkung ſagen dürfen: „Wir.“ — Dieſe Hingebung an den Führer ging ſo weit, daß ſie ſich bei der Frage, ob dieſes oder jenes geſchehen ſolle, unbedingt ſeinem Ausſpruch unterwarf; „denn,“ ſchreibt ſie, „wenn ich meiner Neigung folge, ſo bin ich ohne Gnade.“

Was die frommen poetiſchen Ergüſſe der Feder der Fürſtin in dieſer Periode betrifft, ſo kranken ſie an dem Uebel, das faſt alle frommen Liederdichter heimſucht, nämlich der gute Wille muß für die That gelten: als Poeſien ſind ſie ſchlecht, als Gebete gut. Nichts iſt wunderſamer, aber auch nichts ſeltener, als die ächte göttliche Ausſtrö-

mung in ächter poetischer Gestaltung. Gott hat ohne Zweifel gewollt, daß diese Gattung der Poesie nie entweiht werden sollte; darum hat er sie so selten zur Erscheinung kommen lassen, hat sie vielleicht in einem Jahrtausend nur Einem Manne oder Einer Frau in's Herz gesenkt. Jener feurige Sturm, der durch die goldenen Saiten von Davids Harfe brauste, der heroische Gesang, dem die Völker aller Zeiten lauschen, er wäre auch zu gewaltig, wenn er öfter und bei minder wichtigen Anlässen sich erhöbe; die Welt ertrüge ihn nicht. Die großen Schmerzen, diese Goldgruben der Poesie, hütet der Genius mit der unerbittlichsten Strenge, und welcher Schmerz wäre größer, als der, den die Creatur empfindet, die in brennender Sehnsucht ihrem Gotte nachfliegt, ihn nicht erreichend. Wir schreiben daher von den Gedichten der Fürstin nichts ab, weil wir sie lange nicht so finden, wie wir sie haben möchten.

Ein Hymnus auf die Liebe ist frostig, er hat den alten Leierklang eines Gesangbuchliedes; aber sehr wahr und rührend empfunden sind Betrachtungen, die überschrieben sind: „Ueber meine schlaflosen Nächte." Hier sagt sie, im Dunkel ihrer peinvollen Nachtstunden seien süße Geheimnisse an ihre Seele herangetreten und Stimmen, deren Klang nichts Irdisches verrathen, haben mit ihr von einem Bilde kommender Glückseligkeit gesprochen.

„Auf deinen Fittigen getragen, o Nacht,“ ruft ſie aus, „erhob ich mich oft zum Thron des Ewigen, und betete an den mir ſonſt oft ſo dunklen, ſchauervollen Rathſchluß. Seid mir darum gegrüßt, ihr meine ſchlafloſen Nächte, Geſchenke der wachenden Liebe! Ungeahnte Thränen verwandeln in eurem Schooße ſich in köſtliches Manna, zur Nahrung der ſchmachtenden Seele!“

Merkwürdig iſt ihre Hinneigung zu den von der neueren Kirche abbeſtellten kirchlichen Kaſteiungen. Sie ſagt darüber: „Wer den Keim der Seligkeit hienieden in ſich ſproſſen fühlt, der wird es auch erfahren, welch ein Unterſchied darin liegt, ſich aus Liebe, oder blos ſtatt der Liebe zu mortificiren, zu kaſteien auf alle Art. Ich bin überzeugt, daß Mangel an heller Einſicht dieſes Unterſchieds die doch ſo nützlichen Abtödtungen aus der Mode gebracht hat. Menſchen, die ſie ſtatt der Liebe üben, werden ſtolz darauf, die ſie jedoch aus Liebe üben, betrachten ſie als etwas Kleines, Unbeträchtliches, das weit unter allen Tugenden des Chriſten, wie Demuth, Gehorſam, Geduld, ſteht. Ein ſolcher übt die Kaſteiungen nicht als Stellvertreter, ſondern als eine Thätigkeit ſeiner Liebe, die den Drang fühlt, äußerlich hervorzutreten. Wer hat je geliebt und kennt die, ich möchte faſt ſagen kindiſche Unruhe des Herzens nicht, das immer geben, gehorchen, dienen will für den Geliebten, indem

jeder dieſer Akte ihm ſo zu ſagen ſeine eigene Liebe doppelt zu genießen gibt, einmal in ſich und einmal im Andern!“ Für ihren ehemaligen philoſophiſchen Führer Hemſterhuys fallen bei der Gelegenheit ſchlimme Brocken ab; ſie ſagt: „daß die Philoſophie vor und nach Chriſtus uns nie einen feſten Weg führte, wird aus der Uneinigkeit deutlich, in welcher alle Philoſophen von jeher bis auf den heutigen Tag unter einander gelebt haben. Das höchſte Reſultat, das die Philoſophie erzielt, beweist, daß ſie nur Verhältniſſe, nicht das Weſen auffinden kann. Es iſt die in Armuth gerathene, verkommene Vernunft, die zum Graben weder Fuß noch Hand hat und ſich ſchämt zu betteln.“ Das klingt nun freilich anders, als damals, als „Diotima“ an „Sokrates“ ſchrieb. Es iſt ferner auffallend, daß die Fürſtin, wenn ihre religiöſen und myſtiſchen Betrachtungen auf eine gewiſſe Höhe gelangen, anfängt, lateiniſch zu ſchreiben. Sie, die ein ſehr elegantes Franzöſiſch ſprach, als ſie noch eine Weltdame war, ſpricht jetzt, da ſie alle Weltformen abgelegt, ſchlechtes Mönchslatein. Gewiß liegt hierin auch ein charakteriſtiſcher Zug.

Wieder in die Welt hineingezogen wurde die tiefſinnige Fromme, als es nun an der Zeit war, daß ihr Sohn ſich eine Lebensſtellung erwerben ſollte. Nun wurde der alte Fürſt, der immer noch im Haag reſi-

dirte, nun wurden die Freunde in Berlin und Petersburg von Neuem rebellisch, und als es bekannt wurde, daß der junge Prinz, in Amerika angelangt, sich daselbst zum Missionär ausbilde, donnerte und tobte die ganze Verwandtschaft. Die Kaiserin Katharina wurde ersucht, einen Befehl zu erlassen, der den jungen Russen nach Petersburg an den Hof rief, um ihn zum Offizier in der Garde zu machen. Ein Missionär und ein Gardeoffizier! Welch ein grausamer Scherz des Schicksals! Welch ein bittrer Leideskelch für die Mutter, die hier thätig einwirken und entscheiden sollte! Heimlich, in der Stille ihrer Betkammer, hatte sie Gott schon inbrünstig gedankt für die Gnade, die er ihrem Sohne hatte zukommen lassen, indem er ihn der Welt entzog; öffentlich mußte sie nun, um eine Schaar weltlicher und stolzer Verwandten zu beschwichtigen, Briefe wechseln, Beweise ausstellen, daß sie ihren Sohn nie geleitet habe bei der Wahl einer Lebensstellung. Sie führt sogar in der Angst ihres Herzens den Fechtmeister namhaft an, den sie ihm gehalten, um ihn in den Waffen üben zu lassen. Man glaubte ihr nicht; man gab ihr Schuld, sie habe ihren Sohn absichtlich zum „Pfaffen" erzogen. Sie rang die Hände, sie weinte mit Overberg, und der ganze Schatz religiöser Trostgründe wurde erschöpft, um Beider Herzen fest und ruhig zu machen.

Der General Graf Schmettau in Berlin, ihr Bruder, zeigte ſich beſonders ungeberdig. Er ſchrieb ſeinem Neffen Drohworte nach Amerika, und dieſer antwortete mit Citaten aus der Bibel und den Kirchenvätern. Darauf wußte freilich der General nichts zu erwidern. Der Miſſionär blieb Miſſionär. Die Mutter ſiegte und brachte es ſogar noch dahin, daß der heftig erzürnte Vater endlich dem Sohn noch ſeinen Segen ertheilte. Das war aber ein harter Schlag für den alten Geſandten und Höfling; erſt eine unter die Frommen gegangene Gemahlin, und dann ein Sohn, der Miſſionär wurde! Der Fürſt überlebte dieſes Desappointement aller ſeiner Wünſche und Hoffnungen nicht lange. Er zog mit ſeinen ſchönen Gemälden, mit ſeinen Vaſen, ſeinen koſtbaren kleinen Nippes nach Petersburg, und ſtarb dann auf einer diplomatiſchen Miſſion in Braunſchweig im Jahr 1803. Beim Tode des Fürſten kam der alte Groll der Verwandten wieder lebhaft an's Tageslicht; man entzog der Fürſtin die Einkünfte ihrer Güter und wollte ſie dadurch zwingen, nach Rußland zurückzukehren; aber Kaiſer Alexander, an den ſie ſich wandte, gab einen Befehl, der dieſe Machinationen vernichtete. Neue Verlegenheiten zeigten ſich, als der Sohn aus Amerika herbeikommen ſollte, um in Perſon die Güter in Rußland anzutreten: er wollte nicht. Die

Miſſion war ihm wichtiger, als Erlangung und Sicherſtellung irdiſcher Beſitzthümer. Die Mutter gab ihm Recht. Die Zeiten, wo die Chriſten arm und verfolgt waren, ſeien das goldene Zeitalter der Kirche geweſen, ſchrieb er der Mutter; er ſei demnach auf den Fall gerüſtet, gänzlich zu verarmen. Die Mutter ihrerſeits ſagte zu Overberg: „Derjenige, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch mich und meine Tochter kleiden, wenn man uns unſere Schätze nimmt.“ Es kam aber nicht ſo weit. Vermittelnde Wege wurden eingeſchlagen; der Beſitz blieb den Verfolgten ſo ziemlich ungeſchmälert.

Bald nach dieſen Kämpfen nahte ſich die Pilgerin dem Ziele ihres Lebens. Eine Reiſe, die ſie zu ihrer Freundin, der Aebtiſſin von Vreden, Gräfin von Truchſeß, machte, erſchöpfte ihre körperlichen Kräfte; ein gichtiges Uebel, das ſie ſchon ſeit Jahren gequält hatte, nahm eine gefährliche Geſtaltung an, und ein ſchmerzhaftes Krankenlager führte die arme Leidende endlich am 27. April 1806 dem Tode in die Arme. Ihr Freund Overberg hielt an ihrem Krankenbette feierliche Meſſe. Beim Empfang der Sakramente und in den Armen ihrer Tochter, der Prinzeſſin Marianne, und ihres Arztes, Rath Druffel, ſtarb ſie. Ihre ſterblichen Reſte ruhen in der Kirche zu Angelmodde, wo ein einfaches

Denkmal die Stätte bezeichnet, wo ſie hingebettet wurde. Alles, was der Hingang eines Frommen Erſchütterndes haben kann, war an dieſem Sterbelager vereinigt. Die Geſtalt Overbergs wirkt, wenn man die Beſchreibung dieſer letzten Lebensmomente lieſt, wie eine außerirdiſche Erſcheinung. Der Prieſter, der Freund, der Lehrer, der Genoſſe in Glück und Leid — alles dieſes, und noch etwas, was keine ſterbliche Zunge zu nennen und zu bezeichnen weiß, war in dem Prieſter vereinigt. Er empfand dieſen Verluſt, wie nur eine ſolche Seele empfindet.

Anna Louiſe Karſch.

Anna Louiſe Karſch.

Das Leben dieſer, gewöhnlich unter dem Namen „die Karſchin“ angeführten Dichterin gibt ein auffallendes Bild von Naivetät und Affektation, von Sitteneinfalt und Sittenüberfeinerung, von wahrer Demuth und dem lächerlichſten Dünkel. Das achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland legt ſeine am meiſten charakteriſtiſchen Züge in das Leben dieſer Frau nieder, die als Bäuerin aufwuchs und als gekrönte und gefeierte Dichterin ſtarb. Aechtes Elend und falſcher Glanz verbinden ſich ſeltſam in dieſer abenteuerlichen Erſcheinung. Während ihre Biographie Seiten darbietet, die Schilderungen enthalten, die uns Thränen des innigſten Mitgefühls entlocken, treffen wir gleich darauf auf Stellen, die dem Geißel der Satire nicht geeigneter könnten dargeboten werden, und wo Perſonen und Verhältniſſe, ohne daß es im entfernteſten beabſichtigt wurde, die lebhafteſte Spottluſt in uns wecken.

Es mag nicht unpaſſend erſcheinen, hier gleich beim Beginn unſers Aufſatzes das Urtheil einer Augenzeugin zu geben, die damals, es war im Sommer des Jahres 1790, die Karſchin noch in ihrer Glanzperiode ſah. Es liegt uns ein Brief vor, den eine junge Gräfin Steenbock damals aus Berlin nach Reval an eine ihrer dortigen Verwandten ſchrieb und in welchem folgende Schilderung vorkommt:

„Wir ſaßen noch bei Tafel, als eine Kutſche vorfuhr, in der die berühmte Karſchin ſaß. Mein Vetter und ich gingen, oder vielmehr wir flogen an's Fenſter, um ſie ausſteigen zu ſehen. Es dauerte lange, ehe ſie mit ihren vielen Röcken, von denen einige einen ungeheuren Umfang hatten und durch Fiſchbeinreifen ausgeſpannt wurden, fertig wurde und endlich ein Bein aus der Kutſche ſtrecken konnte, das das Bein einer Bäuerin war, trotz deſſen daß ein ſeidener Strumpf es umſpannte. Nie ſah ich einen häßlichern Fuß. Sie zwang ſich, dieſen Fuß zierlich und in einer Tänzerſtellung hinzuſetzen, allein jeder Verſuch ſcheiterte an dem urſprünglich derben Bau des widerſpenſtigen Gliedes und an ſeinen ländlichen, ihm früh beigebrachten Poſituren. Als ſie endlich mit den Füßen draußen war, blieb ſie noch mit ihrem Kopfputz hängen, und der Kutſcher verließ ſeinen Sitz, um ſeine unglückliche Patronin frei zu ma-

chen. Dies bewirkte er, indem er eine Welle gepuderten Haars nahm und mit derber Fauſt nach hinten ſchob, wodurch die Friſur — ich glaube es war eine coëffure à la reine — bedeutend abgeplattet wurde. So bekamen wir denn etwas beſchädigt und zugerichtet unſere berühmte Frau in den Saal. Sie ſtieg die Treppe hinauf mit dem Pomp und dem Siegeslächeln einer Göttin. Oben empfing ſie mein Oheim und erwiederte ihre drei tiefen Verbeugungen mit einem reſpektvollen Gruße. Sie hatte einen hochgelben Reifrock an mit Bouquets von Feuerlilien überſäet, an der Bruſt hatte ſie etwas, das wie ein Ordensſtern ausſah, es war jedoch nur eine galante Spielerei, die der Herzog von Gotha ihr gegeben, ein kleines, ziemlich ſkabröſes Gemälde: Leda, die den Beſuch des Schwans empfängt. Niemand anders als die Karſchin würde gewagt haben, ein ſo anſtößiges Geſchenk ſo offen zur Schau zu tragen. Allein ſie iſt ſo eitel und hat ſo wenig Geſchmack, daß ſie alles, was man ihr ſchenkt, an ihren Körper hängt, ohne zu bedenken, ob es auch paſſend ſei. Wie eine Wilde liebt ſie blitzende Gegenſtände und trägt ſie zur Schau. Sie iſt eine magere Perſon, mit einem langen, dünnen Halſe, auf dem ein Kopf ſitzt, der, von ferne geſehen, faſt wie ein Todtenſchädel ausſieht, ein Todtenſchadel in Puderwolken, Blonden, Zitternadeln und gefärbte Federn

gehüllt. Wenn man ſie näher betrachtet und mit ihr in Geſpräch kommt, ſo bemerkt man, wie gut, fromm und wohlwollend dieſe Züge im Ausdruck ſein können. Ihre Stimme iſt, wie es bei alten Frauen eine Seltenheit, reich und wohllautend, und die Verſe, die ſie ſogleich macht und herſpricht, nachdem man ihr ein beliebiges Thema aufgegeben, ſind vielleicht weniger gut, als ſie gut klingen und das Ohr beſtechen, ehe ſie noch Zeit fanden, den Verſtand und das Gefühl für ſich zu gewinnen. Sie ſchied von uns als unſere gute Freundin, und François begleitete ihre Kutſche noch eine Strecke zu Pferde, als wir ſie nach Berlin zurückfahren ließen. Dieſen Ehrendienſt vergalt ſie durch ein kleines Gedicht, das ſie aus dem Kutſchenfenſter heraus ihm zudeklamirte, und worin mein Vetter mit dem Merkur verglichen wird, der eine vom Parnaß eſchappirte Muſe wieder zurück führt. Ich ſende Euch eine Abſchrift dieſes Poems. — —“

In einer Meierei unweit der ſchleſiſchen Grenze und in der Nachbarſchaft des Städtchens Schwiebus wurde 1722 am erſten December Anna Louiſe Dürbach geboren. Die Mutter war Kammermädchen bei einem Fräulein von Moſe, und ſcheint ſich auf dem herrſchaftlichen Schloſſe eine ziemlich emanzipirte Stellung gegen ihre Gebieterin errungen zu haben, wenigſtens geht aus

den Mittheilungen der Tochter hervor, daß man es ungehörig fand, eine ſo liebenswürdige Perſon, wie die Jungfer Kuchel, an einen Schenkwirth verheirathet zu ſehen. Meiſter Dürbach war Schenkwirth und Pächter, und kümmerte ſich wenig um die Talente ſeiner Frau, die ſchön tanzte und trefflich ſang, er hielt ſie zu ſorgſamer Beſchickung des Haushalts an. Die empfindſame und tugendhafte Schenkwirthin, die auf dem Schloſſe mit dem ſentimentalen Fräulein geſchwärmt hatte, der von den ſchleſiſchen Junkern der Hof gemacht worden, fand ſich nur ſchwer in die herbe Nothwendigkeit, innerhalb einer baufälligen Hütte die Pflichten ihres neuen Amtes auszuüben. Am widrigſten waren ihr die Scherze der rohen Handwerksburſchen, die in der kleinen Grenzſchenke einſprachen; auch trank ihr Mann eine gar zu große Quantität ſeines eigen fabrizirten Bieres.

Unſere Dichterin ſagt von ſich ſelbſt, daß ſie ein unbeſchreiblich häßliches Kind geweſen ſei, und es iſt rührend zu leſen, wie demüthig ſie von ihrem Eintritt in die Welt ſpricht. Mein Körper, ſagt ſie, war eben ſo gelb und ſchrumpfig, als meine Geſichtshaut, die runzlige Stirnhaut hing mir über die Augen hin, und dieſe lagen tief und finſter im Kopfe: mein magres, kleines Geſicht hatte eine widerwärtige Ernſthaftigkeit. — Ihre Tochter ſetzt hinzu: „Indeß iſt anzubemerken, daß

die Dichterin nachher nichts weniger als häßlich aufwuchs, und hätte ſie ihren Körper und ihr Mienenſpiel in der Gewalt gehabt, ſo würde ſie bis zu ihrem Tode beinahe für ſchön haben gelten können. Sie hatte einen wohlgeordneten, feinen Wuchs mittlerer Größe, ſchöne und dauernde Geſichtsfarbe, hellbraunes Haar, die ſchönſte Stirn, welche jemals geſehen worden, auf welcher ganz das Licht ihres großen Geiſtes ausgebreitet lag, die ſtrahlenvollſten, hellſten, ſprechendſten blauen Augen, beſtändig rothe Lippen, und bei guter Laune herzlichen Frohſinn in den Mienen. Allein wenn ſie ihren „Forſchblick“ hatte, welcher die meiſte Zeit in ihrem Geſichte herrſchte, ſo war ſie ſchwer auszuhalten, und man würde nicht haben mit ihr Umgang pflegen können, wenn ihre Gedanken und ihr Thun nicht leicht wären abzulenken geweſen durch Zerſtreuung, welche oft den Augenblick wirkte. Die Augenlider zogen ſich bei ſolchem Blicke zuſammen, das Auge wurde kleiner, und ſeine Strahlen ſchoſſen, gleichſam wie die Sonne in einem Brennpunkte auf ſeinen Gegenſtand zuſammen. Es war ein verzehrender Blick; lenkte der Gedanke ihn ab, ſo ſah er ſeitwärts und ging in eine lächelnde Bewegung des Mundes über, welche nicht weniger Scheidewaſſer als der Blick ſelbſt hatte. Die Dichterin, welche nichts von dieſem Mienenſpiele wußte, hat ſich unzählige Verdrieß-

lichkeiten dadurch zugezogen, und eigentlich kann man es die Grundlage aller ihrer Unglücksfälle nennen.“

Dieſe Schilderung, die die Tochter von der Mutter macht, iſt merkwürdig, beſonders wenn man ſie gegen andere beſchreibende Portraits hält, die die Zeitgenoſſen gegeben haben; zum Beiſpiel das obige der Gräfin Steenbock. Die Tochter will nicht ſagen, daß die Mutter unangenehm häßlich geweſen, ſie gibt daher allerlei ſeltſame Umſchreibungen; wir wiſſen aber durch Andere, daß die Karſchin in der That ſo abſchreckend von Geſtalt und Mienen war, daß ſie zu Zeiten ſo unleidliche Grimaſſen ſchnitt, daß es ihr nie gelang, ihr, die ſo zärtlich fühlte, auch auf den toleranteſten Mann Eindruck zu machen.

In ihrem ſechſten Jahre nahm ihr Großvater ſie zu ſich. Dieſer, von dem mit großem Rühmen geſagt wird, daß er ein „ſtudirter“ Amtmann geweſen, lehrte die Kleine, die ihm gefiel, Leſen, Schreiben, die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften und endlich ſogar Latein. Die Mutter und die Großmutter waren außer ſich; beide beſtürmten den „ſtudirten“ Amtmann, ſeine verderblichen Beſtrebungen einzuſtellen. Die Großmutter rief ihm zu: Du lehrſt das Mädchen ſchreiben, und zu welchem Gebrauch wird ſie die Feder führen? Um Liebesbriefe zu ſchreiben. Die Mutter rief: Ein Mädchen,

das Latein verſteht, hat ſich dem Teufel verſchrieben! Der Amtmann mußte ſeinen Liebling wieder hergeben, und Frau Dürbach, die unterdeſſen ihren Namen gewechſelt hatte und nach dem Tode ihres Mannes den Jäger Hempel geheirathet hatte, nahm ihre nunmehr zehnjährige Tochter zu ſich. Sehr rührend war der Abſchied der Enkelin vom Großvater: ſie war ſo glücklich geweſen bei dem alten freundlichen Manne, der ſo viele gelehrte Bücher hatte und ihr ſo ſchöne Dinge vorſprach. Ihre Kindheit zählte nur dieſe drei glückliche Jahre, und dieſes Paradies ſchloß ſich ihr jetzt für immer. Der Großpapa mit ſeinen lateiniſchen Büchern verſchwand, und die arme Kleine kam wieder in's Dorf, in die lärmende Schenkſtube, zu ihrer Mutter, die unterdeß kränklich und übelgelaunt worden war, und der die zweite Ehe keinen Segen brachte.

An der Wiege ihres Stiefbruders fand ſie ihre bleibende Stätte: ſie wuchs als Kindermagd auf; dann, als dieſe Thätigkeit der arbeitſamen Mutter noch nicht genügend ſchien, ſchickte ſie das Mädchen als Hüterin einer kleinen Heerde auf Feld und Flur. Hier begann die eigenthümlich poetiſche Ausbildung Anna's. Die junge ſchleſiſche Hirtin ſog in der Fülle und Freiheit der Natur und Einſamkeit dieſelben Quellen dichteriſcher Schöpferfülle ein, an denen ihre Genoſſen, die Schüler

und Meiſter der ſchleſiſchen Dichterſchule, groß wuchſen, und die die ſüße und bezaubernde Begabung ihres Landsmannes, des armen und unglücklichen Günther, der Beachtung und Bewunderung ſo würdig machten. Deutſchlands Dichtergarten iſt Schleſien; jenes Ländchen, in welchem eine weiche, geſchmeidige Natur dem träumenden Genie die Farben und Formenfülle des Südens gibt, während der Norden die Stätigkeit und Schärfe des Gedankens hinzufügt. Tiefer ſüdlich und höher nördlich fallen die Elemente, die ſich hier lieblich einigen, ſchroff auseinander: die kalte Skepſis Berlins, die genußſüchtige Trägheit Wiens.

Anna war Schäferin. Sie hatte den weiten Himmel über ſich, die rauſchenden Gebüſche, die Quellen, die Ebenen, über die der Weſtwind blies, den Thauwind, der die Wolken treibt, „trüb und feucht, wie wenn der Wolf die Heerde ſcheucht," dann den ewigen Sternendom, die volle und dann ſich wieder leerende Mondſchale, das Gebirge im Nebel der Ferne; kurz, die ganze herrliche Welt, wie ſie ſchon die Patriarchen ſahen, dieſe Könige und Hirten, umgab das Mädchen, dem Gott eine dichtende, träumende Seele gegeben. Das Eigenthümliche und Beſondere an der ganzen Erſcheinung Anna Louiſe Karſch iſt eben ihre Schäfer- und Dorfnatur: das Urſprüngliche, das Naturvollendete, das

Einfachgläubige in ihrem Weſen. Rammler verſtand ſie wenig, als er ihre Verſe in künſtliche Maaße theilte, und die ſchleſiſche Hirtin zwang, ſich Sapho zu nennen. Wohl der Dichterin, daß ihre urſprüngliche Natur ſo ſtark war, daß ſie nicht ganz dem Einfluſſe des gelehrten Kritikers unterlag: wir würden dann nichts von ihr zu berichten haben; ſie wäre unter der Maſſe überkünſtelter und ſchwacher Talente der damaligen Tage ſpurlos untergegangen und hätte allenfalls neben der pretiöſen Figur eines Gottſched ihren Platz gefunden, nicht im Gedächtniß ihres Volkes, ſondern in der Literaturgeſchichte. Sie ſelbſt war von dieſer Ueberzeugung durchdrungen, denn ſie ſingt irgendwo:

Der Tugend Freund, der Wahrheit Redner, du
Lobſt mein Talent, ſchreibſt der Natur es zu:
Sie iſt es werth, und ihr gebührt die Ehre,
Ihr danke ich Einfall, Ausdruck, Geiſt und Schwung:
Mir gab die Kunſt niemals Bereicherung,
Und nie nahm ich von einem Meiſter Lehre.

Der letzte Satz iſt, wie wir bemerkt haben, leider nicht ganz wahr: ſie nahm allerdings Lehre an, von Rammler, von Gleim, von Sulzer, von faſt allen ihren gelehrten Zeitgenoſſen; allein dieſe gelehrte Schule kam zu ſpät, um zu verderben.

Eine anmuthige Epiſode in ihrem Jugendleben bil-

det ihre Bekanntſchaft mit einem jungen Hirten, der wie ſie eine kleine Heerde auf die Triften trieb und der wie ſie ſich nach Geſellſchaft bei ſeinem einſamen Tagewerke ſehnte. Dieſen Hirten muß man ſich nicht als einen poetiſchen, ſchönen Jüngling vorſtellen, er war klein, verwachſen und ſtrickte an einem großen blauwollenen Strumpfe, wie die Schäfer in Sachſen es noch jetzt thun. Aber er ſtrickte nicht immer, er las auch manchesmal, und unſere nach Büchern gierige Dichterin machte dieſe Entdeckung mit großer Freude; ſie ſtürzte ſich über die Bücher her, und der Schäfer las mit ihr die Meluſina, die aſiatiſche Baniſe, den Robinſon. Das Pärchen ſaß beiſammen unter dem Schatten einer breitlaubigen Ulme, und jene zaubervollen Begebenheiten, die die Seiten der genannten Bücher füllten, nahmen die jugendlichen Geiſter gefangen und goſſen ein feuriges Leben in die noch ungeſchwächte Phantaſie. Der Sommer war kurz, dieſe Freuden hätten ewig dauern ſollen; die Heerden wurden in die Ställe getrieben, der Winter trennte die beiden Genoſſen; allein der erwachende Frühling führte ſie wieder zuſammen. Drei glückliche Jahre wurden ſo hingebracht. Anna zählte funfzehn Jahre. Die Mutter und die Großmutter fanden, daß das Mädchen verwildere, und man beſchloß, ſie zu einer nah wohnenden Müllerin zu geben, die eine Geſchicklichkeit beſaß,

ſeine Näharbeiten zu fertigen. Auch in der Mühle fand Anna ein eigenthümliches poetiſches Leben. Die Müllerin unterhielt ein Liebesverhältniß mit einem Huſarenrittmeiſter, der in der Gegend in Garniſon ſtand, Anna wurde gebraucht, um Wache zu ſtehen, damit die Liebenden nicht überraſcht würden. So wenig moraliſch und zu empfehlen ein ſolches Amt ſein mag, ſo dienlich iſt's unſtreitig, die Phantaſie zu wecken und poetiſche Träumereien zu feſten Geſtalten zu formen. Die Welt der Schatten, die das Mädchen aus den Büchern ihres Freundes und aus deſſen Erzählungen kennen gelernt, verkörperte ſich vor ihren Augen in greifbare Formen, in verſtändliche Situationen. Ein hübſcher Huſar erklettert vor ihren Augen eine gefährlich hohe Mauer, die den innern Hof der Mühle einſchließt, ſein Pferd bleibt im Schatten des Wäldchens zurück, er winkt dem Mädchen lächelnd zu, er droht ihr ſcherzhaft mit dem Finger, er iſt über die Mauer weg verſchwunden; nach einer Weile erſcheint er wieder, ſeine rothen Wangen ſind gebleicht, der feurige Blick geſenkt, es wird ihm etwas ſchwer, die Mauer zu erklettern, die er wenige Minuten früher ſpielend überſprang; er holt ſein Pferd ein und iſt in der Nacht des Wäldchens verſchwunden, nachdem er dem wacheſtehenden Mädchen ein paar Kupfermünzen in die Schürze geworfen hat. Sie ſteht

und ſinnt und lächelt; das Mühlrad rauſcht, die Gipfel des Waldes lispeln vernehmlich, der Storch auf dem Giebel der Mühle klappert, es iſt ein heißer, ſtiller, duftdurchzogener Abend; noch von ferne hört ſie den Hufſchlag des davoneilenden Räubers, der hier, der Himmel weiß was, geſtohlen hat. Endlich öffnet die ſchöne Müllerin leiſe den Laden im untern Geſchoß; ſie lehnt ſich hinaus, wirft ſpähende Blicke umher, und da ſie nichts Drohendes erblickt, athmet ſie die Kühle des Waldbaches ein, der den Giſcht ſeiner durchs Mühlrad emporgewirbelten Wellen auf ihre glühenden Wangen, ihren heißen Buſen ſpritzt. Niemand ahnet in dieſer ſtillen Einſamkeit, daß ein Dichterauge wach iſt, daß ein Dichterohr lauſcht, und daß die Geheimniſſe der Liebe, wenn ſie ſich auch in die Tiefe einer Waldmühle verſtecken, doch nicht ſicher ſind, wenn der Dichter um ihr Daſein weiß. Zwar plauderte Anna nicht aus; o nein! dazu waren ihr die kleinen Myſterien in ihrer Nähe gar zu intereſſant, als daß ſie ſie hätte ſtören wollen, allein ſie gab bald beiden Theilen zu verſtehen, daß ſie die einfältige Dirne nicht war, für die man ſie hielt. Dies misfiel der Müllerin; ſie behandelte Anna ſchlecht, und dieſe verſäumte dafür ihre übernommenen Pflichten: der Liebeshandel wurde entdeckt, und der Müller ſperrte ſein ungetreues Weib in einen ſichern

Gewahrſam; der Rittmeiſter wurde ſeinerſeits von ſeiner ihm nachſpähenden Frau aufgeſucht und bewogen, die Gegend zu verlaſſen. Die Mühle hatte ihre Romantik und ſomit ihr Intereſſe für Anna verloren. Sie fing an, ſich zu langweilen und ſchlecht zu nähen. Die Mutter nahm ſie fort. Das Dorfmädchen wurde nun nach üblicher Sitte, von einem Prediger unterrichtet und zur Kommunion zugelaſſen: damit war nach der Weiſe des Landvolkes für ein Mädchen das Signal gegeben, an Heirath und eigenen Hausſtand zu denken. Anna dachte ſchon lange daran. Ihre Phantaſieen, durch die poetiſchen Genüſſe im Hirtenſtande, ſowie durch die intereſſanten Beſchäftigungen in der Mühle erregt, hatten ſich ſchon lange um den Mittelpunkt der Frauenexiſtenz, um Liebe und Ehe bewegt. Sie liebte, aber man liebte ſie nicht. Den jungen Schäfer hatte ſie geliebt, aber er hatte ihre Liebe nicht erwidert, den Rittmeiſter hatte ſie geliebt, aber er hatte ſich um ſie nicht im mindeſten gekümmert; dann liebte ſie einen jungen Nachbar, aber der wollte vollends nichts von ihr wiſſen, da er hörte, daß ſie Verſe mache. Endlich, durch Vermittelung der Mutter, kam eine Heirath zu Stande. Anna reichte ihre Hand einem Tuchhändler aus Schwiebus, Namens Hirſekorn. Er überraſchte ſie zur Hochzeit mit einem ſelbſtgewirkten Tuchleibchen, und ſie ihn

mit einem Gedichte. In der Sammlung ihrer Poeſieen iſt dieſes Gedicht abgedruckt, es iſt aber ſo unbedeutend, daß wir ſeiner nicht weiter erwähnen wollen. Anna war entzückt, ſie war nun Braut, ſie hatte einen ziemlich hübſch gewachſenen Mann, ſie ging an ſeiner Seite durchs Dorf, ſie tanzte mit ihm unter der großen Dorflinde, ſie verlor ſich mit ihm in die Gebüſche, und „Küſſe rauſchten.“ Die Mutter und die Großmutter machten, daß nur ſchnell die Hochzeit gefeiert wurde. Die Freiin von Klenke, die die Biographie geſchrieben, kann ſich hierbei nicht verſagen, den Brautſtaat ihrer Mutter zu ſchildern: ſie erzählt uns, daß Anna an dieſem ewig denkwürdigen Tage ein Kamiſölchen von ſchwarzer Seearge getragen habe, einen Brautrock von demſelben Stoffe, daß ihr Haupt von einer kleinen Fontange von Spitzen beſchattet worden, und daß ihre Füße mit goldgeſtickten Pantoffeln und hochrothen Strümpfen mit bunten Zwickeln bekleidet geweſen ſeien, und endlich, daß ſie einen Zobelmuff getragen habe.

Die Ehe war ſehr unglücklich. Der Mann war geizig, roh, er behandelte ſein Weib ſchlecht, oft ſogar empörend grauſam. Sie litt, denn die Heiligkeit des Inſtituts der Ehe war unantaſtbar: Frevel der leiſeſte Verſuch, ein Band löſen zu wollen, das Gott geknüpft. Als ſie noch nicht völlig ſiebzehn Jahre alt war, brachte

ſie ihren Erſtgeborenen zur Welt. Thränen fielen auf das Bette dieſes Kindes, die glühenden, den Himmel anklagenden Thränen eines armen, gemißhandelten Weibes, einer bis in den Tod gebeugten Mutter. Da war es, wo die Dichterin den erſten Schritt in die dunklen, eiſigen Gemächer des Leidens that. Sie ſeufzte, ſie weinte, und — dichtete. Eine Poeſie, die ſich in ſolcher Situation meldet, iſt wahrlich die ächte, denn ſie erſcheint, nicht hervorgelockt durch die Stimme des Müſſiggangs und des Luxus, ſondern gerufen von einem brechenden Herzen als Helferin, Tröſterin, liebkoſende Genoſſin. Anna war Dichterin, denn ſie dichtete am Schmerzenslager ihres Kindes, gepeinigt durch Körperqualen, die die brutale Hand ihres Mannes der ſchwächlichen Frau geſchaffen, gepeinigt durch Hunger und Durſt, gepeinigt durch Verlaſſenſein und Hülfloſigkeit. Die Grundlage des ſittlichen Werthes eines achtbaren Charakters wurde hier gelegt. Der Mann verbot ihr das Leſen, er verbot ihr auch das Weinen — weil ſie dann häßlich ausſah. Anna las heimlich und weinte heimlich. Er nahm ihr Feder, Dinte und Papier weg, ſie kritzelte mit ihrer Haarnadel Verſe auf einen Zinnteller.

Meiſter Hirſekorn gab endlich ſeiner Frau ſo deutlich zu verſtehen, daß er ſie los ſein wolle, daß ſie

gleichſam von ihm flüchtete; aber Niemand nahm die Unglückliche auf. Eine Frau, die ſich von ihrem Manne getrennt, war ein Gegenſtand des Schreckens für alle anderen Weiber, ſelbſt ihre Mutter wagte es nicht, ſie bei ſich aufzunehmen. Anna floh in der Irre umher. Einige kleine Charakter- und Sittenzüge aus jener Zeit mögen hier eingeſchaltet ſtehen. Vor dem Rathhauſe zu Glogau, wo ihre Scheidungsangelegenheit betrieben wurde, langte ſie einſt allein an und ſah ſich in dem troſtloſen Zuſtande, den die Qual dieſer Ereigniſſe und Auftritte ihr bereitete, unfähig, die Rathhaustreppe zu erſteigen. Sie lehnte an einem der Steinpfeiler und weinte. Ein junger ſchleſiſcher Bauer, vielleicht auch ein Dichter, hielt als Soldat Wache vor dem Rathhauſe; er ſieht die Trauernde, bringt langſam aus ſeiner Weſtentaſche ein Stück Kreide und ſchreibt an die Wand ſeines Schilderhäuschens den Vers: „Geduld, Vernunft und Zeit, das ſind gar ſchöne Sachen; die, was unmöglich ſcheint, doch möglich können machen!“ Weiter wird zwiſchen dem jungen Tröſter und der jungen Troſtbedürftigen kein Wort geſprochen. Still wandelt der Soldat ſeinen Gang weiter; er hat das Seinige gethan, er hat den Troſtſpruch, den wichtigſten, den er kennt, ihr vor Augen gebracht; will ſie ſich nicht tröſten laſſen, ſeine Schuld iſt es dann weiter nicht.

Es ist dies ein unendlich rührender Zug menschlicher Theilnahme an menschlichen Leiden; viel großartiger und rührender, als alle Beileidsbezeugungen, die wir in unserm erkünstelten Zusammenleben, inmitten einer perfiden und unwahren Gesellschaft gegen einander austauschen. Die Dichterin wurde für den Augenblick auch getröstet, sie stieg die Treppe hinauf und fand den nöthigen Muth, sich einem grausamen Verhör zu unterwerfen, das zu gleicher Zeit ihr Schamgefühl und ihr rechtliches Bewußtsein beleidigte. Man ging mit den Bäuerinnen nicht zart um, und welcher dieser bepuderten, steifen Herren mochte ahnen, daß eine feine, geistig hochstehende Intelligenz hier in unscheinbarer Hülle vor den Schranken des Tribunals stand. Anna begriff nicht, daß ein Weib sich auch vertheidigen könne gegen den Mann, sie fand es so natürlich, daß er in Allem Recht hatte und Recht behielt, so daß es ihr nicht in den Sinn kam, einen Anwalt für sich zu wählen, und sie sich ruhig verstoßen ließ, dem Räuber ihrer Ehre, ihrer Ruhe, ihres Glücks noch das Wenige hingebend, was sie als Mitgebrachtes hätte beanspruchen können. Sie floh wie Hagar in die Wüste: erschreckt, gedemüthigt, die Hand, die sie verstieß, noch küssend.

In einer Schenke findet sie nothdürftig Unterkommen. Hier im Elend gebiert sie einen Sohn. In dun-

ker Kammer liegt ſie, Lumpen ſind ihre Bekleidung. Als ihr geſtattet iſt, das Bette zu verlaſſen, ſchleppt ſie ſich in die benachbarten Dörfer, und gibt's irgendwo ein ländliches Feſt, eine Hochzeit, eine Kindtaufe, da tritt die bleiche Frau ein und ſingt ein Lied. Auf den Edelhöfen erſcheint ſie und improviſirt Verſe, und erhält dafür bald ein Stück Tuch zu einem neuen Mieder, bald etwas Geld, bald Speiſe und Trank für ſich und den Säugling. Während dieſer Tage ihres Exils lernte ſie den Schneidermeiſter Karſch kennen. Er zieht herum, kauft alte Kleider auf, richtet ſchadhafte wieder her und fertigt jene wunderherrlichen rothen, langen Weſten, die das Entzücken und die Bewunderung der Dorfjugend ſind, wenn ihr Scharlach die Ründung des reſpektirlichen Bauches des Amtmanns oder des Schulzen deckt. Anna liebt den Karſch nicht, allein ſie heirathet ihn, da er ſie aus der Schmach eines verſtoßenen und geſchiedenen Weibes rettet, ihr einen neuen Namen gibt, indem der alte für ſie und Andere ſo übel lautet. Noch einmal geht die Dichterin zum Altar, nochmals knüpft ſie ein Bündniß, das Elend und Unfrieden ihr bringt. Karſch war ein Säufer, dabei ein ſehr mittelmäßiger Schneider; er nahm wenig ein, und verſchwendete das Wenige in der Schenke. Die Schilderung der Dürftigkeit, in die jetzt unſere arme Dulderin verſank, iſt wahrhaft erſchütternd

zu leſen; ſie hatte oft nichts, um ihren Hunger, ihren Durſt zu ſtillen; dazu kam ein neues Wochenbette: Noth, Kummer, Verzweiflung nach allen Seiten hin. In der Kirche erſchien ſie nur Morgens, wenn es noch dunkel war, und ſtellte ſich hinter einen Pfeiler am Altar, weil ihre Kleidung anſtoßerregend mangelhaft war. Die mit Aufmerkſamkeit angehörte Predigt brachte ſie zu Hauſe in Verſe. Eine ſolche Bearbeitung überreichte ſie einſt ſchüchtern dem Herrn Paſtor, und dieſer las, freute ſich und machte ſeinerſeits die Dichterin bekannt. Jetzt wanderte ſie wieder herum und recitirte Verſe. 1755 geht ſie mit ihrem Manne und drei Kindern nach Groß-Glogau, und hier ſammelt ſie endlich vornehme und reiche Gönner um ſich her. Es ſind nicht mehr Bauern, denen ſie ihre Lieder ſingt, es ſind Geheime Finanzräthe, Kriegsräthe, Hofprediger und Kommandanten; bebänderte und geputzte Herren, die aus goldenen Tabacksdoſen feierliche Priſen nehmen, während die arme Bäuerin vor ihnen ſteht und zitternd ihr Lob ſingt. Hier in dieſem Kreiſe lernt ſie ſich fühlen, und der Hochmuth der Poeten kommt über ſie. Zum erſten Male wählt ſie ihre Vergleiche aus der Mythologie, und eine dunkle Ahnung geht in ihrem Geiſte von der vornehmen Eleganz der griechiſchen Götterwelt auf. Ihre bäuerlichen Vorurtheile werden abgelegt; ſie erſchrickt

nicht mehr vor der Nacktheit der Venus und wagt es, eine angeſehene Gönnerin mit dieſer Göttin zu vergleichen, ſie wagt es gleichfalls, ihre Phantaſie zu zwingen, an den wollüſtigen Tanz der Grazien zu denken, und es fällt ihr dabei nicht mehr die kleine, dunkle Dorfkirche ihres Geburtsortes ein, und der ſcheltende Pfarrer auf der engen, kleinen Kanzel, der ſolches heidniſches Gräuelweſen verflucht. Sie iſt über die Schwelle der glänzenden, frivolen Welt getreten; ſie hat dieſe vornehme und blitzende Geſellſchaft erſchaut, die ewig lächelt, der nichts ehrwürdig und heilig iſt, und die als ihre Götter den Genuß und die Weltluſt anbetet. Der Rücktritt in ihr Dorf, in die dunklen und ärmlichen Verhältniſſe iſt jetzt nicht mehr möglich.

Die jungen Offiziere der Glogauer Garniſon beſtellten bei der poetiſchen Schneidersfrau Gedichte auf ihre Schönen. Anna dichtete im frivolen Genre. Die Offiziere ſaßen Tagelang auf den Schneidertiſch hingelehnt und unterrichteten ſie in der Mythologie, erzählten der jungen, aufhorchenden Frau lachend die ſkandalöſen Händel der alten Ariſtokraten des Olymps. Man kann ſich denken, wie willkürlich dieſe Erklärer mit ihrem Text verfuhren. Der Schneider ſaß unterdeß in der Schenke und trank. Anna machte hier Gedichte, die aus der Sammlung ſpäter weggelaſſen werden mußten;

wahrlich schade darum, denn es waren sicherlich ihre besten Verse: es sprudelte in ihnen der erste kecke Stral des sinnlichen, poetischen Lebensgenusses auf. Hier war es auch, wo Friedrichs Thaten sie begeisterten und sie zum ersten Male den Krieg und den Ehrgeiz der Herrscher besang. Sie lieferte eine Uebersetzung der Oden und Episteln des großen Königs. Das militärische Glogau jauchzte ihr Beifall zu; aber das häusliche Elend dauerte fort. Die Frau erwarb, der Mann verschwendete. Die hochmüthige Dichterin wollte jetzt nicht mehr dulden, sie machte ihrem unverbesserlichen Gefährten Vorwürfe, sie sprach zuerst von Trennung. Ihre vornehmen Freunde bestärkten sie in ihren Vorsätzen, und einer dieser Freunde, der Baron von Kottwitz, entführte seinen Schützling nach Berlin. Jetzt war sie auf ihrer Lebens- und Ruhmeshöhe angelangt. Sie zog in die Thore der Hauptstadt ein: die deutsche Sapho in das deutsche Athen. Auf der Schwelle des Tempels des Ruhms kam ihr Ramuler entgegen, parfümirt und gepudert; er bot ihr die Fingerspitzen der rechten Hand, um sie hinaufzuführen. Gleim, Sulzer, Hagedorn, Mendelssohn, Lessing umgaben sie. Sie zog in die deutsche Literatur ein, so hoffärtig und rauschend, wie nur je ein Emporkömmling in goldene Säle einzog. Von jetzt an war sie eitel und selbstsüchtig, obgleich sie dabei nicht

aufhörte, das ehrliche Herz der Bäuerin zu bewahren. Einzelne Charakterzüge beweiſen, daß ſie mitten in ihrem Glanze doch die Demuth einer wahrhaft großen Seele ſich zu erhalten gewußt hatte. Dies ſöhnt uns aus mit der lächerlichen Erſcheinung, die ſie, die ohne Sitte und Geſchmack war, und doch die Prätenſion zeigte, beides zu beſitzen, in den Gemächern der vornehmen Welt zeigte.

Der Baron Kottwitz ließ ſie in ſeinem Hauſe wohnen, ſeine Kutſche brachte ſie in die vornehmen Geſellſchaften, auf ſeine Koſten wählten Kammerfrauen und Putzmacherinnen koſtbare Gewänder aus, in die ſie die Günſtlingin des Glücks hüllten. Da ſie aber mit dem, was ſie erhielt, nicht Haus zu halten verſtand, ſo war ſie trotz der Fülle der Gaben, die ihr ein günſtiges Geſchick in den Schooß warf, doch öfters von dem Nothwendigſten entblöst, und immer wieder mußte ſie poetiſche Bettelbriefe ſchreiben und in der Form der Dichtung ihren Zuhörern ſich, ihre Tochter und den zerrütteten Haushalt empfehlen. Der plötzliche Tod des Baron Kottwitz brachte ſie um die ſchöne Wohnung, um den guten Mittagtiſch; ſie zog mit ihrem Stiefbruder in ein Manſardenſtübchen und hatte es wieder recht kümmerlich. In dieſe Zeit, etwa 1761 oder 1762, fällt ihr Beſuch in Halberſtadt, wo ſie den Kanonikus

Gleim kennen lernte, der von ſeinen dichtenden Zeitgenoſſen Anakreon-Gleim genannt wird. Dieſer Anakreon und dieſe Sapho paßten vortrefflich zuſammen. Sie ſagten ſich einander die ſchönſten Dinge in Verſen, und Gleim wurde ſo unvorſichtig zärtlich, daß die Dichterin ſogleich einen Plan faßte, ihn zu heirathen. Der Schreck des Kanonikus, als er dieſe Abſicht gewahrt, iſt wahrhaft poſſirlich, und ſeine zahlreichen Freunde necken ihn darüber. Doch wird Verdruß und Schreck in Verſen weggeſchwemmt; die zärtliche Dichterin begnügt ſich, daß ihr Freund ihr Bildniß in ſeinem kleinen Pantheon in Halberſtadt aufhängt, ihr Kränze windet und ihre Briefe küßt. Aber er thut noch mehr, er beſorgt eine Subſcription zu einer Gedichtſammlung ſeiner Freundin, und durch thätige Bemühungen kommt die Summe von zweitauſend Thalern ein, deren jährliche Zinſen der gefeierten Frau zu gute kommen. Zu gleicher Zeit bietet ihr auf edelzartſinnige Weiſe der Domdechant Baron Spiegel ein ſogenanntes Taſchengeld an, das, jährlich wiederholt, ausgezahlt wird. Andere Gönner ſorgen dafür, daß ihr Stiefſohn ſtudiren kann und einen Freitiſch erhält, daß die Tochter in eine Penſion gethan wird. So arbeitet alle Welt, die bedrängte Sapho aus ihren Nöthen zu befreien; allein ſie braucht immer noch mehr, als ſie verlangt. Einen gro-

ßen Triumph feiert ſie, als es ihr gelingt, vor dem König, den ſie ſo ſchwärmeriſch beſungen und ſo überſchwänglich gelobt hatte, zu erſcheinen. Allein Friedrich der Große, ermüdet von den eben geſchlagenen Schlachten des ſiebenjährigen Krieges, ſuchte ſeine Zerſtreuungen anderswo, als in einem Geſpräche mit einer deutſchen Dichterin. Er ließ die Karſchin, die ihm obenein durch ihre Häßlichkeit widrig auffiel, die Verachtung fuhlen, die er gegen die geſammte deutſche Literatur öfters ausſprach. Wir wollen die Schilderung in Verſen, die die Dichterin von dieſer Unterredung entwarf, hier beiſetzen: man kann freilich aus ihr den wahren Hergang der Sache nicht erkennen, noch weniger die eigentliche Meinung des Königs über die Vorgeſtellte; die vom Glanz der Majeſtät und der Zaubernähe des gefeierten Helden des Jahrhunderts geblendete Frau übertreibt, ohne es zu wollen, und macht ſich willentlich blind gegen die offen dargelegte Kälte und den Hohn des Königs. Das Gedicht lautet:

Geſchichte der Unterredung mit dem Philoſophen zu Sansſouci.

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben,
Nicht von der gütigen Natur
Schon ein Befehl zur Demuth ward gegeben,
Dann würd' ich kleine Creatur

Mit innerm Stolz mich hoch erheben
Und dir erzählen, daß in Friedrichs Marmor-Saal
Mein faltig Antlitz ſich beſpiegelt,
Und aus der Bruſt das Herz beflügelt
Auf meine Lippen trat, und meiner Worte Wahl
Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir red'te,
Der größre Redekunſt beſitzt,
Als Mark Anton, der vor dem Volke
Des Cäſars Mörder bald verklaget, bald beſchützt.
Er kam, und über ihm, in goldner Wolke
Sah ich den ſchwebenden Apoll.
Er ſprach, und in mein Ohr erſcholl
Mit ſeiner ſchnell geſprochnen Frage
Der Donner Jupiters, und ſeines Auges Blick
War wie der Blitz am Erndtetage:
Doch, Freund, ich ſchreckte nicht zurück.
Ich ſagte, welch ein Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich wieder beugte:
Wie mein Genie heraufgeſtrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunſt geſchriebne Regeln wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finſtern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch,
Den Menſch und Philoſoph vereinet,
Ob Alexander gleich geſieget und geweinet,
Und Cäſar ſelbſt zufrieden ſchien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verſchonen,
Und einem Brutus ſelbſt verziehn,
Der mit dem Dolch ihm ſollte lohnen;
Doch fänd' ich auf der Griechen Thronen,
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit dem, der ſeines Angeſichts
In Winterlüften nicht geſchonet,

Und wenn der Lenz geblüht das Kriegeszelt bewohnet,
Von Freuden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater, als den Herrn
Zurückgebracht aus ſo viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte dich Geſang?
Wer unterwies dich in Apollens Saitenzwang?
Held! ſprach ich, die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunſt zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wiſſen,
Woher ich Nahrung nähm; da ſagt' ich: Freunde müſſen
Mich nähren, täglich geh ich hin
Zum niemals ſtolzen Stahl,*) der ſtets mich gerne ſiehet
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter dir erziehet.
Ich ſprach's, und Friedrichs Blick ſchien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch! ſprach ich: die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben.
Wenn du nicht zürnteſt, würd' ich dich
Kniebeugend bitten, daß du meine Kammer dächteſt,
Wie einen Winkel der Baſtille zu Paris,
In welche Ludwig viele Menſchen bringen ließ,
Die du als Krieger brauchen möchteſt,
Weil ſie oft tapfer ſind und treu.
Der König lachte laut, und ich, beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte ſo
Wie Einer, den ein Brett hat in dem Meer erhalten
Und jetzt die Sonne ſieht. —
Des Vaterlandes Vater ſprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben ſorglos machen,
Und alle Muſen ſprachen's nach:
Und Grazien ſah ich in ſeinem Munde lachen.

---

*) Vorſteher der Penſionsanſtalt, in welcher ihre Tochter ſich befand.

Ich ging zurück, o Freund! nun glühte Purpurroth
Auf meiner ſonſt ſo blaſſen Wange,
Mich grüßte Lentulus, und ihm
Hab' ich verwirrt gedankt; ich taumelte, ich ſchien
Den trunknen Menſchen gleich im Reden und im Gange. —

Man kann ſich, abgeſehen von dieſer Beſchreibung, die Situation denken. Der König anfangs kalt und übellaunig, dann ſpottend die geputzte Geſtalt vor ſich betrachtend und mit halbem Ohr auf ihre Schmeichelworte, die er geſchmacklos und läſtig findet, hinhörend. In einiger Entfernung Voltaire an einer Säule des Eingangs lehnend und, halb Faun, halb Dämon, mit einem teufliſchen Lächeln bald den König, der als Beſchützer der deutſchen Muſe zum erſten Male vor ihm ſich zeigt, bald die Repräſentantin dieſer deutſchen Muſe ſelbſt betrachtend, dreht die goldene Doſe zwiſchen den dünnen Fingern und ſinnt auf eine pikante Wendung, wie er dieſe Scene in einem Briefe der Marquiſe du Chatelet mittheilen ſoll. Im Zimmer vertheilt die Generale, die derben Haudegen des ſiebenjährigen Krieges, immer zu plumpem Scherz geneigt, wenn ſie ihren König den Mund ſpottend verziehen ſehen. Inmitten dieſes Kreiſes die alte Dichterin, nichts von dem verſteckten Spiel um ſie her ahnend, nur immer bemüht, ihre ſchweren Klagen um beſſere Wohnung und Koſt in eine von Hyperbeln überfließende, poetiſche Proſa zu kleiden.

Es iſt kein tröſtliches und erquickendes Bild.

Das Reſultat dieſer Unterredung war ebenfalls nicht tröſtlich und nicht erquickend. Es folgte darauf jenes berüchtigte „magere“ Geſchenk, das die Dichterin dem Geber zurückſchickte, mit den bekannten Worten:

Zwei Thaler gibt kein großer König;
Ein ſolch Geſchenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Sie fuhr aber bei allem dem fort, den großen König, ihren bewunderten Helden, zu preiſen. Daraus ſieht man die Größe ihrer eigenen Geſinnung: ihre Seele war von Rachſucht und hämiſchem Groll frei. Der Herzog Friedrich von Braunſchweig, Neffe des Königs, gab der Bittenden, was der Oheim verweigerte, doch war es nur ein ſehr geringes Jahrgehalt.

Bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm II. wurde die obige Unbill wieder gutgemacht: der König gab den Befehl, daß man ihr eine neue Wohnung bauen ſolle, räumlich und mit den Emblemen der neun Muſen verziert. Die arme, alte Anna war außer ſich; ihre Dankbarkeit kannte keine Grenzen: ſie lief in Berlin von Haus zu Haus und forderte Jedermann auf, den König zu preiſen, ihr Glück zu bewundern. Das Haus wurde zwar ſofort zu bauen angefangen, aber es wurde

ſtatt eines Palaſtes, wie ſeine Eigenthümerin geträumt hatte, nur eine ſehr beſcheidene, zweiſtöckige Wohnung, die Ecke eines Marktplatzes in Berlin bildend, wo man ſich's jetzt noch zeigt. Die allegoriſchen Gemälde blieben weg, und die Dichterin, die nicht die Zeit abwarten konnte, innerhalb ihrer eigenen vier Wände zu athmen, bezog das Haus, als es noch nicht völlig ausgebaut und ausgetrocknet war. Die Folge von dieſem Leichtſinn war, daß die alte Frau krank wurde und wenig frohe Stunden in ihrer neuen Wohnung hatte. Es war im Sommer des Jahres 1789. Ihr letztes Lebensjahr war mit Ehren überhäuft. Der Hof des Prinzen Ferdinand, der ſich bei jeder Gelegenheit, wo Feſtlichkeiten anzubringen waren, auszeichnete, zog auch die in Mode gekommene Dichterin in ſeine Nähe. Sie erhielt eine Einladung an der fürſtlichen Tafel zu ſpeiſen, und der Platz neben der Fürſtin war ihr aufbehalten. Da ſaß nun die Bäuerin, in rauſchendem Gewande, mit Federn und Blumen geſchmückt, hoffärtig mit dem Fächer ſpielend, — ſie, die einſt die Heerde geweidet, die in der Schenke rohen Geſellen aufgewartet, die durch Glogau's Gaſſen noch in Lumpen gewandelt und dürre Reiſer ſich auflas, um davon ihr ſpärliches Mittagsſüppchen zu kochen. Hier ſaß ſie. Es umrauſchten ſie die Chöre der Tafelmuſik, ſie hob in zierlichem, funkelndem Glaſe

koſtbaren Wein zu ihren Lippen, ſie glaubte ſich unter die Seligen verſetzt.

Wie ſie immer hinfälliger und ſchwächer wurde, konnte ſie den Einladungen, die an ſie ergingen, nicht mehr Folge leiſten. Da gab es einſame Tage und Abende, wo der Greiſin ihr Enkel aus dem Plutarch vorlas, oder ihr ein Lied von Gleim zum Klaviere vorſang. Den 12. October 1791 ſtarb ſie. Sie hinterließ zwei Kinder, zwei Enkelkinder, zwei Brüder und eine Schweſter. Ihre Tochter wurde an einen Herrn von Klenke verheirathet, und deren Tochter an einen Herrn von Chezy. Beide Frauen wurden Schriftſtellerinnen; von der Erſteren haben wir eine lebensvoll geſchriebene Biographie der Mutter, von der Anderen dramatiſche und lyriſche Poeſien in Menge.

Was den dichteriſchen Werth der Frau betrifft, deren Leben wir hier vor uns aufgeſchlagen haben, ſo müſſen wir nothwendig ein wenig auf die Principien der Dichtkunſt überhaupt zurückgehen. Die romantiſche Schule verdammte jede und alle Productionen unſerer Dichterin. Dieſe Schule, die die poesie par excellence zu üben vorgab, höhnte darüber, daß die Karſchin einen verſifizirten Dank an die Oberbaukommiſſion in Berlin, indem dieſe ihr in ſtrenger Winterzeit einen eiſernen Ofen hatte ſetzen laſſen, zu Tage förderte, und daß ſie

es wagte, dieſe klägliche Epiſtel Poeſie zu nennen. Noch ärger höhnte jene Schule, als ſie die Verſe las, die unſere Dichterin im ſogenannten Saphiſchen Maße hingeſchrieben hatte, verleitet von ihren gelehrten Freunden und Gönnern. Freilich, wir wollen weder jene Hymne an die Baukommiſſion, noch dieſe einfältige Nachahmung klaſſiſcher Formen in Schutz nehmen, allein darum bleibt die Schneidersfrau Anna Louiſe Karſch doch eine Dichterin; es muß ſich nur der Kenner der Herzen und der Verſe die Mühe nehmen, auf die Quelle der Erſcheinungen zurückzugehen und die Stärke der Strömungen dort zu meſſen, wo ſie ihrer Heimathſtätte, dem ſchöpferiſchen Gemüth, unmittelbar entfließen. Wir haben bereits angedeutet, und die Dichterin hat es auch ſelbſt gethan, daß ſie in dem unmittelbaren Verkehr mit der Natur ihre Kraft ſich offenbaren und wachſen fühlte; was ſpäter die Bildung ihrer Zeit hinzuthat, war gleich dem Werk der Scheere, die eine ſchöne Hecke in eine gerade Taxuswand verſchneidet. Man liebte damals Taxuswände, ſowie man dreißig Jahre ſpäter engliſche Parks liebte, und ſo wie man wieder dreißig Jahre ſpäter nochmals Taxuswände lieben wird. Inzwiſchen bleibt die Natur Natur und Baum Baum. Nachdem die romantiſche Schule das Weſen der Poeſie in ihr ſelbſt fand, findet man heutzutage, daß ſie an Gegenſtänden

haftet. Wir kehren zu der materiellen Anſchauung zurück, nachdem wir lange in der rein idealen und transcendentalen geſchwelgt haben. Die romantiſche Schule beſang die blauen Blumen als ein myſtiſches Symbol, wir beſingen die Hobelbank und den Schuſterleiſten und knüpfen an dieſe, nichts weniger als myſtiſchen Symbole, alle poetiſchen Fragen der heutigen Welt. Die Poeſie war früher alles, nur nicht nützlich, jetzt ſoll ſie nichts als nützlich ſein. Aber ihr irrt euch; ſie wird nicht, wie ihr es wollt, bald Eins und bald das Andere ſein, ſie iſt, wie es ihre göttliche Natur mitbringt, immer Beides zuſammen geweſen, nur haben wir es nicht ſo nachweiſen können, wie es ſich denn überhaupt nicht nachweiſen läßt.

Beim Beginn ihrer Laufbahn brachte ein guter Genius ſie ſogleich an eine günſtige Stätte, wenn ſie nur da hätte bleiben dürfen, nämlich bei dem Großvater. Dort hatte ſie einen milden, väterlichen Geiſt, der liebend ihr Schutz und Anleitung zukommen ließ, dort hatte ſie Freiheit und Natur, dort hatte ſie endlich die Bibel, dieſes Buch, das Meiſter und Schüler immer und immer wieder mit gleichem Vortheil aufſchlagen. Hätte die arme Kleine hier ruhig leſen und bewundern, lieben und nachahmen können! Sie verſuchte es: mit ganzer, durſtiger Seele hing ſie an der Geſtaltenfülle,

die den entrollten Gedichten dieſes Buches aller Bücher entquollen. Beſonders war es die thränen- und liebereiche Geſchichte der Makkabäer, dieſe durch ſüße, göttliche Wunder leuchtende Legende, die dem dichtenden Kinde einen Schauer des Entzückens abrang. Wäre ſie hier in Einſamkeit aufgewachſen, genährt und gekräftigt durch ſolche Speiſe, ſie wäre aus den ſtillen Wäldern Schleſiens als eine der größten Dichterinnen nicht allein ihrer Zeit, ſondern vielleicht aller Zeiten hervorgegangen; ſo aber nahm ſie eine gekünſtelte Geſellſchaft und eine unwahre Dichterſchule auf; beide erzogen ſie nicht, ſondern verzogen ſie. Was ſie trotz dieſer misgünſtigen Verhältniſſe doch noch leiſtete, iſt der Anerkennung der Nation werth, wenn es auch nicht zu ihrer Ehre und Zierde gereicht.

Die Sucht nach Pomp und Glanz trieb das achtzehnte Jahrhundert, ſich die großen Dichternamen der antiken Welt anzueignen und mit ihnen ein recht unwürdiges Spiel zu treiben. Frankreich ging voran. Einen franzöſiſchen Horaz gab es früher, ehe es einen deutſchen gab, einen franzöſiſchen Euripides, einen franzöſiſchen Plutarch, einen franzöſiſchen Aeſop früher, als es deutſche gab. Als die Karſchin in den Saal des Ruhms eintrat, war die alberne Rollenvertheilung ſchon vor ſich gegangen. Rammler war Horaz, Gleim bald

Pindar, bald Anakreon, Wieland Ariſtipp, Jacobi Tibull, Geſſner Theokrit, was war natürlicher, daß die Karſchin — Sapho wurde? Sie wurde es; ob der Name paßte, wer fragte danach? Sie machte Verſe, Sapho hatte auch Verſe gemacht, alſo war ſie die deutſche Sapho. Die ſchleſiſche Hirtin nahm ſich die ſchöne und hochmüthige Bürgerin von Mitylene zum Vorbild und coëffirte ihren Geiſt nach dem ſtümperhaften Bilde, das ihr der Kritikaſter Sulzer von jener unglücklichen, ſtolzen Liebesſängerin vorhielt. Daß dieſe Toilette unglücklich ausfallen mußte, verſtand ſich von ſelbſt. Die ſaphiſchen Oden der Karſchin ſind darum auch äußerſt verfehlt, und wir wollen ihrer gar nicht weiter erwähnen. Die patriotiſchen Hymnen ſind jedoch erwähnungs- und ſogar lobenswerth. Wir wollen eine hier beifügen, die zu ihrer Zeit ſich großen Ruhms erfreute.

Dem Vater des Vaterlandes

Friedrich dem Großen

bei triumphirender Zurückkunft den 30. März 1763

geſungen im Namen ſeiner Bürger.

Der du den Tempel deines neuen Freundſchaftsbandes
Mit diamantnem Bogen wölbſt;
O König, Vater! Schutzgott des beglückten Landes!
Uns gegenwärtig biſt du ſelbſt.

Dich, mit vermehrten Siegeskränzen ausgeſchmückter,
Empfängt der jüngſte Frühlingswind
Erfüllt mit Jauchzen deiner Bürger, die entzückter
Jetzt fühlen, daß ſie Menſchen ſind.

Zu lange ſuchten dich beflügelte Gedanken
Und Seufzer deines Volkes dort,
Wo um das Schlachtfeld ſich die Helden ſtandhaft zanken,
Und Kriegesdonner iſt ihr Wort.

Zu lange bliebeſt du, verſteckt in ſchwarzen Wettern,
Rund um dich werfend deinen Blitz,
Wir aber wankten, gleich verwelkten Lindenblättern,
Um deinen wüſten goldnen Sitz.

Vor unſers nebelvollen Geiſtes Blicke ſchliefen
Die Schöpfung ſelbſt und die Natur:
Wir fühlten nicht den Reiz der beſten Welt; wir riefen
Dich, aller Welten Wunder, nur.

Das Klaggeſchrei, die Thränenſtröme rauſchten mächtig
Bis an den Himmel und zu dir;
Du kommſt, und dein Triumph iſt mehr als römiſch prächtig:
Nicht über Sklaven jauchzen wir,

Nicht über nachgeführte, fremde Königsſchätze
Und Kronen, die der Sieger nahm;
Nein, über dich, Monarch, in welchem der Geſetze
Beſchützer glorreich wiederkam.

In deinen Augen ging aus tauſend Mitternächten
Ein uns geſchaffnes Sonnenlicht
Hervor, und ſtralet nun ſo lieblich deinen Knechten
Als deines Gottes Angeſicht.

Das über dir daher geleuchtet und gelächelt
In undurchdringlicher Gefahr,
Wenn oft das Vaterland wie Sterbende geröchelt
Und zitternd für dein Leben war.

O laß dein in der Schlacht nie wankend Knie umfaſſen,
Du Ueberwinder! und verſprich
Nicht mehr dein bittend Land verwaiſet zu verlaſſen;
Und fordern neue Feinde dich,

Dann gib uns Waffen; laß dein Volk zu Felde ziehen,
Du aber, unſre Wolluſt! bleib
In Sans-Souci; und wer von uns wird ſchimpflich fliehen,
Den tödte ſein beherztes Weib! —

Man wird geſtehen, daß dies würdige Gefühle ſind, in einer dichteriſch erhöhten Sprache ausgeſprochen. Hier und da iſt der Ausdruck veraltet, aber ein unvergängliches Feuer hält bis auf den heutigen Tag den poetiſchen Gedanken warm. Man kann ſich denken, wie die Situation damals das Gedicht getragen hat: der aus blutigen Siegen zurückkehrende, allgeliebte und bewunderte König, das Ende der Kriegsnoth, das Entzücken und die Hoffnung des Friedens, alles wirkte zuſammen, um einem mittelmäßigen Lobgedicht Geltung zu verſchaffen, wie viel mehr einem wirklich ausgezeichneten. Nachher beſang die Dichterin noch andere fürſtliche Perſonen, die ſie theils aus wirklich gutem Herzen

lobenswürdig fand, theils weil ſie von ihnen eine Penſion, oder auch nur ein Geſchenk, denn ſie war ſtets begehrlich, zu erlangen ſtrebte. Dieſe Verſe ſind ohne Werth; es ſind banale, und dazu noch ſchlecht ausgedrückte Lobphraſen. Es mahnen uns überhaupt dieſe Gedichte an die gemalten Plafonds in den Sälen aus der damaligen Zeit, wo ein Olymp in höchſter Höhe in Wolken ſchwebend dargeſtellt iſt, und wir von den hinaufſliegenden Göttern und Helden nur die Hintertheile und Ferſen ſehen. Richtige Verhältniſſe und eine große, ungezwungene Körperſtellung iſt bei dieſen Gemälden nicht zu erwarten: alles übertrieben, in lächerlicher Verrenkung. Für das Liebeslied war die Karſchin ungewöhnlich begabt; ſie hatte von der Natur die geſund pulſirende Ader der Sinnlichkeit erhalten; dabei haftete ihr noch aus ihrem Bauerleben die derbe Naivetät an, die ſie glücklich vor der zuckerſüßen Verweichlichung und dem affektirten Bilderſpiel der Anakreons jener Zeit ſchützte. Manche dieſer Lieder ſind mit der graziöſen Gewandtheit und dem naturlieblichen Mienenſpiel der Goethe'ſchen Muſe gegeben: zu dem Beſten, was die poetiſche Literatur der Nation beſitzt, können ſich dreiſt dieſe artigen ſinnlichen Scherze beigeſellen. Wir wollen hier ein paar ausheben.

An Leda.

Von dem Olympus zogeſt du ihn nieder,
O Leda! Deinetwegen trägt
Der Donnergott ein lilienweiß Gefieder,
Der ſonſt mit Keulen um ſich ſchlägt.

Er theilt die Wolken, ſeine Flügel trennen
Den Aether und den Sonnenſtral;
Er kommt, und deines Auges Blicke brennen,
Dein Antlitz blühet wie das Thal.

Dein Buſen ſchwillt, wie kleine Flocken-Hügel,
Wenn Boreas durch Fluren bläst,
Und jeder Bach verwandelt wird zum Spiegel,
Und das geſtorbne Laub verwest.

Du lächelſt mit der feingeſchnitzten Lippe
Dem Schwane, der den Hals erhebt
Und nach der weißen Alabaſterklippe
Wollüſtig mit dem Schnabel ſtrebt.

Sein maulbeerfarbnes Auge redet Liebe,
Die ganze Macht der Buhlerei,
Den innern Aufruhr ſchlau verſteckter Triebe
Verräth der Schwan durch Schmeichelei.

Er will dich küſſen, ſterbliche Beglückte!
Beneidenswerthe Leda! Dich
Umfaßt mit beiden Flügeln der entzückte,
Beflammte Gott, und wünſchet ſich

Den ſüßen Rauſch der Küſſenden auf Erden,
Und fühlet Amors ſtärkſten Pfeil,
Und trinket mit ſüßlachenden Geberden
Des Liebesnektars letzten Theil.

An eine Dichterin
welche das Klavier ſpielte.

Des Jovis, der Latona Sohn
Hat mir ein Saitenſpiel gegeben;
Du aber kannſt im ſüßen Ton
Dit Stimme zum Geſang erheben.

Dein Finger hüpfet wie der Weſt,
Der an dem ſchönſten Tag des Mayen
In jugendliche Blumen bläst,
Die deines Lieblings Blick erfreuen.

Hör' auf, geliebte Zauberin!
Hör' auf zu ſingen und zu ſpielen;
Ich brenne, da ich weiblich bin,
Was wird nicht dieſer Jüngling fühlen,

Der über deine Schulter ſieht,
Bald deinen weißen Hals betrachtet,
Bald dieſes Auge, welches glüht
Und redet und im Sprechen ſchmachtet?

Hör' auf, o Mädchen! jeder Schlag
Dringt tiefer in des Jünglings Buſen,
Und das, was dein Klavier vermag,
Vermag kaum eine von den Muſen.

Von ähnlicher Einfachheit und Naturwahrheit gibt die Sammlung noch viele Proben; wir verweiſen den Leſer auf ſie, wenn er unſere Dichterin in ihrer anſprechendſten Laune will genau kennen lernen. Trotz dieſes Lobes, das wir gerne ertheilen, müſſen wir jedoch immer

wieder bemerken, daß der große dichteriſche Styl der ihr eigens zugetheilte geweſen zu ſein ſcheint; hätte ſie ihn nur ausbilden können! Wäre ſie, wie wir oben angezeigt, in der Einſamkeit und fern der falſchen Bildung ihres Jahrhunderts aufgewachſen, ſo hätte ſie das Ziel erreicht, das offenbar ihrer Laufbahn geſteckt war. Die ſchleſiſchen Dichter haben immer Ungunſt vom Geſchick erfahren; man denke nur an den armen Günther, dieſen ſo reich begabten Genius, der traurig verkümmerte und unterging, weil er ſich den Götzen des Tages nicht zu fügen verſtand, wie es die Karſchin erlernte.

Zuſammenhängend hiermit und wol eine Folge dieſer Ungunſt des Geſchicks iſt, daß unſere Dichterin Stoffe nicht zu behandeln weiß, die recht eigentlich aus der Sphäre ihrer Anſchauungen und Erfahrungen geſchöpft ſcheinen, ſo die ländlichen, dörflichen Idyllen und Vorgänge. Sie verlor, je weiter ſie in modiſcher Bildung vordrang, den Blick und das Bewußtſein an Natur und Sitte des Landlebens. Auffallend iſt, wie linkiſch und froſtig ſie die Bilder des Dorfverkehrs auffaßt, wie ſie faſt ängſtlich ſtrebt, Gegenſtände mit vornehmer Spottſucht und ſchlechtem Witz zu umkleiden, die ſie in ihrer urſprünglichen Natur liebgewonnen hat. Der Kern der Volksnatur, ihre Sitte und ihr Leben gehen ſpurlos an ihrem Sinne vorüber; ſie greift häßlich fehl, wenn ſie

irgend einen charakteriſtiſchen Zug von daher erzählen will. So beſchreibt ſie irgendwo ein wirklich Geſchehenes, das Stoff zu einer faſt grauſigen Ballade gäbe, wenn man's auffaßte, wie es aufgefaßt ſein muß, mit einer ſo unglücklichen, einfältigen Spaßhaftigkeit, daß der große, kühne Gedanke, das leidenſchaftliche Bild unter ihren Fingern kläglich zerbricht. Die Begebenheit iſt folgende: Ein Bauer, der ſein junges Weib innig liebt, findet ſich von dieſer betrogen; welche Strafe ſinnt er aus, welche Rache nimmt er? Er greift nach dem Beile; ſchon fürchtet man, er werde die Treuloſe zuſammt dem Genoſſen ihres Verbrechens mit einem Streiche niederſchlagen: vielleicht war dies auch in dem erſten erſchütternden Zornes- und Schmerzensanfall ſeine Abſicht, allein er beſinnt ſich eines Andern. Nicht mit dem Tode, mit ewiger Schande will er die einſt ſo Geliebte ſtrafen: er ſchlägt von dem Herde, der geweihten Stätte des Hausgottes, eine Ecke in Trümmer. Dieſe That iſt entſetzlich! nicht größer und zugleich nicht edler kann die gekränkte Liebe, der beleidigte Stolz ſtrafen, und zugleich drückt ſich in dieſem ſcharfen Charakterzuge das Bild ehrwürdiger Sitte, unverfälſchter, urſprünglicher Natur ab. Ewig wird nun die Treuloſe durch die fehlende Ecke des Herdes an ihren Fehltritt erinnert werden, an die Großmuth deſſen, den ſie beleidigte, an

den Schandfleck, der durch ſie dem Hauſe zugefügt ward, in dem ſie und ihr Geſchlecht lebt und aufwächſt. Die Familie eines Bauern iſt immerdar um den Herd verſammelt, die Nachbarn finden ſich daſelbſt ein, wenn der Feierabend Ruhe und fröhliches Geplauder zuläßt, mit welchem bittern Gefühl wird die Verbrecherin an dem Herde ſitzen; werden ihre Blicke nicht immer ſtarr auf jene fehlende Ecke gerichtet ſein, und wenn ſie ſelbſt hinzuſehen vermeidet, muß ſie nicht fürchten, daß die Blicke der Anderen auf dieſem ominöſen Mal haften? Und wie wird ſie die Fragen der Kinder beantworten mögen, die den Grund jener Beſchädigung von ihr wiſſen wollen? O tauſendmal lieber den Tod, als dieſe ewige bittre Qual und Schande! Das einmal geſchändete Haus birgt keine Tugend mehr, ſo fürchtet ſie, deine Töchter wachſen zu gleicher Schande auf! Wenn du es wagſt, ihnen Lehren der Tugend zu geben, werden ſie nicht höhnend auf jenes Mal zeigen und deine Thränen, deine Seufzer verlachen? So denkt ſie, und ihre Qual iſt verdoppelt und verdreifacht. Armes Weib; es iſt die Rache eines Bauern! Der Gegenſtand iſt erhaben und hätte in unſeren Tagen, wo das lebendige Gefühl für die Einfalt und die Größe der Sitten im Volk ſo rege geworden, von der Feder unſers Auerbach bearbeitet, eine Meiſterſchöpfung werden können. Anna

Louiſe Karſch, die im Volke lebte, die in ihrer Nähe die That ſah, ihre Wirkungen erfuhr, ſie wußte nichts aus einem ſo wunderſamen Stoffe zu machen, als jene elende Ballade, die wir Seite 210 (Gedichte: Ausgabe Berlin 1792) unter dem Titel „Duldmanns Rache“ finden. Nach dieſem einen Beiſpiele mögen uns die anderen erlaſſen werden. Bei dem Gedichte „Die Waſſernoth bei Frankfurt an der Oder im April 1785“ geht ſie von der Schilderung jener Scenen, die ſie ebenfalls aus örtlichen Anſchauungen trefflich hätte malen können, auf das Lob des Prinzen Leopold über, von dem ſie gerade damals ein Gnadengeſchenk erwartete. So ſehen wir ſie denn immer und immer wieder dem Weltgeiſte hingegeben. Ihre Eitelkeit zeigt ſich bis zu einem gehäſſigen Grade geſteigert in dem Liede „An Phillis,“ wo die Verſe vorkommen:

Mehr als ein Schäfer wirft ſich vor ihr nieder;
Ein reicher Graf umfaßt ihr Knie
Und ſchmeichelt ihr und bittet wieder
Wie ſonſt um Zärtlichkeit, um Gegenliebe ſie.

An ihrem andern ausgeſtreckten Fuße
Liegt Deutſchlands größte Sängerin,
Und ſinget von dem ſanften Kuſſe,
Den ihre Phillis gibt, ein zärtlich Lied dahin.

Dieſen Uebermuth, ſich Deutſchlands größte Sängerin zu nennen, hatten ihr thörichterweiſe Gleim und

Kammler beigebracht. Doch fehlte es nicht an nachdenklichen und demüthigen Stimmungen, wo ſie, weit entfernt, ſich groß und gewaltig zu wähnen, recht beſcheiden von ſich dachte, und wo ſie ſelbſt die Ueberzeugung ausſpricht, daß, wenn ihr Geſchick ſie ſorgenfrei im Schooſe der Natur und Einſamkeit hätte ſich emporbilden laſſen, ihr Genius ſeine Miſſion erfüllt hätte. Ein kleines Gedicht, auf dem Sterbebette geſungen, ſpricht dieſen Gedanken rührend aus. Wir können nicht anders, als die Wahrheit dieſes poetiſchen Selbſtbewußtſeins beſtätigen und ihn zum Schlußgedanken unſerer Lebensſchilderung machen.

Angelika Kaufmann.

Angelika Kaufmann.

Ein ſchwächliches Talent, allein eine liebenswerthe Erſcheinung. Ihr Ruf iſt mehr ein Salons- und Coterien-Ruf, als ein nationaler, und mehr die Eitelkeit des Jahrhunderts, dem ſie angehörte, als ihr Verdienſt gab ihr den bedeutenden Namen. Von England ging beſonders das Rühmen und Preiſen ihrer Schöpfungen aus, und man weiß, daß über Gegenſtände der Kunſt dieſe Inſel nie ein entſcheidendes Urtheil gehabt hat. Es ſind andere Nationen, die den Ruf eines Malers, eines Bildners nachhaltig und auf Jahrhunderte hinaus beſtimmen. England iſt für Gemälde und Bildwerke ein modernes Pompeji; die Aſche, die auf den angeſammelten Schätzen ruht, iſt die Kälte, der Egoismus, der Indifferentismus einer von der Natur nicht kunſtbegabten Nation, die nur ſammelt, um zu beſitzen, nicht um der Welt das Schöne mitzutheilen, am Erhabenen ſich und Andere zu

gleicher Schöpfungskraft zu entzünden. Ein feuriger und eitler Franzoſe ſtellt ein erkauftes ſchönes Gemälde ſo auf, daß die Bewohner aller fünf Welttheile und wo möglich noch die eines ſechſten, noch unentdeckten, es ſehen können. Er iſt entzückt, daß alle Welt das ſchöne Gemälde bewundert und daß alle Welt es bei ihm bewundert; der Deutſche ziert mit dem Kunſtwerke ſein Arbeitszimmer; er iſt glücklich, daß es für ihn und einen kleinen Kreis ſeiner Freunde da iſt; ſein Auge weilt, wie der Blick des Liebhabers auf dem geliebten Mädchen, auf ſeinem Schatze: in ſtiller Freude vergießt er vor dem Bilde Thränen. Der Italiener, der ächte Jünger der Kunſt, ſtellt das erworbene Meiſterſtück im Atelier auf, verſammelt Schüler um daſſelbe und ruht nicht eher, als bis er eine große Anzahl an dem Meiſterwerke zu Meiſtern herangebildet hat; ihm iſt die vollendete Schönheit Gegenſtand der Anbetung. Der Engländer verſchließt das herrliche Bild in ſeine Muſeen, ſtellt einen verdrießlichen Wächter davor, ſieht es ſelbſt nicht an und läßt es Niemanden ſehen. Er iſt der glückliche Kaufmann, der Geld genug gehabt hat, ein „ſehr theures“ Bild zu kaufen. Damit iſt er zufrieden; damit iſt alles abgethan.

In einem kleinen Orte, unfern des Sees von Conſtanz, lebte gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Jo-

hann Joſeph Kaufmann, ein mittelmäßiger Maler, der auf Beſtellungen des Biſchofs von Chur Gemälde anfertigte. Von ihm iſt nichts zu ſagen. Er beſaß die Eitelkeit und raſtloſe Beweglichkeit jener Väter, die Wunderkinder haben und ſie mit ſich herumführen. Die kleine Angelika (den 30. October 1741 geboren) war ein ſolches Wunderkind. Im ſechſten Jahre machte ſie Entwürfe zu Cartons um die ſüdliche Wand des Hauſes mit einem allegoriſchen Gemälde, die vier Jahreszeiten vorſtellend, zu verſehen, die der Vater mit einem Stück Kohle hinzeichnete, und darüber einen von der ganzen Familie gepflegten Weinſtock ausroden ließ. Im neunten Jahre fertigte ſie äußerſt zierliche Porträts in Paſtell. Man ſah die kleine Künſtlerin ihre Morgenwanderung am Ufer des Sees täglich antreten, um mit ihrer Mappe unterm Arm die Villen in der Nachbarſchaft zu beſuchen, wo ſchöne Frauen, hübſche Kinder, greiſe Männer dem wunderſamen Kinde gern zum Bilde ſaßen. Sie war dabei ein ſo liebliches Kind; man ſchmeichelte ihr, man liebkoſte ſie, man gab ihr für ein hübſches Bild eine Schachtel voll Konfekt.

Der alte Kaufmann zog mit ſeinem Kinde nach Como, von da nach Mailand, wo Angelika im Jahre 1754 in den öffentlichen und Privatgalerien arbeitete, und die großen Meiſter der lombardiſchen Schule ein

mächtiges Licht in ihrer Erkenntniß entzündeten. Die junge Künſtlerin ſchwärmte, und jene ſüße Trunkenheit, die das Gewahrwerden der ſchöpferiſchen Geſtaltungskraft in dem Buſen des Talents zu begleiten pflegt, wurde auch in ihr rege. Sie träumte, kaum vierzehn Jahre alt, ſchon von den Kränzen des Ruhms. Sie war unermüdlich thätig. Der Vater ging herum und erzählte von ſeinem Wunderkinde, er brachte es dahin, daß der Gouverneur von Mailand, der Herzog von Modena, das geprieſene Mädchen an den Hof beſchied, ſich und ſeine Gemahlin malen ließ. Dies war die erſte Staffel, die die eitle Angelika in dem Salonsruf erklimmte. Hätte dieſes ſchmeichelhafte Hervorſtellen nicht ſtattgefunden, wäre unſere kleine Künſtlerin in der Stille ihrer väterlichen Arbeitsſtube geblieben, es wäre ihr dienlicher geweſen. Die Freunde des Vaters mochten dieſe vernünftige Anſicht ihm einleuchtend gemacht haben, er entſchloß ſich in der That, die Kleine auf einige Zeit aus der Hofatmoſphäre hinwegzunehmen und ſie der Einſamkeit und den Studien zu übergeben. Er ging mit ihr nach Schwarzenberg, ihrem Geburtsorte, und fing dort mit ihr zuſammen an, die Parochialkirche mit Gemälden zu ſchmücken. Dazu war ihm der Auftrag geworden. Jetzt ſaßen Vater und Tochter beiſammen in der düſtern, alterthümlichen, einſamen Kirche,

er oben, um den Plafond zu malen, sie unten, um die Kirchenwände mit den Figuren der heiligen Apostel zu zieren, die sie al fresco malte. Das war ein recht eigenthümliches und gemüthliches Zusammenwirken und Schaffen. Wie oft muß die stille Landkirche von dem Gespräch der Beiden wiedergetönt, wie oft die fragende Stimme des Vaters von oben, die antwortende der Tochter von unten bald Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, bald die hohen Interessen der Kunst gegen einander ausgetauscht haben. Farben und Pinsel machten abwechselnd die Wanderung von oben nach unten und umgekehrt. Der Vater malte oben das leichte, rosige Gewand eines Engels, die Tochter unten die funkelnde, schwere Toga eines Priesters. Der Alte erging sich in Scherz, in Sonnenstralen, in pausbackigen Knabengesichtern, das junge Mädchen unten malte endlose Prophetenbärte, düstre Greisesblicke, magre und gefurchte Priesterstirnen. So ist es in der Ordnung: das Alter fühlt sich zur Jugend gezogen, die Jugend zum Alter. Bei der Gelegenheit lernte Angelika etwas richtiger zeichnen und strenger Contour und Farbe auffassen. Sie war allein, sie hatte Niemanden, der ihr schmeichelte, sie mußte ernst schaffen, ernst nachdenken; das war ihr äußerst dienlich. Leider dauerte die Arbeit nicht lange. Eines schönen Tages trat der Graf von Montfort in die Kirche, sah

Angelika und gab ſich ſogleich als leidenſchaftlichen Bewunderer ihres Talents zu erkennen. Auf ſeine Bitten kamen Vater und Tochter nach Montfort und wohnten daſelbſt auf dem gräflichen Schloſſe. Jetzt fing wieder ein ſehr frivoles Leben an. Der Biſchof von Conſtanz kam nach Montfort, mit ihm viele geiſtliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte Herren, die es alle ſehr erſprieslich fanden, mit dem ſiebzehnjährigen, ſchönen Mädchen über die Kunſt zu plaudern. Der alte Vater, der dieſem Treiben hätte Einhalt thun ſollen, war ſchwach und eitel. Gemalt wurde wenig, und das Wenige gerieth nicht ſonderlich; was fragten jedoch die eleganten Herren nach Kunſtwerken, es genügte ihnen die Künſtlerin. Wollte dieſe Studien zu hiſtoriſchen Bildern machen, ſo verſchwand raſch ein junger Abt nnd erſchien nun im Koſtüm Franz des Erſten, um zum Gemälde zu ſitzen, ein Ritter des heiligen Geiſtordens ſpannte die prallen Glieder, die die Prälatentafel mit ſchöner Fülle verſehen, in Tricot, warf die Zither über die Schulter und ſtand dem jungen Malerkinde als Troubadour mit ſehr beredten Blicken gegenüber. Ueberall hiſtoriſche Muſterbilder. Welche Menge Eginhardts, Egmonts, Konradins, — ſie traten aus jedem Saal, aus jedem Kabinet hervor: man hatte unter ihnen die Wahl. Aber auch Apoſtel, Märtyrer, wunderſam ausgedörrte Ana-

choreten erſchienen: Engel mit Palmzweigen und in Lilienkronen. Das alte Schloß zu Montfort wurde ein Kunſtfigurenkabinet eigener Art. Es wimmelte darin von berühmten Verſtorbenen, durch alle Kammern liefen Viſionen, und an den Wänden hin ſpielten chriſtliche Ascetik und heidniſche Mythologie durcheinander.

Die Biographen unſerer Künſtlerin ſagen einſtimmig, daß ſie in dieſer Periode ihrer Jugend und eben erblühten Schönheit mancherlei Anfechtungen zu überſtehen und zu bekämpfen gehabt habe. Der beſſere Geiſt in ihr zeigte ihr jedoch unabläſſig den Weg, den ſie zu wandeln habe, und ſo ſetzte ſie es denn endlich bei dem ſchwachen Vater durch, daß er mit ihr eine ernſtlich gemeinte und ernſtlich durchgeführte Reiſe nach Italien antrat. Das Paar verließ das Zauberſchloß des Grafen und begab ſich auf die Wanderung. Kaum war Angelika wieder unter Künſtlern und Gemälden, als ihr alter Drang, Großes hervorzubringen, neu in ihr erwachte und ſie unabläſſig wieder zum Schaffen antrieb. Sie war jetzt in Florenz und malte fleißig. Die Einladungen und Verlockungen in die Geſellſchaftskreiſe wurden abgewieſen. In dieſe Zeit fällt auch ihre leidenſchaftlich geförderte Ausbildung in der Muſik. Immer hatte dieſe Schweſtermuſe großen Einfluß auf die Seele unſerer Künſtlerin ausgeübt, aber mit weiſem Zuſammen-

halten der Kräfte war ihrem Andringen eine Schranke gesetzt worden, jetzt durfte sie die einsamen Stunden, die die fehlenden Zerstreuungen der großen Welt leer ließen, ausfüllen. Angelika erhob ihre Stimme zum Gesange und hauchte eine überraschende Süße und Lieblichkeit in ihre Akkorde. Die Harmonieen, einmal schon an die Mischungen ihrer Pallette gefesselt, wurden ihr zum zweitenmal dienstbar, wenn ihre Hand die Tasten des Klaviers oder die Saiten der Zither berührte. Sie sang mit einem solchen Wohllaut und verkettete so artig Melodieen ineinander, daß die Freunde des Hauses ihr den unvorsichtigen Rath gaben, der Malerei zu entsagen und dafür die Musik zu erwählen. Angelika schwankte einen Augenblick und litt dabei unsägliche Qual. Der, der ihr diesen Rath gab, war ein junger Musiker, der sie heimlich liebte; zu der Musik übergehen, hieß zugleich, für den Freund sich entscheiden: eine zwiefache Wahl fürs ganze Leben. Doch überwand sie die Verführung und kehrte zu ihrer Staffelei zurück. Der junge Mann, untröstlich über diese Entscheidung, verließ sie, und nie hat sie ihn später wieder gesehen, noch von ihm gehört. Sie bewahrte jedoch sein Andenken. In dem Gemälde von ihrer Hand, das Orpheus darstellt, der Eurydice dem Orkus entführt, eine in lieblicher Gestaltung treffliche Composition, trägt der tragische Sänger

die Züge jenes Freundes, der auf ihren Lebensweg geſtellt zu ſein ſchien, um ihr eine bittre Stunde in der Gegenwart, und tauſend ſüße in der Erinnerung zu ſchaffen. Der Genius der Muſik verkörperte ſich und nahm die Geſtalt jenes ſanften, trauernden Verwieſenen an; ſie ſang und klagte, um ihre Seele mit der ſeinigen zu vereinen.

Dieſe Erlebniſſe bezeichneten ihren Aufenthalt in Florenz; im Januar des Jahres 1763 ging ſie nach Rom, und hier war es, wo in ihrem Leben ein Wendepunkt eintrat, wo ſie mit einem der erhabenſten und edelſten Geiſter des Jahrhunderts zuſammengeführt wurde. Dieſe Begegnung entſchied für ihr ganzes Leben; denn dem Genie begegnet das Talent nie ohne Wirkung; entweder es wird niedergedonnert und für alle Zeiten unglücklich gemacht, oder es wird mit einem Adel und Glanz umgeben, der es folgenden Jahrhunderten empfiehlt. Das letztere fand bei Angelika ſtatt.

Hoch im Norden, in der Altmark Preußens, war einem armen Schullehrer, einem Menſchen, der hart und ſtreng angeſpannt war in dem Joche des Lebens, die ſüße Zauberwelt Griechenlands aufgegangen. Einem preußiſchen Dorfſchullehrer träumte von dem joniſchen Himmel, und ſeine Seele, zuſammengeſcheucht von den Eisſtürmen des Nordens und den Qualen einer dürf-

tigen Exiſtenz faſt erliegend, ward plötzlich überſchüttet von dem Blütenregen, den einſt Dichter, Philoſophen und Künſtler über die ſchöne Erde von Hellas hingoſſen. Ein Wunder geſchah. Griechenland wählte ſich einen Geſandten, die Schönheit einen Bevollmächtigten, die Kunſt einen Miſſionär, und ſie wählten ſich ihn nicht in dem heißen Italien, dem Lande der Kunſt, nicht in dem geiſtvollen und ſonnenhellen Frankreich, dem Lande der Poeſie, nicht in dem melancholiſchen England, dem Lande des Reichthums, nein, ſie wählten ſich ihn an dem nächtlichen, öden, verlaſſenen Geſtade des baltiſchen Meeres. Dort riefen ſie einem armen, blaſſen Jüngling die alten, heiligen Märchen, die die Welt entzückten, ins Ohr, dort ſangen die neun Schweſtern ihre wunderſamen Chöre und vermiſchten die Strophen der Sapho und des Pindar mit dem melancholiſchen, dumpfen Klange der Wogen der nordiſchen Meeresbucht. Amor und die Grazien, dieſe verwöhnten Lieblinge des Olymps, dieſe Zärtlinge unter den Göttern, um deren Gunſt die Harfen der Poeten aller Jahrhunderte in Harmonieen gebuhlt, ſie treten die weite Reiſe nach dem Norden an; und in einem Städtchen der Altmark machen ſie Halt und treten in das enge Häuschen des Konrektors, und während der ſauſende Schneeſturm an das kleine Fenſter heult, ſingen ſie die

Lieder Homers und die kleinen bukoliſchen Hymnen Anakreons, führen ſie Tänze auf, die im Saale der Aſpaſia einſt die Jugend Griechenlands bis zum Wahnſinn entzückten. Hingeſtreckt auf ſein elendes Lager, noch umgeben von den Vokabelbüchern und Schulexercitien der Dorfknaben, ſann der arme Konrektor dem Opfer der Iphigenia nach, und ſah vor ſich die olympiſche Schönheit Apolls erſtehen. Welche Mühen, welche Kämpfe mußten überſtanden werden, ehe es dem Dürftigen, Schutzloſen gelang, das Land ſeiner Verheißung zu erreichen. Aber er erreichte es. Im Herbſt des Jahres 1755 wanderte Johann Joachim Winckelmann in Rom ein.

Winckelmann kam nach Rom.

Er kam arm und dürftig, mit einem Gnadengehalt von 200 Thalern in Rom an, aber er brachte eine Feuerſeele mit, eine Seele, die nach dem Vollgenuß der Schönheit ſchmachtete, wie der Wanderer in der Wüſte nach einem Trunke aus der Quelle. Dies war nöthig. Die Kunſt lag darnieder. Die erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts macht ſich bemerkenswerth durch ihre Verirrungen im Gebiete der künſtleriſchen Produktion und des Geſchmacks. Mit Bernini und ſeinen Nachahmern war die Skulptur von der grandioſen Gedankenerzeugung eines Michael Angelo in Verzerrung

und Verkrüppelung übergegangen. Von Bernini abwärts ging der Verfall raſch; die Malerei ebenſo von den ſchon manierirten Caracci's niederſteigend, konnte ihrem gänzlichen Verfall nur entgehen, indem ſie das Gebiet der heiligen Geſchichte, des ernſten Styls, verließ und ſich als Boudoir- und Portraitmalerei begrenzte. Mit Winckelmanns Erſcheinen in Italien datirt ſich eine neue Aera der Kunſt. Es bedurfte der ganzen Macht ſeines Genius, des unermüdlichen Dranges, der ihn beherrſchte, um eine in ihren Irrthümern ſich gefallende Zeit dem Lichte zuzuführen. Auf ſeinem Wege wandelte Leſſing in Deutſchland, Diderot in Frankreich weiter; aus den Goldklumpen, die er zu Tage förderte, fügten edle Bildner, wie Goethe, Herder, Kant, ihre unſterblichen Gebilde zuſammen. Er erſchloß eine unbegrenzte Welt der Heiterkeit und der freien Schönheit. Man leſe in ſeiner Kunſtgeſchichte die feurige Dithyrambe, die er vor der Bildſäule des Apollo im Belvedere hält. So mußte gefühlt, ſo geſchrieben werden, um eine Generation, die in Geſchmacksapathie verſunken war, zum Erkennen und Nachempfinden aufzurütteln. Es war ſein gütiges Geſchick, das ihm in der Perſon Raphael Mengs' einen Maler zur Seite gab, der praktiſch das ausführte und der Welt in Farben und Formen darſtellte, was Winckelmann in ewiger Begeiſterung theoretiſch als Lehre

gab. Nicht ſo glücklich war er im Auffinden eines plaſtiſchen Genies, das unmittelbar in ſeiner Nähe erblüht wäre. Der ſpätere Canova führte ſchon wieder abwärts, und unter ſeinem Meißel ging wieder viel von der Errungenſchaft Winckelmanns verloren. Der mächtige Schöpfergeiſt Thorwaldſens kam zwar früh genug, um noch das Erbe beiſammenzufinden, aber viel zu ſpät, um mit dem Erringer der Schätze ſelbſt zu kämpfen und zu ſiegen. Winckelmann ging aus der Welt, wie die großen Geiſter zu ſcheiden pflegen, raſch nach Vollendung ihrer Miſſion. Ein feiger, gräßlicher Meuchelmord nahm ihn weg, aber die Nachwelt hat keine ſeiner koſtbaren, ihm ſo wenige zugemeſſenen Lebensſtunden verloren. Ein ungemeines Feuer, ein Enthuſiasmus für Kunſt und Kunſtgeſchichte, für Alterthum und die griechiſche Welt insbeſondere, erwachte und heftete ſich unmittelbar an die Fußſtapfen des dahingegangenen Meiſters.

Es iſt wol gerade hier am Orte nicht unpaſſend, über das Griechenthum in der Kunſt zu ſprechen, das durch Winckelmann hervorgerufen wurde und das bis weit in unſer Jahrhundert hineingereicht hat. Es darf dabei nicht gefürchtet werden, daß dieſe Betrachtung von dem eigentlichen Gegenſtande, den wir den Blicken unſerer Leſer ausgeſetzt haben, ablenke. Die Künſtlerin,

deren Bild wir geben, hat nicht wenig dazu beigetragen, Winckelmanns Theorien bekannt zu machen, nicht sowol im Verstehen derselben, als vielmehr im Mißverstehen. Winckelmann stellte den Satz auf, daß das Ideale in der Kunst das Erste und Einzige sei, nach dem der Künstler streben müsse: er fand dies Ideale in der griechischen Götter- und Bildnerwelt auf das vollkommenste ausgedrückt. Ueberall war von der menschlichen Natur und Bildung dasjenige abgestreift, was ihr als Merkmal individueller Existenz und geselligen Beisammenwohnens anhaftete. Die Idiome der Körperform verschwanden, und nur eine und überall geltende Formensprache der Schönheit galt. Nicht den Menschen, den Klima, Sitte, Konvenienz, Nationalität in tausend abirrende Linien geknickt, gebogen, umgestaltet haben, sondern den, der einen in blühender Entfaltung göttlich glatten, gepflegten, von keinem Aeußerlichen angetasteten Leib zeigt, strebte die Kunst zu verewigen. So stand Apoll da, so die Götter Griechenlands. Der Haß gegen das Charakteristische ging sogar so weit, daß man nicht einmal Mann von Weib geschieden, sondern beide Bildungen in demselben Umriß der Schönheit verschwommen sehen wollte. So entstanden jene männlichen Portraitfiguren mit weiblichem Kopfputz, und Frauen, die den Apolloknoten trugen. Aus der Vorrathskammer der

griechiſchen Verirrungen in Marmor zog man jene Geſtalten hervor, die in hermaphroditiſcher Bildung die Reize des Weibes mit denen des Mannes vereinigten. Dieſe beſang man, dieſe ahmte man nach; alles andere hieß gothiſche, barbariſche Unform. Die größten Geiſter waren in dieſem Syſtem der charakterloſen Schönheit befangen, und unumwunden huldigte ihr Goethe, wie wir aus allen ſeinen Kunſturtheilen ſehen. Winckelmann hatte dies nicht gewollt, Leſſing hatte in ſeinem Laokoon ſogar gleich beim Beginn der neuen Lehre gegen ihren naheliegenden Abweg gewarnt; doch die Zeit, die zum Weichlichen in Kunſt und Wiſſen, in Leben und Sitte neigte, ließ eine ſo willkommene Brücke ihrer Thorheit nicht wieder fahren. Wir haben geſehen, bis zu welcher Karrikatur in Frankreich, zur Zeit des Konſulats und Kaiſerthums, dieſe Lehre ausgebildet war, wie widerwärtig ſie uns in den Gemälden des deutſchen Malers Tiſchbein und des Franzoſen David entgegentritt: kaum wird es uns möglich, aus dieſen Fratzen den erſten, urſprünglichen Ernſt und die Würde der Winckelmannſchen Doktrin wiederzuerkennen. Wir haben geſehen, wie der weichliche Canova, ein zweiter und noch ſchlimmerer Bernini, ſich beſtrebte, gerade die Unnatur, aus der die Kunſtreformatoren ihre Zeit gerettet hatten, geſchwind wieder, aber in anderer Weiſe, herbeizuführen. Es

konnte nicht fehlen, daß die Reaktion eintrat, und sie brachte uns die „Verehrung," ja „Anbetung" des Charakteristischen im Gegensatz zum Idealen. Jedermann weiß, welche arge Versündigungen diese heftige Gegenlehre in der Welt unserer Kunst und Poesie hervorgerufen hat; wie vor wenigen Jahrzehenten noch das Charakteristische nicht mehr genügte, sondern das Zerrbild, die Grimasse, das absolut Häßliche und Widrige als der edelste und höchste Gegenstand für die nachbildende Kunst gepriesen wurde. Dem Himmel sei Dank, diese Zeit ist auch vorüber, wir haben wie bei vorbeigezogener Cholera nur noch unsere Krankensäle (Akademische Kunstausstellungen) gefüllt mit Schwächlingen und Halbgenesenen. Es wäre an der Zeit, daß Winckelmanns Geist jetzt wieder sich in unserer Mitte zeigte, daß er seine anfangs mißverstandene Lehre von Neuem predigte, und er unsere Kunst, die unter dem Scepter des Materiellen, Irdischen und Gemeinen düster, trocken, kalt, häßlich, gemein geworden ist, wieder in die helle, lichte Sonne der ewigen Schönheit stellte. Der Abweg ist jetzt nicht mehr zu fürchten: Griechenland kann einem so scharfkritischen und selbständigen Jahrhunderte, wie das unsrige, nicht mehr gefährlich werden. Ist die Basis unserer Existenz, an der man jetzt baut, geordnet und gesichert, so kann man wahrlich nichts Besseres thun,

als die griechiſche Sonne, dieſes heitre und warme Licht, unſere Akademien und Geſellſchaftsſäle beſcheinen zu laſſen. Thöricht wäre es, das Grubenlicht des Mittelalters zu dieſem Zwecke wieder heraufzubeſchwören.

Um auf Angelika wieder zurückzukommen, ſo lernte ſie Winckelmann in Rom kennen, wo er als Bibliothekar des Kardinals Albani lebte und eben ſeine „Anmerkungen über die Baukunſt der Alten" herausgegeben hatte, eine kleine, aber inhaltreiche Schrift, die zuerſt die Blicke ſeiner Landsleute auf ihn lenkte. Leider genoß die junge Künſtlerin den belebenden Unterricht des genialen Lehrers nicht lange: ſie wurde überredet, eine Kunſtreiſe nach England zu unternehmen. Dort ſollte Geld und Ruhm ihrer warten. Sie empfing auch beides; allein ihre Kunſt nahm den Todeskeim in ſich auf. Wäre ſie in Italien, in Winckelmanns und Mengs' Nähe geblieben, hätte ſie die ſtrengen Studien fortgeſetzt, zu denen ein beſſerer Entſchluß ſie trieb, nie wäre ſie ein ſchöpferiſches Genie, aber ein ſehr beachtenswerthes Talent geworden, fähig, der Träger der neuen Ideen zu ſein. In England gerieth ſie jedoch in dieſelben frivolen Kreiſe, denen ſie ſchon einmal in der Schweiz und in Florenz entſchlüpft war, nur mit dem Unterſchied, daß das ariſtokratiſche England im Stande war, weit einflußreichere Verführungsmittel anzuwenden,

als die kleine, beſchränkte Adels- und Fürſtenwelt Oberitaliens und der Schweizerkantone. Der Ruf, der plötzlich über Nacht entſteht, hat etwas ſo Blendendes, die allgemeine Zuſtimmung, die man ſich wie durch ein Wunder erwirbt, übt Zauberkräfte über uns aus; dürfen wir darum unſere junge Künſtlerin verdammen, wenn ſie ſich, ſowie ſie Englands Boden betrat, als eine vollendete Meiſterin betrachtete? Der Weihrauch, der ihr geſtreut wurde, überraſchte ſie durch ſeine verſchwenderiſche Fülle. Der Hof, der Adel, die reichen Lords des Unterhauſes, die Beſitzer von Sammlungen und die Gebieter im Reiche der Mode — Alle huldigten ihr, verlangten von ihr Bilder, wünſchten ſie zu ſehen, ihre Schönheit und ihr Talent zu bewundern. Der berühmte Reinolds näherte ſich ihr und zollte ihren Schöpfungen Beifall. Angelika traute dieſem Lobe, das immer zweideutig bleibt im Munde eines mitſtrebenden Künſtlers. Reinolds war das Orakel der Kunſtwelt geweſen, bevor Angelika kam, er ſah ſich durch ſie verdrängt — dennoch lobte und bewunderte er ſie. Der harmloſe und ſanfte Charakter der Künſtlerin, das junge Mädchen, das die Welt nicht kannte, beide Eigenſchaften ließen Vorſicht und Klugheit nicht aufkommen. Zum erſten Male, wo ſie dem Rathe ihres Vaters hätte entſchieden folgen ſollen, that ſie es nicht. Der alte Kaufmann wußte, wie

es mit der Bewunderung und dem Lobe eines Künstlers beschaffen ist, der sich durch den Gegenstand dieses Lobes verdrängt sieht. Er warnte Angelika vor Reinolds, aber seine Worte waren in den Wind geredet. Mitten in ihrem Ruhme überraschte sie ein sehr widriges Ereigniß, an das sich eine Kette von Kummer und betrübenden Erfahrungen aller Art knüpften. Wir wollen diese finstre Episode jetzt noch nicht berühren, sondern fortfahren, über die Kunstschöpfungen Angelika's zu sprechen.

Wie schon bemerkt, hatte Winckelmann das reine Ideal gepredigt, und dabei auf die griechische Kunst verwiesen, wie sie in ihrer schönsten Blüthe in dem Perikleischen Zeitalter sich entfaltet hatte. Er war der Erste, der die Kunst als ein Lebendiges, ein organisch sich Entwickelndes und innerlich Fortlebendes betrachtete: man sieht, daß in diesem Satze schon vor der spätern Verirrung entschieden gewarnt wurde. War die Kunst ein Lebendiges, so war sie aus dem Leben der Völker hervorgegangen und konnte auch nur in diesem organisch sich weiter bilden; es war demnach Irrthum, zu glauben, die Griechen und nur diese hätten für alle Zeiten die Aufgabe der Kunst gelöst. Winckelmanns Ansicht konnte nur sein, indem er auf jenes Licht- und Schönheiterfüllte Volk wies, auf die heilsamen Institutionen, die Freiheit der Gesittung, den glücklichen Charakter der

Kulturſtufe aufmerkſam zu machen, die zuſammen den Boden bildeten, aus dem ſich die prächtige Blume der Kunſt emporhob. Nimmermehr konnte, was die Griechen in Bildwerk und Gemälde leiſteten, für uns, die wir die Erben einer anderen Erde ſind, als Geſetz gelten. Es heißt das Daſein der Keime von Frucht und Blüte leugnen, die jede Zeit in ihrem Schooſe hegt, wenn irgend einem Jahrhunderte, ſelbſt dem ſcheinbar barbariſchſten, das als Norm aufgezwungen werden ſoll, was einmal als Höchſtes und Schönſtes galt. Winckelmann fühlte die große Aufgabe in ſich, ſeiner Zeit die Ideen „wie eine Kunſt entſteht" zu zeigen, ihre Göttlichkeit und Unentbehrlichkeit für alle Zeiten: man verkannte ihn und nahm ihn für einen gewiſſenhaften Präceptor, der die Nutzloſigkeit und Schädlichkeit der früheren Muſterbilder und Vorlegeblätter erkannt hatte und beſſere erwies. Angelika hatte das „reine Ideal" auf ihre Weiſe aufgefaßt, ſie ſah es in der ununterbrochenen Monotonie der Linien, in einem ſüßen und zugleich faden Farbenſchmelz, in einer inkorrekten, aber das Auge durch Weichheit und Flüſſigkeit beſtechenden Gewandung. Von der Antike nahm ſie das edle, ſich immer gleich bleibende Profil, die ſtarre und ſchöne Ründung der Schultern, die Melodie der Bewegung und die graziöſe, aber für unſere Zeit völlig unwahre Drappirung; von dem Cha-

rakter ihrer eigenen Zeit behielt ſie das ganz moderne Element der Sentimentalität, ein Element, das ſich durchaus nicht, auf keine Weiſe, in keiner Manier mit der großartigen Naivetät der Antike verſchmelzen läßt. Es war demnach zu erwarten, daß verfehlte Schöpfungen entſtehen würden. Sie entſtanden auch. Sie malte Griechinnen, ohne eine entfernte Ahnung zu haben von der weiblichen griechiſchen Welt, ſie malte Ritter des Mittelalters, und wußte eben ſo wenig Beſcheid um das Jahrhundert eines Götz von Berlichingen, ſie kannte nur ihre eigene kokette, ſüßliche, weichliche Zeit, die Zeit des Siegwarts, der Pamela und der ſentimentalen Reiſen. In England war die Schaubühne für jegliche Produktionen der Art. Das innerlich entſittlichte, aber äußerlich prüde England mußte ſeiner Natur nach einer Geſchmacksrichtung huldigen, die mit großen Gegenſtänden prunkte, und dieſe doch mit all den kleinen geſellſchaftlichen Rückſichten und ſcheinheiligen Vorurtheilen darzuſtellen wußte, die dem Stolz ſchmeichelte und dabei doch die Konvenienz nicht beleidigte, die von den großen Thaten einer großen Vorzeit nur das nahm, was eine anſtändige Geſellſchaft im Salon betrachten konnte, ohne daß es die Herzen höher ſchlagen, die prüden Blicke ſenken machte. Weit entfernt, ein Erzeugniß der Nationalbildung zu ſein, war die Kunſt nur ein Toiletten-

und Luxusartikel der Reichen und Vornehmen, und es galt daher, sie zum Spielwerke der Eitelkeit auf das passendste zuzustutzen. Angelika verstand dies, und sie lernte es in England immer mehr. Wir wollen nur einige ihrer Bilder hier anführen, die als Beleg dieser Ansicht gelten können, und die die Bewunderung von ganz England sich erwarben, und die der Kunstfreund jetzt nur noch mit Widerstreben ansehen mag. Die Mutter der Gracchen, ihre Kinder der stolzen Römerin, die ihre Juwelen vor ihr hinschüttet, vorstellend. Dieses Blatt, über das Goethe sogar schwärmt, ist nichtsdestoweniger ein frostiges und unwahres Bild, mit moderner Sentimentalität und dem Salonsgefühl vornehmer Anstandsdamen aufgefaßt. Die Mutter der Gracchen hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Lady Juliane Veertort, der Freundin und Protektrice unserer Künstlerin, und ihre Kinder sind die Söhne des Herzogs von York, zufällig ohne Puder und Gallabeinkleider, aber doch dabei frisirt und in anmuthig drappirte Togen gehüllt. Die Lady mit den Juwelen, die sich nachlässig an die jonische Säule lehnt, ist frappant die Großschatzmeisterin der Königin, hier zufällig eine Römerin. Der Schauplatz scheint ein Park in Regentstreet zu sein. Dann Messalina Sacrifice, ein Bild, das Burke in Kupferstich herausgegeben, zeigt die Gestalt Messalinens in einer

zwar charakteriſtiſchen, doch auch ganz modernen Haltung. Es iſt dies Gemälde bei weitem gelungener, als das vorige. In memory of General Stanwick's doughter who was lost in her passage from Ireland (von Wynne geſtochen) ſtellt ſie moderne Zeit dar, und darum ſcheinbar mehr den Anforderungen der Kritik gerecht, obgleich in dieſer Kompoſition ſo recht das Markloſe und Weichliche von Angelika's Pinſel in Geſtalt und Gruppirung hervortritt. Dieſes Bild iſt der Ahnherr einer unendlichen Reihe blaſſer, ſchottiſcher Mondſchein- und Heldenbilder geworden, wo unbeſchreiblich zarte, langlockige Jungfrauen ſich liebend auf die Schulter ſchmalbeiniger, mädchenhafter Helden ſtützen, die maleriſch den Plaid tragen und mit der ſchottiſchen Bärenmütze feine ariſtokratiſche Geſichter beſchatten. Alles iſt Nebel, alles Duft, alles roſiger Schein im Bilde. Auf den Wolken ſind die Geiſter Oſſians gelagert, und der Mond ſieht auf die romantiſchen Partieen eines engliſchen Parks nieder. Man kann nicht froſtiger und prüde anſtändiger komponiren: es iſt das Widrigſte, was ein geſunder Sinn nur irgend erſchauen mag. Dieſe Bilder aber waren das Entzücken Englands. Die ſchale, waſſerdünne und waſſerfarbige Romantik beherrſchte lange Zeit alle Ateliers und Sammlungen, und bürgerte ſich auch in Deutſchland ein, wo ſie einerſeits mit der teuto-

niſchen Bardenpoeſie Klopſtocks, und andererſeits mit der Gleim-Jacobi'ſchen Amoretten- und Anakreonſtändelei zuſammentraf. Auch die erwachende Bewunderung für Shakeſpeare mußte ihr Kontingent ſtellen, und man ſah blaſſe Ophelien ſich in nebelhaften Landſchaften auf abgebrochene Baumſtämme lehnen und in den Fluß niederſchauen. Es wurde nirgends mehr ein kräftiger Strich, eine markige Linie, eine derbe und charakteriſtiſche Farbe ſichtbar. Um wieder zu den Bildern unſerer Künſtlerin zurückzukehren, ſo müſſen wir noch eines Blattes Erwähnung thun, das, von Ryland in ſogenannter Schwarzkunſt in Kupfer geſtochen, ein ungemeines Aufſehen machte und Angelika's Ruhm in England bis auf den Gipfel brachte, es iſt dies das pretiöſe und für unſern Geſchmack unerfreuliche Bild: The interview between Edgar and Elfrida after her mariage with Athelwold. Da der Kupferſtich ſich in jeder irgend reichhaltigen Sammlung findet, ſo enthalten wir uns jeder genaueren Beſchreibung. Kunſtkenner finden in dieſem Blatt eine korrekte Zeichnung, wenigſtens eine korrektere als auf den anderen Bildern Angelika's; auch iſt die Gruppirung nicht eine von denen, die ſchon hundert mal dageweſen, obgleich auch hier keine Spur zu finden iſt von einer durch die Individualiſirung der Perſonen herbeigeführten charakteriſtiſchen Zuſammenſtellung.

Den Beſchauer beſchleicht auch hier das Gefühl von Kälte und Mattigkeit. Man ſieht ſchöne Geſtalten, aber man vermißt das Menſchliche an ihnen: es ſind Schattenbilder. Auch im Allegoriſiren war Angelika nicht ſtark. Gemeinſchaftlich mit ihrem nachmaligen Gemahl, dem Maler Zucchi, arbeitete ſie ein umfangreiches Bild aus, das die Unſchuld, die Tugend und die Verführung darſtellte. Um die letzteren Eigenſchaften zu perſonifiziren, hatte ſie die Geſtalten der Muſe Urania und der Nymphe Kalypſo gewählt. Zu einem engliſchen Roman machte ſie ein Bild Unna und Abra, dann ſchenkte ſie Klopſtock ein Gemälde Samma an Benonni's Grab, ein ſentimentales Bild, das ungemein gefiel. Wirklichen Werth in zarter Auffaſſung eines für ſich lieblichſchönen Gedankens, hatte ihr Amor, dem Pſyche mit ihren Haaren die Thränen trocknet. Dieſen Gegenſtand arbeitete ſpäter Canova zu einem Basrelief aus, wo dann die urſprüngliche Schönheit der Gruppirung, die Angelika's Verdienſt war, lebendiger als auf dem Bilde hervortrat. Die Künſtlerin ſelbſt legte auf dieſe Schöpfung, ſeltſamer Weiſe, wenig Werth; ſie glaubte ſich zum großen, hiſtoriſchen Styl berufen, und Niemand unter allen Künſtlern ihrer Zeit war gewiß weniger als gerade ſie zum Hiſtorienmaler berufen. Ihr ging der Sinn für Geſchichte überhaupt ab, ſowie ihrem Lands-

mann Geſſner der Sinn für die ächte, wahre Naivetät und Natur, obgleich er Idyllen dichtete.

Nachdem wir dieſen Ueberblick über die Kunſtleiſtungen Angelika's, beſonders während ihres Aufenthalts in England, gegeben, kommen wir zu den ſchon oben angeregten traurigen Ereigniſſen zurück, die die junge, gefeierte Schöne trafen. Der manuel des curieux et des amateurs des beaux arts verbreitet ſich über ein Komplott, das gegen die Künſtlerin in London geſponnen, er nennt Namen, die wir hier nicht wiederholen wollen, da die Quelle trüb iſt, und Angelika ſelbſt in den öffentlichen Blättern gegen den Verfaſſer jenes »manuel« aufgetreten iſt und ihn der Verläumdung und der Lüge beſchuldigt. Aus anderen Nachrichten geht jedoch hervor, daß in der niedrigen Myſtifikation, zu deren Gegenſtand man die Künſtlerin gemacht, Reinolds eine Hand im Spiele gehabt. War er es nun ſelbſt, oder war es ein befreundeter Künſtler, der Angelika Heirathsvorſchläge gemacht und von ihr zurückgewieſen worden war, genug, dieſes beleidigte Individuum faßte den Entſchluß, ſich auf eine eben ſo planvoll angelegte, als empörende Weiſe zu rächen. Es erſchien in den vornehmen Zirkeln Londons ein Mann, der ſich Graf Horn nannte und vorgab, von der bekannten, angeſehenen ſchwediſchen Familie dieſes Namens abzuſtammen.

Er trat mit Glanz auf, ſpielte den begeiſterten Kunſtfreund, und gab beträchtliche Summen hin im Ankauf von Gemälden. Die Künſtler ſtritten ſich um die Ehre ſeines Beſuchs: er erwählte Angelika; aus ihrem Atelier wich er nicht. Ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Graf — Angelika blieb nicht unempfindlich. Er bewunderte ihre Gemälde, und ſie, die für Lob ſchon ziemlich gleichgültig war, hörte das ſeinige doch mit Entzücken. Dabei hatte der ſchöne Graf doch etwas auffällige Manieren: er liebte zu Zeiten das Derbe; er ließ ſich Verſtöße gegen die gute Sitte zu Schulden kommen, er betrog im Spiel. Angelika entſchuldigte das Erſtere und glaubte das Andere nicht. Der alte Kaufmann lief in den Vorſtadt-Weinſtuben und kleinen Spielhöhlen herum und ſammelte Nachrichten über den Grafen Horn, und hier erzählte man ihm ſchreckliche Dinge, die er mit klopfendem Herzen und weinendem Auge Angelika wiederberichtete. Allein die Tochter wollte nicht hören. „Du willſt ihn nicht, weil er ein Graf iſt, antwortete ſie ihm; Dein Wunſch iſt, daß ich einen Künſtler heirathe; aber wo findet ſich einer, der mir gefällt? Ich liebe den Grafen.“ — „Aber ſo höre doch nur auf die Warnungen eines Vaters!“ — „Der Neid, die Verfolgungsſucht der Künſtler hat ſie Dir eingeflüſtert: man will nicht, daß ich reich und vornehm wer-

den ſoll!“ — „Kind, Du biſt es durch Dein Talent mehr, als eine Grafenkrone Dich dazu machen kann.“ — „Nun denn, ſo werde ich es ſein, die meinem Erwählten Glanz und Reichthümer zuführt. Um ſo beſſer. Die Liebe kennt nächſt dem Empfangen nichts ſchöneres, als das Geben. Ich heirathe den Grafen!“ — Und ſo geſchah es. Um nun eines Theils die Bemühungen ihres Vaters und ihrer Freunde zu vereiteln, die ihre Entſchlüſſe hintertreiben wollten, andererſeits um den Geliebten einer Verfolgung zu entziehen, als deren Gegenſtand dieſer ſich ihr geſchildert, willigte ſie in eine heimliche Trauung, und willigte endlich auch in eine eben ſo heimliche Abreiſe. Welch ein Tumult muß in dem Buſen der armen Angelika gewüthet haben, daß ſie, eine ſonſt ſo gehorſame Tochter, eine ſo prüde Anſtandsdame, die überall Rückſichten und Konvenienz über ſich walten ließ, eine ſo fleißige und Ruhe und eifriges, ſtilles Schaffen liebende Künſtlerin, plötzlich eine ſichere Stellung, eine geſchützte und gewohnte Exiſtenz verließ, um mit einem abenteuernden Manne in die Fremde zu ziehen. Glücklicherweiſe kam es mit dem ihr bereiteten Elend nicht zum Aeußerſten. Als der Abenteurer ihr Vermögen und ihre Perſon nunmehr in ſeiner Gewalt glaubte, wollte er ſie brutal zu ſeinem Zwecke benutzen. Sie ſollte ihm ſofort ihr ganzes Beſitzthum verſchreiben: ſie

weigerte ſich; ſie ſollte mit ihm London verlaſſen: ſie wollte nicht, wenigſtens nicht ohne ihren Vater reiſen. Die Freunde traten ſofort zwiſchen das Opfer und ſeinen Peiniger. Der vermeintliche Graf wies ſich als Betrüger aus, den man für die elende Rolle, die er gegeſpielt, gekauft und gut bezahlt hatte. Der Verdacht dieſer grauſenerregenden That fiel auf Reinolds. Er hat ſich ſpäter von dieſer Anklage gereinigt, und Angelika ſelbſt hat ihm eine Art Ehrenerklärung gegeben; nichtsdeſtoweniger laſtet doch noch immer der Verdacht auf ihm. Die unwürdige Ehe wurde aufgelöst, Angelika gab einen Theil ihres Vermögens hin, um eine Feſſel zu löſen, die ſie zu Tode gedrückt, wenn ſie ſie hätte tragen ſollen. Die harmloſe, edle, ſanfte Angelika war unbeſchreiblich niedergebeugt durch dieſes Ereigniß; ihr Muth war gebrochen, ihre ſchöne Freudigkeit dahin, ihre Hoffnung getrübt. Es war der Bosheit und der Gemeinheit gelungen, in das Heiligthum eines wahrhaft reinen und ſchönen Herzens verheerend zu dringen. Nicht die Künſtlerin — das arme Weib litt. Der Quell ihres Lebens und Empfindens war getrübt. Sie hatte geliebt, zum erſten Mal geliebt, und war getäuſcht worden. Das waren Schmerzen, die mit denen, die ſie auf ihrer Staffelei darſtellte, nichts gemein hatten: es waren wahre, ächte, wirkliche Schmerzen, die anderen

waren komponirte, gemalte, gespreizte, bleiche, der Natur auch nicht bis in den fernsten Schatten nahe kommende Schmerzen. So hängt das Weib immer nur durch das Herz mit der Kunst und der Natur zusammen; der Mann durch den Gedanken.

Nach einem funfzehnjährigen Aufenthalt in England suchte Angelika mit ihrem Vater wieder Italien auf. Des Letztern Gesundheit wurde schwankend und erregte ernstliche Besorgnisse, als das Künstlerpaar in Venedig anlangte. Die gehorsame Tochter hatte sich den Wünschen des Vaters gefügt: sie hatte ihre Hand am Altare dem Maler Antonio Zucchi gegeben, einem Künstler von geringem Verdienste, aber von achtungswerthem Charakter. In Venedig machte Angelika die Bekanntschaft des Comte du Nord, nachmaligen Kaisers Paul des Ersten. Der junge Fürst und seine Gemahlin überhäuften die berühmte Künstlerin mit Ehrenbezeugungen und Geschenken. Nach dem Tode des Vaters eilte Angelika mit ihrem Gemahl nach Neapel. Hier erhielt sie von der Königin schmeichelhafte Aufträge, und man versuchte, sie an den Hof zu fesseln. Doch die Freiheitliebende entfloh. Selbst den Unterricht bei den beiden Prinzessinnen hielt sie nicht aus, sie zeigte sich launig, kränklich, und ihr sanfter Charakter wandelte sich bei dem fortgesetzten Zwange und der Etikette des Hofes

faſt in ſein Gegentheil: ſie bat auch hier um ihre Entlaſſung, und ſie wurde ihr gewährt. Jetzt ſiedelte ſie nach Rom über und fand hier den erſehnten Ruheort. Hier in Rom findet ſie Goethe, der in ſeiner zweiten italieniſchen Reiſe von ihr ſpricht und viele Details ihres häuslichen und geſelligen Lebens anführt. Ein Kreis von Gelehrten und Künſtlern verſammelte ſich in ihrem gaſtlichen Hauſe; ſie machte mit ihren Freunden Landparthien und wirkte wohlthätig auf die Exiſtenz und die Beſchäftigungen der kunſtſtrebenden Jünger um ſie her. Ein weiches, warmes, ſonnenbeſchienenes Alter war ihr beſchieden. Einigen kleinen Zänkereien mit Künſtlern entging ſie jedoch nicht. Der berühmte Raphael Morghen, ein ſeltenes Kupferſtechertalent, nahm ſich heraus, in den Blättern, die er nach Gemälden Angelika's in Kupfer ſtach, Einiges zu ändern, oder nach ſeiner Anſicht zu verbeſſern. In einem Portraitgemälde ging er ſogar ſo weit, eine ganze Figur hinzuzufügen, ſo daß Angelika, völlig außer ſich über dieſe Dreiſtigkeit, unter den Kupferſtich mit zürnendem Griffel ſchrieb: «Non é di — Angelika Kaufmann.»

Das achtzehnte Jahrhundert neigte ſich ſeinem Ende zu: ein neues Jahrhundert, ſich gänzlich verſchieden von ſeinem Vorgänger ankündend, gewann die Herrſchaft. Die Kanonen von Toulon hatten der erſtaunten Welt

ſchon Napoleons Namen genannt. Jetzt folgten Siege auf Siege: Trompeten ſchmetterten, Trommeln wirbelten, entrollte Fahnen wallten durch die Lüfte; eine Welt von Soldaten füllte Landſtraßen und Märkte. Wo blieb das ſeidene Volk der kleinen Götter? Die alternde Angelika ſaß in ihrem Atelier und malte den Tanz der Grazien. Da brauste es über die Alpen herüber: tauſend Stimmen riefen Krieg! Canova floh und nahm mit ſich die drei ſchönen nackten Schweſtern, den kleinen frierenden Amor, und die arme gebundene Pſyche — alle ſeine lieben Kinder, ſeine ganze marmorne Familie rettete er vor dem Tumult der Waffen. Statuen wandelten, Bilder fingen an zu reiſen. Die mediceäiſche Venus reiste nach Paris und begrüßte mit der ſchamhaften Körperbeugung, dem Lächeln des kleinen griechiſchen Mundes den modernen Alexander des neunzehnten Jahrhunderts. Unter denen, die die neue Zeit nicht begriffen, nicht begreifen wollten, gehörte auch Angelika. Was kümmerte ſie der Sieger von Marengo, ſie ſah in ihm nur den jungen, impertinenten Soldaten, der ihre Staffelei umſtürzte und ihre Kapitalien in der Bank zu England bedrohte. Die arme Angelika — ſie fürchtete wirklich, daß ſie durch Napoleon zur Bettlerin werden würde; es plagten ſie auf ihre alten Tage der Kummer und die Sorge, obgleich ihre Freunde das Möglichſte

thaten, sie von dem Ungrunde ihrer Befürchtungen zu überzeugen. Die Jahre 1803, 1804 und selbst noch 1805 wurden noch in leidlich angestrengter Thätigkeit vollbracht; dann aber nahm die Schwäche des Körpers in raschem Vorschreiten zu, und ein Brustübel gestaltete sich zu einer todbringenden Krankheit. Immer von ihren Freunden, Anhängern und Bewunderern umgeben, hatte sie das Glück, von der Außenwelt so wenig als möglich berührt zu werden. Dies war in der That ein großes Glück. Ist irgendwo die Verhätschelung der Freunde an ihrer Stelle, so ist's bei dem Alter. Das Alter will geliebkost sein, und besonders der alternde Künstler, der alternde Dichter. Angelika hatte gezeigt, wie sehr sie sich über die neue Gestaltung der Welt entsetzte, was war also natürlicher, als daß man ihr gar nichts mehr von den Außendingen sagte. Alte, zurückgelegte Bestellungen wurden ihr mit dem frommen Betrug, den die Pietät sich so gerne erlaubt, vorgelegt, als wären sie eben erst aus England, aus Frankreich gekommen, und noch auf dem Krankenbette griff die Künstlerin seufzend zum Pinsel, indem sie sich mit schalkhaftem Lächeln beklagte, daß man sie ewig in Anspruch nähme, daß man sie nicht einmal ruhig sterben lasse. „Gibt es denn keine andere Maler außer mir?" fragte sie, und der Chor der Freunde rief: „Nein, es gibt

keine! Du bist die Einzige; stirbst Du, so ist die Kunst verwaist!" Angelika glaubte diesen Worten und malte, selig in der Ueberzeugung, daß sie der Welt noch bis auf ihren letzten Athemzug nütze. O Himmel! hätte sie gewußt, geahnet, wie Niemand mehr ihren Namen nannte, wie ihre Zeit, ihre Freunde, ihre Genossen, wie Alle, Alle spurlos vergessen waren von dem jungen Geschlecht, das unter dem Donner der Schlachten großwuchs! Aber diese Ueberzeugung hätte der eitlen Frau den Tod früher gegeben, als ihn ihr die Natur bestimmt hatte. So starb sie in völliger Ruhe und in Frieden. Bei einer Ode von Gellert entschlummerte sie; es war am fünften November des Jahres 1807. Ueber ihre Bilder, ihre Kapitalien entschied sie in Vermächtnissen. Sie starb kinderlos; einige Jahre früher war ihr Mann Zucchi gestorben. Ihre sterbliche Hülle fand in der Kirche S. Andrea delle Fratte Ruhe.

Ihr Bildniß, von ihr selbst gemalt, das das Museum zu Berlin aufbewahrt, zeigt sie in einem idealischen Putz, halb Muse, halb Bacchantin, den Lockenkopf mit Weinlaub bekränzt, ein Gewand von Flor und goldgewirkter Gürtel und Armbänder. Der Zug von Schalkhaftigkeit und Grazie, obgleich etwas affektirt, steht dem jugendlichen Gesichte gut, die Färbung geht stark ins Bräunliche und Rothe und erinnert, aber im Schwachen,

an Mengs' Kolorit. Nach dieſem Bilde zu urtheilen, muß die Künſtlerin keine regelmäßige Schönheit geweſen ſein, allein mit Jugendfriſche und mit dem gewinnenden Ausdruck der Sanftmuth, Zärtlichkeit und Anmuth begabt. Wir faſſen unſer Urtheil nochmals in wenigen Worten zuſammen: Sie war eine liebliche Erſcheinung, ein ſchwaches Talent, ein achtbarer Charakter. Ihr Ruhm war übertrieben als ſie lebte, jetzt möchte man ihr, eben ſo ungerecht, jedes, auch das kleinſte Verdienſt abſprechen.

Als geiſtvolle, unterhaltende Dame, wie Goethe ſie öfters darſtellt, als beleſene, urtheilende Frau iſt ſie erſt in ihren ſpäteren Jahren bekannt geworden, und zwar hauptſächlich durch Goethe, der ſie der Herzogin Amalia von Weimar zuführte. Eine Stelle in dem „zweiten römiſchen Aufenthalte" läßt ſich über Angelika folgendermaßen vernehmen: „Sonntags kam ich zu Angelika und legte ihr die Frage vor (über Egmont, ob Kürzungen und Aenderungen an dem Stücke vorgenommen werden ſollten oder nicht.) Sie hat das Stück ſtudirt und beſitzt eine Abſchrift davon. Möchteſt Du doch gegenwärtig geweſen ſein, wie weiblich zart ſie alles auseinanderlegte, und es darauf hinausging: daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünſchtet, in der Erzählung implicite enthalten ſei. Angelika ſagte:

da die Erſcheinung nur vorſtelle, was im Gemüthe des ſchlafenden Helden vorgehe, ſo könne er mit keinen Worten ſtärker ausdrücken, wie ſehr er ſie liebe und ſchätze, als es dieſer Traum thue, der das liebenswürdige Geſchöpf nicht zu ihm herauf, ſondern über ihn hinauf hebe. Ja es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch ſein ganzes Leben gleichſam wachend geträumt, daß dieſer zuletzt noch gleichſam träumend wache, und uns ſtill geſagt werde, wie tief die Geliebte in ſeinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle ſie darin einnehme.“ Aus dieſem freien und geiſtreichen Urtheile geht allerdings ihre Befähigung hervor, mit dem großen Dichter zu deſſen Zufriedenſtellung über ſeine Werke zu ſprechen. Dann aber ſehen wir, daß ſie zu dieſem ſelben Egmont, über den ſie ſo bedeutend ſprach, ein ganz verfehltes Titelkupfer entwarf. Das Verſtändniß war bei ihr noch nicht ſo tief eingedrungen, daß es hätte eine wahrhafte, nicht blos eine ſchattenhafte, träumeriſche Geſtaltung annehmen können. Und ſo war es mit allen ihren Bildern. Immer eine poetiſche Anregung, ein wirklich richtig gedachter Gedanke, den in Blut und Geſtalt zu verwandeln die Schöpferkraft zu unmächtig war.

Eliſabeth Mara.

Eliſabeth Mara.

Im Mercure de France vom Jahre 1780 ſtand folgender Aufſatz, der von den meiſten Leſern des Mercure als unverbrüchliche Wahrheit angeſehen wurde. „Wir haben der civiliſirten Welt ein trauriges Ereigniß zu melden: der König von Preußen hat wiederum die Anwendung der Tortur in ſeinen Staaten anbefohlen. Dieſes grauſame Marterinſtrument, das wir in die alte Rüſtkammer des Mittelalters auf immer verbannt wähnten, iſt neu erſtanden. Und gegen wen hat dieſer weiſe und ſo ſehr beliebte König die Zwangmaſchine angewendet? Etwa gegen einen trotzigen und aufrühreriſchen Vaſallen, gegen einen unbändigen und die Juſtiz zur Verzweiflung bringenden Verbrecher? Nein: gegen eine junge, ſchöne Frau von zwanzig Jahren, gegen eine beliebte Künſtlerin, gegen eine Sängerin ſeiner Privatkapelle. Es iſt betrübend, daß wir melden müſſen, wie ein Fürſt, der

einige Monate vorher über zweimalhunderttausend Oestreicher Herr wurde, jetzt sich nicht entblödet, angesichts Europas, dieselben Mittel anzuwenden, um über ein schwaches Geschöpf zu siegen, das keine andere Vertheidigungsmittel besitzt, als eine rührende, die Herzen (jedoch nicht die Herzen tyrannischer Sieger) fesselnde Stimme. Madame Mara heißt diese Sängerin: jedem Franzosen bald ein theurer Name, denn wir werden sie bei uns sehen; die arme Verfolgte wird ihrem Unterdrücker entfliehen, und Frankreich wird, wie immer, die Schwächen und Mißgriffe anderer Regierungen wieder gutmachen, indem es die Opfer bei sich aufnimmt und ihre Wunden heilt. Das Faktum ist dieses: Madame Mara kann nicht singen, weil Madame Mara krank ist; der König befiehlt, sie soll singen. Demnach wird sie, die auf ihrem Schmerzenslager liegend, schon die heiligen Sterbesakramente erwartet, von den Armen roher Soldaten in die Höhe gerafft, in einen Wagen geworfen, der gewöhnlich gebraucht wird, um Missethäter zur Gerichtsstätte zu schleppen und an dessen Wänden noch die Spuren von Blut kleben, und in das Opernhaus mehr hingeschleift als hingefahren. Dort angelangt, begrüßt sie ein Offizier mit sechs Mann Dragonern, und nachdem er sie aus den Händen des Gensd'armenunteroffiziers, der den Wagen eskortirt hat, empfangen,

geleitet er ſie in die Garderobezimmer und ſtellt ſich an die Thür als Wache hin, um zu ſehen, ob die unglückliche Cantatrice pflichtmäßig ihre Toilette als Königin Semiramis mache oder nicht. Man denke ſich die Barbarei. Eine junge Frau, ſchamhaft, und in ihrem Stolz als Weib ebenſo, wie in ihrem Hochgefühl als Künſtlerin beleidigt, den Blicken eines zuſchauenden Dragonerlieutenants ausgeſetzt! Doch nicht genug: als ſie die Bühne betritt, ſtellen ſich ihr zur Seite zwei Grenadiere auf, jene berüchtigten Rieſen der Potsdamer Garde, die immerdar das koſtbare Spielwerk des Ehrgeizes der preußiſchen Könige geweſen, und bewachen jeden Ton, der der Sängerin aus der Kehle dringt, gleich bereit, im Fall ſie ſchwiege, mit ihren Bajonetten ſie niederzuſtoßen. Und während dieſe mittelalterlichen Gräuel auf der Bühne vorgehen, ſitzt das gelehrte und philoſophiſche Berlin ruhig im Parterre, und ergötzt ſich, ſeinen weiſen König mit einem nordiſchen Prinzen, der gerade zum Beſuch ſich eingefunden, plaudern und lachen zu ſehen. Wir würdem dieſem Berichte keinen Glauben beimeſſen, wenn er uns nicht aus achtbarer Quelle zugefloſſen wäre.“ —

Der Styl dieſer polemiſchen Annonce iſt, von ihrer Unwahrheit und Uebertreibung abgeſehen, ein Zeichen der damaligen Mißſtimmung gegen Preußen. Der Name

der Sängerin wurde dadurch der gebildeten Welt bekannt gemacht, noch bevor sie selbst dahin wirken konnte, ihn bekannt zu machen. Sie erschien überall als ein Opfer der Tyrannei und des geringen Kunstgeschmacks eines großen Königs, und vielleicht hat unter allen Bewunderern des Talents der Mara Niemand aufrichtiger ihr gehuldigt, als gerade dieser König, der große Opfer brachte, um sie an seinen Hof zu fesseln, der selbst für ihr persönliches Wohlergehen sorgte, indem er es zu verhindern suchte, daß sie eine thörichte Heirath schloß. Wir wollen das Leben dieser Künstlerin, die eine Deutsche ist, näher verfolgen.

Einem armen Musiklehrer in Kassel wurde noch als späte Frucht seiner Ehe eine Tochter geboren, ein kränkliches Kind, dem kein langes Leben prophezeit wurde. Es war dies unsere Elisabeth, ihr Familienname war Schmähling, nicht zu verwechseln mit einem in Preußen ansässigen adeligen Geschlecht, das mit weniger Veränderung in der Schreibart denselben Namen führt. Das Jahr 1749 — bekanntlich auch Goethe's Geburthsjahr — war auch das Elisabeths. Die größte Dürftigkeit, das traurigste Elend war im elterlichen Hause herrschend. Der Vater, der wenig mit Unterrichtstunden verdiente, fügte diesem Erwerb noch den kleinen Beitrag hinzu, den ihm das Ausbessern von

Inſtrumenten, namentlich beſchädigter Geigen, gewährte. Wenn er ſein Haus verließ — es ſcheint, daß die Mutter frühe ſtarb — wurde das ſchwache Kind in einen verſchloſſenen Sitz geſperrt und auf dieſe Weiſe ſtundenlang allein gelaſſen. In der Zeit dieſer erzwungenen Einſamkeit hatte einſt die Kleine nach einer, nicht weit von ihrem Gefangenenplatz liegenden Geige gelangt und den Saiten derſelben Töne entlockt. Dieſe Töne waren eine rein intonirte Skala, die der Vater mit Erſtaunen erlauſchte. Die Vorwürfe, die das Kind treffen ſollten, verwandelten ſich in Lobſprüche. Jetzt erhielt ſie die alte Geige zum Geſchenk, und dies war der erſte Segen, der auf das Haupt der kleinen Verlaſſenen gelangte, das erſte milde Geſchenk, das die Muſe der Tonkunſt ihrer dereinſtigen Prieſterin machte. Das Kind ſaß auf ſeinem Stühlchen nun ruhig: es hatte ſeine Geige. Der Vater, der ſonſt mürriſch polternd in die Stube getreten war, ſchlich ſich jetzt herbei, blieb lauſchend vor der Thüre ſtehen, und gab entweder Zeichen des Beifalls, oder murmelte einen leiſen Vorwurf hin, je nachdem er ſeine Erwartungen von den Fortſchritten, die er von der Tochter erwartete, befriedigt oder getäuſcht ſah. Bald begann er die Kleine zu unterrichten, und welche Freude für den alten Mann war es, mit ſeinem Kinde ein Duett ſpielen zu können. Man denke ſich das kranke

Kind, Kopf und Leib mit Tüchern umwickelt, eingezwängt in den hohen Kinderstuhl, eine für die kleine Hand kolossale Geige an die blasse Wange haltend, und mit dem rechten Aermchen weit ausholend, um den Bogen führen zu können. Der Alte, auf dem einzigen Stuhl im Kämmerlein sitzend, den er dicht an den seines Kindes herangerückt hat, vorgebeugt den Tönen lauschend, die der Geige der Kleinen entquollen, und nun auf der seinigen einfallend, derbe, kräftige Baßtöne angebend, und dann lächelnd den Bogen wieder sinken lassend, um das Solo der Tochter zu erwarten, das leis und kreischend anhebt, unsicher weiterzittert, und endlich, weil der schwache, kleine Arm ermüdet, in einem schrillenden Mißton endet. Gezänk und Zürnen — Thränen des Kindes — dann Liebkosungen des Alten — die Geige wird wieder vorgenommen, das Stück noch einmal gespielt. Das Kind zittert, als es an die schwereren Stellen gelangt, allein diesmal dringt es siegreich durch. Vielleicht hat ihm das schalkhafte, gutmüthige Auge des Vaters, das ihm zuwinkt, vielleicht aber auch der rothbäckige Apfel Muth gemacht, den der alte Musiker aus der Tasche hervorgezogen und auf das Tischchen nebenbei gelegt hat. Wie schwer ist's, in den Tempel der eigensinnigen Musen zu dringen; wie mancher Apfel muß uns lockend hingestellt werden, damit wir

die Schwierigkeiten auf dem Wege überwinden; wie manches Auge muß uns liebend zuwinken, damit unser verschüchtert Herz wieder neuen Muth fasse!

Die Duette in der heimischen Bodenkammer verwandelten sich bald in kleine Konzerte beim Nachbar, dem Küster, und beim Gevatter, dem Schneider. Elisabeth wurde sammt ihrem Stuhl, den sie nicht verlassen konnte, weil ihren rhachitischen Gliedern die Kraft, sich selbständig zu bewegen, fehlte, zu den Leuten hinübergetragen, die sie hören wollten. Ein ganzer kleiner Transport setzte sich in Bewegung: die wohlverpackte und sorgsam getragene Virtuosin, der große Geigenkasten, denn der Vater hielt große Stücke auf seine Geige, die ihm ein damals berühmter, durchreisender Virtuos aus, der Himmel weiß welchem, Anlaß von Freundschafts- und Dankbarkeitsgefühl verehrt hatte; dann die Magd, die den Geigenkasten trug, der Vater, der seine Tochter trug, endlich der Haushund, der nie daheimblieb, wenn die Familie ausrückte, und dem man ein Körbchen ins Maul gab, in welchem ein lederner Beutel, gefüllt mit Saiten und Kolophoniumstücken und anderen kleinen Bedürfnissen der konzertirenden Familie, lag. So ging denn die Sippschaft ziemlich weit, oft ins Dorf hinaus, und langte schwitzend und rothglühend an, immer aber bereit, Musik zu machen, für welches

Auditorium es auch immer sein mochte. Wenn man Gesang forderte, so mischte die Magd ihre Stimme in das Duett der Geigen und trug die Strophen einer wehmüthigen oder schalkhaften Ballade vor. Der Vater Schmähling liebte aber die Stimme der Magd nicht, er zog unter den Häusern, in die man ihm zu kommen erlaubte, diejenigen vor, wo man auf das Geigenspiel seiner Tochter besonders achtete und wo feine Kenner sich versammelten, nicht rohe und tumultuarische Balladenliebhaber. Es gelang ihm, sich ein gewählteres Publikum zu erwerben: die Wohnungen der reicheren Bürger öffneten sich ihm nach und nach, und endlich war ihm das Glück so günstig, daß ein zur Frankfurter Messe reisender, begüterter Kaufmann das „Wunderkind" mitzunehmen sich erbot, natürlich nicht ohne den Vater, der von seinem Sprößling unzertrennlich war. So zogen Vater und Kind der großen Welt entgegen. Es ist rührend zu betrachten, wie das Talent seinen ersten Einzug in die Welt hält. So sehen wir hier die gefeierte Sängerin, den Liebling des achtzehnten Jahrhunderts, so sehen wir sie auf einem ärmlichen Leiterwagen ihrem Ruhme und ihrem Glücke entgegenfahren. Noch zucken schmerzhaft ihre kleinen Glieder, ihr in dürftige Kleidungsstücke gehüllter Körper friert, die Hand, die kostbare Hand, die Hand, die den Bogen führt, hält

der Vater und haucht ſie an und erwärmt ſie unter ſeinem Rocke, an ſeinem Herzen. Die Kleine liegt, das Haupt an ſeine Schulter gelehnt, von den Stößen des Wagens gefoltert — aber wie iſt jeglicher Schmerz aus ihrem Antlitz verſchwunden, wie glänzen die Augen, wie richtet ſie das Haupt empor, als der Vater ihr die Thürme Frankfurts zeigt, der erſten großen, fremden Stadt, der Meß- und Handelsſtadt, wo ein wunderſames Gewühl von Fremden ſie erwartet, wo ſie zum erſten Mal vor einer ſtaunenden Menge reicher und vornehmer Männer und Frauen ſpielen ſoll. Wie zittert die Erwartung des Ruhms, dieſes mächtigſten Dämons, der über das Herz der armen Sterblichen gebietet, durch ihre enge Kinderbruſt! Glückliches Mädchen, dir erfüllt die Welt deine Hoffnungen, aber wie mancher deiner Mitſchweſtern, eben ſo begabt wie du, eben ſo liebend und hoffend der Welt entgegenlauſchend wie du — zertritt ſie ſie, und gibt ſtatt der Lorberkränze — ſchmachvolle Feſſeln, ein früh gebrochenes Herz, eine jammervolle Exiſtenz!

Auch war Eliſabeths Jugend noch lange nicht glänzend und genußvoll: erſt ſpäter erreichte ſie die goldenen Preiſe. In Frankfurt verlebten Vater und Tochter zwei Jahre. Sie gaben kleine Konzerte und nahmen Geld ein. Dieſe Erfolge gaben dem alten Schmähling Muth,

seinen Wanderstab weiter zu setzen, und zu sehen, wo ihm auch noch anderswo das Glück blühe. Elisabeths Gesundheit besserte sich ein wenig, sie konnte gehen, obgleich nicht weit und nicht anhaltend. Als neunjähriges Mädchen kam sie nach Wien, wo sie Konzerte gab, in ihrem zehnten Jahre erschien sie in London. Die Empfehlungsbriefe, die der englische Botschafter am östreichischen Kaiserhofe den Reisenden mitgegeben, verfehlten ihre Wirkung nicht, sie durfte in den Häusern einiger Vornehmen spielen, und wurde selbst der Königin vorgeführt. Aber hier machte sie einen üblen Eindruck. Die Königin liebte Kinder nicht, und vor Allem — was man ihr auch nicht gerade verdenken kann — nicht häßliche Kinder. Die kleine Elisabeth war ein häßliches Kind: sie machte Grimassen, wenn sie spielte, und wenn sie vor vornehmem Auditorium spielte, machte sie doppelt arge Grimassen, so daß die Königin über das kleine, blasse, häßliche Wesen, das einen Theil seines Gesichts an dem Geigenkörper vergrub und mit großen, starren Augen darüber hinweglauschte, und das mit langen, dünnen Armen, wie eine Art Insekt, in der Luft umherwüthete, heftig erschrak und es gar nicht mehr sehen wollte. Die Kleine durfte daher nicht mehr erscheinen, und in den Häusern der Hofleute, wo man dem Hofe nachahmte, war ebenfalls ihres Bleibens nicht länger. Die

Geldſpenden, die dem Vater ſo willkommen und ſo überraſchend zugefloſſen waren, nahmen ein Ende. Das Auffallende der Erſcheinung eines „Wunderkindes“ hatte ſich ebenfalls bald abgenutzt — kurz, man gab dem Alten von allen Seiten her den Rath, London, in welchem der Aufenthalt ſo theuer, ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen. Noch einen andern Rath gab man ihm: man rieth ihm, ſeine Tochter ausſchließlich zum Geſang zu erziehen, und ſie das Geigenſpiel einſtellen zu laſſen. Dieſer Rath war vortrefflich: er begründete den einſtigen Ruhm unſerer Künſtlerin, denn wenn eine ſolche Stimme nicht erſchollen wäre, ſo hätte bei dem Eigenſinne des Vaters die Tochter wol gar beim Geigenſpiel beharren müſſen. Jetzt dachte man daran, einen andern Weg einzuſchlagen. Sie ſollte ſingen und nichts als ſingen. Eliſabeth war damit gleichfalls einverſtanden: wenn ſie ſang, war ſie, das fühlte ſie wol, nicht ſo ſehr den Spöttereien ausgeſetzt; da gab es keinen Geigenbogen, keine ſchwerfällige Armbewegung; unſere kleine Virtuoſin hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn dieſe Gründe nicht auf ihren Entſchluß hätten Einfluß ausüben ſollen. Nun gingen der Vater und die vornehmen Gönner ernſtlich ans Werk; man ſah nach einem tüchtigen Geſanglehrer aus, und die Wahl fiel auf einen damals nicht unberühmten Sänger, Paradiſi. Signor

Paradiſi gehörte zu einer jetzt untergegangenen Art ſeltſamer Erſcheinungen, er war Kaſtrat. Die Geſangſchulen Italiens hatten von der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts an Europa mit dieſen Abnormitäten, die ihren Sieg als Künſtler durch ihre Niederlage als Menſch erkaufen mußten, verſorgt. An allen Höfen zwitſcherten dieſe unglücklichen Geſchöpfe ihre Arien, ſangen Liebeslieder, die in ihrem Munde zu Spottliedern wurden, ſangen Dankhymnen, die, von dieſen Lippen tönend, zu ſchweren Anklagen gegen ihre Mitgeſchöpfe, zu tiefen Schmerzensſeufzern und drohenden Zornlauten wurden, endlich ſpielten dieſe jammervollen Figuren Helden der alten Sage, prächtige Heroengeſtalten, die das Entzücken und die Bewunderung der Welt geweſen waren, und die nun durch dieſe winſelnden Karrikaturen zum Spott wurden. Ein nach und nach auftauchender, beſſerer Geſchmack verdrängte die Jammervollen von der Bühne, aber noch lange blieben ſie auf dem Kirchenchore und in der Kammerkapelle. Auch von dort ſind ſie verſchwunden. Das Jahrhundert, großmüthig und freiſinnig, überall die Natur und die Wahrheit bevorzugend, hat dieſes Spielwerk, das auf Koſten der Humanität errungen wurde, verſchmäht und läßt ſich, was es an kunſtvollen Trillern weniger hört, an Dankpſalmen der Menſchheit erſtatten. Aller-

dings war es eine Art Sklavenhandel. Die ſchöne Stimme, dieſe hübſche Sklavin, wurde auf den Markt gebracht, und in ihren Feſſeln einer Schaar wühleriſcher und grauſamer Lüſtlinge zur Schau geſtellt, die, ſich nicht kümmernd um die Qual der Gemarterten, nur die Süßigkeit ihrer Reize koſteten. Es iſt wahr, der Geſang erhielt durch dieſe Kehlen, die über die Meſſerklinge des Chirurgen den Salto mortale ſpringen mußten, einen eigenthümlichen Reiz: man muß dieſe wie nicht von der Erde kommenden Klänge gehört haben, wie ſie wie Lichtſtralen aus dem dunkelfarbigen Bouquet der anderen Stimmen hervorſchoſſen, wie ſie gleich flatternden Engelkindern an den hohen Gewölben der alten Dome hinſpielten, um zu begreifen, was ein ſo wollüſtig fein fühlendes Jahrhundert, ein ſo kokett mit dem Sinnenreiz ſpielendes, an dieſen ſeinen Lieblingen hatte. Der Geſang der Kaſtraten in den Oratorien der katholiſchen Kirche zu Dresden iſt noch vielen Mitlebenden in dem friſcheſten Gedächtniß. Man muß hierbei den Enthuſiasmus Heinſe's erklärlich finden.*) Es war ein Zauber, eine Gewalt, die ſelbſt die Seelen hinriß, die in der Ausübung des religiöſen Kultus wenig mehr als eine verſtändige Betrachtung über die Moralgeſetze

*) In ſeinem Roman „Ardinghello."

sahen. Tausendmal konnte man sich sagen, durch unwürdige Mittel ist diese Wirkung hervorgebracht, aber diese Wirkung ist eben doch da, und wer träumen, wer sich in erhabenen, schwärmenden Gefühlen über alles Irdische hingetragen fühlen wollte, der untersuchte überhaupt nicht, der fragte nicht nach, der ließ alles irdische Forschen, und war dankbar, daß ihm das Glück einer solchen Beseligung zu Theil wurde. Die Kirche — natürlich die katholische — verdankt einen nicht geringen Theil ihrer Kraft über die Gemüther den himmlischen Gesängen, die sie in ihrem Schooß wahrt, und diese Gesänge stützten sich in ihrem eigenthümlichsten Zauber auf die Leistungen der Kastraten. Dies ist ein Satz, den kein Musikverständiger leugnen wird: doch, wie gesagt, unser Jahrhundert hat diesen Sklavenhandel, zugleich mit dem andern, bekämpft und abzuschaffen gesucht, und wir müssen ihm danken.

Unsere kleine Sängerin kam zu einem der fettesten und häßlichsten Geschöpfe dieser Art in die Schule. Signor Paradisi hatte außer seinem schönen Namen nichts, was an ihm hätte reizen oder bezaubern können. Es war eine plumpe Tonnenfigur, mit einem feisten, glänzenden, wie mit Oel übergossenen Gesichte; dabei hefteten tausend üble Angewohnheiten ihm an; er übte eine schmuzige Zärtlichkeit aus, und machte seine Schü-

lerinnen zum Gegenſtande einer burlesken, tragikomiſchen Leidenſchaftlichkeit. Beſtändig fuhren ſeine dicken, mit Schwielen bedeckten Hände über die Wangen der Mädchen hin, und wenn ſie ihre Aufgaben wohl gelöst, ſo reichte er ihnen zum Dank ein Zuckerplätzchen — an dem er ſelbſt geſogen, das er aus ſeinen wulſtigen Lippen hervorzog, um es zwiſchen die ihrigen zu ſtecken. Eine äußerſt graziöſe Liebkoſung und ein ſehr aufmunternder Schulpreis. Eliſabeth wurde aufrühreriſch, ſie wollte die kunſtgerechten und geregelten Solfeggien des Meiſters, aber nicht ſeine Bonbons. Sie beklagte ſich über die klatſchenden Backenſchläge, über das unters Kinn Faſſen und über das Augenzwinkern des alten Sängers, und ſetzte dieſe Klagen ſo lange und ſo heftig fort, bis ihr Vater ſich entſchloß, ſie von dem Sänger Paradiſi zu erlöſen.

Der Vater ging mit ihr nach Kaſſel zurück. Sie konnte nun ſchon als eine recht tüchtige Sängerin gelten, allein der Landgraf gab ihr dennoch keinen Platz an ſeiner Hofbühne. Die Kabale der daſelbſt angeſtellten italieniſchen Truppe hielt jedes deutſche Talent fern. Der ſiebenjährige Krieg, der eben ſeine Stürme hatte auswüthen laſſen, hatte eine Ebbe in den Kaſſen der ſonſt begüterten Familien des Landes und der Hauptſtadt zurückgelaſſen, es war nirgends Geld, und Eli-

sabeths Vater, der eben von den vollen Fleischtöpfen Londons zurückgekehrt war, empfand den Mangel in seiner Heimatstadt doppelt. Lange Zeit hoffte er noch, der Landgraf werde der jungen Sängerin Zutritt zu einem Kammerkonzerte gestatten, es wurden zu diesem Zwecke aus London mitgebrachte Empfehlungen vorgezeigt, allein da alles dies nichts fruchtete, begab sich das Paar weiter auf die Wanderschaft. Zu der Ostermesse 1766 trafen sie in Leipzig ein.

Leipzig, das schon längst angefangen hatte, ein klein Paris zu sein, das die benachbarten Fürsten zu jährlichen Meßreisen an sich zog, wo Geselligkeit von galanten, gefälligen Frauen auf eine anmuthige Weise geübt wurde, besaß, was den Kultus der höhern Musik betraf, an dem Kapellmeister Hiller einen einflußreichen und kunstgeübten Direktor. Dieser, für seine Kunst unermüdlich thätige Mann hatte mit großer Anstrengung und mit nicht geringen Opfern wöchentliche Vereinigungen der musikalischen Kräfte Leipzigs und der Umgegend zu Stande gebracht. Es waren dies die sogenannten Winterkonzerte, und Hiller stand diesen Konzerten als oberster Leiter vor. Wenn man die Biographie dieses Künstlers liest, so ist's Einem, als schaute man in ein ächt deutsches, ehrliches Antlitz, voll Kummerfalten, mit der Schlafmütze über die Ohren gezogen,

mit der grünen, in Tomback gefaßten Brille vor den Augen, die, wenn dieſe häßliche Brille zurückgeſchoben wird, ſo treu, ſo lieb, ſo innig und geiſtig ſchauend uns anſehen. Wir verſtehen wohl, wie ein ſolches Menſchenkind, trotz des Philiſterhaften, das ihm anhaftet, doch die lieblichſten und reinſten Gaben des Genius in ſich aufgenommen haben kann. Es iſt nichts in dieſem trocknen nnd ernſthaften Geſichte, was die Poeſie ausſchlöſſe: allein was die Muſe Reizvolles hat, die Begeiſterung Trunkenes, die geheime Empfindung Süßes, die Kunſtſchöpfung Großes — iſt alles wie unter einem düſtern Schleier, oft recht abſichtlich, vor den Augen der Menge verborgen. Das iſt nun eben ein deutſches Geſicht. Der Vater Hiller, wie er genannt wurde, genoß einer faſt abgöttiſchen Verehrung von ſeinen Freunden und Schülern, trotz deſſen, daß er ewig polterte und nie zufrieden war, trotz deſſen, daß er ſeine Schülerinnen tyranniſirte und ihren Kehlen das faſt Unmögliche zumuthete. Er blieb aber immer Vater Hiller; und wenn er es recht arg gemacht hatte an zänkiſchem Hofmeiſtern und zornigem Schelten, dann brach wieder, wie ein heimlich Licht aus einer beſtäubten, verdüſterten Laterne, ein gar ſo ſüßes, himmliſches Verſtändniß der erſten und größten Segnungen der heiligen Kunſt, eine ſolche glühende Liebe für die erhabenen Meiſter, die über die

Erde gegangen waren, Perlen und Edelsteine des Gesanges hinstreuend, wie der Säemann Saat, daß alle Unbill vergessen war und Vater Hiller vor seinen dankbaren Schülerinnen sich nicht zu retten wußte. Er wurde auch Elisabeths Freund und Berather: ein ganz anderer, als der alte Signor Paradisi; er nahm sie in seinem Hause auf, um ihre Kehle, wie er sagte, unter täglicher Besorgung zu haben. Wirklich pflegte er diese Kehle, wie ein Gärtner seine kostbarste Lieblingspflanze; er gab ihr Sonnenschein zum Gedeihen. Er entfernte Elisabeth vom Vater, der als beschränkter und eigensinniger Haustyrann ihr lästig fiel und immer nur den materiellen Nutzen vor Augen hatte. Der Alte wurde durch eine Pension zufriedengestellt, die die Tochter von ihren jährlichen Einnahmen ihm kontraktlich zusicherte. Diese jährliche Einnahme gewann sie, indem Vater Hiller sie als erste Sängerin bei seinen wöchentlichen Winterkonzerten anstellte. Dieses erste *feste* Gehalt war nicht groß, doch es genügte den bescheidenen Bedürfnissen von Vater und Tochter.

Um einen Beweis zu geben, wie Vater Hiller mit seinen jungen Zöglingen verkehrte, zu ihrem künftigen Berufe sie vorbereitete, diene die Weise, wie er Elisabeth nicht eben sehr zart, aber dabei sehr geeignet, ihr wahres Glück zu befördern, auf ihre Häßlichkeit und ihren

übel geformten Wuchs aufmerkſam machte. Mein Kind, ſagte er ihr, Du wirſt auf dem Theater kein Glück machen; da verlangt man nicht allein Jugend, ſondern auch Schönheit und einen gewandten, zum künſtleriſchen Geberdenſpiel geeigneten Körper. Du haſt weder die eine, noch den andern. Ich rathe Dir, Dich mit dem Ruhm einer Konzert- oder Kammerſängerin zu begnügen. Da mußt Du aber auch Deine ganze Kraft und Geſchicklichkeit lediglich dem Geſange zuwenden. Du trittſt vor ein Publikum, das durch keine Aeußerlichkeiten, durch keinen Glanz und Schimmer der Bühne und Aktion geblendet und in ſeiner Achtſamkeit behindert wird, das alſo ganz andere und größere Anforderungen macht, und dies mit Recht — die Kunſt des Geſanges in ihrer ſchönſten Fülle und Reinheit zu vernehmen. Die Zuhörer, die Du hier vor Dir haſt, kannſt Du nicht hoffen, durch irgend ein Blendwerk zu betrügen; ſie horchen zu leiſe auf, ſie geben zu gut acht; wenn Du ſie aber dann befriedigſt, ſo werden ſie Deines Lobes um ſo mehr voll ſein, da ſie keinen Theil davon an andere Perſonen neben Dir zu geben brauchen, ſondern Dir allein alles zukommen laſſen können. Ich möchte alſo aus Dir eine vollendete Konzertſängerin machen. Willſt Du es? Der Preis iſt hoch, aber mit tüchtigem Willen und redlicher Mühe erreichſt Du ihn. Ruhm und Ehre

ſind dann Dein, und die Geldſäcke der Reichen und Vornehmen thun ſich Dir auf. Willſt Du? — Eliſabeth erwiederte, daß ſie wolle, und nun ging der Unterricht an. Es war eine ſchwere Zeit: von Morgen früh bis Abend ſpät wurde unabläſſig geübt, Skala geſungen, Unterricht im Klavierſpiel genommen, größere Werke durchleſen und deren Sinn erklärt, die Lehre von der Harmonie und Tonſetzung ſtudirt, am Abend repetirt, und oft tief in die Nacht hinein noch eine oder die andere ſchwierige Paſſage der Kehle angezwungen. Eliſabeth war die fleißigſte, die gelehrigſte Schülerin; aber nur was Muſik betraf. Kam man ihr mit anderen Dingen, die man ihrem Faſſungsvermögen beibringen wollte, ſo ſetzte ſie ſich ſtörrig einem ſolchen Anſinnen entgegen, ſo wollte ſie kein Franzöſiſch lernen, auch nicht italieniſch, auch nicht Tanzen, auch nicht Geographie und Geſchichte. Laßt mich! rief ſie — ich begehre von Allem dem nichts! Nur eine Sängerin will ich ſein; hört es: nur eine Sängerin! Man mußte ſich zufrieden geben, und Vater Hiller war nur froh, daß ſie endlich ſo viel Italieniſch lernte, als der Oratorientext und die Arienworte in den Opern verlangten. Trotz deſſen ſang ſie ein Italieniſch, das Niemand verſtand: es kam aber gerade nicht ſehr aufs Verſtehen an: nur bei den Meſſen der alten Meiſter, wo die Worte aus der heiligen

Schrift genommen sind und groß und in ihrer Einfachheit erhaben dastehen, drang Hiller durch, daß sie das Lateinische Jedermann verständlich vortrug. In Hillers Hause, in den Jahren 1766—1771, lernte sie einen großen Theil der großen Musikwerke der älteren italienischen Schule kennen, auch ältere und neuere Deutsche, von den ersteren Palästrina, von den anderen Jomelli, Pergolesi, Sachini, Durante, Hasse, Graun, Benda. Hasse's großes Genie machte den lebhaftesten Eindruck auf das jugendliche Verständniß und Empfindungsvermögen.

Wir finden hier an dieser Stelle, bei der Erwähnung von Hasse's Kompositionen, von einem der Biographen unserer Künstlerin bezeichnet, daß sie liebte, eigene Improvisationen und Ausschmückungen gleichsam zwischen die Zeilen der Hasse'schen Kompositionen einzuschieben, daß sie diesen Meister besonders deshalb verehrte, weil er in den einfachen und großartigen Konturen seiner Darstellungsweise Raum für den Sänger übrig ließ, selbständig seine Kunst zu bethätigen. So sang sie eine und dieselbe Arie von Hasse auf eine zwölffach verschiedene Weise, wobei sie jedoch sich nie von dem eigenthümlichen Charakter und dem Styl der Komposition des Meisters entfernte. Dieses besondere Merkmal der Kunstselbständigkeit unserer Virtuosin muß

besonders, als ihr eigenthümlich, und von den Zeitgenossen hoch geschätzt, angeführt werden. Vater Hiller gestattete ihr es, aber auch nur ihr allein; denn bei anderen Sängern, wo er dergleichen hörte, nannte er es in den zornigsten Ausdrücken ein Entstellen des Textes, ein räuberisches Hineinpfuschen in das Gebiet des Genius. Der tüchtige Musikkenner mußte also wol frühzeitig bei seiner bevorzugten Schülerin die eigene schöpferische Größe erkannt haben, um ihr ein Beginnen zu verzeihen, ja sie sogar dazu aufzufordern, das er bei Anderen so unerbittlich streng strafte. In der That dürfte es auch ein schwer zu bestimmendes Gesetz sein, wie weit es dem ausübenden Künstler gestattet sei, in den einmal festen Rahmen eines Kunstwerkes noch dieses oder jenes an eigener Schöpfung einzuzwängen; gewiß aber ist's, daß die großen Sänger und Sängerinnen aller Zeiten sich immer dergleichen erlaubt und darin einen Ruhm und eine Ehre gesucht haben.

Jeder Musikverständige wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß kein Umstand in dem Entwickelungsgange einer großen Sängerin so wichtig ist, als der Moment, wo sie ihre Schule durchmacht, das heißt, den Grund legt zu der späteren Kunstweise, in der sie groß und bedeutend geworden. In der Biographie eines Malers würde eine große Lücke entstehen, wenn

wir nicht den Meister angeführt sähen, nach dessen Anweisung der Jünger seine jugendlichen Kräfte weckte und regelte, bei einem Tonkünstler ist dieses Bedingniß zur Vervollständigung der Schilderung seiner künstlerischen Erziehung noch unerläßlicher. Wir wollen demnach bei diesem eben berührten Zeitpunkt noch länger verweilen und uns die Gestalt des Vater Hiller und seine Methode noch lebhafter vergegenwärtigen. Aus Gerbers Tonkünstlerlexikon und aus Hillers eigenen Aufzeichnungen geht hervor, daß er 1728 in einem Dorfe der Oberlausitz als der Sohn eines armen Schulmeisters geboren wurde, daß er in großer Armuth seine Jugend verlebte, und daß er bei dem Kantor des Dorfes nothdürftig das Klavier und die Geige zu spielen erlernte. Um die Universität beziehen zu können, nahm er Schreiberdienste, und da diese ihn ebenfalls nicht förderten, bemühte er sich um ein kleines Lehreramt an der Kreuzschule zu Dresden. Damals war es, wo schon Hasse's Geist auf den jungen Mann einen gewaltigen Eindruck machte; er hörte die Kompositionen dieses Meisters in der katholischen Kirche zu Dresden. Die große Zeit der dresdener Glanzperiode zeigte noch ihre volle Herrschaft, obgleich ihr Gründer, König August der Starke, nicht mehr lebte. Der dresdener Hof war im Ruf eines schwelgerischen und alle Künste befördernden. Ganze

Schaaren von Sängern und Schauspielern befanden sich fortwährend auf der Wanderschaft nach dem Elb-Athen. Der arme Lehrer an der Kreuzschule benutzte redlich, was er seiner Stellung nach von diesen Schätzen sich aneignen durfte; er richtete seinen Körper zu Grunde und trübte seine Sehkraft, indem er die langen Winternächte durch Hasse'sche und Graunsche Opernpartituren und Kirchenmusiken sauber abschrieb. Aecht deutscher Fleiß. Als es ihm endlich gelang, die Universität zu Leipzig zu beziehen, langte er dort krank und in der schwermüthigsten Stimmung an. Zweifelnd an seinem Beruf zum Tonschöpfer und ausübenden Musiker, übte und verfolgte er mancherlei Wissensstudien, und schloß sich an Gellert, Gottsched und Jöcher an. Durch den ersten erhielt er eine Stelle als Erzieher bei einem jungen Grafen Brühl. In dem Hause der Eltern dieses Grafen in Dresden wurde viele Pflege der Musik zugewendet, und fast wider seinen Willen nahm die Muse Hillern in ihren Dienst. Er komponirte Kirchenkantaten und Lieder. Die Kränklichkeit, mit ihr die Hypochondrie nahm jedoch überhand, und müde des Lebens, ohne Hoffnung für die Kunst, sank auch er mit so vielen anderen Hoffnungslosen, die die Stürme des siebenjährigen Krieges damals hart berührten, nieder. Er gab seine Stelle auf, schlug die Pension aus, die der Graf ihm

bewilligte, und flüchtete nach Leipzig zu seinem alten Jugendfreunde. Hier wurde für ihn gesorgt: jene Winterkonzerte, von denen wir schon gesprochen, kamen zu Stande, und Hiller, endlich einmal sich ganz und völlig für die Musik entscheidend, wirkte segensreich und erntete Dank. Er ist als Komponist nie bedeutend gewesen, wohl aber als gründlicher Theoretiker und Kunstkritiker. Als solcher stand er bei seinen Zeitgenossen in größtem Ansehen, und seine Methode und Gesangschule waren schon im besten Rufe, ehe noch Gesangtalente, wie die der Mara und Corona Schröter ihm europäische Anerkennung verschafften.

Die Konzerte, die er dirigirte, waren keine frivolen Versammlungen, es waren wahre Kunstandachten. Man brachte ein gesammeltes Gemüth, eine Ehrfurcht für die großen Meister und ein feinlauschendes Ohr mit. Der Ernst, mit dem Musik geübt wurde, die Fülle der Liebe und Hingebung, die die Zuhörer mitbrachten, die Lieblichkeit, mit der die Gabe dargereicht wurde — alles dies zusammen machte, daß der ausübende und zuhörende Theil in ein Ganzes von hohem Kunstgenuß und gereinigter Kunstschöpfung verschmolz. Aeltere Leute, die sich noch auf den Nachhall jener Genüsse besinnen können, sprechen von dieser Zeit wie von einer Zeit der Weihe, der Erhebung, des Trostes. Es scheint, daß

große Drangſale große Troſtquellen nöthig machen, und daß nach einer Zeit voll trüber Ereigniſſe die Kunſt eine beſonders würdige und herrliche Geſtalt annimmt, daß neben der Schönheit ſich allemal auch die moraliſche Erhebung zeigt. Die Muſik und die Schauſpielkunſt in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts geben Beweiſe für die Richtigkeit dieſes Ausſpruchs. Tonkunſt und Bühne erwachten zu geheiligter Blüte dicht hinter den Drangſalen des ſiebenjährigen Krieges. Erſchöpft waren die materiellen Mittel, aber reich verſehen waren die Herzen: es war ein Hunger da nach Größe und Schönheit, und die Kunſt kam und ſättigte.

Nachdem wir Hillers Leben näher beleuchtet, ihn ſelbſt als einen mühſam Ringenden und Strebenden hingeſtellt, wollen wir ihn nun auch als einen ſolchen zeigen, der die Früchte, wie er ſie geſammelt, mit derſelben prüfenden Sorgfalt und ſtrengen Bedachtſamkeit an Hülfsbedürftige austheilt. Es iſt wichtig, ihn als Gründer ſeiner Schule kennen zu lernen, und wir wählen aus den hinterlaſſenen Papieren der Mara einen Aufſatz, in welchem ſie die Repetition, wie er ſie faſt wöchentlich, nach jedem großen Muſikſtücke mit ihr hielt, aufgeſchrieben. Es ſcheint, daß Vater Hiller mit ſeinen Schülerinnen eine Reiſe nach Dresden gemacht, um der

Darſtellung der Gluckſchen Alceſte, damals einer großen Neuigkeit, beizuwohnen. Hier die rückerinnernde Beſprechung: Geſchichtliches: Euripides behandelt die Fabel; es iſt dieſelbe aus der griechiſchen Heroen- und Götterwelt genommen. Alceſte, Tochter des Pelias und Gemalin Admets. Ein Spruch des Orakels gibt an, daß der erkrankte Admet nicht anders zu heilen ſei, als durch den Tod eines ſich freiwillig ihm Opfernden. Alceſte vollbringt dies Opfer. Sie ſtirbt, und Admet, der die Götter beſchwört, ihm die Verlorene wiederzugeben, erhält ſie durch Hercules zurück, der ſie aus der Unterwelt wieder hinaufführt. (Bemerkung des Vater Hiller: Es iſt eine ganz hübſche Moral in dem Stück, wie man ſie gar wohl von einem Poeten erwarten kann, der ein Freund des Sokrates war.) Muſikaliſches: Durch die Symphonie wird eine große und wichtige Begebenheit angekündigt und die Theilnahme für dieſelbe wach gerufen. Am Anfang erſcheint ein Chor und der Herold. Der Herold hat in einem Recitativ von zwanzig Takten ſechs volle Takte verkleinerter Septimen anzugeben. Der Chor der zweiten Scene «Misero Admeto! povera Alceste!» iſt dem Gehör auffällig. Die verkleinerte Septime kommt häufiger in Anwendung. Das Recitativ der Alceſte iſt vortrefflich, ebenſo die Arie «Jo non chiedo» mit dem Duett der Kinder. Die Recita-

tive ſind ohne alle Begleitung: ſie müſſen vortrefflich deklamirt werden.

Der Marſch der Prieſter des Apollo —

Der Ruf des Hohenprieſters «Dilegna il nero turbine, che freme al trono intorno!» mit Fagotten, Hörnern und Poſaunen im C dur Akkord. —

Des Oberprieſters Gebet für den König «A te nume del giorno, a te del cielo ornamento e splendor» — in As dur angefangen und in Es dur geendet — iſt göttlich!

Der Prieſter kündigt die Ankunft der Königin an.

Alceſte's Gebet «Nume eterno, immortal» in E dur angefangen —

Der Oberprieſter «I tuoi prieghi, o Regina, i domi tuoi propizio oltre l'usato Apollo accoglie.» Dieſes Recitativ nebſt dem Orakel gehört zum Erhabenſten im ganzen Bereiche der Muſik. Mit dem Chor darauf «Che annunzio funesto!» bildet es ein Ganzes. Darauf das Recitativ der Alceſte «Ombre, lawe, compagne di morte» — vortrefflich! Zum Schluß des Aktes: ein Chor des Volkes.

Den zweiten Akt eröffnet ein kurzes Vorſpiel von Geigen mit einem unbegleiteten Recitativ zwiſchen Isemene und Alceſte; darauf folgt die kurze Arie der Is-

mene und dann die herrliche Scene, wo Alceſte im Walde allein ſich dem Tode weiht. Das Recitativ iſt vortrefflich mit der Oboe, dem Fagott und mit Schalmeien begleitet, ganz neu, und meiſterhaft zur Deklamation. In nächtlicher Stille tönt das «che chiedi Alceste?» ſchauerlich. Es herrſcht der Akkord der verkleinerten Septime vor.

Die Arie der Alceſte und hierauf der Chor der unterirdiſchen Gottheiten «E vuvi morire o misera!» mit Geigen und Poſaunen und Hörnern in Oktaven. Hierin liegt ein großer Zug von Glucks Genie. Die Melodie beſteht aus einem Tone, und macht den Baß ganz neu und fruchtbar in ſeiner Wirkung.

Alceſte fährt in einem vortrefflich begleiteten Recitative fort; die verkleinerte Septime wird wieder vorherrſchend. Der Chor der Dämonen unterbricht ſie.

Die Baßarie «Dunque vieni» des unterirdiſchen Gottes, in Begleitung von Oboen, Hörnern, Fagotten und Poſaunen macht einen herrlichen Kontraſt mit der ſchönen Weiblichkeit. Das Recitativ darauf iſt ſchön, und die Arie «Non vi turbate, no, pietose Dei» gehört unter Glucks Meiſterwerke: die Melodie originell und ein Kleinod deutſcher Muſik — — u. ſ. w.

Wir beabſichtigen nicht, dieſen Aufſatz in ſeiner ganzen Ausdehnung wiederzugeben, indem er doch nur

für Muſikkenner in nächſter Beziehung Bedeutung erhalten dürfte, wir haben ihn nur auszugsweiſe gegeben, um die ſtrenge und geregelte Lehrmethode Hillers durch ein Beiſpiel zu erörtern. Auf dieſe ſelbe Weiſe ging er mit ſeinen Schülerinnen die bedeutendſten Muſikſchöpfungen der ernſteren Art durch, ſo Oratorien und Meſſen. Bei den letzteren ging er noch ausführlicher ins Detail der muſikaliſchen Kritik, und ließ, weil er ſeiner eigenen Autorität nicht unbedingt wollte vertraut ſehen, auch aus Büchern dahin bezügliche Stellen von den jungen Mädchen abſchreiben. Auf dieſe Weiſe ſammelte Eliſabeth einen großen Schatz werthvoller Manuſkripte, die ſie häufig, beſonders in den Tagen ihres Alters, wieder durchlas und den Freunden daraus mittheilte. Dieſe kleine vorliegende Skizze kann ihrem Zwecke nach, keine genügende Darſtellung für den Muſiker von Fach ſein, ſoll eine ſolche noch zuſammengeſtellt werden, ſo wird ſich paſſendes Material in Menge finden; denn obgleich bei dem Brande ihres Hauſes in Moskau die Künſtlerin unter anderm mannigfachem Eigenthum auch eine große Anzahl ihrer muſikaliſch-kritiſchen Aufzeichnungen verlor, ſo hat ſich doch noch Vieles und Werthvolles erhalten.

Wir gehen jetzt zum Verfolg der Darſtellung ihrer äußeren Schickſale über. Während Hiller darauf drang

und die Sängerin ſelbſt ſich bereits entſchieden hatte, ihre ganze Thätigkeit der Konzertmuſik zu widmen, fehlte es doch nicht an Veranlaſſungen, die Bühne zu betreten. Nicht immer konnte die beſcheidene und ihrer äußeren Unſchönheit bewußte Eliſabeth dieſen Aufforderungen entgehen; ſo war es ihr zum Beiſpiel unmöglich, eine abſchlägliche Antwort einem Rufe des Direktors der kurfürſtlichen Hofbühne zu Dresden zu geben. Die verwittwete Kurfürſtin Marie Antonie hatte von ihr gehört und wünſchte ſie perſönlich kennen zu lernen. Eine große Haſſe'ſche Oper wurde einſtudiert, und die Titelrolle der ſchüchternen Eliſabeth übergeben. Zum erſten Male ſollte ſie nun in Gold und Perlen geſchmückt, mit Purpur angethan, als eine Königin aus den Couliſſen hervorrauſchen. Vater Hiller war unbeſchreiblich beſorgt um ſein Pflegkind. Wie wird es gehen — wie wird es gehen! rief er einmal ums andere; du kannſt ja keine Königin vorſtellen, Kind, du kannſt's nicht! — Eliſabeth widerſprach nicht, ſie ließ geſchehen, was ſie nicht hindern konnte. Als ſie in Dresden ankam und dort ihr Bekenntniß ablegte, daß ſie noch nie die Bretter betreten, ging man nach damaliger Weiſe roh und befehlend mit ihr zu Werke; man ließ ſie Proben machen, ſie mußte gehen, ſitzen, aufſtehen, die Hände bewegen, den Kopf zurückwerfen — alles wie man glaubte, daß

eine Königin es thäte. Eliſabeth ließ ſich alles gefallen. Am Abend ſelbſt, erzählt ſie, hielt ich „mein Fratz“ geduldig hin und ließ darauf auftragen Schminke, roth, weiß, fingerdick. Die anderen Komödiantinnen ſchminkten ſich ſelbſt, ich dachte nicht daran, dies Recht in Anſpruch zu nehmen, ich war froh, daß andere Hände ſo gütig waren, ſich für mich zu bemühen. Als meine Wangen hübſch ziegelroth übertüncht waren, fragte mich der Perückenmeiſter, ob ich auch ein Schönpflästerchen aufgeklebt haben wolle. Meinetwegen, rief ich, auf die Naſenſpitze, wenn es ſein muß. Alle, die in dem Zimmer waren, lachten, und der Direktor, der durch die Thürſpalte hineinſah, lachte mit und rief: Iſt die Leipzigerin noch nicht fertig? Sie ſoll in den kleinen Vorſaal treten, die Frau Kurfürſtin will ſie ſich erſt anſehen, ehe ſie auf die Bühne kommt. Alles fuhr auf dieſe Rede auseinander. Der Perückenmacher warf noch ſchnell eine große Kanonenlocke mir ans linke Ohr, die mit ihrem Mehl und Kleiſter hart mir an die Wange ſchlug, faſt wie eine Maulſchelle, und ich nahm meinen Purpurmantel ſammt Schleppe untern Arm und folgte dem Herrn Direktor durch viele dunkle Gänge in ein kleines, mit rothem Sammet ausgeſchlagenes Kabinetchen. Da ſtand die Frau Kurfürſtin an der Thür ihrer Loge, und über ihre Schulter herüber ſahen ein paar

neugierige, blutjunge Hofdamen und kicherten, als ſie mich in meinem Glanze ſo ſtehen ſahen, wie eine Puppe unterm Weihnachtsbaum. Ich hielt meine Arme, die ich nicht zeigen wollte, weil ſie roth angelaufen waren, mit dem Szepter auf dem Rücken. Was hat Sie da? rief die gnädige Dame, was verbirgt Sie da hinterm Rücken? — Ew. kurfürſtliche Gnaden entſchuldigen, rief ich, es iſt das Szepter. Nun kam ich damit hervor und berührte ſehr ungeſchickt damit faſt die Naſe des dicht neben mir ſtehenden Direktors, der entſetzt zurückfuhr. Das Szepter gehört nicht dahin, ſagte die Frau Kurfürſtin mit einem ganz eigenen Tone; Sie muß es vor ſich hintragen, und am beſten, Sie legt's ganz bei Seite, denn es iſt nicht nöthig, daß eine Königin immer mit dem Szepter in der Hand erſcheint. Ich hörte dieſe Verbeſſerung mit einem unterwürfigen Lächeln an, und entfernte mich ſchnell, als man mir die Erlaubniß gab, zu gehen. Wie ich nun endlich auf die Bühne gelangte? — ich weiß es ſelbſt nicht. Ich glaube, man ſtieß mich mit guter Manier hinaus, und als ich einmal vor den Lampen ſtand, da ſtrichen die Inſtrumente gleich darauf los, und ich mußte mit meinem Recitative einfallen, da hatte ich keine Zeit, an irgend etwas anderes als an die Muſik zu denken. So wie ich ſang, war ich geborgen. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, und der Teufel

der Blödigkeit verließ mich zur Stelle. Ich dachte nicht mehr an den Szepter, den ich auf den Tiſch hingelegt hatte, nicht an meine Perrücke, auf deren oberſter Spitze die güldene Krone ſaß, nicht mehr an meinen ungeheuren Reifrock und meine rothſammtene Schleppe — ich ſang eben, und that nichts als ſingen. Es ging gut, wenigſtens riefen die Leute, jenſeits der Lichter, lauten Beifall. Ich bleibe aber dabei, daß ich glaube, die Königin Semiramis hat im Leben ganz anders ausgeſehen, geſprochen und Mienen gemacht, als ich es that, ihr elendes Abbild. In den Scenen, wo ich von meinem todten Gemahl zu ſprechen hatte, dem in Gott ruhenden Ninus, ſollte ich ein ſchmerzvolles Geſicht ziehen und einen entſprechenden Geſtus machen, doch in dem Augenblick fühlte ich, daß die verwünſchte Krone auf meiner Perrücke zu wackeln anfing und ſah den Perückenmeiſter, wie er vor Furcht, ich möchte das Kleinod verlieren, gleich einer Elſter hinter der Couliſſe umherſprang und mir Zeichen machte. Da fehlte denn wenig, daß ich in Lachen ausgebrochen wäre, ich hielt mich aber mit großer Gewalt, rückte ſo wenig als möglich mit dem Kopfe — durch das mir anbefohlene Zurückwerfen deſſelben war ja das ganze Unglück entſtanden — und ſo ging ich denn, ohne daß mir etwas paſſirt wäre, mit meinen ſechs Prieſtern in den Tempel, nachdem ich noch meine

schwierige Arie in F dur zur allgemeinen Zufriedenheit gesungen hatte."

Der erste Versuch, die Bühne zu betreten, machte jedoch — obgleich er nicht nach der obigen Schilderung, mit der sie oft und gern ihre Freunde unterhielt — ein mißglückter zu nennen war, sie nicht lüstern, ihn zu wiederholen. Der große Ruhm, den ihre Zeitgenossinnen, die Todi und Gabrieli, gerade als dramatische Gesangkünstlerinnen einernteten, ließ sie verzweifeln, jemals die Palme diesen glänzenden Genieen auf der Bretterwelt streitig machen zu können. Vater Hiller blieb bei seiner Behauptung, daß der Konzertsaal der ihr bestimmte Schauplatz der Wirksamkeit sei, und sie stimmte ihm bei.

Jetzt kommen wir zu der Periode ihres Lebens, die der Beginn dieses Aufsatzes berührt, zu ihrer Bekanntschaft mit dem Helden des Jahrhunderts, mit Friedrich dem Großen. Es ist dies ohne Zweifel die Periode ihres Glanzes, wenn auch nicht die genußreichste und angenehmste Zeit ihres Lebens. Denn welches Talent auch mit Friedrich zusammenkam, es konnte darauf rechnen, Bedeutsamkeit und Ruhm zu ernten, nicht aber Freude und Genuß; denn die große Heldenpersönlichkeit des Königs, sein gewaltsames Anordnen und Ueberwachen jeder fremden Persönlichkeit, das oft empörend Willkürliche in seinem Umgang mit den Geistern machte,

daß dieſe ihm zwar dienten, aber nicht mit Liebe, nicht mit Ruhm, nicht mit jener friedlichen und liebevollen Hingebung, die die Macht mit dem Genie dauernd verbindet, indem es beide mit einander verſöhnt. Denn das Genie iſt ein König, die Macht iſt ein König — um dieſe beiden Herrſcher zum Beſten der Welt in Eintracht und gemeinſamer, wohlthätiger Wirkſamkeit zu erhalten, gehört, daß die Humanität den Bund einſegnet. Friedrich war aber nicht human; er wußte nur anzuerkennen, nicht zu lieben, nicht zu bewundern, und machte dem Genie nie Zugeſtändniſſe, die dieſes berechtigt hätten, neben ſeinem Thron auch einen Thron für ſich einzunehmen. Darum das beleidigende, kalte Zurücktreten der zeitgenoſſiſchen großen Geiſter, darum Voltaire's Bosheit, darum d'Alemberts ſcheues Zurückhalten, die Furcht der Mara. Alle waren froh, wenn ſie das Parket des kleinen Saals zu Sansſouci nicht mehr zu betreten brauchten, wenn ſie das Rollen des bekannten Lehnſeſſels in der Kaminecke nicht mehr hörten, und den trocknen, ungeduldigen Huſten — obgleich ſie, einmal aus Potsdam entfernt, doch immer wieder Heimweh fühlten, dahin zurückzukommen, denn es herrſchte dort der Große, der Gewaltige, der ſie zwar drückte und tyranniſirte, aber doch dabei, unter allen Machthabern und Königen, der einzige war, der ſie verſtand und anerkannte.

Eliſabeth hatte reichlich ihr Theil zu tragen an dieſem Mangel Friedrichs an Humanität; ſie ſah in ihm, in der letzten Zeit beſonders, nur den Zwingherrn, nie mehr den Bewunderer und Beförderer. Sie verlebte am preußiſchen Hofe äußerſt kummervolle Tage, trotz des Glanzes, der ſie umgab, und trotz der für damals enormen Gage von achttauſend Thaler und mehr, die ſie bezog.*

Friedrich der Große hatte längſt aufgehört, Flöte zu blaſen; er hatte einen Kampfplatz, auf dem er nicht, wie auf dem andern, immer Sieger war, verlaſſen, und Muſik und Muſiker intereſſirten ihn nur noch wenig. Da ſprach man ihm von der deutſchen jungen Sängerin; er gab Befehl, daß man ſie ihm vorführe. Es geſchah. Jener berühmte kleine Konzertſaal im Palais zu Sansſouci, in deſſen Räumen, die mit den Bildſäulen Apolls und der Muſen geziert waren, die einſt ſo ſehr bewunderten Flötenkonzerte ſtattgefunden hatten, an demſelben Klavier, an welchem die ſchöne Aebtiſſin von Quedlinburg, die von ihrem königlichen Bruder ſo arg tyranniſirte Prinzeſſin Amelie, die kunſtfertigen Sonaten Benda's vorgetragen hatte, in der Nähe deſſelben Notenpultes, an dem der Erbprinz von Strelitz immer wieder dieſelben Fehler in Takt und Melodie beging, und dadurch die Zornblicke Friedrichs und das heimliche

Lachen der Hofdamen sich zuzog, stand nun die junge Elisabeth Schmähling, bereit, irgend ein Gesangstück, das der König auswählen würde, vorzutragen. Sie stand da, unbefangen und ruhig; der König lag im Lehnsessel, zusammengekrümmt und übler Laune, die durchdringenden Blicke auf die neue Erscheinung gerichtet. Auf seinen Wink wurde sie näher zu ihm herangeführt und er fragte mit hohlem Tone: „Sie will mir was vorsingen?" — „Wenn Ew. Majestät befehlen." — „Na, so sing' Sie!" — Es wurde etwas ausgewählt, und als zur Zufriedenheit des Königs die Piece beendet war, suchte er unter einem Stoß Noten ein Blatt hervor, das eine schwierige Bravourarie enthielt, von Grauns Komposition, die, wie er wol wußte, der Sängerin völlig neu war. „Kann Sie mir das vom Blatt weg singen?" fragte er wieder. Elisabeth that einen flüchtigen Blick in die Noten, und antwortete dann mit großer Zuversicht: „Ja." — „So sing' Sie!" erscholl es wieder. Sie löste auch diese Aufgabe zu völliger Zufriedenheit des erlauchten Zuhörers. „Ja, Sie kann singen!" rief er, und hiermit war Elisabeths Schicksal entschieden. Es wurde ihr der Antrag gemacht, in die Dienste des Königs überzutreten, sie nahm ihn an und erhielt ein Jahrgehalt von dreitausend Thalern auf Lebenszeit zugesichert. Ihr einziger Wunsch, den sie bei Abschluß

dieſer Verbindlichkeiten zu äußern wagte, war, daß ihr vergönnt ſei, eine Reiſe nach Italien zu machen, um ſich dort in ihrer Kunſt zu vervollkommnen, allein ſie erhielt den trocknen Beſcheid: „Sie ſoll hier bleiben, dort wird Sie jetzt auch nichts mehr lernen.“ Dieſe Verweigerung eines, wie es der Künſtlerin ſchien, ſo gerechten Wunſches legte das erſte Mißtrauen und die erſte Bitterkeit in ihren Charakter, dem Könige gegenüber. Es war nur ein Wölkchen, das am Horizont aufſtieg, aber ſie ahnte, daß aus dieſem ſich ein Sturm für ihre künftigen Tage entwickeln werde. Und ſo war es auch.

Die Freunde riefen ihr von allen Seiten Glückwünſche zu; man ſagte ihr, daß ihre Zukunft nun geſichert ſei, daß ſie in einer ehrenvollen und einträglichen Stellung ſich befinde, und daß ſie für die Vortheile, deren ſie genieße, im Ganzen wenig zu leiſten habe und genug Zeit übrig behalte, um an ihrer Ausbildung fördernd zu arbeiten. Eliſabeth erkannte im Ganzen die Wahrheit dieſer Ausſprüche an, ſie konnte es aber nicht über ſich gewinnen, das Zunichtewerden ihrer liebſten Hoffnungen, nämlich jener Reiſen, mit Ruhe zu ertragen. Sie ſchrieb an ihre Freunde in Leipzig: „Berlin iſt eine ſchöne Stadt, allein es ſcheint, als wenn ſie von lauter Tambouren bewohnt wurde, ſo hört man vom Morgen früh bis Abends ſpät nichts als Trommelſchlag

in den Straßen. Von den Geſellſchaften wähle ich nur ſolche aus, wo man mich nicht zu ſingen zwingt, denn da ich meine Stimme dem König von Preußen verkauft habe, iſt ſie nicht mehr mein, und ich kann über ſie nicht ſchalten, wie ich wol möchte. Nach Potsdam werde ich alle vierzehn Tage einmal, auch wol zweimal hinbeordert, wo ich denn im kleinen Konzertſaal gemeiniglich Graunſche Muſik, von der der König ein großer Liebhaber iſt, vortragen muß. Hier und da werde ich auch in das Palais der Prinzeſſin gerufen, Schweſter des Königs, aber noch nicht iſt mir die Ehre zu Theil geworden, vor der Königin zu ſingen. Ich erhalte viel Zettel und Briefe von hieſigen Dichtern und Schriftſtellern, franzöſiſch und deutſch, geſtern bekam ich auch ein Schreiben von dem Herrn Kanonikus Gleim in Halberſtadt, das in einem gar kindiſchen und verliebten Stylum abgefaßt iſt und mich bedünket, eines Mannes, der einen geiſtlichen Titel führt, gar unwerth. Auch Heirathsanträge bekomme ich, kürzlich ſogar von einem alten Generalen, der ſieben Kugeln im Leibe hat, die ihm nach und nach, wahrſcheinlich im Verlauf unſerer Ehe, ſollen herausgeſchnitten werden; ich habe gedankt, und die anderen Briefe werfe ich ins Feuer. Es ſollte mir juſt fehlen, daß ich noch heirathe, damit ich dann noch einen zweiten Willen eines Mannes über mich zu

erkennen habe. Ich armes Ding, das ſchon gar zu ſehr in Knechtſchaft gerathen iſt! Mein Verdruß iſt, daß ich bisweilen mit den Herren Porporino, Neri und Concialini ſingen muß, die alle drei in einer mir widerſtrebenden Manier ihr Weſen treiben, und mich zwingen, Adagio zu ſingen, was ich nicht mag. — —"

Das Wohlwollen und die Gunſt, die der König ihr zuwandte, ſteigerte ſich bald ſo ſehr, daß ihr Gehalt um das Doppelte erhöht wurde. Die Freunde waren wieder über dieſe neue Gunſtbezeugung außer ſich. Als dieſe Nachricht ſich verbreitet hatte und ſie darauf öffentlich erſchien, gab ihr das berliner Publikum laut Beweiſe ſeiner frohen Theilnahme. Eliſabeth war dafür nicht unempfänglich, und Berlin fing an, ihr ſchon beſſer zu gefallen. Sie änderte ihre Wohnung und zog aus der geräuſchvollen Königsſtadt in die ruhige Behrenſtraße, wo ſie das Haus des Künſtlers Chodowiecky nahe hatte, das ſie öfters beſuchte. Hier verſammelte ſich ein gemüthvoller Freundekreis in bürgerlich geſicherter Wohlhabigkeit und künſtleriſcher Weihe. Hier trat oft in der Dämmerſtunde, wenn der fleißige Künſtler ſeinen Grabſtichel niedergelegt hatte, Eliſabeth ein wie ein freundlicher Hausgeiſt, und ließ ihre wundervolle Zauberſtimme erſchallen, indem ſie die einfachen Geſänge ihres väterlichen Freundes und Meiſters, die Lieder Hil-

lers, voll Tiefe und Innigkeit vortrug. Rammler, der von diesen Besuchen gehört hatte, suchte sie zu gleichem Zwecke in sein Haus zu locken, und schickte ihr eine in saphischem Versmaaß gedichtete Ode, allein Elisabeth, die den Mann nicht mochte und sein Gedicht nicht verstand, ging nicht hin, und so blieb sie diesem Kreise fremd. Lessing erinnerte sie sich nicht gesehen zu haben; Goethe jedoch lernte sie in Leipzig kennen, wo er mit dem Herzog von Weimar hingekommen war. Er besang sie zu ihrem Geburtstage, und diese Verse bewahrte sie wie ein Heiligthum sorgsam auf. Die Jahre 1772 und 1773 hätten als sehr glückliche im Leben unserer Künstlerin bezeichnet werden können, weil ihre äußeren Verhältnisse sich gerade in diesem Zeitpunkte am günstigsten gestalteten, wenn nicht ein Leiden besonderer Art die Arme heimgesucht hätte: dieses Leiden war „Liebe und Hochzeit." In der That, was Anderen ein Sonnenstral im Leben, war der unglücklichen Elisabeth eine Verfinsterung, ein trübes und jammervolles Elend. Sie lernte den Violoncelliſten Mara kennen, der bei der Hofkapelle des Prinzen Heinrich von Preußen angestellt war, und diesem gelang es, die bisher so spröde — auch nicht mehr so ganz junge — Künstlerin „in Liebe zu entzünden." Gleim schrieb an Jacobi: „Die Schmähling heirathet — und, o ihr Götter, sie heirathet nicht meinen

Jacobi, nein, Amor leitet die Strauchelnde und Irrende in einen Buſch, aus dem wüſtes Tönen hervorſchallt, und in deſſen Schatten ein Faun halb trunken und von allen Grazien und Muſen geflohen, rohe Geſänge ſtammelt. Unſere Schmähling heirathet einen Trunkenbold. Friedrichs Sängerin heirathet einen Trunkenbold. Als ich dieſe Nachricht erhielt, ging ich vor Apolls Büſte und weinte, weinte glühende Thränen, und bat den Gott im Namen der Charitinnen, ſeiner liebſten Prieſterin dieſe Sünde zu verzeihen.“

Das ſchlimme Zeugniß, das hier der Kanonikus dem Muſiker ausſtellt, ſcheint in ſeiner vollen Bedeutung auf den Getadelten Anwendung gefunden zu haben, wenigſtens war ganz Berlin, der König an der Spitze, entrüſtet, als man den unklugen Schritt des gefeierten Lieblings vernahm. Sie erhielt anonyme Briefe, in welchen man ihr die vielfachen Schwächen und Untugenden ihres Erkorenen auf das genaueſte ſchilderte, in welchen man ihr die früheren Liebſchaften des Wankelmüthigen mittheilte, allein Eliſabeth, einmal beſiegt von der gewinnenden Macht des jungen Muſikers, gab allen wohlmeinenden Rathſchlägen kein Gehör. Mara ſelbſt ſcheint ſein Möglichſtes gethan zu haben, um immer wieder die ſchlimmen Einwirkungen fremder Rathſchläge durch ſein Schmeicheln und ſeine lockende Rede zu ent-

kräften. An ihrem vierundzwanzigſten Geburtstage, im Jahre 1773, kam ſie beim König mit ihrem Heirathsgeſuch ein. Friedrich antwortete übellaunig: „Sie iſt eine Närrin, und ſoll zur Raiſon gebracht werden. Mag Sie aus dem Kerl machen was Ihr beliebt, nur nicht Ihren Ehemann.“ — Nach einer kleinen Friſt ward die Bitte wiederholt. Neuer Zorn des Königs, aufs Neue abſchlägliche Antwort. Ein halbes Jahr verging, und die Bitte kam zum dritten Male. Nun gewährte der König, aber in den ungnädigſten Ausdrücken und eben ſo beleidigend für die Braut, wie für den Bräutigam.

Wenn wir dieſen Liebesbund betrachten, ſo ſehen wir wieder den Erfahrungsſatz beſtätigt, daß ausgezeichnete Frauen durchaus nicht, wie man glauben ſollte, ſich zu einem ſolchen Bunde wieder ausgezeichnete Männer auswählen, ſie nehmen im Gegentheil oft den Unbedeutendſten, noch öfter den Roheſten, nicht ſelten ſogar mit Abſicht den Verworfenſten ſeines Geſchlechts. Es iſt dies ein Geheimniß in der Geſchichte der Verbindungen; für den Pſychologen von dem eigenthümlichſten Reize. Wir fürchten, die Baſis dieſes Geheimniſſes zu niedrig anzugeben, wenn wir ſie in dem Stolze finden, den eine Frau fühlt, ihre eigene Natur ſo erhaben geſtellt zu ſehen, daß ſie des Bundes mit dem geiſtig ebenbürtigen Manne nicht bedarf, wir wollen ſie lieber in der Liebe-

bedürftigkeit des Weibes überhaupt ſuchen, die nicht die froſtige Größe ohne die warmblütige zärtliche Erniedrigung dulden mag. Sie *will* erniedrigt, ſie *will* gedemüthigt ſein, ſie kann und will es nicht ertragen, überall zu ſiegen, und ſie duldet willig dicht neben den Krönungsfeſten des Geiſtes die Geißelungen des Herzens. Es iſt dies die Nemeſis, die neben der weiblichen Größe ſteht, ſowie die Selbſtſucht als eine eben ſo gefährliche Feindin der männlichen Größe zur Begleiterin gegeben iſt. Wir ſehen von Sapho an alle Sängerinnen und Dichterinnen den Weg dieſer unwürdigen Liebe gehen: es iſt beſchämend für das Geſchlecht, Namen zu nennen, aber blättern wir in den Biographieen berühmter Frauen, ſo finden wir immer dies kleine, kurze, ärgerliche Kapitel ihrer Niederlage neben dem langen, pomphaften Abſchnitte ihrer Siege und Triumphe. Und merkwürdig iſt es, daß gerade jenes kleine Kapitel, nicht von den Männern, denn dies wäre in der Ordnung, ſondern gerade von den Frauen mit großem Intereſſe geleſen wird. Man ſollte denken, dies könne unmöglich der Fall ſein, die Frauen müßten ſich ſträuben, die Bekenntniſſe der Schwäche bei einer Großen und Größten ihres Geſchlechts zu leſen, allein ſie betrachten mit heimlichem Gerechtigkeitsgefühl dieſes kleine ärgerliche Zeichen auf dem Schild der kämpfenden Amazone als ein Merkmal,

daß dies Heraustreten aus der zugewieſenen Schranke ſich immer irgendwie beſtrafe.

Die Ehe Eliſabeths ließ ſich gleich ſehr übel an. Mara ſetzte ſich in Beſitz ihrer Geldmittel, die bei der ſparſamen Sängerin ſich angehäuft hatten, und verſchwendete maaßlos. Nicht allein, daß er koſtbare Feſte gab, die nicht ſelten mit einer Schlägerei des Gaſtgebers mit ſeinen Gäſten endeten, er warf auch Summen im Spiel hin und unterhielt, ohne daß ſeine ihm ſklaviſch ergebene Frau etwas ahnete, eine Tänzerin, die er aus dem Ballet entfernt hatte. Durch ihn wurde Eliſabeth mit den Jämmerlichkeiten, den Intriguen und Kabalen der Theaterwelt bekannt, er übernahm es, das edle Geſchöpf in eine Sphäre einzuweihen, in der er ſich von früheſter Jugend an bewegt hatte. Er hatte als ein Vagabond die Bretter betreten, und als Vagabond lebte er auf ihnen. Eliſabeth wurde jetzt in die Streitigkeiten der einzelnen Orcheſter mit dem Theaterperſonal verwickelt, und mußte die Zänkereien und Klägereien mitanhören, die die Mitglieder der königlichen Kapelle denen der prinzlichen bereiteten. Welch eine tumultuariſche Ehe! Sie ſuchte unabläſſig Streitigkeiten zu ſchlichten, ausbrechende Kämpfe gefahrlos abzuleiten, es gelang zuweilen, nicht immer. Kam ſie dann erſchöpft nach Hauſe, ſo wartete der Wagen auf ſie, um ſie nach Potsdam zu

bringen; ſie warf ſich übereilt in feſtliche Kleider, ſang zerſtreut, befriedigte weder ſich noch Andere, und zitterte, die Schwelle ihres eigenen Hauſes wieder zu betreten, weil ſie oft auf derſelben einen ſchlafenden Wüſtling, ihren Mann, ausgeſtreckt liegen fand. Die Scenen, die ſich hier bereiteten, waren rührend. In tiefer Mitternacht, noch bekleidet mit dem ſchwerſtoffenen, gelbſeidenen Reifrocke, wie ſie aus den königlichen Gemächern kam, hob ſie mit Hülfe des Kutſchers, deſſen Verſchwiegenheit ſie erkaufte, den ſchlummernden Mara vom Boden, und trug ihn die ziemlich hohe Treppe mit großer Anſtrengung hinan, bis in ihre Gemächer, wo ſie ihn auf ein Sopha niederlegte. Alles dies in verſchwiegener Stille, damit Niemand das Märtyrerthum ihrer Ehe gewahre. Im Theater erſchreckte er ſie durch ſein lautes Applaudiren, und dieſes unziemende Betragen hatte ſchon die tadelnde Aufmerkſamkeit des Königs erreicht. Sie ſang oft minder gut, als ſie pflegte, nur um das Klatſchen und Klopfen des Mannes, der irgendwo in einer verſteckten Loge ihr Spiel beobachtete, zu verhindern. Bei dieſen fortgeſetzten Spannungen und Aufregungen litt ihre Geſundheit. Mara wüthete, denn weit entfernt, ſich ſelbſt als den Grund dieſes Gemüthsleidens anzuſehen, ſchob er die Schuld auf den König, auf das Publikum, auf die rivaliſirenden Sänger und

Sängerinnen. Wenn jedoch, müde dieſer ſelbſtgeſchaffenen Täuſchungen, Eliſabeth ihm merken ließ, daß er und Niemand anders an ihrem Unwohlſein ſchuld ſei, ſo konnte er, dieſe gefährliche Gabe beſaß er, eine vollſtändige Komödie vor ihr aufſpielen. Er zerfloß in Thränen, er machte ihr die zärtlichſten und betäubendſten Vorwürfe, er rief ihr ins Gedächtniß, daß bei ihrem neulichen Geſange in der Kirche er es geweſen war, der bei dem himmliſchen Solo, das von ihren Lippen getönt, ohnmächtig aus der Menge getragen worden, daß ſie ihn durch ihre Stimme zu einem andern Menſchen gemacht, zu einem bekehrten und reumüthigen Sünder, den die Fülle ſeiner Thorheiten und Gebrechen in das tiefſte Elend verſenkt. Eliſabeth glaubte ihm; ſie nahm ihre Anklage ſchnell zurück und tröſtete nun ihrerſeits den Heuchler. Nach einer ſolchen Scene griff Mara dann doppelt tief in die Geldkaſſette und entfloh lachend mit einer Geldrolle. Er war ſo leichtſinnig, daß er im Hauſe nebenbei den verſammelten Freunden die eben durchgeſpielten Auftritte mit ſeiner Frau wiederholte, und ſpottend die zärtlichen Klagen und das Mimenſpiel der armen Sängerin nachahmte.

Die Willfährigkeit ſeiner Frau verleitete Mara, immer größere Opfer von ihr zu verlangen; ſo drang er denn auch endlich in ſie, Berlin zu verlaſſen, weil er

ihr vorſtellte, daß ſie überall anderswo reichere Ernten halten könnten. Dies war eine Anſicht, in der Eliſabeth mit ihm völlig einer Meinung war. Schon vor ihrer Heirath hatte ſie daran gedacht, Preußen zu verlaſſen; die fortgeſetzten beleidigenden Weigerungen des Königs, ihrem Heirathsgeſuch zu willfahren, hatten den Plan noch mehr zur Reife gebracht, jetzt endlich, da Hof und Publikum, wegen ihrer Ehe und deren ärgerlichen Folgen, kälter gegen ſie geſtimmt wurden, kam das Verlangen, ihre Verbindungen zu löſen, ſo lebhaft und dringend in ihre Seele, daß es Mara's Vorſtellungen und Bitten nicht einmal bedurft hätte, um ſie zur Realiſirung dieſer heimlich gehegten Wünſche zu bewegen. Es wurde nun ſofort ein Geſuch an den König aufgeſetzt, in welchem das Paar um Urlaub zu einer Künſtlerreiſe bat. Der König ſchrieb an den Rand der Bittſchrift: „Er kann gehen, Sie aber ſoll bleiben!" Damit war nun freilich nichts gewonnen. Natürlich weigerte er ſich, ohne ſie zu gehen; der König ſeinerſeits erreichte ſeinen Zweck, die Ehe mit guter Art zu trennen, auch nicht: die Sache blieb beim Alten. Eliſabeth war äußerſt verſtimmt; Mara wüthete auf eine brutale Weiſe. Um das Paar vollends in die übelſte Laune zu verſetzen, kamen gerade jetzt aus London heimlich Anträge, in denen ihr für drei Konzerte ſechzehnhundert

Thaler garantirt wurden, nebſt Reiſegeld von zweihundert Thalern. Jetzt beſtand Mara darauf, daß ſie um ihren Abſchied einkommen ſollte; die ſchüchterne Eliſabeth hatte ſchon faſt keinen eigenen Willen mehr; ſie that was von ihr gefordert wurde. Vergebens; der König verweigerte den Abſchied. Im Hauſe ſelbſt häufte ſich Kummer auf Kummer. Eliſabeth, der der Arzt ſchon eine ſehr ſchwere Zeit vorhergeſagt hatte, litt unſägliche Schmerzen im Kindbett und kam mit einem todten Kinde nieder. Sie äußerte gegen einen Freund: Ich bin nicht geſchaffen, wie andere Frauen in der Liebe und Ehe glücklich zu ſein; ich hätte nie heirathen ſollen. Der König ließ ihr bei Gelegenheit der Nachricht von ihrer Krankheit und ihrem Mißgeſchick ein kleines Geſchenk überreichen; Mara hatte die Dreiſtigkeit, es zurückzuſchicken, doch erfuhr der König nichts von dieſer Ungezogenheit, er würde ſie ſonſt ſchwer geahndet haben, da der Mann ihm verhaßt war, und er, wie die Folge zeigen wird, gern die Gelegenheit ergriff, ihn zu ſtrafen, wenn er die Frau nicht ſtrafen wollte oder konnte.

Als Eliſabeth von ihrem Krankenlager erſtand, bat ſie um die Erlaubniß, die böhmiſchen Bäder benutzen zu dürfen; der König ließ ihr ſagen, daß das einheimiſche Bad Freyenwalde die nämlichen Dienſte leiſten werde. Man ſah deutlich aus dieſer Antwort, daß

er ſie nicht über die Grenze laſſen wolle, weil er fürchtete, ſie dann nicht wiederzubekommen. Auch die nochmalige Bitte, nach Italien reiſen zu dürfen, wurde zwar zugeſtanden, doch jetzt wieder mit der Bedingung, daß ſie reiſen könne und er ſolle bleiben. So blieben nun beide wieder. Wer mag unter dieſen Verhältniſſen es unſerer Sängerin verargen, daß ihr zuletzt die frohe Laune, die Zuverſicht auf Glück und Freude ſchwand, und ſie in die äußerſte, peinvollſte Stimmung verſank? Sie befand ſich in einem Zuſtande, der wahrhaft beklagenswerth war; ſie ſprach es öfters aus: es könne ſo nicht bleiben, ſie müſſe untergehen. Sie könne nicht ertragen, daß der König ihr zürne, daß das Publikum gegen ſie erkalte. Mara trug nur immer Oel in die Flamme. Er erhob überall ein lautes Klagen, ein zänkiſches Lärmen, er behauptete, man tyranniſire ſeine Frau, man bringe ſie um. Er ſchrieb in öffentliche Blätter anonym die lächerlichſten und übertriebenſten Anſchuldigungen gegen Hof und Stadt.

In dieſe Periode fällt nun der beim Beginn dieſer Schilderung angeführte Theaterabend und deſſen böswillige Beſprechung in den franzöſiſchen Journalen. Der Großfürſt Paul von Rußland, der Bewunderer von Friedrichs Heldengröße, war nach Berlin gekommen, und zu den Feſtlichkeiten, die man für ihn in Bereitſchaft

hielt, gehörte auch eine große Oper, die Armide von Jomelli, in der die Mara die Titelrolle, mithin eine ſehr anſtrengende Partie zu ſingen hatte. Am Morgen des Tages der Darſtellung meldete ſie ſich krank. Der König ſendete in ihre Wohnung und ließ ihr ſagen, daß er wünſchte, ſie möchte geſund ſein. Sie ließ erwiedern, ſie ſei in Wahrheit und ernſtlich krank. Ganz Berlin war in Aufregung, wie es mit der Armida bleiben werde. Es bereitete ſich, allem Anſchein nach, ein großer Kampf vor, den der König mit ſeiner erſten Sängerin halten ſollte; würde er auch hier Sieger ſein? Eine unruhige Menge umgab das Haus der Mara, man lief hin und her, es war ein wichtiger Tag, ein Theaterſkandal des achtzehnten Jahrhunderts. Der Hof verhielt ſich ruhig; es wurde kein anderes Feſt für den Abend angeſagt, der König hatte den Geſang der Mara anbefohlen, wer hätte wol gewagt, zu zweifeln, ob ſie auch ſingen werde. Mittlerweile kamen die Abendſtunden heran. Der Direktor der großen Oper warf ſich in volles Hofkoſtüm und langte im Vorſaal des Palaſtes an, mit der Meldung, daß die Mara noch immer krank ſei und zwar darauf beharre, krank zu bleiben. Sie liege im Bett, ſie wolle nicht aufſtehen, man hätte ſchon vergebens alle Mittel angewendet, Bitten, Vorſtellungen, Drohungen. Der König ertheilte einen ge-

meſſenen Befehl, und eine halbe Stunde darauf hielt ein Wagen vor dem Hauſe der Sängerin, von acht Dragonern umgeben, und der Offizier hatte die Ordre, die Erkrankte, und wenn es nicht anders ſein ſollte, mit dem Bette aufs Theater zu bringen. In der Beſchreibung dieſes denkwürdigen Abends war die Matrone in ihren ſpäteren Jahren ſehr redſelig. „Ich ſtand auf, erzählte ſie einem Freundekreiſe in Reval, ich ſchmückte mich, aber der Himmel weiß, welche Zorn- und Rachegedanken damals mein Herz erfüllten. Ich hätte dieſem Könige, der mich bis aufs Blut peinigte, in dieſem Moment, wo ich aufs grauſamſte ſeine tyranniſche Willkür empfand, kaltblütig den Dolch, den ich als Armide in meinen Gürtel ſteckte, in die Bruſt bohren können. Ich zitterte, ich bebte, als ich meine goldgeſtickten Gewänder umwarf und ein Diadem durch meine Locken wand, das, als höhnendes Zeichen meiner Unmacht, wie geſchmolzen Blei auf meine Stirn preßte, und meinen armen, von einem tobenden Kopfſchmerz gepeinigten Schädel zu zerdrücken drohte. Ja, rief ich bei mir, indem ich meine Zähne zuſammenbiß und meinen fiebernden Pulſen Ruhe gebot, ich will ſingen, aber ich will ſingen, wie Jemand ſingt, den man dazu mit der Peitſche treibt. Ich will ſingen, aber weit entfernt, daß meine Stimme ſein Ohr kitzle, ſoll ſie ihn erſchrecken,

und er ſoll in ihr den empörenden Vorwurf hören, den ich in Worte ihm gegenüber nicht zu kleiden wagen darf. Ich haßte in dieſem Augenblick den König; ich haßte ihn tief und unausſprechbar. Er war in meinem Augen offenkundig der Barbar, der er gleich anfangs und immer war, den nur erkauftes Lob vor dem verblendeten Europa lügneriſch aufgeſchminkt hatte, er war der Dämon meines Lebens, der jeden Wunſch meiner Seele mir verſagt, der mir tauſend und aber tauſend Stunden des bitterſten Kummers hohnlachend bereitet hatte. Ich bebte vor Wuth."

„In dieſer Stimmung fuhr ich ins Opernhaus. Das Volk lief zuſammen, als es meine Leibwache von Dragonern ſah und mein weinend Antlitz hinter den Scheiben des Kutſchenfenſters gewahrte. Einige machten einen Verſuch, hinter meinen Wagen aufzuſpringen, man ließ Niemand in meine Nähe. Mara war ſchon an der Treppe, um mich zu empfangen; auch ihn ließ man nicht an mich heran. Der Offizier hatte Ordre, mich geradezu bis in die erſte Couliſſe zu begleiten und dort ſtehen zu bleiben, bis meine Arie anfing und ich vor die Lampen trat. So ſtand ich mit ihm hinter der erſten Couliſſe, und meine Arme flogen hin und her, meine Kniee zitterten, ich zerbrach meinen Fächer und klapperte ſo heftig im Froſt, daß die Abſätze meiner

Schuhe, da ich mich einen Augenblick gesetzt hatte, den Takt zu der Symphonie schlugen, die den Beginn der Oper ausmacht. Der König ließ fragen, ob ich da sei; als man dies bejahte, war er zufrieden. Die Prinzessin Amalie schickte ihren kleinen Kammerpagen, und dieser Knabe, der schön wie ein Amor war, übergab mir eine kleine Dose mit krampfstillenden Zuckerkügelchen. Ich nahm einige davon und warf die Schachtel hin, denn meine Hände konnten sie nicht halten. Mein Arzt zeigte sich in einiger Entfernung, er sah bleich aus, und ihm bangte für mich. Meine feste Ueberzeugung war auch, daß dies der letzte Abend meines Lebens sei. Ich sah auf die Bühne, und wie im Traum schwebten die tanzenden Mädchen mir vor, die den Rinaldo umgeben; ich sah sie für Gespenster an, die auf meinem Grabe tanzten. Jetzt mußte ich heraus. Ich sang die Bravourarie matt und stockend — der erste Akt ging vorüber; es that mir schon leid, daß ich so schlecht singen sollte: der Ehrgeiz erwachte in mir, der Zorn und die Erbitterung schwanden. In die Arie im zweiten Akte »Misera me!« legte ich mein trauriges, tiefgebeugtes Herz, ich hätte meinem Peiniger zurufen mögen: „Nun, da hast du es! Da stehe ich und singe — aber ist es dir eine Freude, Tyrann?“ Es war alles still wie in einer Todtengruft, als ich so elend meine sterbenden

Töne dahinhauchte, die vielen Lichter, die vielen Orden, die geschmückten Damen! Alles still wie bei einer Exekution. Ich blickte in die Loge der Prinzessin — sie war nicht da; vielleicht hatte sie gefürchtet, mich meiner Qual erliegen zu sehen, und war, um nicht Zeuge eines so beklagenswerthen Sturzes zu sein, nicht erschienen. Mara stand im Orchester, sein Gesicht glühte, er machte heftige Gestikulationen, ein Polizeioffizier stand dicht hinter ihm. Ich konnte bei meinem Entschlusse nicht beharren, ich fühlte die Krankheit weichen, je tiefer ich in das Bad des Gesanges stieg, je brausender die Tonwellen um meine Brust spielten. Auch die Eitelkeit erhob ihre Stimme. Wie, rief ich bei mir selbst, soll der fremde Prinz, der aus so großer Ferne kommt, nicht Gelegenheit finden, deinen großen Ruf aus eigener Wahrnehmung zu bewahrheiten? Willst du, daß er überall, wo er noch hinkommen wird, sagen soll, die Mara ist keineswegs die treffliche Sängerin, für die sie gilt? Und so kam nun das prachtvolle Duett heran, wo ich zu Rinaldo zu singen habe «dove corri o Rinaldo?» und nun erhob ich meine Stimme, doch noch immer nicht zu ihrer größten Stärke; erst später, als ich die flammenden Worte rufe: «Vivi felice? — Indegno, perfido, traditore» — gelangte ich, gleichsam wie eine fliehende Königin, mit nachflatterndem Purpurmantel auf den

Gipfel meiner Stimme und versetzte Alles in Entzücken. Ich sah, wie der Großfürst sich weit aus der Loge hervorlehnte und mir Beifall zuwinkte, ich sah und hörte ein unruhiges Bewegen und Flüstern in den Logen, wie solches der Enthusiasmus zu bewirken pflegt; eine für den Sänger so willkommene Regsamkeit. Ich verließ das Theater und war nun mehre Tage bis zum Sterben krank. — So begann und so verging dieser merkwürdige Abend!"

Nach dieser Erzählung kann man nun jenen Zeitungsaufsatz berichtigen. Das Verfahren des Königs war in der That schlimm genug, es brauchte wahrlich nicht noch durch Verläumdung verschlimmert zu werden. Elisabeth konnte es nach dieser Scene nicht mehr in Berlin aushalten. Es fielen gerade in dieser Zeit mehre militärische Exekutionen und Verhaftungen, an Künstlern und Sängern vollzogen, vor, und zudem erhielt die obere Leitung über das Opernpersonal ein früherer General, ein alter Degenknopf von den brutalsten Sitten und den niedrigsten Kunstansichten und Kunstkenntnissen; Grund genug also, um jedes edlere Gemüth, jede feiner organisirte Natur zittern zu machen. „Wird er mich nicht nächstens nach Spandau schicken?" rief sie oftmals; „werde ich nicht in die Kasematten irgend einer Festung wandern müssen?"

Mara trat jetzt hervor mit ſeinem Plan zur Flucht. Mit Gewalt ließ ſich keine Befreiung erreichen, alſo durch Liſt. Man wollte fliehen. Eliſabeth war immer noch leidend, aber die Hoffnung, ihrer Feſſeln ledig zu werden, machte ſie geſund und ſtark. Eine franzöſiſche Schauſpielerin, eine Mademoiſelle Clarichon, ein leichtfertiges, aber keckes und unternehmendes Mädchen, hatte ſich eng an Eliſabeth angeſchloſſen, und dieſer vertraute das Künſtlerpaar einen großen Theil an der Lenkung der heimlichen Fluchtanſtalten. Mademoiſelle Clarichon ſollte, als Mann verkleidet, voraneilen, die Poſtpferde beſorgen, auf der erſten Station vor der Grenze auf der Lauer liegen, um, wenn Gefahr drohte, den Wagen der Flüchtlinge raſch anderswohin zu lenken. In dem Falle war eine Wohnung im Walde, die einem befreundeten Forſtinſpektor gehörte, auserſehen, um die Verfolgten zu bergen. Am Abend vor dem Tage der Flucht ſang Eliſabeth noch ein Requiem in der Domkirche zur Todtenfeier eines Prinzen, der mit dem königlichen Hauſe verwandt war. Sie empfahl Gott mit gerührtem Herzen ſich und den geliebten Mann bei einem ſo gefahrvollen Unternehmen. Als ſie in ihren ſchwarzen Gewändern, mit dem langen Kreppſchleier die Treppe zum Chor niederſtieg, blieb der Schleier oben haften, und, von bangem Vorgefühl gepeinigt, ſah ſie darin ein übles Omen.

Die Flucht mißlang. Mademoiſelle Clarichon hatte einen Liebhaber unter den Offizieren eines in Potsdam ſtehenden Huſarenregiments. Dieſer kam nach Berlin; ſuchte ſeine Schöne auf, fand ſie nicht und ſetzte Alles im Hauſe derſelben in Bewegung, um zu ermitteln, wo die Verſchwundene geblieben. Endlich erfuhr er, daß ſie in Männerkleidung maskirt ſich aus der Stadt entfernt habe. Von Eiferſucht entflammt, wirft ſich der junge Huſar auf ſein Pferd und ſprengt mit verhängtem Zügel der Entflohenen nach. Er trifft ſie auf der bezeichneten Station, und jetzt entſpinnt ſich eine tragiſche Scene, die damit endigt, daß die Franzöſin mit ihrem Liebhaber nach Berlin zurückkehrt, unbekümmert um das Schickſal des Künſtlerpaars, das unterdeſſen ſchon auf dem Wege iſt. Der Huſar hat nichts Eiligeres zu thun, als Anzeige von der Flucht der Beiden zu machen, und nun werden raſch geeignete Maaßregeln getroffen, um ihrer habhaft zu werden. Dicht vor der Grenze wird ihr Wagen angehalten, und die Unglücklichen werden unter militäriſcher Eskorte in die Hauptſtadt zurückgeführt, wo man ſie in engen Gewahrſam bringt. Jedermann prophezeite jetzt in Wahrheit der armen Eliſabeth eine Kammer in Spandau, ſie ſelbſt machte ſich darauf gefaßt. Das Zerwürfniß mit dem Fürſten war auf das äußerſte gekommen, noch ſchlimmer konnte es ſich nicht

gestalten; allein Friedrich, vielleicht weil er fühlte, daß er an jenem Abende doch wol zu weit gegangen, vielleicht weil er sich die Sängerin erhalten wollte, sprach ein mildes Urtheil über sie aus. Er wollte sie als eine Verführte angesehen wissen, und die volle Schwere der Strafe wurde dem Manne diktirt; dieser kam unter die Soldaten. Er wurde Trommelschläger bei einem Füsilierregiment in Küstrin. Der Kapellvirtuos, der Künstler — jetzt Trommelschläger! Es war hart. Elisabeth verfügte sich augenblicklich nach Potsdam, um dem Könige zu Füßen zu fallen; er ließ sie jedoch nicht vor, sondern schickte ihr höhnend ein Heft Noten, indem er ihr sagen ließ: „Sie soll studiren und ihren nichtsnutzigen Mann vergessen; das wird das Beste sein."

Der König hatte kein Glück, wenn er sich in Liebesangelegenheiten mischte, sowol wenn er eine Ehe schließen, als auch wenn er eine trennen wollte; beides gelang ihm nicht. Davon gibt es viele Beispiele in seiner Geschichte. So war denn auch Elisabeth, weit entfernt, den erniedrigten und gedemüthigten Mara aufzugeben, erst recht an ihn gefesselt. Er schrieb ihr aus Küstrin Briefe im Styl des Brutus, flammende und unsinnige Episteln, die seine Angelegenheit nur noch verschlimmerten. Elisabeth mußte ihn warnen und beschwichtigen. Der unglückliche Trommelschläger war

nicht zu beruhigen. Endlich kam die geplagte Frau bei dem Könige mit der Bitte ein, ſie wolle, wenn man ihren Mann wieder frei gäbe, auf die Hälfte ihres, ſeit längerer Zeit ſchon verdoppelten, Gehalts verzichten, und hierauf ging Friedrich, der damals leidenſchaftlich dem Sparſyſtem anhing, ein, und Mara kehrte nach Berlin zurück. Die Hauptſtadt war über dieſe Aufopferung einer zärtlichen Gattin entzückt, und in der kleinen Oper, in der ſie zuerſt nach dieſen Vorfällen auftrat, „der Galeerenſklave," wurden ihr, trotz des beſtehenden Verbots, Kränze auf die Bühne geworfen bei der Scene, wo ſie, dem Galeerenſklaven die Ketten löſend, von dieſem die Worte hört: «Ame tendre et généreuse, tu brisas mes fers.» — Ihr alter Freund Chodowiecki machte eine Zeichnung nach dieſer Scene und ließ ſie unter ſeiner Leitung in Kupfer ſtechen. Dieſes Blatt bewahrte die Künſtlerin noch bis in ihr ſpäteſtes Alter; allerdings war es auch eine hübſche Trophäe aus ihrer Künſtler- und Ehelaufbahn.

Obgleich nun die Kälte des Publikums gegen die Sängerin verſchwand, obgleich der König ſich in etwas milderer Laune gegen ſie zeigte, ſo fühlte ſie doch, daß ihres Bleibens in Berlin nicht länger ſei. Ihre Geſundheit hatte ernſtlich gelitten, ihr Charakter ſogar ſich ungünſtig umgeſtaltet, es war eine Bitterkeit, eine Auf-

geregtheit, ein Mißtrauen in ihre Seele gekommen, von denen früher in ihrer glücklichen Gemüthsstimmung keine Spur zu finden gewesen. Sie ward wortkarg, mißlaunig, zerstreut. Ihre besten und ergebensten Freunde sahen sie selten, sie kam nirgends hin, und wenn sie irgendwo erschien, so mußte man beinahe wünschen, daß sie bald wieder ginge, denn sie saß ganze Stunden in finstre Träumereien versunken, theilnahmlos im Kreise der Fröhlichen. Selbst die Ausübung ihres Talents machte ihr keine Freude mehr, sie sang selten und nur wenn sie mußte. Mara, der doch sonst kein feines Gefühl für die Seelenstimmungen seiner Frau hatte, empfand diesen Zustand aufs lebhafteste mit. Er hatte nur einen Trostgrund, und den brachte er immer wieder an: „Wir müssen fliehen!" Elisabeth hörte ihm mit trübem Lächeln zu, sie hatte den Muth und die Hoffnung, daß eine abermalige Flucht glücken werde, verloren. Aber der Gedanke an die Erlösung und Freiheit war doch zu süß, zu erhebend, als daß sie ihn nicht, trotz des Mangels aller Hoffnung, hätte heimlich nähren sollen. Man gab ihr den Rath, nochmals um ihren Abschied bittend einzukommen, allein sie war schon so oft abgewiesen worden, daß sie auf diesem Wege kein Heil erwartete. Alles gestaltete sich um sie her trübe. Freunde starben. Vater Hiller kam aus Leipzig herüber,

aber auch er, ſtatt die Leidende zu tröſten, vermehrte noch ihren Kummer, indem er behauptete, ſie habe von der guten Manier, in der er ſie unterwieſen, nachgelaſſen, und ſinge einige Partieen nicht mehr ſo trefflich, wie ſie es früher gethan. Nicht leicht konnte der für ihren zweiten Vater, für ihren Meiſter und Lehrer ſchwärmenden Eliſabeth etwas Kränkenderes geſagt werden. Sie ging Tage lang in dumpfes Sinnen verſenkt und dachte dem Ausſpruch nach. „So bin ich denn an mein Ende angelangt!“ rief ſie, „Muth, Jugend, Freudigkeit, Geſang — Alles iſt hin!“

In dieſer Stimmung und unter dem Druck dieſer Verhältniſſe kam denn der zweite Fluchtverſuch zu Stande. Er gelang. Man fing es jedoch auch klüger an, es wurden keine Mitwiſſende des Geheimniſſes gewählt, dann ſuchte Eliſabath allein, und Mara auch allein über die Grenze zu kommen; in Dresden wollte man ſich treffen. Aber kaum angelangt in Dresden, erſchien im Gaſthofe, in dem die Flüchtlinge abgeſtiegen waren, ein Beamter, der ſeitens der preußiſchen Geſandtſchaft Beſchlag auf ihre Perſon und Papiere legte. Der Geſandte ließ ihnen ſagen, daß er ſie nicht früher weiter reiſen laſſen dürfe, als bis er Inſtruktionen von ſeinem Könige erhalten haben würde. Schon gaben die Unglücklichen ihre Sache abermals verloren, als wider Er-

warten der Befehl aus Berlin anlangte, daß man sie ziehen lassen solle. So flogen sie denn, wie der Vogel aus dem Käfig, jubelnd in die freie, offene Welt. Als Grund der jetzigen Nachgibigkeit des Königs kann wol angenommen werden, daß er des ewigen Streites überdrüssig war, daß er in seinem Alter kein Interesse mehr für die Musik und nicht mehr den Ehrgeiz besaß, eine große Sängerin an seinen Hof zu fesseln. Er soll in Betreff der Anhänglichkeit der Frau an ihren unwürdigen Mann geäußert haben: „Ein Weib, daß sich einem Manne ganz ergibt, ist wie ein Jagdhund; je öfter mit Füßen getreten, desto anhänglicher."

Im Frühjahr 1779 gelangte Elisabeth zur Freiheit, und 1780 war sie schon in Wien, nachdem sie vorher einige Residenzen Deutschlands durchreist hatte. In Wien nahm man sie nicht so glänzend auf, wie es hätte von dieser „harmonieentönenden" Stadt, wie ein alter Dichter Wien nennt, erwartet werden können. Der Kaiser Joseph protegirte eine Italienerin, Signora Staroce, und Maria Theresia, schon alt und von der Welt sich zurückziehend, hörte nur soviel weltliche Musik, als ihr Beichtvater es ihr erlaubte. Ohne Zweifel hätte auch sie die Sängerin sehr wenig beachtet, wenn nicht ein Ereigniß, in welchem die Mara eine Hauptrolle spielte, und das für die kaiserliche Fromme eine Art rührendes

Intereſſe hatte, ihre Aufmerkſamkeit auf ſie gelenkt hätte. Wir wollen dieſe Anekdote hier herſetzen. Ein Graf S—, ein reicher ungriſcher Magnat, hatte durch einen plötzlichen und von erſchütternden Nebenumſtänden begleiteten Tod ſein einziges Kind, ein bildſchönes Mädchen, verloren. Der traurige, beklagenswerthe Fall war der Kaiſerin kund geworden, und ſie hatte dem Vater ihr Beileid bezeigen laſſen. Durch den Boten, den ſie an ihn auf ſein Stammſchloß in Ungarn abgeſendet, erfuhr ſie, daß der Graf von dem Moment an, wo er die Leiche der Tochter zum letzten Mal geſehen, in ſtillen Wahnſinn verfallen, daß die Familie kein Mittel unverſucht gelaſſen, dieſe gefährliche Melancholie zu verſcheuchen, daß aber das Uebel, ſtatt ſich zu mindern, ſich dergeſtalt geſteigert habe, daß die Aerzte an einer Wiedergeneſung gänzlich verzweifelten. Die Kaiſerin vernahm dieſe Berichte mit kummervoller Theilnahme, der ganze Kreis der Bekannten und Verwandten des Grafen zeigte ſich erſchüttert und ohne Faſſung. Das Unglück, das hier einige Privatperſonen betroffen, ſchien ſich durch das Mitgefühl, welches die allbeliebte, die von ihrem Volke angebetete Fürſtin äußerte, in ein öffentliches verwandelt zu haben. Zwei Jahre ſchon hatte der qualvolle Zuſtand des Trauernden angehalten, nicht die kleinſte Beſſerung oder auch nur Aenderung

war ſichtbar geworden. Da erſchien die gefeierte Mara in Wien. Ein Mitglied der Familie hatte ſie ſingen gehört, und brachte ein Heilmittel in Vorſchlag, das zwar als ſeltſam, aber doch nicht als völlig unſtatthaft und keine Hoffnung gewährend, beanſprucht werden konnte. Es war dies die Aufgabe, durch Geſang auf die zerrüttete Seele zu wirken. Der Vorſchlag fand Beachtung; er wurde der Mara mitgetheilt. Sie, die für jedes menſchliche Leid ein empfängliches Herz hatte, erklärte ſich gern bereit, ihre Mitwirkung bei dem Heilverſuch in Anwendung zu bringen. Da der Erkrankte nicht zu bewegen war, das Zimmer zu verlaſſen, ſo mußte dieſes zum Empfang der Sängerin bereitet werden. Sie durfte ſich nicht zeigen, nur ihre Stimme ſollte gehört werden. Ein Vorſaal wurde zu dieſem Zweck eingerichtet, eine verborgene Galerie angebracht, auf der ein volles Muſikchor, wie es zur Aufführung eines großen Oratoriums gefordert wird, Platz fand; die Mara allein hatte Raum, einige Schritte vorzutreten, ſo daß ſie hoch über dem Lager, auf dem der Graf ruhte, ſtehen konnte, ohne von dieſem geſehen zu werden. Im Gemach ſchwamm ein bläuliches Dämmerlicht, das nur ſeitwärts an der erſten Fenſterniſche durch einen gelblichen Schein unterbrochen wurde, der von einer kleinen Lampe ausfloß, die ein Muttergottesbild beleuch-

tete. Nachdem die gewöhnliche Hausandacht, die die Familie ſtets in der Nähe des Krankengemachs feierte, beendet war und die oft gehörten Klänge durch die Stille dahintönten, ſchloſſen ſich an ſie die Harmonieen der neuen, fremden Muſik. Eliſabeth hatte Händels Meſſias gewählt. Sie hatte ihren Platz eingenommen, und ein wunderſames Gefühl von Bangigkeit und doch wieder Freude drang durch ihre Seele. Sie bedachte in dieſem Augenblick, daß Gott eine Seele ihrer ſchwachen Kraft überantwortet habe, daß ſie in dieſem Moment gleichſam ein Apoſtel- und Märtyreramt übernommen habe. Sie ſandte einen ſchüchternen Blick hinab auf die Lagerſtätte des Leidenden, und es war ihr, als ſähe ſie die bleichen Züge durch die Dämmerung ihr zugewendet, wie der Gequälte das Auge einer himmliſchen Erſcheinung zuwenden würde, die plötzlich die Wände ſeines Gemachs durchbricht, um ſich ihm in überirdiſcher Klarheit zu zeigen. Dieſer Anblick erſchütterte ſie, gab ihr aber zugleich Muth. Sie fühlte, daß etwas Großes von ihr verlangt werde, es galt, das kummergebeugte Herz eines Vaters wieder aufzurichten, eine zuſammengepreßte Bruſt wieder in himmliſcher Frühlingsluft auszudehnen, und ſie erhob ihre Stimme und ſang: „Nacht bedecket das Erdreich —“ Dieſe Worte ſind wunderſam in ihrer Wirkung; Händel hat in der muſikaliſchen

Belebung dieser wenigen Worte Großes geleistet. Man sieht vor sich das weite, dunkle Feld, das endlos in Nacht und Nebel gehüllt ist; die Bilder der Kindheit steigen in uns auf, wo wir in später Wanderung einst auf offener Haide irrten, um uns das geheimnißvolle Nachtleben, das Rauschen der nahen Gebüsche, das ferne Herüberklingen von Tönen, uber Alles hin die Nacht, die Einsamkeit, die Grabesruhe. So, das empfanden wir oft, so muß es auch in jener wundersamen Nacht gewesen sein, die den Stern der Erlösung aus ihrem Schooße emporsteigen sah. „Hirten waren beisammen auf dem Felde — und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie!" Wie süß, wie wunderheilig, wie andachthauchend! Nun erhebt sich, wie der Mond im Gebirge, der liebreizende Wechselgesang: „Er weidet seine Heerde." Nun öffnet das göttliche Geheimniß seine Blüthenkrone, nun spielt und gaukelt der Hauch eines glühenden Andachthimmels um die sich lösenden Blumenschleier: „Und der Ewige legte auf ihn unser Aller Missethat!" Wie erschütternd — „Die Schmach bricht ihm das Herz!" Wir hören dieses fürchterliche Wort, und der Schmerz spaltet unsere Brust. Um uns, um uns! leidet er. Und nun wieder der himmlische Aufschwung: „Er regieret ewig! Hallelujah!" —

Bei der Stelle: „Schau hin und sieh, wer kennet

solche Qualen!“ legte die Sängerin ihre eigene, mitfühlende Seele in diese Worte, und nie sang wol ein edles Herz sein Erbarmen mit zärtlicherer Rührung aus; doch sollte auch schöner Lohn ihr werden. Ein Schmerzenshauch, ein Ton, der die mitempfindende Brust beben machte, entwand sich der Brust des Kranken. Dieser Seufzer sprengte gleichsam die ehernen Pforten der Brust, die der Wahnsinn geschlossen hielt, und Licht und Hoffnung drangen in den Raum ein, den sie jetzt nicht wieder verließen. Hoch aufgerichtet, das Lager verlassend, stand der Kranke da, und dem Gesange lauschend faltete er die Hände, und zum erstenmal netzten wieder Thränen seine Wangen. Seine wankenden Schritte waren dem Muttergottesbilde zugewendet, vor dem er in lautem Dankgebet niedersank. Das brausende Halleluja, das vom Chor niederschallte, fand ein Echo in seiner festen und volltönenden Stimme. Frohe Herzen lauschten hinter der Thür, doch wagte Niemand, den feierlichen Moment zu unterbrechen; das erste Wort, das über die Lippen des Genesenen kam, gehörte Gott. — Der Graf genas völlig; die Familie sagte, ein Engel habe ihn gerettet: dieser Engel hieß Elisabeth Mara.

Dieses Ereigniß, wie schon bemerkt, verschaffte unserer Künstlerin die besondere Theilnahme der Kaiserin, die, als jene den Wunsch aussprach, nach Paris gehen

zu wollen, ihr huldvoll ein Schreiben an Marie Antoinette mitzugeben verſprach.

Im Jahre 1782 kam ſie nach Paris.

Hier war die Todi gegenwärtig. Dies ſchadete der Mara; denn wenn ſie es auch vermochte, als Geſangskünſtlerin mit der berühmten Nebenbuhlerin ſiegreich zu wetteifern, ſie vermochte es nicht, wenn jene ihre Vorzüge als glänzende Erſcheinung auf der Bühne, als üppige und blendende Salonsdame geltend machte. Eliſabeth empfand nie ſo bitter, daß ſie unſchön war, daß ihr die glatte Weltbildung abging, als hier in dem frivolen Paris. Ihr eigener Mann war ſo wenig zartfühlend, ihr dies öfters zu ſagen; durch ihn verleitet, legte ſie ſeltſam überladenen Schmuck an, und hüllte ihre mageren Schultern, ihre eingeſunkene Bruſt in brüſſeler Kanten, die die fehlenden Reize nicht erſetzten. Schon in Berlin hatte die Todi ihr Eiferſucht und Ränke entgegengeſetzt, hier in Paris verdoppelten ſich dieſe feindlichen Begegniſſe. An der Königin hatte Eliſabeth einen Schutz, doch keinen beſonders nachhaltigen, denn Marie Antoinette hatte gerade damals angefangen, ſich lebhaft mit Politik zu beſchäftigen, und lebte überdies in einem Strudel von Zerſtreuungen, der es ihr unmöglich machte, einem Gegenſtande der Kunſt eine anhaltende und die ihm angemeſſene Aufmerkſamkeit

zu widmen. Ueberdies war ſie ſchon in dem Streite der Gluckiſten und Picciniſten übermäßig thätig geweſen, und glaubte für die Intereſſen der vaterländiſchen Muſik ihr Möglichſtes gethan zu haben, indem ſie ihrem Landsmann Gluck momentan den Sieg verſchafft und die Aufführung ſeiner Opern auf dem erſten Theater der Hauptſtadt bewirkt hatte. Des artigen Wortſpiels muß hier Erwähnung geſchehen, das einer der franzöſiſchen Bonmotiſten zu Tage förderte, als die Königin ihn fragte, welcher der beiden Sängerinnen er den Vorzug gäbe. Nachdem ſein Nebenmann ausgerufen hatte: «C'est Mara!» erwiederte er raſch: «C'est bientôt dit!» (c'est bien Todi.) Die Franzoſen fanden die Befriedigung einer eitlen Laune darin, die deutſche Sängerin gut aufzunehmen, da ſie dem König von Preußen entflohen und ſich gleichſam nach Paris geflüchtet hatte, in Wahrheit jedoch galten ihre Beifallsbezeigungen nur dieſen äußeren Verhältniſſen der Künſtlerin; ihre Kunſt zu würdigen, die Art und Ausbildung ihres Geſanges zu beurtheilen, waren ſie kaum im Stande. Der ernſte Genre, dem Eliſabeth huldigte, und in welchem ſie Großes leiſtete, die Muſik der Oratorien und Meſſen fand wol gelehrte Bewunderer, aber keine hingebende und dem Verſtändniß erſchloſſene Freunde. Paris war nicht die für ſie bereitete Stätte des Ruhms; allem Anſchein

nach wäre es Italien geweſen, allein dahin führte ihr Genius ſie nicht; die Proteſtantin hätte dort vielleicht auch in anderer Hinſicht Hemmniſſe und Schwierigkeiten gefunden, ſo erſchien denn allerdings, nächſt ihrem Vaterlande, England der für ſie geeignetſte Boden, die Früchte der Anerkennung zu ernten. Sie entſchloß ſich, nachdem ſie zwei Jahre in Paris ſich aufgehalten und den Titel einer Konzertſängerin der Königin erhalten, nach London zu gehen.

So betrat ſie denn wieder — als eine berühmte Frau — das Land, wo man ſie als Kind anfangs geliebkost, dann bemitleidet und endlich verſpottet hatte. Damals aus einer kleinen deutſchen Reſidenz kommend, ein krankes, furchtſames und ſcheues Kind — jetzt aus dem Sammelplatz der Mode und der Berühmtheiten im Triumph und von tauſend Stimmen des Neides und der Bewunderung gefolgt, als eine Gefeierte und Lorberbekränzte erſcheinend. In London war ihr Empfang wahrhaft glänzend. Mehre Umſtände kamen hinzu, um dieſen Triumph zu erhöhen. Der Prinz von Wales, nachmaliger König Georg IV., dieſer intereſſante Frauenliebling, dieſer Virtuos im Schuldenmachen und in der Anordnung ſinnreicher Feſte, dieſer Beau von England, war kurz vor der Ankunft der Mara in Paris geweſen, und hatte in einer Anwandlung von übler Laune und

um ſeinen Widerſpruchsgeiſt zu üben, die von den Franzoſen vergötterte Todi, dieſes anmuthige und ſchöne Weib, unausſtehlich gefunden. Ihre Grazie war ihm als Uebertreibung, ihre Bemühung, das Franzöſiſche richtig zu ſprechen, als eine gemeine Schmeichelkunſt, ihre Gefälligkeit endlich gegen ihre Freunde als die verwerfliche Hingebung einer Hetäre erſchienen. Die vornehmen Franzoſen waren über dieſe Impertinenz des ſchönen Engländers außer ſich, und eine Menge Epigramme waren ihm über den Kanal nachgeflogen, als er nach England heimkehrte. Jetzt erſchien die Mara an dem Hofe ſeines Vaters, und der Prinz ließ ſeine ehrgeizigen Pläne, ſeine Anfeindung Pitts auf einen Augenblick fallen, um die Hauptſtadt und den Hof in Bewegung zu ſetzen, der Nebenbuhlerin der Todi Huldigungen zu bringen. Er ſelbſt veranſtaltete in ſeinem Feenpalaſte zu Carltonhouſe große Muſikfeſte, zu denen er ſich die Mitwirkung Eliſabeths ſicherte. Georg III., öfters von ſeinen das ganze Land beunruhigenden und das Parlament in Beſtürzung verſetzenden Krankheitsanfällen geplagt, richtete Sinn und Gemüth frommem Ernſte zu, und ihm war die große Kunſtſphäre, aus der heraus die Schöpfungen eines Händel und Graun zum Leben gelangten, die ihm gerade beſonders zuſagende. Er hörte Eliſabeth mit Bewunderung in meh-

ren Oratorien, und war zugegen, als sie bei dem jährlich wiederkehrenden Ehrenfeste zum Gedächtniß Händels in der Westminsterabtei ihre mächtig schallenden Hymnen anstimmte. Groß und überwältigend müssen diese Feste gewesen sein, ihre Wirkung mächtig. Was wir von den Zeitgenossen wissen, die damals mit dem Schauer des Entzückens diesen „Donner der Harmonieen" an ihrem Ohr hinrauschen hörten, so ist, was unsere Zeit bietet, nur ärmlich und nüchtern dagegen. Die wahren Musikkenner, die Anbeter jener keuschen und erhabenen Muse, die, weit entfernt, frivolem Sinnengenuß zu dienen, die großen Prophetenstimmen, die Geschichte und Offenbarung, über die Jahrhunderte hinwegtönen lassen, in Wohllaut hüllt und sie so dem Sinne der Sterblichen unauslöschlich einprägt, die Anbeter dieser keuschen Muse finden keine Worte, um das Große und Preiswürdige zu schildern, das vom achtzehnten Jahrhunderte in der Musik erreicht wurde, und namentlich in jenen Oratorien in der Westminsterabtei. Freilich mußte ein solches Wirken mit Andacht aufgenommen werden, es mußte, wie die Verkündigung des Genius in der Malerei, als ein Heiligthum gelten, bei dessen Ausströmung die gesunde Kraft sich festigte, die hinsiechende erstarkte. Unsere Freundin, wenn sie von ihren Triumphen in London sprach, von jenen ewig denkwürdigen

Erinnerungsfeſten der großen Meiſter, pflegte mit tiefer Rührung und dem innigſten Danke das große Gnadengeſchenk des Himmels, das ihr geworden, zu preiſen. Ich kam mir ſelbſt heilig vor, ſagte ſie, indem ich das Heilige und Große, für alle Zeiten Geltende, in der ganzen Fülle meiner Seele ausſtrömen durfte über eine gläubige und mitempfindende Schaar ſtill lauſchender Zuhörer. Wer nie der Muſik ihre höchſte und innigſte Weiſe abgelauſcht hat, der darf von ihrem Kultus nicht ſprechen, dem iſt die Göttliche nie in dem vollen Glanze ihres himmliſchen Urſprungs erſchienen; er hat nur ihres Kleides Saum berührt, nie ihr Antlitz geſchaut. Wenn ich ſo, reich geſchmückt, im Tempel ſtand, die Melodieen um mich rauſchten, die ewigen Klänge an dem Gewölbe wiederhallten, und ich nun über das bewegte Meer der Harmonieen herüber meine Stimme erheben durfte, ich allein ſingend — Alles um mich lauſchend, ſo fühlte ich, daß ich mit einer Kraft, die mir die Bruſt hätte zerſprengen mögen, mein innerſtes Weſen und Empfinden ausſprach. Heiliges und Irdiſches, Schmach, Liebkoſung und Sünde, Größe, Verfall und tiefe Zerknirſchung, Hölle und Himmel — jedes Letztes und Aeußerſtes fand in dem Klange Raum, der ſich, ein glänzender Lichtleib, um die Worte und Begriffe ſchmiegte. Ich begriff nicht, wie man dieſe hohen Lehren, dieſe heil-

bringenden Wahrheiten anders als im Geſange der Menſchheit vortragen könne. Jeder Stachel wurde geſtumpft, jede Bitterkeit gemildert, und jede Süßigkeit unendlich geſteigert, wenn ſich der ſtrenge Tadel, die herrliche Verheißung in Muſik hüllte. — —

Man muß geſtehen, daß eine ſolche Auffaſſung der Muſik eine Sängerin ehrt, daß ſie es iſt, die über ein großes Talent den Adel ausſpricht, der die techniſche Kunſtfertigkeit und die intelligente Uebung zu einer Schöpfung durchſeelter Kraft macht. Eliſabeth — und dies machte ſie zu der großen Künſtlerin — beſaß dieſen Adel. Sie hat „den Beſten ihrer Zeit genug gethan, und darum gelebt für alle Zeiten."

Wir wollen das reiche Leben, das ſie in London führte, wo ſie, abwechſelnd gleichſam, in Carltonhouſe der Welt, in der Weſtminſterabtei dem Himmel diente, nicht genau zergliedern; wir wollen nur bemerken, daß ihr bei dieſem genußvollen und geweihten Wirken auch der ganz proſaiſche Kummer und der alltägliche Verdruß nicht fern blieben. Herr Mara übernahm es, wie er dies ſchon oft und mit großem Erfolg übernommen hatte, für Kummer und Verdruß zu ſorgen. Er wurde nun nach und nach ganz unleidlich. Es gehörte nicht mehr allein Geduld dazu, ihn zu ertragen, ſondern ſchon ein Beruf zum Märtyrerthum. Er trank, er ver-

ſchwendete, er ſpielte, er liebelte, und zu dem allem wurde er häßlich, verlor die Zähne, und ſein Geſicht wurde von einer fleckigen Röthe bedeckt. Eliſabeth ſah ſeinen raſchen Verfall, und in London zum erſten mal dachte ſie daran, ſich auf immer von ihm zu trennen. Aber Mara wollte nicht. Eine Frau, die in zwei Wochen funfzehntauſend Thaler einnimmt, iſt ein zu koſtbares Beſitzthum, als daß ein ewig bedürftiger Verſchwender ſich ſo raſch entſchließen ſollte, ſich von ihr zu trennen. Er ſagte nein, und ſagte immer wieder nein, wenn ihm ſeine berühmte Frau von einer friedlichen Scheidung ſprach. — „Glaubſt du, daß ich ohne dich leben kann?“ — „Aber glaubſt du, daß ich noch länger mit dir leben kann?“ — Das war die zärtliche Doppelfrage, die jetzt zwiſchen den Eheleuten öfters ausgetauſcht wurde. Es iſt betrübend, zu ſagen, daß es von Zänkereien ſogar zu thätlichen Mißhandlungen kam; dieſe machten das Maaß des Leidens voll, und Eliſabeth mußte und wollte ſich von dem brutalen Wüſtling trennen. Auf Veranlaſſung einer hochgeſtellten Dame, die die Sängerin in ihren beſondern Schutz nahm, mußten die Gerichte ſich einmiſchen, und die Trennung kam zu Stande, freilich mit einem nicht geringen Geldopfer von der Seite der Frau, die einen Theil ihres Einkommens dem Manne als lebenslängliche

Rente verſchreiben mußte, allein dies Entbehrniß war gering zu nennen gegen die Qualen und den Kummer, auch ſelbſt gegen die finanziellen Verluſte, die ſie bisher hatte erdulden müſſen. Mara zog jetzt mit ſeinem Violoncell in die weite Welt. Die Nachrichten über ihn fehlen, es iſt daran auch wahrlich nicht viel verloren; ſo viel weiß man, daß er ohne den Nimbus, den ſeine berühmte Frau um ihn verbreitete, und ohne den Schlüſſel zu ihrer ſtets gefüllten Geldkaſſette, überall wo er erſchien eine laue Aufnahme fand, daß ſeine Konzerte kein Glück fanden, und daß er endlich in Elend unterging.

Der Aufenthalt in England war der Kulminationspunkt der Leiſtungen unſerer Künſtlerin; als ſie London verließ und auf ihren ſpäteren Kunſtfahrten ebenfalls Ruhm und Auszeichnung einerntete, zeigte ſie ſich ſchon im Niederſteigen von ihrer Lebens- und Künſtlerhöhe.

Man hat von dem Eigenſinn und dem hochfahrenden Weſen der Mad. Mara geſprochen, jedenfalls waren dieſe Charakterfehler, wenn ſie ſie auch beſaß, nicht groß, lange nicht ſo bedeutend und dem Publikum läſtig fallend, als bei der ſpäteren Catalani, und die Prätenſionen heutiger Sängerinnen ſind ohne Zweifel noch viel überwiegender. Wie dem aber auch ſei, es mag hier eines Vorfalls Erwähnung geſchehen, der ihr in Eng-

land den Ruf des Eigensinns und der mangelnden Ehrerbietung vor dem Publikum zuzog. Wir gestehen offen, daß wir in diesem Ereigniß nur die weltbekannte Anmaaßung und Impertinenz des englischen Publikums gegenüber den großen Heroen seiner Bühne und Konzertsäle sehen. Weit entfernt, Mad. Mara anzuklagen, finden wir, daß sie vollkommen recht gehandelt und richtig sich betragen hat. Der Vorfall ist folgender: Das Theater zu Oxford bewirbt sich um eine Kunstleistung der in der Hauptstadt so hoch gefeierten Sängerin; auf seine wiederholte Aufforderung kommt sie, und tritt in einer sehr angreifenden Partie auf, namentlich singt sie eine Arie, die sowol im Vortrag, als in der Länge und Künstlichkeit ihrer Passagen zu den eminentesten, aber zugleich schwierigsten Leistungen ihrer Stimme gehörte. Dies weiß man — und zwar schon von London weiß man, daß die Sängerin Musikstücke dieser Art nicht wiederholt, weil dies allzu angreifend wäre. Trotz dessen geht, als sie geendet, der Ruf «da capo!» an. Sie steht mit erstaunter Miene da, — man lärmt und tobt; sie will sich entschuldigen, man läßt sie nicht zu Worte kommen; endlich geht sie, und zwar im Unwillen und in der Aufregung vergißt sie, daß man dem Publikum nicht den Rücken kehren darf, sondern sich mit einiger Geschicklichkeit seitabwärts in die Cou-

liſſe ſchieben muß. Neuer Lärm, neues Pochen! Als ſie im zweiten Akte auftritt, will man ſie nicht zum Vortrage kommen laſſen, endlich bricht ihre Stimme ſich Bahn, und als ſie geſungen — man denke ſich für eine Mara! — pfeift John Bull. Das war zu viel, zitternd vor Wuth und faſt ohnmächtig fällt ſie auf einen Stuhl hin. Eine neue, empörende Unſchicklichkeit: eine Schauſpielerin darf nicht ſitzen auf der Bühne, wenn ihre Rolle dies nicht erfordert. Unter lauten Zornworten und pfeifendem Geſchrille fällt der Vorhang. Am andern Tage veröffentlicht die Oxforder Zeitung eine Annonce, in der der Kanzler der Univerſität, mit voller Autorität ſeiner Stellung, der Sängerin verbietet, jemals wieder die Stadt mit ihrer Gegenwart zu behelligen. Der Aufſatz ſchließt mit den Worten: „Die Ungezogenheit der Mad. Mara hat ſchon hin und wieder Klagen erregt, da aber die Oxforder ihre Lehrer geworden ſind, ſo iſt ſie jetzt auf dem Punkte, an ihre Erziehung die letzte Hand zu legen.“ Mad. Mara ließ dagegen einrücken: „Ein Anfall von Pleureſie, der mich bereits in Berlin betroffen, verbietet mir wie anhaltendes Singen ſo langes Stehen. Und da mir noch nie eine poſitive Verordnung über das Stehen und Sitzen zu Geſicht gekommen, ſo glaube ich, eine eben ſo rückſichtsloſe als ungerechte Behandlung, wie ich ſie hier erfahren, nicht ver-

dient zu haben. Dem Herrn Doktor Chapman (jener Kanzler) bleibt mein Mitleid.“

Nach einem Aufenthalt von vier Jahren in England ging ſie nun endlich nach Italien. Im Jahre 1788 ſang ſie in Turin im Karneval, im folgenden Jahre in Venedig, wo man ihr eine glänzende Aufnahme bereitete. Hier hatte ſie jedoch von der tückiſchen Natur der italieniſchen Primadonnen zu leiden. Dieſe glatten, perfiden Schönheiten wußten der argloſen Deutſchen Fallen aller Art zu ſtellen. Sie verlor an Geld, an Ruf, an Gunſt. 1790 ging ſie nach London zurück. Eingegangene Verpflichtungen brachten ſie in dem darauf folgenden Jahre nach Venedig zurück. Als ſie wieder London aufſuchte, nahm ſie diesmal ihren Weg über Paris und gerieth hier — im ſchickſalsſchwangern Jahre 1792 — mitten in die tobenden Volkshaufen. Ein Wagen, von einer Eskorte tobender Jakobiner eingeſchloſſen, fuhr an dem ihrigen dicht vorüber. Sie fragte, wer darin ſäße, und man antwortete ihr mit einem frechen Gelächter: Die Königin von Frankreich! Wir bringen ſie in den Tempel! So ſah denn Eliſabeth die ſchöne, ſtolze Frau, den Abgott des ehemaligen Frankreichs, jetzt auf dem Wege der tiefſten Schmach und Erniedrigung. Der Eindruck, den dieſer Vorgang auf das lebhafte Gemüth der Sängerin machte, war ein ſo ſchneidender, daß ſie in

die Polſter ihres Wagens zurückſank und laut zu weinen anhub. Ihre eigene Sicherheit, die gefährdet war, bewegte ſie nicht, ſie ſah und empfand nichts als das Unglück dieſer Fürſtin, die ſich ihr noch zuletzt, als ſie ſie umgeben von einem glänzenden Hof geſchaut, ſo liebreizend und huldvoll gezeigt hatte.

Wir können uns jetzt, was den Verlauf des Lebens und des Wirkens unſerer Gefeierten betrifft, kurz faſſen. Sie blieb zehn Jahre unausgeſetzt in England, feierte Triumphe, und nahm, die Abnahme ihrer Kräfte ſelbſt fühlend, die minder an Geld und Ruhm ergiebigen Jahre geduldig hin. Auch darin war ſie ehrenwerth, daß ſie es verſchmähte, auf dem Grabe ihrer Kunſt Bajaderentänze zu halten, ſo wie manche gefeierte Sängerin heutigen Tages. Sie blieb immer groß, ernſt und würdig, immer ihrem Genius und der Weihe der Kunſt getreu. Nie ſah man ſie in poſſenhaften Rollen die Bühne betreten, um unter Grimaſſen, die den Pöbel ſinnlich aufzuregen beſtimmt ſind, über verwelkte Lippen eine verwelkte Stimme kreiſchend ausſtrömen zu laſſen. Wir haben den ekelerregenden Anblick in unſeren Tagen geſehen, wo eine alte Sängerin das Wamms und die engen Beinkleider Romeo's anlegt, um in grotesken Liebesſprüngen eine prüde Julia zu umhüpfen.

Eliſabeth war ſo klug, daß ſie beſchloß, dem Publi-

kum zuvorzukommen, und es eher zu verlaſſen, als daſſelbe ſie verließ. Ihr letztes Konzert in London, mit dem ſie Abſchied nahm, brachte ihr ſiebentauſend Thaler ein. Sie ging nach Paris, aber dieſe Stadt, die nur zu oft, wie Saturn ſeine eigenen Kinder aufzehrt, ſo die ſelbſt geſchaffenen Berühmtheiten ſelbſt wieder vernichtet, übte auch am Ruhm der Mad. Mara das Henkeramt. Die boshafte Feder Geoffroy's verkündete zuerſt der Welt die ſinkende Stimme der Berühmten. Sie ſang in der großen Oper, und Geoffroy berichtete: „Madame Mara hat vortrefflich geſungen; kein Zweifel, nur hat kein Menſch was gehört.“ Ein Pariſer Bonmot, über den Rhein geſchleudert, hat die Kraft und Wirkſamkeit eines matten, aber vergifteten Pfeils; es macht nur flüchtige Streifwunden, aber doch tödtet es. „Die Mara iſt mit ihrer Stimme fertig“ hieß es jetzt in Deutſchland.

In Leipzig kam ſie 1803 an; dort lernte Friedrich Rochlitz ſie kennen, der über ſie einen intereſſanten biographiſchen Aufſatz veröffentlicht hat. Derſelbe Herr erzählt uns auch der Sängerin Zuſammentreffen mit ihrem alten Lehrer und Meiſter Hiller. Vater Hiller eilte ſogleich in den Gaſthof, in welchem ſeine geliebte Schülerin, die ihm ſo große Ehre gebracht, abgeſtiegen war, aber — o wie betrübend! — Eliſabeth kannte den

alten Mann nicht wieder. Nicht, daß ſie hochmüthig oder kindiſch eitel geworden wäre, nein ſie kannte ihn eben nicht mehr, weil er in der That nicht mehr zu erkennen war, ſo hatten Alter und Hypochondrie ihn gebeugt. Trudel! rief Vater Hiller, Trudel! kennſt Du mich nicht mehr? — Vater Hiller! — Hilf Gott, was ſind wir Beide alt geworden! — Und garſtig dazu!" fügte Eliſabeth bei. Man ſieht aus dieſem Empfange, daß von Koketterie und Prüdethun, von Stolz und Hoffart hier nicht die Rede war. Eliſabeths Charakter war ehrlich, gutmüthig, offen — ſo zeigte er ſich immer. Herr Friedrich Rochlitz geſteht, daß er ſich an den gemeinen Ausdrücken und dem rohen Weſen der Künſtlerin geſtoßen habe, der Aufzeichner dieſer Skizze, der Mad. Mara 1830 in Reval kennen lernte, hat hiervon nichts entdecken können. Sie erſchien ihm grad, einfach, allerdings nicht wähleriſch in Worten und Gebehrden, aber die letzteren zeigten immer an, was ſie meinte, und die erſteren waren immer mit der natürlichen Höflichkeit des Herzens umgeben, einer Höflichkeit, die ſo unendlich großen Werth in einer Welt hat, die gewöhnlich nur die angelernte des Kopfes kennt. Herr Rochlitz ſagt ferner, daß ſie ihm erſchienen wie eine ehrliche Pachtersfrau aus Thüringen, dieſem muß nach unſeren Wahrnehmungen ebenfalls widerſprochen

werden. Mad. Mara hatte, trotz ihres Alters, als wir sie sahen, einen Wuchs und eine Haltung, die der Würde nicht entbehrte, und eine gewisse poetische Schönheit — so zum Beispiel ihre langen, silbergrauen Locken — nicht ausschloß. Von dem prosaisch gehäbigen und rührigen Wesen einer Pachtersfrau zeigte sich durchaus nichts bei ihr, eher glich sie einer altgewordenen englischen Gouvernante, die in Mienen und Geberden etwas Strenges und Unbewegliches zeigte. Ihr Lächeln war äußerst lieb und mild, aber freilich lächelte sie selten. Der Blick, mit dem sie eine neue Bekanntschaft ansah, war durchbohrend und auf eine beängstigende Weise forschend. Dies mochte sie sich in den Vorfällen und Situationen ihres langen, wechselvollen Lebens, das sie mit den verschiedenartigsten Menschen in bald freundliche, bald feindliche Berührung brachte, angewöhnt haben. Störend war an ihr die Liebhaberei für Flitter und Putz, sie hing sich gerne ein blitzendes Kleinod an, oder flocht ein hellfarbiges Band durch ihre Locken, aber wie wenig Schonung muß einer Kritik inne wohnen, die diese kargen Blüthenflocken aus einem einst so bunt und reichlich prangenden Blumenlager herübergeweht, der Matrone auf ihrem grauen Gewande mißgönnt. Niemand von ihren Freunden nahm daran Anstoß, nur den Fremden fiel dergleichen störend auf.

Aus Deutſchland kam ſie nach Eſthland. Das Jahr 1804 ſah ſie in Petersburg, das folgende in Moskau. Es kann ſeltſam erſcheinen, daß ſie den Plan faßte, ihre Lebenstage in der fremden Zaarenſtadt zu beſchließen, doch veranlaßten dieſen Entſchluß ſehr werthe Bekanntſchaften, die ſie in Moskau knüpfte. Von ihren Erſparniſſen kaufte ſie ſich ein Haus und ein Landgut in der Nähe. Doch die Fackel des Krieges leuchtete und ſengte nah und näher heran. Moskau's Brand vertrieb die alte, wandermüde Künſtlerin — ſie kam nach Eſthland zurück und lebte theils in Reval, theils auf dem Lande auf den Schlöſſern des Adels. Um Madame Catalani zu hören, machte ſie noch in ſpätem Alter eine Reiſe nach Deutſchland, doch kehrte ſie krank und unbefriedigt heim. Der Ruhm des neuen Geſtirns hatte ihr — da ſie urtheilte, dieſer Ruhm ſei nicht mit Gerechtigkeit erworben — ein Gefühl von Bitterkeit und Kränkung erregt. Von jetzt an brachte ſie ohne Unterbrechung in ländlicher Einſamkeit und in der Nähe des Fräuleinſtiftes Finn in Eſthland, auf dem Landgute des eſthländiſchen Barons Kaulbars lebend, an deſſen liebenswürdiger und talentvoller Tochter ſie eine ihrer vorzüglichſten Schülerinnen erzog, glückliche, ſorgenfreie Tage hin, von einem Kreiſe edler Menſchen umſchloſſen, die an ihr das in den deutſchen Provinzen Rußlands

rühmlich bekannte und ſo wohlwollend und reichlich geſpendete Gaſtrecht, in der weiteſten und humanſten Beziehung übten. Zu Reval, den 23. Februar 1831, feierte ſie ihren dreiundachtzigſten Geburtstag, wo ſie ein paar Verſe von Goethe's Hand erhielt, die wir hier beiſetzen wollen:

An Madame Mara
zum frohen Jahresfeſt.
(Weimar 1831.)

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Bruſt erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt' erheiternd.
Nah dem Ziele denk ich heut
Jener Zeit, der ſüßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend Dich zu grüßen. —

Sechzig Jahre früher an demſelben Tage hatte der junge Student Goethe in Leipzig Mademoiſelle Schmähling beſungen. Allerdings ein intereſſantes Zeichen wohlwollender Ausdauer edler Freundſchaftsgefühle. Wie verſchieden und doch wie gleich waren dieſe ſechzig Jahre über die Häupter dieſer beiden Berühmten hingegangen. Gleich inſofern, weil Beiden reichlich für ihr irdiſch Thun und Wirken der Beifall der Welt zu Theil geworden war.

Den 20. Januar 1833 starb Mad. Mara.

Um noch in wenigen Worten über eigenthümliche Art ihres Vortrages, über Umfang und Fülle ihrer Stimme Etwas nachholend zu sagen, fügen wir das Urtheil bei, das ein Kunstverständiger unter ihren Zeitgenossen über sie aussprach: „Sie war keine musikalische Begabung, die bei dem ersten Erscheinen für sich einnahm; sie wirkte nachhaltig, und erst durch öfteres Hören kamen Vortrag und Stimme in ihre vollste Würdigung. Der außerordentliche Umfang ihrer Stimme erstreckte sich vom ungestrichenen G bis zum dreigestrichenen F, und diese Tonreihe besaß sie in vollkommener Reinheit und Kraft beieinander. Ihr Sopran war der vollendetste, den man hören konnte, und dies befähigte sie besonders, Händelsche Meisterwerke, die dem Sopran die erste Stelle anweisen, vorzutragen. Sie war gewaltig im großen, ernsten Styl, — für die Oper hatte sie nur schwaches Talent. Ihr Vortrag war darin ausgezeichnet, indem sie sich, durch eine gute Schule dazu angehalten, angelegen sein ließ, die Worte auf das deutlichste auszusprechen und sogar zu betonen, unbeschadet der Leichtigkeit und Flüssigkeit des Gesanges.“

Frau von Krüdener.

Frau von Krüdener.

Es gibt eine gewiſſe Gattung transparenter Gemälde, die mit einer geheim gehaltenen Künſtlichkeit gefertigt ſind, ſo daß ſie, jenachdem man das Licht wirken läßt, dem Beſchauer ein ſich langſam verwandelndes Tableau zeigen, wo ein Bild in ſein Gegenbild übergeht, eine ſonnige Landſchaft mitten im Frühling in ein Schneegefilde, eine üppige Schöne, mit Roſen bekränzt und den Becher in der Hand, in eine abgemagerte und von düſteren Lumpen umhüllte Bettlerin; faſt ſo will es uns bedünken, als wandle ſich das Bild jener berühmten Frau, der dieſe Zeilen gewi met ſind, unter unſeren Händen, jenachdem die Geſchichte das Licht dazu hält, von einem Aeußerſten zum andern übergehend, in die wunderlichſten und ſeltſamſten Kontraſte. Es bleiben immer die Lineamente und die hervorſtechenden Farben des erſten Bildes, allein ſie werden anders verwandt,

wirken anders und machen gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem, den sie früher hervorriefen.

Wir sehen hier eine Frau, die mit dem Wechsel des Jahrhunderts zugleich den Wendepunkt ihrer äußeren Erscheinung auf das überraschendste darstellte. In das achtzehnte Jahrhundert gehört die Weltdame, die junge, kokette Schöne, die eitle und genußsüchtige Schriftstellerin, die Frau des Salons, die in tausend Liebesnetzen Verstrickte, ins neunzehnte gehört die Fromme, die Mutter des Volkes, die bleiche und abgehärmte Gestalt, die zu den Füßen des Kreuzes niedergegossen liegt, die Predigerin, die Wallfahrerin, die Märtyrerin, die Frau im grauen Ueberrock mit dem unscheinbaren weißen Häubchen über dem schlichtgescheitelten Haar. Sollte man glauben, wenn man diese beiden Gestalten zusammenhält, daß sie die Bildnisse einer und derselben Frau sind? Und doch, wie gesagt, die Lineamente sind dieselben, die Hauptfarben sind geblieben, aber sie wirken anders; was früher entzückte, erschreckt jetzt, was früher erschreckte, macht jetzt einen wohlthuenden Eindruck. Es sei unsere, nicht leichte, Aufgabe, zu zeigen, wie das Werk der magischen Beleuchtung das Bild umformt, wir wollen nachweisen, wie das Weiß der Rosen, die die schöne, gewölbte Stirn der siebzehnjährigen, jungen Frau schmücken, dasselbe ist, das bei der Umwandlung

das dürftige Schleierhäubchen bildet, wie der goldgeſtickte Fächer, mit einem Gemälde nach Watteau, ſich langſam erſt in ein ſchwarzes Stäbchen, dann in ein Kreuz verwandelt, wie die Brillantroſe am Buſen ſich anfangs in einen Lichtfleck verwandelt, dann in einen Strahl ausſchießt, der, vom Himmel kommend, das Herz der Beterin trifft. Mit einem Worte: wir haben die Aufgabe, die Frau von Krüdener des achtzehnten Jahrhunderts mit der des neunzehnten zuſammenzuführen.

Es war im Herbſt des Jahres 1786, als an einem dunkeln Abende zwei Männer, in Mäntel gehüllt, aus dem Portal der großen Karthauſe zu Grenoble traten. Von dieſen Beiden war der Eine mehr klein als groß, ſchlank, von zierlichem Wuchſe und von einer unbeſchreiblich rührenden Schönheit im Ausdruck und in den Zügen des Geſichts. Er wurde von ſeinem Begleiter, als Beide die Stufen niederſtiegen, mit großer Zartheit und Vorſorge umfaßt und herabgeleitet. Dieſer ältere Mann zeigte eine kräftige, ſtolze Geſtalt, mit einem Ausdruck von Feſtigkeit und Ruhe in den ſchönen Geſichtsformen. Beide Wanderer lenkten ihre Schritte einem Wagen zu, der ſie aufnahm und in den entfernten Gaſthof der Stadt brachte. Als ſie hier anlangten, warf ſich der jüngere erſchöpft in ein Sopha und löste ein Haarnetz, das die reiche Fülle der ſchönſten dunkelfarbigen Locken

gefangen hielt. Der ältere Mann blieb vor ſeinem Gefährten ſtehen, betrachtete ihn mit dem innigen Blick der Zärtlichkeit und Vorſorge, erfaßte dann ſeine Hand und ſagte in einem Tone, der halb Vorwurf, halb Verwunderung ausdrückte: Wahrhaftig, Julie, ich glaube, Du biſt das erſte Weib auf dieſem Boden, das ein ſolches Vorhaben ausgeführt. Nun, was haſt Du gefunden? Können wir uns zu dem Erfolg unſers Abenteuers Glück wünſchen? Werden unſere Freunde in Paris nicht triumphiren, indem ſie uns unbefriedigt von unſerer Wanderung zurückkehren ſehen? Du weißt, alle Welt rieth uns ab von dieſer Reiſe. Nun, ſprich mein Kind. —

Statt der Antwort erhob ſich die zierliche Geſtalt, und mit der ganzen Inbrunſt des erſchütterten Gefühls warf ſie ſich dem Manne, der vor ihr ſtand, in die Arme. Mein Vater, rief ſie, laß uns Nichts in Paris von dieſer Reiſe ſprechen! Gib mir Dein Wort, daß Du mit keiner Sylbe alle jene müſſigen Fragen, die auf uns einſtürmen werden, beantworten willſt. Willſt Du das? Willſt Du mir Dein Wort geben? — Aber weshalb, mein Kind? — Frage nicht, gib mir Dein Wort. — Du biſt ſo erſchüttert? — Ich bins. Ich kann nicht athmen, nicht leben mehr! Es iſt als wenn dieſes Dunkel, das wir ſo eben verlaſſen, fortan auf mei-

nem Leben ſich lagern werde. Wunderſame Stimmen rauſchen an meiner Seele vorüber, die ſich erſchreckt niederbeugt, erzittert, und ſich am liebſten verſtecken möchte, um das Entſetzliche nicht zu ſehen, nicht zu hören. O mein Vater, mein Vater! Was iſt's um unſer Leben! Welche Abgründe, welche Tiefen ſind zu unſeren Füßen ausgebreitet, während wir im Uebermuth dahinfliehen! Welch ein grauenvolles Räthſel iſt es um eine Exiſtenz, von der wir vielleicht jede Minute mit unſäglichen, nie endenden Qualen bezahlen müſſen. Wer iſt es, der uns dieſe Qualen auferlegt? Können wir ihn nicht zur Rechenſchaft fordern, weshalb er ſich erkühnt, mit uns ſo grauſam zu ſpielen? Wir wollen ſeine ſo großmüthig geſchenkten Freuden nicht, wir wollen aber auch nicht ſeine ſo tyranniſch und willkürlich uns aufgebürdeten Qualen. Nichts, Nichts wollen wir von ihm, der es für gut findet, ſich ewig vor uns zu verſchleiern und mit ſeinen Geheimniſſen uns zu necken.

Der Vater ſchloß ſein Kind in die Arme, das krampfhaft ſchluchzte und ſich in Schmerzen an dem väterlichen Herzen wand. Du biſt mein Vater, rief ſie, Dich erkenne ich an. Ich ſah Dich leiden, wenn ich Thränen vergoß, ich ſehe auf Deinem lieben Geſicht, von dem jeder einzelne Zug die ganze Geſchichte meines erwachenden und in Dich ſich verſenkenden Herzens ſchil-

dert, die Fülle von Liebe ausgegoſſen, die mein ganzes Daſein trägt und hebt. Du verhüllſt Dich nicht, und machſt nicht Deine väterliche Vorſorge zu einem ſeltſamen, dunkeln Räthſelſpiel, an deſſen einſtige, beſeligende Reſultate Du mir gebieteriſch zu glauben befiehlſt, während ich doch nichts von ſeinem Inhalt hienieden begreife. Nein, Vater, Dein Auge gibt mir die Verſicherung der Liebe gleich, offen, hell, treu, ich brauche keinen Dritten zu fragen, der mir Dein Antlitz deutete und Deine Mienen mir erklärte. So ſtellt ſich ein Vater zu ſeinem Kinde. Ja, Dir bleibe ich treu, an dieſem Herzen will ich ruhen, mit dieſem koſtbaren Herzen ſoll das meine zuſammen in Staub ſinken. Wir wollen Beide die Unſterblichkeit nicht. Nicht wahr, Du ſchlägſt mit mir ein Geſchenk aus, deſſen Geber Dir unbekannt iſt, von dem Du nicht weißt, ob er Dich höhnt oder Dich liebt, indem er Dich beſchenkt?

Meine Tochter, Dein aufgereiztes Gefühl läßt Dich die Worte nicht erwägen, die Du ausſprichſt. Es ſind frevelhafte darunter. Ueberſtehe dieſe Aufwallung, komme zur Ruhe, gib Deinem Geiſt die Klarheit wieder, die ſein ihm zuſtehendes Gut iſt, und die ihm auf Augenblicke der Taumel Deiner Phantaſie geraubt hat.

Du denkſt, daß es nur dieſes Kloſter, dieſe Stunde iſt, die in mir wirken, ſagte die Tochter; ich ſage Dir

aber, ſchon lange — lange arbeitet und bewegt ſich dergleichen in mir herum. Schon lange —

Dieſes Geſpräch deutet die Stimmung an, in der ſich Frau von Krüdener befand, als ſie in Begleitung ihres Vaters die grande chartreuse zu Grenoble beſuchte. Sie war damals zwanzig Jahre alt, und ſeit fünf Jahren an den Baron von Krüdener verheirathet.

Man hat immer geglaubt, die Sinnesänderung dieſer merkwürdigen Frau ſei plötzlich gekommen; wenn man ihr Leben genauer betrachtet, findet man, daß dies keineswegs der Fall iſt. Ihr erſter und zweiter Aufenthalt in Paris, die Zeit ihres Glanzes, ihrer weltlichen Triumphe zeigt nichtsdeſtoweniger Spuren von dem Andringen religiöſer Stimmungen. Sie hatte mitten im Strudel der Weltfreuden Momente, wie den obigen, wo ſie ſich gedrungen fühlte, gegen ihre nächſten Angehörigen die ſchmerzlichen Regungen der Zweifel auszuſprechen, die ihre Bruſt bewegten. Es waren aber auch nur Momente. Die junge Frau, lebhaft und genußſüchtig, ſtets von einem Kreiſe von Bewunderern eingeſchloſſen, überzeugte ſich bald ſelbſt, daß jene melancholiſchen Stimmungen, wie ſie ſie nannte, nur Einflüſſe ihrer nordiſchen Natur, vielleicht unbewußte Erinnerungen aus der Kindheit waren. Sie gab ſich gleich nach einem ſolchen Gemüthsanfall deſto lebhafter den Zer-

ſtreuungen hin, ſie gefiel ſich im Umgang mit den Spottgeiſtern des damaligen Paris, mit den Männern, die aus Voltaire's und Diderots Schule hervorgegangen waren. Die Encyklopädiſten feierten damals ihre letzten Orgieen, ihre Tiſche ſtürzten um, ihre Lichter erloſchen, zwei rieſige, blutige Hände, die Hände der Revolution taſteten ſchon nach den zierlich gelockten Häuptern der Schwelger im Salon des Barons Holbach. Der unterminirte Boden der Geſellſchaft drohte zu brechen. Das damalige Paris wimmelte von Schwärmern, Geiſterſehern und Phantaſten. Mesmer hatte ſich mit dem myſteriöſen Apparat ſeiner Magnete und galvaniſchen Ketten etablirt, St. Germain und Caglioſtro ließen Geiſter erſcheinen, von denen einige grauſenvolle Prophezeiungen ausſtießen. Alles war in Bewegung. Dies war der Zeitpunkt, wo Frau von Krüdener Paris kennen lernte. Wir wollen jetzt auf die früheren Umſtände ihres Lebens zurückgehen.

Julie, Baroneſſe von Vietinghoff, war 1766 bei Riga geboren. Ihr Vater, der früher Aemter am kaiſerlichen Hofe bekleidet hatte, lebte ſeit einiger Zeit der Muße und ſeinen Vergnügungen auf ſeinem alten Feudalſchloß in Kurland. Man muß dieſe Landſitze des reichen Adels in den baltiſchen Provinzen kennen, um zu wiſſen, welche Bilder von Einſamkeit und Größe ſich

der Phantaſie eines Kindes, das in dieſen Räumen auferzogen wurde, einprägen können. Lange, weithingedehnte Länderſtrecken, nur dürftig hier und da von einer ärmlichen Niederlaſſung deutſcher Handwerker und den mehr den Höhlen, als menſchlichen Wohnſitzen gleichenden Hütten der eingeborenen Bauern unterbrochen, umgeben, ſo weit das Auge trägt, den Herrſcherſitz des Gutsherrn, der in der That ſouveräner Gebieter iſt oder vielmehr war, denn ihm ſtand die Verfügung über das Eigenthum und die Freiheit, ſelbſt über das Leben ſeiner leibeigenen Untergebenen zu. Dieſer Herrſcherſitz iſt von einer impoſanten Größe und oft ſogar von einer verſchwenderiſchen Pracht. Unter der Regierung der Kaiſerin Catharina, ſchon unter der Eliſabeths, kamen italieniſche und franzöſiſche Baukünſtler in den Norden, und führten Prachtbaue auf in Gegenden, die die Einſamkeit der Haide mit dem Grauen einer Wüſte vereinigten. Mitten in dem Dunkel ſturmdurchtoster Fichtenwälder, nur mühſam gelichtet, erhob ſich der ſchlanke Tempelbau italieniſcher Villen, und die zierliche Säule Joniens ragte in den nordiſchen Himmel hinein, der die zarte Fremdlingin ungalant mit dem rauhen Flügelſchlag ſeiner Schneeſtürme peitſchte. Der Wanderer, der eben mit halbthieriſchen Geſchöpfen verkehrt hatte, der ſich in eine Eskimaurhütte mit allem

Ungemach, den die Barbarei und der Schmutz mit ſich führen, verſetzt glaubte, ſieht plötzlich, da er die Waldung durchbricht, ein Feenſchloß vor ſich, deſſen Zinnen in der Morgenſonne wie Gold ſchimmern, deſſen Fenſter eine unabſehbare Reihe von Gemächern zeigen, in deſſen Nähe ein prachtvoller Kunſtgarten ſeine Statuen und vergoldeten Gitter zeigt. Welch ein Kontraſt! Die Kunſt der Mediceer neben dem Schmutz der Samojeden! Der glänzende Ballſaal, in dem ſich eine Schaar junger Nymphen, in Gaze und parfümirte Spitzen gehüllt, am Arm ihrer Tänzer wiegt, und wenige Schritte weiter ein Rudel hungriger und zähnefletſchender Wölfe, die mit ihrem grauſenvollen, monotonen Geheul die Nacht der nordiſchen Wälder erfüllen. Oben im Saal die zarte Schöne, die eine Melodie von Lulli oder Pachiarotti mit allem Schmelz einer italieniſchen Kehle bezaubernd vorträgt, unten im Dorf das Geſchrei des armen kuriſchen Weibes, das von ihrem betrunkenen Manne faſt zu Tode geprügelt wird.

Doch nicht das äußere Leben allein, auch das innere, das Geiſtesleben dieſer kuriſchen Dynaſten jener Tage war an eigenthümlichen Kontraſten reich. Ein grand seigneur zur Zeit der Kaiſerin Anna, deren Gemahl Herzog von Kurland war, trat mit dem Stolz und der Ungebundenheit eines Herrſchers auf, und er

war es auch, ſo lange er es vermied, in die Atmoſphäre des Hofes in Petersburg zu kommen. Dort war ſeine Macht gebrochen. Die höhere Intelligenz des deutſchen Adels konnte damals noch nicht den materiellen Machtäußerungen der ruſſiſchen Großen die Stange halten. Erſt einem ſpätern Jahrhundert war es vorbehalten, den Triumph des Geiſtes über die rohe Materie zu feiern. Der baltiſche Adel vermied es deshalb, an den Hof zu gehen; wir finden keinen Träger alter, berühmter Familiennamen in dem Kaiſerſitz an der Newa damals gegenwärtig. Selbſt als Anna den Thron beſtieg, als dieſe kunſtliebende und gelehrte Prinzeſſin ihren Hof mit den Erinnerungen ihrer Jugendjahre zu umgeben wünſchte, folgten ihrem Rufe nur ſehr Wenige von den ſtolzen Söhnen des einſt freien, ſelbſtändigen Bodens. Während der Regierung Eliſabeths hielt der Adel ſich ebenfalls fern, und nur als die Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt den goldenen Stuhl Peters beſtieg, als Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft ſich um den Thron der nordiſchen Semiramis ſchaarten, da ſah man auch die edlen Geſchlechter Kur-, Eſth- und Lieflands in der Reſidenz erſcheinen und Aemter beim Throne annehmen. Dies geſchah doch auch jetzt immer mit einer gewiſſen Zuruckhaltung. Die Souveränetät iſt ſo ſüß, und die kurländiſchen Großen waren Souveräne auf ihren Schlöſſern. Hier bil-

deten ſich nun aber jene geiſtigen Kontraſte, von denen wir oben geſprochen, aus. Eine Familie hielt ſich iſolirt auf ihrem „Schloſſe.“ Dieſes Schloß ſtand in einer Einöde; viele Meilen, oft Tagereiſen weit in der Runde war kein Geſchöpf, dem man Rede und Antwort abgewinnen konnte, denn mit dem Leibeigenen ſprach man nicht, man winkte ihm nur Befehle zu, man ſprach mit ihm durch die Reitgerte, durch den Spazierſtock; wie alſo den Schatz der Bildung, die angehäufte Summe der Kenntniſſe, die kleinen Koſtbarkeiten modiſcher Eleganz in Cours bringen? Denn nur durch fortwährenden Austauſch gedeiht die luxuriöſe Saat der ſocialen Intelligenz. Man brachte ſich zwar aus der Reſidenz einen Hofmeiſter mit, eine Gouvernante aus Paris oder wenigſtens aus Genf wurde mit in das einſame Feenſchloß eingeſperrt, allein dieſe exotiſchen Geſchöpfe waren bald eben ſo iſolirt wie ihre Gönner. Obgleich der Hofmeiſter deutſche gelehrte Bildung gar nicht übel repräſentirte, obgleich die Gouvernante für ſich in Klatſchhaftigkeit und Médiſance ein Paris in Miniatur war, ſo waren doch die Hülfsquellen, die ſie boten, bald erſchöpft. Man machte Promenaden um die Kornfelder und erzählte ſich Anekdoten von dem duc de Chartres, man fuhr über die nordiſchen Seen meilenweit im Schlitten, und unter dem Pelz hielt man die kleine Ausgabe

des Candide, die man ſich gegenſeitig vorlas. Dann kam man nach Hauſe und dann — o ein Abend, der gar kein Ende nahm. Welch ein fürchterliches Ding iſt ein langer, nordiſcher Winterabend innerhalb eines einſamen, kuriſchen Landſchloſſes! Da kann es denn geſchehen, daß die Verzweiflung ſo ſtark anwächſt, daß der gnädige Herr mitten in der Partie Tarock, die er mit dem Pfarrer ſpielt, einſchläft, und die Dame des Hauſes ſich in die unteren Räume, in die Spinnſtube verliert, um dem Geplauder der Mägde ein Stündchen hindurch zuzuhören. Dergleichen iſt dann entſetzlich, und wo die Familie dies inne wird, läßt man ſchnell den Reiſewagen anſpannen und fährt nach Paris, um einen Winter hindurch wieder ſo viel Leben, Tumult und Lichterglanz einzuſaugen, als es bedarf, um die Einöde wieder zu vertragen. —

Dieſe Lage der Verhältniſſe muß man beachten, wenn man die Jugenderziehung Julianens von Vietinghoff in Erwägung ziehen will. Welche Eindrücke mußten auf ein phantaſievolles Kind jene Widerſprüche des rauſchendſten, glänzendſten Lebens und der tiefſten Einöde machen. Der Aufzeichner dieſes weiß aus ſeiner eigenen Jugend, wie wunderſam dieſe Kontraſte wirken können, wie ſie der einſamen, ſchwärmeriſchen Richtung Vorſchub, dem Feuer der Phantaſie Nahrung, dem ſich

entwickelnden Geiſte Stoff zum Nachdenken geben. Wer immerdar im Schoß großer Städte gelebt, wer gewohnt iſt, die Strömungen des Lebens immer dicht an ſeinem Ohr rauſchen zu hören, hat nicht die feine Seelenempfindung, die Spürkraft der intelligenten Saugewerkzeuge ſich bewahrt, die nothwendig ſind, um aus dem Leben große Reſultate zu gewinnen. Wäre Juliane als Pariſerin geboren, ſie hätte nicht ihre bedeutſame Rolle ſpielen können. Die nordiſchen Nächte, die Einöde am baltiſchen Meere waren der Entwicklung ihrer Seele nothwendig.

Eines Umſtandes aus den Kinderjahren Julianens muß hier noch Erwähnung geſchehen, weil er eigenthümlich phantaſtiſcher Art iſt und zugleich ein Bild gibt von den Verhältniſſen des dortigen Familienlebens. Eine Urgroßmutter Julianens, eine Greiſin, die von ihrer Umgebung vergöttert wurde, war das Orakel und gleichſam das perſonifizirte Familienſchickſal. Sie wußte um Alles was die Familie betraf, ihr Gedächtniß leiſtete Wunder, wenn es darauf ankam, irgend einen, von allen anderen alten Leuten vergeſſenen Umſtand zu erörtern und feſtzuſtellen. Fragte man ſie über ein Ereigniß, das in den letzten Regierungsjahren Peter des Großen, den ſie noch geſehen, vorgefallen und zu dem auf irgend eine Weiſe die Familie in Beziehung getreten,

ſie wußte es auf Tag und Stunde anzugeben, mit allen kleinen Nebenumſtänden und den unwichtigen Anhängſeln einer wichtigen Begebenheit. Aber immer nur wenn die Familie ſich betheiligt zeigte; war dieſes nicht der Fall, ſo konnte ſich ereignet haben was da wollte, die Alte hatte ſich nicht darum gekümmert, oder hatte es vergeſſen. Man kann ſich denken, wie ſie ihre Söhne, wie ſie die Söhne dieſer Söhne und wie ſie endlich ihre Urenkel liebte. Eine Flut von Namen wogte ewig in ihrem Gedächtniſſe, und ihr Kalender zeigte roth angeſtrichen eine Anzahl von Geburtstagen, die kein Ende nahm. Dieſe Frau fühlte ſich nun ihrem Tode nahe. Ueber ihre Habe hatte ſie ſchon verfügt. Peter bekam dieſes Gut, Johann Kaſimir jenes, Burchard erhielt Kapitalien, Anton Leberecht erbte Diamanten, aber wem ſollte ſie den von den vier Söhnen am meiſten geſuchten Schatz, ſich ſelbſt, vermachen, nämlich ihre Leiche? Wer ſollte die Ehre und das Glück haben, daß die theure Mutter bei ihm ruhte? Alle Vier ſtrebten nach dieſer Auszeichnung: die Alte merkte, wie alle Vier heimlich gegen einander kabaliſirten, und ihr Herz blutete, denn ſie konnte ſich doch nur Einem geben. Was ſollte ſie thun? Je näher ihre letzte Stunde kam, deſto ängſtlicher und im Herzen betrübter wurde die Greiſin. Johann Kaſimir hatte eine neue Familiengruft bauen laſ-

ſen, was war natürlicher, als daß er wünſchte, die Mutter möchte ſich ihm ſchenken, aber Peter hatte auch eine Familiengruft, und Burchard und Anton Leberecht hatten zwar keine Familiengruft, aber ſie verſprachen dafür, der theuren Leiche in ihren eigenen Schlöſſern eine Ruheſtätte zu bereiten. Die Mutter bringt Glück, rieſen ſie, wo ſie ruht, da wird das Haus ſeinen Halt und Stützpunkt finden. Es war ein heimliches Treiben, es wurde geflüſtert und gewinkt, die Alte ſollte nichts merken, aber ſie merkte es doch und ließ den Schlitten wieder anſpannen, um mitten in der Winterkälte und halb ſterbend doch auf das nächſte Gut zu reiſen, damit es nicht hieße, ſie ſterbe abſichtlich bei Johann Kaſimir der neuen Familiengruft wegen. Bei Peter kam ſie an, der ſie triumphirend aufnahm, doch während ſich Sohn und Mutter in den Armen lagen und die Alte ſchon geſeufzt hatte: Peter, haſt Du ein Bette für mich? konſpirirte ſie heimlich mit Anton Leberecht und deſſen Frau und Tochter, und ehe ſichs Peter verſah, war ſchon wieder der Schlitten vor der Thür und Anton Leberecht entführte im Triumph die Mutter; aber war er ſchlau, ſo war noch ſchlauer Burchard, der die Entführte nochmals entführte. So fuhr während eines ganzen Winters der wunderſame Schlitten immerdar über die Eisfelder und durch die Schneeſtürme, das Herz einer Mutter mit ſich

führend, das halb ſchon erſterbend, doch noch ſeine matten Pulſe durch die lebendigſte Liebe immer neu wieder heben mochte. Endlich erhielt doch irgend einer der Söhne das Kleinod, und unter einer unabſehbaren Schaar von Kindern, Kindeskindern und Enkeln ging die Alte zur Ruhe ein. Juliane erwähnt dieſes Familienereigniſſes, und es übte eine große Gewalt auf ihre Phantaſie und ihr Herz aus. Sie ruft ſpäter, ſich an dieſes Beiſpiel erinnernd, aus: Wenn ich nur auch mein Herz der ganzen Menſchheit, und beſonders dem leidenden Theile derſelben ſchenken könnte, wie jene Alte es ihrer Sippſchaft ſchenkte. Wenn ſich die Armen alſo einſt um meine Leiche ſtritten und Jeder trachtete, mich als die Seine in der Nähe ſeiner Hütte zu beerdigen! Welch ein ſeliger Schlaf dann! —

Um wieder den Punkt zu treffen, von dem wir ausgingen, ſo ſei es bemerkt, daß der Baron von Vietinghoff gerade zu denjenigen Landbeſitzern gehörte, die es am wenigſten lange in ihren einſamen Schlöſſern aushielten. Er war für jene Zeit ungewöhnlich gebildet und kenntnißreich, und ſo ſehr auch Lektüre und Studien ihn in Zeiten der Zurückgezogenheit thätig und regſam erhielten, ſo bedurfte doch ſein weltmänniſcher Sinn, ſein Streben, in die Tagesereigniſſe wirkend einzugreifen, eine Veränderung des Aufenthalts, und es zog ihn

vorzugsweiſe nach Paris. Bei der erſten Ausflucht dahin war Juliane noch Kind, bei der zweiten ſchon faſt erwachſenes Mädchen. Im Hauſe des Barons erſchienen Buffon, d'Alembert, Marmontel, Grimm und der Baron Holbach. Das muntre, liebenswürdige Mädchen fand allgemein Beifall. Den Vater erfreute dies. Er mußte aber bald bemerken, daß ſeine Tochter die Kühnheit hatte, ihren eigenen Weg gehen zu wollen. Sie wurde träumeriſch, nachdenkend. Sie erinnerte an die Heimkehr, ſie ſehnte ſich in die nordiſche Einöde zurück, ſie hatte Viſionen, Träume. Es waren immer nur Anfälle, aber ſie traten nach und nach häufiger hervor. So trieb ſie den Vater oft zu Excurſionen, bald in die Schweiz, bald nach Deutſchland, bald ins ſüdliche Frankreich. Sie war unbeſchreiblich lebendig auf dieſen Reiſen. Sie flog wie eine Feder im Winde dahin, man hätte ſie für ein glückliches Kind halten können, das nichts dachte und nichts wollte, als die Freude des Moments haſchen, dann aber ſaß ſie plötzlich in ihren Schleier gehüllt, eine grübelnde Sibylle, auf einer Felsſpitze und träumte ganze Tage lang, und wenn der Vater ſie fragte, warf ſie ſich ihm weinend um den Hals und Geſpräche, wie wir ſie oben beſchrieben, fanden ſtatt. Der Baron Vietinghoff war, was die Religion betraf, ein Weltmann nach der damaligen Art,

jedoch nicht ganz von der ſchlimmen Sorte, er war kein Schwärmer, aber auch kein Spötter: er ließ die Dinge auf ſich beruhen und mochte nichts weniger leiden, als jene religiöſe Extaſe, die den Heiligen ein ſüßes Labſal, den Kindern der Welt aber eine ärgerliche Thorheit iſt. Nun hatte er das Leidweſen, in ſeinem eigenen Kinde Elemente jener myſtiſchen Neigungen, die ihm unbequem und unverſtändlich waren, zu entdecken. Sie beſuchte gern Klöſter und verlor ſich dort in den dunklen Kreuzgängen, ſie dachte über das Leben der Mönche nach, und der Vater hätte ſie gern über die einzelnen Artikel der Encyklopädie nachdenken machen. Er erlebte aber auch, wenn er die böſen Stunden ruhig hinnahm, die Freude, Juliane eine ausgelaſſene Weltdame ſpielen zu ſehen, aber dann wieder ſo excentriſch, mit einem ſo frivolen Muthwillen, daß ſelbſt die am wenigſten ſcrupulöſen Damen der damaligen Geſellſchaft über ſie erſchracken. Immer in Extremen ſich bewegend, war ſie immer neu, immer liebenswürdig, ein Kind des Phantaſus und der Grazie. Sie muß nach allen Nachrichten der Zeitgenoſſen ein ganz ſeltenes, verführeriſches Weſen geweſen ſein. Die Gabe, die Herzen an ſich zu feſſeln, war ihr in einem bewundernswürdigen Grade gegeben. Den Baron Krüdener ſcheint ſie geheirathet zu haben mehr auf Wunſch ihrer Angehörigen, als aus dem Mo-

tiv der Neigung. Erſt als junge Frau begann ihr ganz wildes und ausſchweifendes Leben. Sie ging mit ihrem Manne nach Venedig, wo dieſer ruſſiſcher Geſandter war. Sie kam wieder nach Paris zurück, und eine innere Unruhe peinigte ſie. Mit der äußeren Welt trat ſie immer mehr in Oppoſition. Der Mann verſtand ſie nicht, ſie liebte ihn nicht: ihre Ehe war ihr gleichgültig, manchmal läſtig: der Vater kam ihr alt und unduldſam vor, der Geliebte, der Sänger Garat, erſchien ihr als ein Geſchöpf ohne Seele. Sie dürſtete, Widerſpruch, Reiz, Aufſtachelung zu finden: ſie wollte der Sünde huldigen, aber die Sünde mußte ihr dafür auch Etwas gewähren: Beruhigung, oder Taumel, oder Sieg, oder Schmerz, oder Wahnſinn — kurz zu irgend einem Zwecke mußte ſie kommen. Sie mußte fühlen, daß entweder der Himmel oder die Erde um ihre Exiſtenz wußten, ſich entſchieden um ſie kümmerten. Wie Millionen Andere ruhig fortleben, artig und beſcheiden ſündigen, liebreich getröſtet werden und dann verſöhnt ſterben, das mochte ſie nicht. Eine hölliſche Qual war es ihr, zu denken, daß Liebe und Haß, Ruhm und Schande ihr nur in den kleinen Portionen zugemeſſen ſein könnten, wie ſie alle Welt um ſie her verſchluckte. Sehr viele Frauen in Paris wurden damals von dieſem Heißhunger nach Oeffentlichkeit gepeinigt, aber gewiß Keine heftiger,

als Frau von Krüdener. Eines Abends ſah ſie die alternde Madame Genlis die Harfe ſpielen. Man ſagte ihr, dieſe Frau ſei berühmt geworden, indem ſie die Erſte ſei, die in Frankreich die Harfe geſpielt. In der That, entgegnete Frau von Krüdener, wird man in Frankreich berühmt, wenn man ſich lächerlich macht? Wohl, ich werde die Harfe ſpielen lernen. Sie lernte ſie nicht ſpielen, aber ſie ſchrieb ein Buch und ſagte zu der Dame, mit der ſie das obige Geſpräch geführt: Ich habe von den zwei Thorheiten, durch die Madame Genlis ſich lächerlich und berühmt gemacht hat, die für mich leichtere ergriffen: ich habe ein Buch geſchrieben. Wir wollen ſehen, ob ich meinen Zweck erreiche.

Der Roman Valérie machte, was die Verfaſſerin wünſchte, großes Aufſehen, weit größeres, als das Buch, das zwar bedeutend, doch nicht als Kunſtwerk iſt, verdiente. Nur in einem Urtheil täuſchte man ſich nicht, man fand eine junge, feurige, ſchwärmeriſche Seele darin, und die lebte in der That darin. Nicht zum Schluß kommend mit ihren religiöſen Scrupeln, hatte ſich die Zweiflerin entſchloſſen, dieſe auf das Gebiet der Dichtung überzutragen und das Herz zum Träger der dunklen Geheimniſſe des Gewiſſens zu machen. Der Roman erſchien 1804 in Paris, nachdem die Verfaſſerin nach der Trennung ihrer Ehe 1792 einen Aufenthalt

in Riga und in Leipzig gemacht. Es wird nöthig ſein, mit dieſem Buche ſich etwas näher zu beſchäftigen.

Es führt den Titel: «Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G—. 2 Vol.» (Eine treffliche deutſche Ueberſetzung von Müller erſchien in demſelben Jahre; auch Frau von Chezy, wie ſie ſelbſt erzählt, veranſtaltete mit Dorothee Schlegel zuſammen eine Uebertragung 1804 in Paris, unmittelbar nach dem Manuſcript der Verfaſſerin.) Guſtav iſt ein gefühlszarter, etwas weichlicher und an den Goethe'ſchen Werther erinnernder Jüngling, der ſich in einer unglücklichen Liebe zu der Frau ſeines Pflegevaters verzehrt. Dieſe junge und ſchöne Frau, Valerie, iſt, wie die Zeitgenoſſen behaupten, ein wohlgetroffenes Porträt der Dichterin, auch Guſtav ſoll nach dem Leben gezeichnet ſein, und das Verhältniß der Herzen, die hier in Kampf und Entſagung miteinander leiden, trägt in der Schilderung jene Wahrheit an ſich, die erlebt, nicht nur erdichtet ſein will. Es iſt ein Tagebuch der Liebe, und bekanntlich ſchreiben Frauenhände ſolche Tagebücher am zarteſten, wahrſten und innigſten. Die damaligen äſthetiſchen und kritiſchen Beſprechungen des Buches haben es mit der feurigen Liebespoeſie des Werther, andere es mit dem ſentimental-Rouſſeauſchen Roman la nouvelle Héloise verglichen: es gleicht beiden nicht; es ſchafft ſich eine

neue Bahn, die gleich darauf Frau von Staël ſo ſiegreich mit ihrer Delphine und Corinne betrat, den äſthetiſch ſchildernden Roman. Es wurde durch die Valerie Mode, Landſchaft- und Städtebeſchreibungen ins Gebiet der Liebesgeſchichte zu ziehen und den Helden oder die Heldin auf Reiſen zu ſchicken, um an die äußeren Erſcheinungen der Reiſe die Betrachtungen über die Seelenzuſtände des Menſchen überhaupt, des Helden des Romans insbeſondere anzuknüpfen. Die Form der Briefe iſt dabei beſonders geeignet, den Schilderungen eine urſprüngliche Naturwahrheit, aber leider auch, wenn das Talent des Dichters nicht reif oder nicht kräftig genug iſt, ihm das gehörige Maß zu lehren, ihnen eine läſtige und langweilige Ausdehnung zu geben. Bei der Valerie iſt dieſer Uebelſtand noch vermieden, auch die Delphine und Corinne tragen ihn nicht zur Schau, wohl aber die zahlloſen, beſonders die deutſchen ſpäteren Nachahmungen dieſer Gattung Romane. Die Briefe Guſtavs, die das Erwachen ſeiner Leidenſchaft ſchildern, ſind meiſterhaft zart und wie von einer keuſchen Glut angehaucht. Valerie ſelbſt hat Momente, wo ſie uns kalt, andere, wo ſie uns gezwungen erſcheint. Man ſieht der Dichterin das Schwanken an, wie ſie ſich einerſeits fürchtet, zu viel zu verrathen von den eigenen Erlebniſſen eines zu heftig erſchütterten jugendlichen Herzens, andererſeits

durch eine allzu konvenzionelle und kühle Darſtellung die Aufmerkſamkeit des Leſers zurückzuſchrecken wähnt, und deshalb wärmere und leuchtendere Farben nimmt, die ſie jedoch mit unſichrer Hand vertheilt und nicht an die gehörige Stelle bringt. Guſtav, muß man bekennen, iſt völlig wahr, Valerie nur halb wahr. Der Brief, der ſeinem jammervollen Scheiden vorangeht, iſt mit einer herzzerreißenden Gewalt des Schmerzes und der Leidenſchaft geſchrieben. Schade, daß der Roman franzöſiſch verfaßt iſt, hier wäre die kühne und tiefe deutſche Sprache an ihrem Orte. Die Dichterin verräth faſt in jeder Zeile der leidenſchaftlichen und ſchwärmeriſchen Stellen ihres Buches ihre deutſche Abſtammung. Man halte dagegen die Romane der Staël, die auch mit Leidenſchaft, aber mit franzöſiſcher, gedichtet hat, und man wird die Tochter des Nordens von der des Südens leicht unterſcheiden können, auch der flüchtigſte Beobachter wird es können; dem aufmerkſamen entgeht übrigens ſchon aus dieſem Buche nicht die ganze Fülle und Richtung einer gewaltigen, nach dem Innern ſich hineinwühlenden Phantaſie. Manche Stellen ſind mit einer dunkelglühenden Myſtik geſchrieben und ſtreifen dicht an die Geheimniſſe des Glaubens. Man hat daher auch angenommen, jedoch fälſchlich, daß der berühmte Myſtiker und Philoſoph St. Martin Theil an der

Schöpfung des Romans genommen. Er war zwar mit Frau von Krüdener bekannt, übte jedoch keinen Einfluß auf sie, wie sie selbst gesteht, da sie damals zu sehr noch Weltdame war, und doch schon zugleich auch zu großes Mißtrauen gegen die gepriesene Weisheit der pariser Philosophen hegte, um sich mit einem Manne von einem so seltsamen Aeußern und einem Rufe von so bizarrer Wunderlichkeit einzulassen. Wer ihr nicht den ganzen und vollen tiefsinnig poetischen Inhalt des Romans zuschreibt, der kennt Frau von Krüdener in ihrem eigensten Wesen nicht. Sie war recht eigentlich Dichterin, und die Glut und die Macht ihrer Phantasie hielt mit dem erregtesten und empfindendsten Herzen gleiches Maß. Hätte sie denn auch sonst ohne diese intensiven Eigenschaften in dem Grade auf die Menge wirken können? Sie „bezauberte" völlig ihre Umgebung, selbst die sprödesten und kältesten ihrer Beobachter; war dies wol anders möglich, als durch die Kraft großer und tiefer Innerlichkeit? Und diese Innerlichkeit, dieses „Heranziehen" des fremden Gemüthes und Geistes in unsern Gefühls- und Denkkreis macht ja auch den Dichter. Frau von Krüdener nahm in die Seiten ihres Buches die Schilderungen der Gegenstände und der durch dieselben in ihr erregten Ansichten und Betrachtungen auf, die ihr auf ihren Reisen zugekommen. So finden wir

in der Valérie eine poetiſche und wahre Beſchreibung der grande chartreuse zu Grenoble, die ſie vor vielen Jahren zurück, wie wir erwähnt haben, mit ihrem Vater, in der Verkleidung als Mann, da keine Frauen den Umkreis der heiligen Mauern überſchreiten durften, beſucht hatte. Man ſieht aus dieſem einen Beiſpiele, wie innig der Gegenſtand des Romans mit dem Seelenleben ſeiner Schöpferin zuſammenhängt. Die Stelle möge hier einen Platz finden. Guſtav ſchreibt: Je viens de lire la vie d'un saint que j'ai trouvé dans une des armoires de ma chambre. Ce saint avait été homme, il était resté homme: il avait souffert, il avait jeté loin de lui les désirs de ce monde, après les avoir combattus avec courage. Il avait exilé de ses pensées toutes les images de sa jeunesse, et élevé le repentir entre elles et ses années de solitude. Il travallait tous les jours à son tombeau, en pensant avec joie qu'il ne léguerait à la terre que sa poussière; et il espérait, mais en tremblant, que son âme irait dans le ciel. Il vivait dans sa chartreuse en 1715; il mourut, ou plutôt il disparut, tant sa mort fut douce. — Là vivent des hommes qu'on nomme exaltés; mais qui font du bien tous les jours à d'autres hommes. Quelle idée sublime et touchante que celle de trois cents chartreux, vivant de la vie la plus sainte, remplissant ces

cloîtres si vastes, ne levant leurs mélancoliques regards que pour bénir ceux qu'ils rencontrent, peignant dans tous leurs mouvemens le calme le plus profond, disant avec leurs traits, avec leurs voix que l'agitation ne frappe jamais, qu'ils ne vivent que pour ce Dieu si grand, *oublié dans le monde, adoré dans leur désert!*

Wer ſieht nicht in dieſen letzten Worten ſchon die Krüdener von 1814 vor ſich ſtehen? Ein Dichter iſt immer auch zugleich Prophet, und er prophezeit ſich ſelbſt oft, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſeine Zukunft. Hier iſt eine ſolche Stelle. Sie hatte ſelbſt ſpäter ſich als berufen angeſehen, dieſen Gott, den die Welt vergißt und nicht achtet, der in der Einſamkeit und Wüſte verehrt und angebetet wird, zu verkündigen. Wie ſehr irrt man daher, wenn man annimmt, wie wir ſchon am Anfange dieſes Lebensbildniſſes berührt haben, daß die Sinnesänderung dieſer berühmten Frau ſo plötzlich vor ſich gegangen; in den obigen Zeilen ſteht deutlich die nahe Verwandtſchaft aufgezeichnet, in der die junge Weltdame, die geprieſene Schriftſtellerin mit der asceti-ſchen Miſſionärin ſteht.

Mehre Stellen enthalten die Schilderung bekannter Städte und Gegenden, ſo Venedigs unter anderen, wo man an ähnliche Bilder der Georges Sand erinnert wird, dann Urtheile über Kunſtgegenſtände, Gemälde,

Seulpturen. Dieſe Beſprechungen ſind ohne Pedanterie und im Style des guten Geſchmacks gehalten; ſie ermüden nicht, ſondern zerſtreuen anmuthig den durch die Darſtellungen des Liebeskummers niedergebeugten Geiſt des empfindenden Leſers. Der Roman bleibt immer die Hauptſache und wird nicht, wie bei der Corinna, eine lyriſch-rhetoriſche Zuthat für das geiſtreiche Raiſonnement.

Unter den Urtheilen, die damals über dieſen Roman laut wurden, zeichnet ſich eins aus, das auf die Dichterin der Valérie einen tiefen Eindruck gemacht zu haben ſcheint; es iſt nach ihren Mittheilungen von Hrn. Empeytas, ihrem Begleiter und Anhänger, aufgezeichnet worden, und enthält die Unterredung, die die Verfaſſerin mit einer Frau aus der Sekte der Quäker gehalten. Es mag in verkürzter Geſtalt hier ſeinen Platz finden.

Frau von Krüdener. Was wünſchen Sie von mir, liebe Miß Sara Aſherby?

Sara. Ich möchte Dich zur Rede ſtellen, liebe Schweſter, wegen des Buches, das Du vor kurzem veröffentlicht haſt.

Frau von Krüdener. Mißfällt es Ihnen?

Sara. Mir nicht; doch hat es Einigen meiner Schweſtern und Brüder Anſtoß gegeben.

Frau von Krüdener. Es ſoll mir dies leid

thun, doch habe ich beabsichtigt, durch dieses unbedeutende Werk Niemanden zu beleidigen, vielmehr Viele zu erfreuen. Mein Wunsch ging sogar dahin, durch dasselbe die Sitten zu verbessern.

Sara (ihr die Hand küssend). Ich danke Dir.

Frau von Krüdener (erstaunt). Wofür?

Sara. Du hast mir eine ersprießliche Lehre gegeben, nämlich die, daß man selbst an den Personen, die uns misfallen, Eigenschaften finden kann, die uns, die wir uns für besser als jene Personen hielten, beschämen. Ich stehe beschämt vor Dir.

Frau von Krüdener. Sie sind sehr demüthig, Miß.

Sara. Ich sollte es sein.

Frau von Krüdener. Nun aber, der Zweck Ihres Besuches — darf ich ihn nicht erfahren?

Sara. War der, Dich im Namen Gottes zu bitten, keine solche Bücher mehr zu schreiben. Aber ich weiß nicht, ob ich noch das Recht habe, diese Bitte zu thun.

Frau von Krüdener. Nur frei heraus mit der Sprache.

Sara. Ich habe das Buch gelesen — und ich will es nur gestehen, bei einzelnen Stellen desselben hab' ich Thränen vergossen. Meine thörichten Tage standen wie-

der vor mir; ich ſah mich ſelbſt wieder jung und wider das Gebot des Herrn ſündigend.

Frau von Krüdener. Sie lebten einſt in der Welt, Miß?

Sara. Was ich einſt war, kann Niemand kümmern; genug, daß ich bekenne, ſündhaft und eitel geweſen zu ſein.

Frau von Krüdener. Aber auch ſchön ſind Sie geweſen, Miß.

Sara (mit unwilligem Erröthen). Schweig! Will ein ſchwaches Weib dem andern ſchmeicheln?

Frau von Krüdener. Nun denn, zur Sache! Alſo Sie kennen die Welt, Miß, und finden, daß ich ſie geſchildert habe wie ſie iſt.

Sara. Ja, aber Du bedachteſt nicht, daß ſchwache Herzen Dein Buch leſen. Was ſollen dieſe Armen, denen Gott noch nicht geiſtliche Aufſeher beigegeben hat, von den Schilderungen einer ſündigen Leidenſchaft denken, die Du mit ſo meiſterhafter Feder hingezeichnet haſt? Für jedes Herzklopfen, für jeden düſtern Traum dieſer Lämmer, die der Hirte noch frei herumirren läßt, wirſt Du verantwortlich ſein. Haſt Du das bedacht, eitles Weib?

Frau von Krüdener (nach einer Pauſe). Sie ſind eine Fromme, Miß, — wir werden uns gegenſeitig nicht verſtehen.

Sara. Ich bin ein Weib, das die Wahrheit liebt, und das nebenbei ein Herz hat für den Kummer und die Leiden seiner Mitgeschöpfe.

Frau von Krüdener. Beides bin ich stolz auch von mir sagen zu können.

Sara. Du liebst die Wahrheit und kleidest die Lüge in Gold und Purpur, Du hast ein Herz für Deine Mitgeschöpfe und — tödtest sie! Schwester, Du lügst.

Frau von Krüdener. Sie sind nicht fähig, Miß, die Wahrheit in meinem Buche zu erkennen. Sie gestehen selbst, daß Sie die Welt, in der ich lebe, verachten. Was man verachtet, sucht man nicht kennen zu lernen.

Sara. Ich verachte Niemanden, sowie ich Niemanden achte. Alle Ehre geb' ich dem, der sie geben und nehmen kann. Ich hasse die Sünde, und der Haß weiß sehr genau um seinen Grund.

Frau von Krüdener. Ich hasse die Sünde ebenfalls.

Sara. Nein, Du liebst sie, und Du liebst sie in dem Grade, daß Du sie in jedes Herz pflanzen möchtest, selbst in die unschuldigsten, wo sie ihre Stätte früher noch nicht hat finden können.

Frau von Krüdener. Sie nennen Sünde was ich Leidenschaft nenne.

Sara. Ich weiß nur von einem Gebot und nur von einer Uebertretung. Du ſollſt Gott lieben heißt das Gebot, du liebſt Gott nicht heißt die Uebertretung.

Frau von Krüdener. Man kann dieſen Satz vielfach auslegen.

Sara. Ja, wenn man nicht ehrlich iſt. Der Ehrliche hat nur die eine einfältige Auslegung, die der Gehorſam und die Demuth ihm eingeben.

Frau von Krüdener. Und was verlangen Sie demnach von mir, Miß?

Sara. Daß Du an die Armen und Schuldloſen denkeſt, die Deine Brüder und Schweſtern ſind, Deine Kinder, wenn Du es lieber hören willſt, wenn Du wieder die Feder ergreifſt, um ein Buch zu ſchreiben, durch das Du „die Sitten beſſern willſt.“ Stelle dem Auge Deines Geiſtes nicht die eitlen Frauen und Männer vor, die Dich in den Prunkgemächern der Welt umgeben und deren hochmüthiges und ſiegreiches Lächeln Dir im Voraus den Dank ſpendet; ſondern führe Deinem Geiſte die Geſtalten aus der Niedrigkeit und Einſamkeit vor, die in ihren kummervollen Stunden noch nicht wiſſen, ob ſie Gott oder der Welt angehören ſollen. Denke daran, daß ein Senfkorn Schwere die Wage Gottes bei dieſen mühſeligen, ſtillen Wanderern, die des Weges unkundig ſind, fallen machen kann, und daß Du es biſt,

die dies Senfkorn in die Wagſchaale wirft. Es kann im weiten Umkreis der Schöpfung kaum etwas Peinvolleres geben, als dieſen Gedanken. Wenn Du dieſem Bilde nachgehſt, wird Deine Seele ganz und vollſtändig empfinden, was damit gemeint iſt, wenn es heißt: Du ſollſt kein Aergerniß geben.

Frau von Krüdener. Wenn Sie die Wahrheit ſprächen, Miß, ſo wäre ich alsdann durch mein Buch verdammt.

Sara. Verdammt nicht; aber Du haſt unbeſchreiblich den betrübt, der Dich zuerſt geliebt hat und der trotz Deiner Sünde Dich nie aufhören wird zu lieben. Kann ein kleiner weltlicher Triumph Werth genug für uns haben, um uns ſeinetwegen mit unſerm Geliebten zu entzweien?

Frau von Krüdener (nach einer Pauſe des Nachdenkens). Ich bin Ihnen dankbar, Miß, für die Aeußerung Ihrer aufrichtigen Meinung. Ihren Rath kann ich jedoch nicht brauchen, denn der Standpunkt, auf welchem Sie ſtehen, ſcheint mir ein zu niedriger, um von ihm aus die menſchlichen Dinge ſo zu beurtheilen, wie ſie beurtheilt ſein wollen.

Sara. Ob mein Standpunkt ein ſo niedriger ſei, wie Du behaupteſt, mögeſt Du in der Folgezeit aus dem Eintreffen einer Prophezeiung ermeſſen, die ich Dir

jetzt mittheilen will. Wir haben in dieſen Tagen geſehen, daß in den materiellen Geſchicken der Menſchen die Niedrigen ſich über die Hohen geſetzt haben, es wird aber auch noch dazu kommen, daß die Unmündigen im Volke und die Einfachen im Geiſte über die Weisheit der Klugen den Sieg davon tragen werden.

Frau von Krüdener. Genug, Miß. Was wir einander ſagen können haben wir, ſo dünkt mich, Beide ſchon ausgeſprochen.

Sara. Leb' wohl. Gott hat Dich und mich in ſeinem Schutz. — —

(Zuſatz von ſpäterer Hand.) „Was in dieſem Geſpräch auffällig wurde, war das Eintreffen jener Prophezeiung, und zwar war Frau von Krüdener ſelbſt auserſehen, die Bewahrheitung herbeizuführen. Sie ging zu den Unmündigen im Volke und zu den Einfachen im Geiſte, um ihnen das Evangelium zu predigen. Unter ihren Augen und gleichſam mit dem Anſchein täglichen und ſtündlichen Erfolgs erſtarkten dieſe Unmündigen und dieſe Einfachen nahmen Speiſe des göttlichen Wortes zu ſich. Keine Prophetin zu irgend einer Zeit hat es ſo innig mit dem Volke gehalten und hat ſo wahrhaft Erbarmen mit den Schwachen gezeigt als die Erwählte, die Gott berief, in einer Zeit, die von Blut triefte und von Unglauben ſtrotzte, das Wort vom guten Hirten zu predigen."

In dieſer Zeit (1804) war es auch, wo Frau von Krüdener öfters mit Frau von Staël verkehrte und dieſe berühmte Verbannte in Coppet beſuchte. Dieſe beiden Frauen, damals beide auf dem Kulminationspunkt ihres weltlichen Glanzes, beide gefeierte Schriftſtellerinnen und von einer Schaar Bewunderer umgeben, entſchieden ſich für die Miſſion, die ſie bei den großen Aufgaben der Zeit über ſich nehmen wollten. Bei Beiden bildeten die Jahre 1802 bis 1806 die entſcheidende Kriſis. Frau von Staël, mit dem Machthaber zerfallen, entſchied ſich, den Weg der politiſchen Märtyrerin zu gehen, Frau von Krüdener wählte die religiöſe Märtyrerkrone. Beide Frauen waren beſeelt von dem großen Entſchluß, die Gemüther und die Geiſter ihrer Zeitgenoſſen lenken zu wollen. Man hat Beiden als Motiv die Eitelkeit untergeſchoben: ſei es, eine Eitelkeit, die zu ſolchem Wirken anſpornt, iſt die Mutter der Größe. Allein wir bleiben feſt bei unſerer Behauptung: bei der Krüdener war Eitelkeit nicht das Motiv; ſie war nie und zu keiner Zeit Heuchlerin und Gauklerin; eine ſpätere, froſtige Zeit, die die Glut und die Größe der Freiheitskämpfe vergaß, hat auch über ſie, wie über manche andere großartige Erſcheinung, den Stab gebrochen und für Lüge erklärt, was nicht Lüge war. Unſere Zeit jedoch, mit ihrem erwachenden Humanitätsgefühl, mit ihren Sym-

pathieen für die Bedürfniſſe und die Wünſche des Volkes, hat an dieſer Frau Gerechtigkeit zu üben.

Mit dem Jahre 1804, mit dem Erſcheinen der Valérie und deren glänzender Aufnahme hatte die Weltfrau mit der Welt abgeſchloſſen. 1806 in Königsberg, wo Frau von Krüdener mit der Königin Louiſe von Preußen zuſammentraf, traten zuerſt die Allen kenntlichen und ſichtbaren Zeichen ihrer Sinnesänderung hervor. Wenige Jahre vorher hatte man ſie noch in dem Salon Recamier geſehen, in griechiſchem Koſtüm, die Arme und der Buſen entblößt, jetzt ſah man ſie in einem einfachen, bis oben zugeſchloſſenen Kleide, glattem Haar und ohne Goldſchmuck an Hals und Händen. Vor ihren Aufenthalt in Königsberg fällt ihr Zuſammentreffen mit Profeſſor Krug in Leipzig, der ein Geſpräch das er mit ihr führte, zuſamnt einem das er ſpäter mit ihr zu führen Gelegenheit hatte, veröffentlichte. Hierher nach Leipzig folgte ihr G—, einer ihrer weltlichen Freunde, von dem ſich zu trennen ſie für ihre Pflicht anſah, aber es dennoch nicht vermochte. Sie liebte von allen ihren Verehreru und Freunden, deren Zahl nicht klein war, dieſen wahrhaft, und es war ihr unendlich betrübend, daß er auf dem Wege, den ſie jetzt zu wandeln beſchloß, ihr nicht folgen wollte. Sie entſchloß ſich, arm und verfolgt zu ſein, der Freund wollte reich und angeſehen

bleiben, ſie wollte in die Hütten gehen und dem Volke dienen, er wollte in den Paläſten bleiben und ſein glänzendes Talent, die Gewandtheit ſeiner Feder unbehindert anwenden, die weltliche Macht und Klugheit zu verherrlichen. Eine Stelle in einem ihrer Briefe, die ſich offenbar auf dieſe Zeit in Leipzig und auf den beſprochenen Abſchied von ihrem Freunde bezieht, lautet: „Ich trug Gott im Gebete vor, ob er mir geſtatten wolle, den G— zu dem Werke, das ich vorhabe, als Mitarbeiter zu werben, in dem Falle bat ich um die Gabe der Ueberredung, der er nicht würde widerſtehen können. Ich erhielt dieſe Ueberredungsgabe nicht. Meine Worte fielen, ich kann wol ſagen, zum erſtenmale in meinem Leben trocken und kalt aus, und ich konnte deutlich aus dieſem Umſtande ſehen, daß Gott beabſichtigte, mich allein den Weg gehen zu laſſen, den er mich ſchickte. Was wäre es auch um meine Kraft und meinen Entſchluß, wenn ich den Arm der Liebe als Führer nicht miſſen könnte! Ich werde allein gehen.“ An einer anderen Stelle heißt es: „G— iſt von mir gegangen, und ich bin allein. Allein? guter Gott, wie kam dieſes Wort in meine Feder? Ich, allein? die das Weben und Leben des ewigen Geiſtes in ſich fühlt? ich allein?“ —

Sie war ſo niedergeſchlagen, daß ſie mehre Tage krank in Leipzig darniederlag, und als ſie ſich erholt

hatte, ſchnell Leipzig verließ, um nur nicht in Verſuchung zu gerathen, dem Freunde, der auf ihren Widerruf in der Nähe harrte, ein Zeichen ihres Wankelmuths und ihrer Schwäche wider ihren Willen zukommen zu laſſen. Sie floh gleichſam vor dem letzten, aber zugleich gefährlichſten Abgeſandten der Welt. Erſt als ſie ihn nicht mehr ſah, den Ton ſeiner Stimme nicht mehr hörte, glaubte ſie ſich für immer getrennt von den Eitelkeiten und Schwächen ihres frühern Lebens.

Es muß hier eingeſchaltet werden, daß mittlerweile Herr von Krüdener, von dem ſie geſetzlich getrennt war, 1802 in Berlin als ruſſiſcher Geſandter geſtorben war. Frau von Krüdener war 1806 vierzig Jahre alt. Die, die ſie damals ſahen, beſchrieben ſie als eher klein wie groß von Wuchs, mit einem bleichen Antlitz, deſſen regelmäßige Züge Ruhe, Sanftmuth und Freundlichkeit ausdrückten. Gerieth ihr Geiſt in Extaſe und wurde ihr Herz glühend, ſo umleuchtete dieſe blaſſe Geſtalt ein Feuer, das raſch entzündete und entweder beſeligte oder zerſtörte. Lange Zeit ruhte auf dem grauſeidenen Kleide ihres Ueberrocks ein kleines goldenes Kreuz, doch auch dieſes verſchwand ſpäter und verbarg ſich hinter den Falten des Gewandes; ſo ſehr war ſie ängſtlich, in den Flitterſtaat und den weltlichen Prunk ihrer früheren Jahre wieder zurückzufallen. Sie hatte ſehr ſchöne Hände,

die Fülle und zierliche Form zeigten; dieſe konnte ſie nicht verſtecken, im Gegentheil, ſie mußte ſie, da ſie lebhaft ſprechend viel Geſten mit ihnen ausführte, offen der Beachtung hinhalten. Sie hatte von dieſen Händen eine Anzahl Ringe geſtreift, die jeder einzelne ſie an ein Bündniß mahnte, das ſie eingegangen war und das ſie verſprochen hatte nie zu brechen. Sie opferte dieſe kleinen irdiſchen Gelöbniſſe dem großen himmliſchen. Nicht einen Augenblick zauderte ſie, dieſes Werk der Selbſtentäußerung mit freudigem Herzen zu vollführen. Wenn ſie ging, hatte ſie früher einen lebhaften Schritt, in ihrer Jugend liebte ſie raſch dahinzufliegen, jetzt ging ſie feſt und langſam, wie Jemand der einem gewiſſen Ziele zuſchreitet. Sie lehnte ſich früher gerne an; eine Kaminſäule, ein Möbel mußte ihr zur Stütze dienen, um in anmuthiger Stellung halb ruhend dem Geſpräche zuzuhören, jetzt gewöhnte ſie ſich, inmitten eines Zimmers aufrecht zu ſtehen, immer bereit, ſich nach allen Seiten hinzuwenden und jeden Einzelnen ihrer Zuhörer ſcharf ins Auge zu faſſen. Eine große Anzahl konvenzioneller und geſellſchaftlicher Formen legte ſie ab. Sie machte keine Verbeugungen mehr, ſondern winkte gleichſam nur mit einem ſehr freundlichen Blick der Augen; über die Straße ging ſie allein, da ſie doch früher gewohnt war, entweder zu fahren oder ihre wenigen Spaziergänge be-

gleitet von einem reich galonirten Diener zu machen. Sie ließ ſich nirgends anmelden, ſondern trat ein, entweder nach vorhergegangenem leiſen Klopfen an die Thüre oder auch ohne ein ſolches. Auf dieſe Weiſe verkehrte ſie ſelbſt mit Fürſten. Einen Platz, der ſie ihrem Stande nach in der Geſellſchaft hätte ehren ſollen, nahm ſie nie an, ſondern blieb entweder ſtehen, oder wählte ſich einen beſcheidenen Seſſel. Daß man ſie gnädige Frau oder Baronin nannte, duldete ſie zwar, allein ſie hörte es nicht gerne; ſie ſelbſt vermied alle Titulaturen und wandte überall, wo es nur irgend ging, das einfache „Sie“ an. Dabei machte die Innigkeit, die ſie in Blick und Wort legte, die Kälte und ſcheinbare Verletzung der Artigkeit wieder gut. Gegen die Fürſten und gegen ihre Standesgenoſſen war ſie zurückhaltend, gegen das Volk und gegen die Armen hingebend und ſo freudig herzlich, wie man ſich's kaum vorſtellen mag. Es war der Accent der ächten, wahren Liebe, den ſie jedem ihrer Worte, das ſie gegen die Nothleidenden und Armen ausſprach, aufprägte. In der erſten Zeit beſonders war das Feuer der Apoſtel und Bekenner ſichtlich über ſie ausgegoſſen. Wer ſie in den Jahren 1813 und 1814 geſehen, kann ihre Erſcheinung nie und nimmer vergeſſen. Der Aufzeichner dieſer Zeilen ſah ſie viel ſpäter, faſt am Ende ihrer wunderſamen Laufbahn, und

doch ist ihre Gestalt ihm lebhaft erinnerlich und Mienen und Geberden sind, als aus dem innersten Born des bewegten Geistes quellend, noch jetzt in dem späten Andenken auf ihn einwirkend.

In dieser gänzlich veränderten Gestalt erschien sie nun 1810 wieder in Paris und hielt hier in ihren Gemächern — Betstunden.

Die Umwandlung der Frau von Krüdener, die wir psychologisch aus ihrem eigenen Gefühls- und Gedankenleben glauben erklärt zu haben, wird nun auch durch die Geschicke und den Umschwung der Ideen und Ansichten, die diese hervorbrachten, hinlänglich gedeutet. Wir haben unter unseren Bildnissen schon eine Fromme, allein die Frömmigkeit der Fürstin Galitzin ist völlig verschieden von der der Frau von Krüdener. Jene Geprüfte verlor sich, ebenfalls von der falschen Größe und der glänzenden Thorheit der Welt überzeugt, in das Dunkel einer katholischen Betkapelle, nur sich selbst und ihr Seelenheil bedenkend, indeß Frau von Krüdener der Strömung ihrer Zeit folgend, als Fromme gerade recht ins öffentliche Leben trat und zur Verkündigerin der Glaubensmeinungen ihrer Mitwelt wurde. Jene sonderte sich ab, diese theilte sich mit; jene schloß sich ein, diese ging auf den Markt. Keiner der Mitlebenden jener großen Tage, wo man die Throne stürzen und die

Fürſten und Gewaltigen gebeugt ſah, kann ſich rühmen, an ſich und ſeinem innerſten Weſen keine Umwandlung erfahren zu haben. Der Tumult und die Zerſtörung waren zu gewaltſam, die Großthaten zu blendend, die Kontraſte zu überwältigend, die grauſamen und erhabenen Lehren, die der Himmel über die Menſchheit hinſtreute, zu donnernd, als daß ein der Empfindung und des Nachdenkens irgend fähiges Gemüth nicht ſich dem allgemeinen Hin- und Herdrängen der Geiſter angeſchloſſen hätte. Das gewöhnliche Leben ſchien ganz ſeine Bedeutung verloren zu haben, Jedermann athmete nur in einer Atmoſphäre von Größe und Erſchütterung. Wie mächtig muß der Sturm gebraust haben, daß wir, die weit entfernt Stehenden, noch zittern beim Anblick der noch nicht ganz weggetilgten Zerſtörungen jener Trümmer und Leichenfelder, und Jene, die Gott mit dem Geſchenk einer ſo ſündenblutigen und ſiegestrunkenen Zeit begnadigte, Jene, die die großen und ewigen Geſchicke vor ihren Augen vorſichgehen ſahen, Jene ſollen nicht gebebt, ſollen nicht gezittert haben? Ja, ſie haben es: die Stummen erhielten Sprache, die Trägen Feuer, die Schwachen Stärke. Man leſe die Zeugniſſe, die uns in Büchern erhalten ſind, und man halte die Thränen zurück, man mäßige das Klopfen des Herzens. Es war eine Zeit, guter Gott, die wieder einmal Ewi-

ges auf Erden darſtellte; wann wird wieder eine ſolche Zeit kommen? Frau von Krüdener war nicht die Einzige, die bei dieſem großen politiſchen Pfingſtfeſte eine flammende Zunge erhielt, ſie erſcheint uns nur auffallender, weil ihr Wirken einen beſondern Charakter annahm, weil ſie als Einzelweſen aus der Gruppe der Begeiſterten hervortrat und ſich den Blicken der Menge auf einem Piedeſtal zeigte.

Bei einem Vorfalle in Venedig merkte Frau von Krüdener zuerſt, daß ihr die Gabe gegeben war, zu einer verſammelten Menge zu ſprechen und auf dieſe augenſcheinlich zu wirken. Eine Bettlerin ſollte in Haft geſchleppt werden, das Volk lief zuſammen und wollte die Gefeſſelte befreien. Es kam zu einem Streite mit der bewaffneten Macht. Die Gondel, in der Frau von Krüdener mit ihrer Geſellſchaft ſaß, hielt an dem Platze, wo der Tumult vorfiel; der fremden Dame machte man Platz, und die Bettlerin ſtürzte händeringend zu ihren Füßen. Frau von Krüdener erkannte die Alte, dieſe hatte eine Zeit lang in ihren Dienſten geſtanden, ſie übernahm in wenigen Worten ihre Vertheidigung und befreite glücklich die Verzweifelnde. Das Volk umgab jetzt die Helferin mit lauten Beifallsbezeugungen, trotz ihres Widerſtrebens erhob ein kräftiger Mann ſie auf ſeine Arme, und ſie den Umſtehenden zeigend rief er:

„Seht, das iſt die ſchöne junge Dame, die ſich des Volkes annimmt, die nicht leiden will, daß ihm Unrecht geſchehe. Begrüßt ſie, bittet um ihren Segen!“ — Dieſe Scene war ſchnell vorübergehend und gab Anlaß zu Scherzen in der Umgebung der ſchönen Geſandtenfrau, allein auf dieſe ſelbſt hatte ſie Eindruck gemacht. Von dieſem Augenblick an war es ihr nicht gleichgültig, ob ſie von den niederen Klaſſen des Stadttheils, in dem ſie wohnte, bei ihrem Erſcheinen bemerkt wurde oder nicht. Es geſchah regelmäßig. Die Gondelführer ſtritten ſich an ihrem Palaſte um die Ehre ſie zu fahren; es ſetzte ſogar Meſſerſtiche. Wenn ſie in die Kirche ſich begab, rief man ihr Segensſprüche nach. Wer hätte jemals ein weibliches Herz beobachtet und errieth nicht ſogleich, daß zu dem künftigen Gemälde hier ſchon einzelne Skizzirungen und Farbentöne zuſammengetragen wurden? Frau von Krüdener wußte, daß ſie Macht uber die Geiſter einer verſammelten Menge hatte, es koſtete nur den Entſchluß, dieſe Macht anzuwenden, und zu dieſem Entſchluß brachte ſie raſch der Sturmdrang der Zeit und die gereifte Frömmigkeit ihres Innern.

Nach der Schlacht von Jena ſchrieb ſie ihren Angehörigen: „Wir gehen großen Geſchicken entgegen. Gebet Acht, meine Lieben, es wird der der die Herzen

prüft ſichtbarlich und auch den Blödeſten verſtändlich, an die Bruſt der Könige und der Völker greifen."

Während Napoleons raſchem Vordringen, wo „die Ernte zu ganzen Garben niederfiel und nicht Zeit genug war Alles vom Felde zu räumen" hielt ſie ſich in Genf auf, wo ſie die Bekanntſchaft des jungen Empeytas machte, eines Geiſtlichen der reformirten Kirche, eines ſchwärmeriſchen und feurigen Jünglings, der in ſeiner Perſon bei Frau von Krüdener den Uebergang bildete von einem weltlichen Geliebten und Verehrer zu einem geiſtlichen Freunde und Miſſionsgehülfen. Er war Beides. Er liebte die noch ſchöne Frau und betete die werdende Heilige an.

Fortwährend ſchrieb ſie in dieſer Zeit Briefe an die Ihrigen. Von den zwei Kindern, die ſie geboren, behielt ſie die Tochter bei ſich und ſendete den Sohn nach Liefland. Sie wollte auf das Schickſal des Letztern, der ſich für die diplomatiſche Laufbahn entſchieden hatte, nicht hemmend einwirken.

In Heidelberg ging ſie in das Gefängniß der Verbrecher und ſaß da den Mördern und Dieben predigend. Der Krieg hatte eine große Anzahl des verderbteſten Geſindels in einzelnen Städten gehäuft: die Entſittlichung und die Verwilderung dieſer Rotten war ſo groß, daß ſelbſt die Exekutoren der Gerechtigkeit und die Wäch-

ter der öffentlichen Sittlichkeit ſich ſcheueten, mit dieſen extravaganten Vagabunden ſich einzulaſſen. Eine ſchwache Frau ging, allein mit einem Predigtbuche bewaffnet, mitten unter ſie. Als ſie zum erſten Male einen ſolchen Beſuch abgeſtattet hatte, ſchrieb ſie an Empeytas: „Mein Freund, wenn ich Dir ſagen ſollte, was ich gehört und geſchaut in dieſer kurzen Viertelſtunde, die es mir möglich war in einer ſo entſetzenvollen Umgebung auszuharren, Du würdeſt Dein Antlitz verhüllen und mit Zittern mich Gott empfehlen. O mein Geliebter, was iſt der Menſch! zu welchem Schreckbilde kann das urſprünglich ſo reizende Original verkehrt werden, wenn ſataniſche Hände darüber kommen und mit den dunklen Schatten der Hölle die reinen Farben zudecken! Ich habe unter Verbrechern geſeſſen, ich habe ihren Hohn über mich und über den, in deſſen Namen ich kam, ausgießen hören müſſen, einen Hohn, der die Sprache eines bis zur tiefſten Verderbheit geſunkenen Pöbels führte. Es herrſchte in manchen dieſer Aeußerungen, wie ſoll ich ſagen, ein Luxus des Laſters, und doch — o Bruder — war, was dieſe unreine Zunge ſagte, nur oft das was ein Herz gefühlt, ein Geiſt gedacht, der in ganz anderer Hülle, unter Purpur und Seide ſich verborgen. Ich erkannte in den Tiefgefallenen nicht allein meine Brüder, ſondern auch die Genoſſen meiner eigenen

Sünde und Thorheit. Das war es was mich niederſchmetterte, als ich den Kerker verließ, in den ich ſo hochmüthig und mit ſo großer Selbſtzufriedenheit eingetreten war. Wie dieſe demüthigende Ueberzeugung mich befiel, verlor ich dergeſtalt den Muth, daß ich eilig auf den Rückzug dachte, und von den zwei Stunden, die ich dazubleiben mir vorgenommen hatte und zu denen ich die Erlaubniß von der Behörde erhalten, nur eine Viertelſtunde wirklich blieb. Als ich nach Hauſe gekommen war, ſchalt ich mich und ſagte mir mit Verdruß, daß ich allzufrüh fortgeeilt ſei, daß ich tapfer hätte Stand halten ſollen dem Anblick nicht allein der fremden, ſondern der eigenen Verwüſtung. Morgen geh' ich demnach wieder hin. Es ſitzt Einer darunter, den ich in Paris gekannt, mit ihm getanzt, mit ihm geſpielt habe, er war ein ſchöner Mann. Er hat mich nicht erkannt, ich aber ſogleich ihn. Gute Frau, ſagte er mir, als ich mich zitternd zu ihm wandte, gebt Euch keine Mühe mich zu bekehren. Eine Welt, die vor dem ſich beugt, der ſich nicht damit abgibt, die Kaſſette eines Krämers zu ſtehlen, ſondern gleich die Krone eines Fürſten raubt, zeigt, daß nur der Glückliche Recht hat und der Unglückliche beſtimmt iſt, zertreten zu werden.! — Dieſe grauſame Verirrung brachte ich nicht aus ſeinem Kopfe und ſeinem Herzen heraus. Er ſehnte ſich nach Vernichtung

und der Tod war ihm Labsal. Ein Anderer entriß mir mein Buch und gab mir damit einen Schlag an den Kopf und rief: Geh, Närrin, als Du noch jünger und hübscher wareſt, wirſt Du ebenfalls nicht an Gott geglaubt haben, das ſind Einfälle Deiner alten Tage und Deiner morſchen Glieder. Ich wagte kein Wort zu erwiedern. — Ich zitterte ſichtlich."

Dieſes Beſuchen der Gefängniſſe machte zuerſt die Regierungen auf die ſeltſame pilgernde Frau aufmerkſam, die die Länder durchzog und ein öffentliches Werk der Barmherzigkeit zu predigen und zu üben begann. Aber der noch immer fortdauernde Krieg ließ die Aufmerkſamkeit nicht an iſolirten Einzelheiten in der tumultuariſch bewegten Maſſe haften, man lenkte, wenn man den Blick dahin gerichtet, ihn bald wieder ab. Das brennende Moskau nahm alle Geiſter in Anſpruch: eine große Pauſe der ſpannenden Erwartung erfüllte ganz Europa. Alles lauſchte nach dem Norden hin, die Völker hielten den Athem an, um keinen, auch nicht den ſchwächſten Laut von dort her zu verlieren, bis endlich aus der Schneenacht hervor der kleine Schlitten, der den fliehenden Kaiſer nach Deutſchland brachte, das Signal gab zu dem Waffengeraſſel und dem wilden Stimmenhalloh der erwachenden Völkermaſſen. Die geſchlagene Armee, einſt die ewig ſiegreiche, bedeckte mit ihren blu-

tenden Krüppeln, ihren zu Gerippen ausgehungerten Schattenbildern die Fluren Deutſchlands. Das Volk ſtand auf, in die Paläſte der Fürſten kehrte das Lächeln und die Hoffnung wieder.

Frau von Krüdener war damals in Genf; ſie flog nach Leipzig und wollte nach Berlin eilen; doch die ſich zuſammenziehenden Truppenmärſche verſperrten ihr den Weg; ſie ging in die Schweiz zurück, ſchaute von ihrem ruhigen Aſyl aus den Bewegungen zu und erfuhr mit einem Entzücken, das an Wahnſinn grenzte, ſo ſehr und ſo innig war dieſe ſeltene Frau Patriotin, die Erfolge der Völkerſchlacht in den Ebenen Leipzigs. Deutſchland war frei — jetzt galt es, das Volk, dem ſie in der Trübſal Muth und Ergebung gepredigt, Demuth im Glück, Gehorſam im Frieden, Dankbarkeit im Siege zu lehren. Sie fühlte ſich berufen, dies zu thun. Die Sache des wiedererweckten und wiederbefeſtigten Glaubens erſchien ihr jetzt als die Erſte und Wichtigſte. Danket Gott! Danket Gott, Fürſten, Völker! daß er Euch errettet hat. Ihr habt nur dies Eine zu thun, aber dieſes Eine iſt unerläßlich! Danket Gott! — —

Als die ruſſiſchen Heere das Dankfeſt in den Ebenen von Chalons feierten, war ſie den Armeen gefolgt und gab eine Beſchreibung dieſes Feſtes heraus. (Le camp de Vertus. A Paris chez le Normant.) Wir he-

ben hier einige Stellen aus dieſer Dithyrambe: „Wir ſind Zeuge eines jener großen Schauſpiele geweſen, die die Erde wieder an den Himmel knüpfen und die die Nachwelt als eines von den erhabenen und großen Kapiteln der Geſchichte aufſtellen wird, in welchem die Jahrhunderte ſich offenbaren!“

„Wer könnte es wagen, die Geſchichte unſerer Tage zu ſchreiben! Wo iſt der kühne Tacitus, der dieſe Ereigniſſe, die, ähnlich der fabelhaften Sphinx, Alle verſchlingen, die das große Räthſel nicht verſtehen, zu berühren wagte? Bedeutungslos gehen dieſe Ereigniſſe an denen vorüber, die den lebendigen Gott nicht kennen, daß er ſie ihnen erklärte, und die ewig vereinzelt und ohne Ruhe daſtehen werden, wenn ſie nicht Glieder der großen Kette ſind, deren letztes Glied der Ewige ſelber hält. Ja, wenn mitten in der allgemeinen Sündfluth, wo Jeder nur auf den Schiffbruch des Andern rechnete ohne ſeinen eignen zu ſehen, Leidenſchaften und Verbrechen die Nacht der Zerſtörung auf die Völker geworfen haben, ſo gab es doch nur eine Quelle des Laſters, den Willen, ſich vom lebendigen Gotte zu trennen. Auf dieſem Willen der Trennung ruht die uralte dunkle Lehre vom Sturz der Engel, hierin wurzelt auch die Sünde der erſten Menſchen. Der Stolz riß die Wankenden von der unendlichen Liebe los, und ſiehe da,

die menſchlichen Schwächen erzeugten ſich aus dieſer Quelle.“

„Aber mitten unter dieſem Geſchlechte verſtoßener Sterblichen lebte ein Volk, das der Ewige liebte; ein großer Gedanke, hervorgegangen aus dem Herzen der Allmacht und in irdiſche Form verkörpert. Dieſem Volke gab er den Sieg!“

„Ich ſpreche zu Euch und meine Stimme tönet durch Euer Herz! Sagt ſelbſt, waren wir nicht noch vor wenig Monden Alle in der Hoffnung einig, daß eine Umwandlung ſtattfinden müſſe? Sie iſt erfolgt. Auf den Feldern und Ebenen, die einſt Attila's Sturz ſahen, ſtürzte der Koloß in Trümmer: ein zweiter Attila, eine noch grauſamere Geißel Gottes. Er iſt nicht mehr. Von ſeinem Sturze widerhallen die Wüſten Aſiens. Der Ewige hat ihn geſchlagen. Wie ein Nebel im Gebirge, der am Morgen vor dem Blicke des Wanderers hinzieht und beim Steigen der Sonne ſchwindet, ſo ſchwand er. Sein Gang war furchtbar; er ſchritt durch Leichen wie die Schnitter durch Saatgarben. Wen wählte Gott, um den Sieger zu beſiegen? Fragt Ihr mich, ſo ſag' ich Euch: er wählte ein Volk, einfach und ſchlicht in ſeinen Sitten und Gebräuchen; ein Volk, noch nicht angeſteckt von dem giftigen Hauch einer Alles ergrübelnden und unterwühlenden Zweifellehre; ein

Volk, das noch nicht aus dem Becher aller Ausſchweifungen getrunken; ein Volk, das von ſeinem Heile noch nicht verlaſſen worden: dieſes Volk wählte Gott. An ihrer Spitze ging ein Held hoher Beſtimmung daher, ein Mann, auf deſſen Haupt der uralte Segen Jehovah's niederträufelte. Dieſer jugendliche Held verbindet mit der Stärke Alexanders und Cäſars die Demuth und die Kindlichkeit der Apoſtel. Solcher Art ſind die Männer, die Gott auserwählt, die in Verwirrung treibende Welt in die rechte Bahn zurückzuleiten!"

„Ich nenne Euch dieſen Helden — es iſt Alexander. Der Ewige rief Alexander und der Erwählte hörte die Stimme. Freudig wie ein Held zum Siege flog er ſeine Bahn. Die Sonne der Freiheit leuchtete ihm voran und ewiges Morgenroth krönte ſeine Schritte."

„O großer Fürſt! Wie fühlteſt Du mit Freudebeben, daß die Gelübde Deines edlen Herzens in Erfüllung gingen, als Du opfernd und Gott dankend auf jenem Felde ſtandeſt, das einſt das Blut von hunderttauſend Schlachtopfern trank, hingewürgt von einem tyranniſchen Könige, und Du — hunderttauſende Deines Volkes auf dieſes ſelbe Feld zum Dank, zur Buße, zur Religion der Liebe hinführend! Wie ſüß mußten Dir die Pſalmen klingen, die dieſe Getreuen ſangen, wie lieblich — auf dieſem einſt ſo blutigen Felde — die Saat des

Friedens Dir entgegenwogen. Friedensfürſt — Völkerliebling! Sanfter Held, Troſtbringer und Schmerzenstilger! Ehe Du aus Deines Vaters Hauſe gingeſt, ſo hatteſt Du daſelbſt ſchon das Bitterſte gefühlt, aber Du hatteſt ihm männlich widerſtanden. Der Eroberer hatte auch Dir mit ſchmachvollen Feſſeln gedroht, doch als ſchon Dein ungeheures Reich zitterte, Du zitterteſt nicht, Du ſchloſſeſt keinen unwürdigen Frieden, ſondern Du gabſt der Hoffnung Raum, Gott werde Dich ſchützen. Er hat Dich geſchützt, Völkerliebling!“

„Was fühlſt Du, Mann des Jahrhunderts, wenn Du Deine Völker beten ſiehſt? Wenn Du dieſe hunderttauſend Stimmen, alle mit einem Klange, den Namen Gottes anrufen hörſt? Und Du, ihr Fürſt, haſt ſie hierher geleitet! Süßer und lieblicher Held, nicht wahr, nun trocknen die Thränen, die Du weinteſt, als Du des Trübſals Zeuge wareſt? Nun iſt vergeſſen Dein banger Schmerz, der Dir das Herz zerwühlte beim Brande des Hauſes Deiner Ahnen. Das Evangelium der Liebe und Verſöhnung iſt zwiſchen Moskau und Frankreich verherrlicht.“

„Und Du, Frankreich! ſchönes und eitles Land, empfinde jetzt, wie Deine Thorheit und Dein Stolz Dich ins Verderben geſtürzt! Deine Kinder haben geſündigt, die Thore Deiner Städte haben den Verrath und die

Liebloſigkeit einziehen laſſen. Bekenne und büße! Sieh, hier auf dieſen Feldern haben ſich Europa's Fürſten, Europa's Völker verſammelt, um auch für Dich, Du tief Gefallene, zu beten. Der Sturm ihrer Pſalmen trägt auch Deinen Namen zum Himmel empor, und Deine uralten Sünden, auf die reinen Fittige des Gebets der Gerechten genommen, werden in dieſem Augenblick dem Allmächtigen vorgelegt, daß er den Blick der Gnade auf ſie hefte. Frankreich, bekenne, büße und hülle Dich in Staub und Aſche! Willſt Du, daß Deine Triumphbögen und Städte nochmals in den Staub geworfen werden ſollen, daß Deine Könige nochmals auf dem Blutgerüſte endigen, daß Deine Gerichtsſtühle nochmals von dem Fuß der Grauſamkeit und Ungerechtigkeit beſtiegen werden ſollen? Der Zorn des Herrn iſt furchtbar, wenn er die ſchon Beſtraften nochmals ſtraft! Darum ſündige nicht wieder. Die ſtaunenden Völker haben es geſchaut, wie Du durch Deinen eigenen Ruhm gezüchtigt worden. Nun geh' in Dich — Tochter des heiligen Ludwig, Blume des Ritterthums, Land der Geſänge — lerne Demuth, daß Deine Könige neu erblühen, Deine Palme erneute Zweige treibt."

„Es ſtehen ſieben Altäre bereitet, darauf fließt der Völker Blut. Es ſind ſieben Opferzeugen geladen, die da Zeugniß ablegen ſollen, wie das prieſterliche

Werk vollbracht wird. Frankreichs Altar war umgestürzt, allein es ist wieder erhöhet worden und die Gesänge tönen wieder um die einst zertrümmerten Stufen. Man sieht Frankreich hervorgehen, demüthig wie eine Magd, gebeugt wie eine Wittwe und von ihren Lippen tönt der Name «Jesus Christus!»"

„Seht, Völker, seht das gedemüthigte, das gebesserte, das wieder betende Frankreich! Macht ihm Platz, daß sie durch Eure Reihen wandle — die büßende Gekrönte! die Völkergedemüthigte, die von Liebesschmerz um Christo Verzehrte!" —

Dieser Gesang, denn anders kann man diese Ergüsse einer feurigen Seele nicht nennen, machte große Wirkung als er erschien. Es war dies erklärlich. Die Welt war enthusiastisch eingenommen für die Erscheinung Alexanders, man sah in ihm in der That einen zweiten St. Georg, einen jugendlichen Ueberwinder. An seine glänzende und prangende Gestalt schlossen sich der König von Preußen und der Kaiser von Oestreich als minder bevorzugte Persönlichkeiten an. Diese drei Monarchen, gefolgt von dem unabsehbaren Zuge ihrer vereinten Völker, bildeten — darin sind alle Nachrichten übereinstimmend — eine imposante Gruppe, die wol die entfesselte Begeisterung zu einem Lobgesange, wie wir ihn eben gelesen, entflammen konnte. Unsere Zeit, die

kühl und ſarkaſtiſch iſt, hat hierüber kein Urtheil. Frau von Krüdener erlebte hier gleichſam ihre religiöſe Glanzepoche. Sie ſtand noch nicht als ſeltſame Heilige iſolirt da, ſie war mit Volk und Zeit eng verbunden, ſie ſprach nur aus, was die Geſammtheit dachte und fühlte. Wer auch nicht mit ihr ſchwärmte und träumte, konnte doch mit ihr glauben und anbeten. Denn ihr Glaube war noch geſund, ihr Gebet noch rein. Es klingt hart, wenn wir dieſes ausſprechen, allein wenn wir überhaupt in dieſen Dingen uns ein Urtheil anmaßen dürfen, ſo erſcheint uns die fromme Glut der Frau von Krüdener, ſo wie ſie ſich nach den Befreiungskriegen, namentlich von 1814 an, zeigte, als ein ſehr verkümmertes, theilweiſe ſogar entſtelltes Bild, gehalten gegen die ſchöne und friſche Erſcheinung, die ſie in dieſer Periode des Kampfes und Sieges darſtellte. Nach einem menſchlichen Urthel hätte ſie hier ſterben müſſen, alsdann wäre ſie der Nachwelt als eine heilige Prophetin, als eine ſchwärmeriſche und begeiſterte Patriotin erſchienen. Jetzt miſcht ſich in ihr Andenken das Bild einer alten Betſchweſter und dies iſt gar ſchlimm. Die Menſchen mögen ſo ungern ſich zum „Bewundern“ verſtehen, ſie haſchen mit Gier nach irgend einem verdunkelnden und lächerlich machenden Zug an einem trefflichen Bilde, und hier iſt dieſer Zug leider bald gefunden. Es gehört der ganze

Ernſt und die Strenge des Sittenmalers dazu, um dieſer frivolen Menge das Bild nicht zum Raube zu geben. Wir wollen dieſem Ernſte treu bleiben und unſere abwärts ſteigende Heldin ſchonend niedergeleiten. Die Zeit, die jetzt kam, war ſelbſt eine enge, dürftige; ſcheltet darum nicht, daß in ſolcher Atmoſphäre auch der moraliſche Athemzug der Heldin ein hektiſcher wurde.

Jetzt fangen die Reiſen der Frau von Krüdener an, die ſie unternahm, zwei Gensd'armen zu beiden Seiten des Wagens und in demſelben von einem Polizeikommiſſär bewacht. Das waren traurige Triumphzüge, und doch waren es Triumphzüge, denn das Volk ſchaarte ſich zu ganzen Maſſen dem kleinen Poſtwagen zu, in dem die Verbannte ſaß. So ging's von einer Grenze zur andern: kein deutſcher Staat wollte ſie aufnehmen, nirgends wollte man ihr ein Aſyl geſtatten. Auf jeder Gaſthofstreppe ſtand ſchon ein Diener der öffentlichen Wachſamkeit mit dem Abweiſungsſchreiben in der Hand. Die arme Frau war oft krank, ſie war todtmüde, und doch nöthigte man ſie, wieder einzuſteigen und aufs Neue in die Irre zu fahren. Es ging ihr das Geld aus und ſie darbte. Hatte ſie wieder etwas, ſo ſpeiſte ſie die Armen und predigte. Ein Brief, den ſie in dieſer Bedrängniß an den Freiherrn von Bergheim, badiſchen Miniſter, ſchrieb, iſt bezeichnend für ihre

Lage und Stimmung. Wir wollen Einiges daraus mittheilen:

„Mein Herr, da ich öffentlich des Ungehorsams gegen die Behörden bezüchtigt worden bin, was mit dem Geiste des Friedens und der Sanftmuth, den ich Jedem empfehle und der die Grundlage meines Benehmens sein muß, im Widerspruch stände, so sehe ich mich genöthigt, zum ersten Male das Stillschweigen zu brechen, das ich mitten unter allen Ungerechtigkeiten, Unbilden und Verfolgungen, deren Ziel ich bin und die mich die Gnade des Herrn mit Geduld und oft mit Freude ertragen ließ, stets beobachtet habe. Ich erkläre also, daß ich auf keine Weise mich den Behörden widersetzen wollte, insofern ihre Maßregeln nicht den Geboten, die, weil sie von Gott kommen, ich höher achten und für die ich mit Freuden mein Leben lassen muß, widerstreiten. Ich konnte also ungeachtet des amtlichen Verbots, Niemand, wer es auch sei, weder bei mir noch in den Zimmern, die ich in der Nähe meines Hauses gemiethet hatte und in denen man mir in der ersten Zeit meines Aufenthalts Gastfreundschaft zu üben gestattet hat, aufzunehmen, diesen Maßregeln nicht gehorchen, ohne in so vielen Fällen ein Verbrechen zu begehen.

Wenn Sie den Umfang des Elendes kennten, unter dem die Gegend, in der ich mich gegenwärtig befinde,

(in der Schweiz, Grenzacher-Horn) leidet, ſo würden Sie meine Lage leicht begreifen. Urtheilen Sie ſelbſt, ob in dieſen Zeiten der Trübſal, wo Tauſende ohne Arbeit und Unterhalt umherirren, wo ich von Hunger und Qual erſchöpfte Mütter mir nahen ſah, die mir ihre Kinder zu Füßen legten, mir die Anreizungen zur Sünde geſtehend, denen ſie ausgeſetzt geweſen und noch ſind. Durfte ich dieſen Bekümmerten eine Freiſtatt verſagen? Ein anderes Mal ſind es Kranke, die, die heftigſten Schmerzen leidend, hier ankommen, weil ſie wiſſen, daß ſie im Gebet und im Namen Jeſu Chriſti geheilt werden würden. Ich weiß, daß man in Ihrem Lande Niemand beherbergen darf, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, eine namhafte Strafe zu zahlen: ich hätte zweifelsohne um jene Erlaubniß nachgeſucht, wenn nicht wegen der weiten Entfernung hierdurch Verzögerungen herbeigeführt worden wären, die jede gute Frucht der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zunichte gemacht. Ich ſage es wiederholt: ich brauche mich nicht zu vertheidigen. Ungeſcheut durchwandre ich die Wüſte unſerer Kultur, um gegen Geſetze zu kämpfen, die durch das Geſetzbuch, welches ich einzig anerkenne, durch das Geſetzbuch des allmächtigen Gottes verworfen ſind. Ich kann Ihnen Beweiſe vorlegen, daß ich nicht anders handeln konnte, wie ich gethan, wenn ich nicht die Religion, in

der ich erzogen bin und die ich ausübe, verleugnen wollte.

Eine andere Beschwerde Ihrer Regierung ist, daß ich diejenigen nicht zurückgewiesen habe, die da kamen, mir ihre schwerbelasteten Herzen aufzudecken und mich baten, für sie Gott anzuflehen: ich hätte sie ihren Seelsorgern zurücksenden sollen. Allein oft kamen sie aus weiter Ferne, aus fremden Ländern, oft waren es gerade die Seelsorger selbst, die sie mir zugesendet hatten. Sie waren in ihre Sünden vertieft, der Verzweiflung nahe. Zuweilen waren es Leute, die keine Seelsorger hatten und in keine Kirche gingen, die Einen weil sie nicht bekehrt, die Anderen weil sie zu arm waren und in ihrer Kleidung sich dort sehen zu lassen nicht wagten; ein Fall, der sich in protestantischen Gemeinden öfters ereignet. Oft waren es auch Juden, gerührt und ergriffen von der Schönheit des Evangeliums, und endlich oft auch Priester und Seelsorger selbst, mit denen ich betete.

Der heilige Chrysostomus sagt: „Jedes Kind Gottes ist Prediger, aber nicht jeder Prediger ist ein Kind Gottes.“ Das ganze Leben derer, die sich diesem erhabenen Dienste weihen, muß reden; sie haben nicht nöthig, die Kanzel zu besteigen, sie beten und dulden, und Alles wird ihnen zu Theil. Sie leben nur um zu lieben und ihren anbetungswürdigen Meister zu verherr-

lichen. Sie haben kein Vaterland, oft keinen Zufluchtsort, ſie entſagen irdiſcher Luſt; allein ihrer iſt eine andere Glückſeligkeit, ſie genießen die Freude des Himmels und das Herz ihres Gottes iſt ihr Zufluchtsort, ihre feſte Burg. Warum auf Verfolgungen achten? Sie ſchlummern unter den Steinen, die auf ſie geſchleudert werden, ein, ähnlich dem heiligen Stephanus."

„Dies iſt die Kirche, die ſich bilden muß und ſich bildete, während das Gebäude der geſellſchaftlichen Ordnung, durch die Kunſtgriffe der Finſterniß ſeinem Einſturz nahe gebracht, nur noch ein Aſyl von Ungerechtigkeit und Lüge darbietet. Wer das Herz des Menſchen ſchuf, weiß was der menſchlichen Geſellſchaft zuträglich iſt. Seine ewigen Geſetze heißen: Heiligung des Lebens, Liebe im Herzen. Jeſaias ſagt: Brich mit den Hungrigen dein Brod und die, ſo im Elend irren, führe in dein Haus."

„Zu den Füßen des Kreuzes habe ich gelernt an meine Bruſt ſchlagen und ihn zu lieben. Ich hörte ſeine Stimme; wie hätte ich widerſtehen können! Mag man denn Aergerniß daran nehmen, daß der Herr große Thaten durch ein Weib verrichtet, mag man einen unendlichen Haß auf dieſes Weib werfen: dieſes Weib bittet für die, die ſie haſſen. Der große Gott bedurfte dieſes Weibes, das, gedemüthigt durch ihre Sünden und

Verirrungen, bekannte, wie ſie Sklavin und Betrogene der Eitelkeit dieſer Welt geweſen. Er bedurfte einer muthvollen Kämpferin, die, nachdem ſie auf dieſer Erde erlangt hatte, nach deſſen Beſitz das Herz trachtet, ſelbſt den Königen ſagen konnte, wie Alles eitel und nichtig ſei. Dieſe arme Verblendete wollte einſt durch ein wenig Talent und das was die Welt Geiſt nennt, glänzen; ſie hat den Muth, zu bekennen, daß auf dieſe Beſtrebungen ſie jetzt mit Erröthen niederſieht."

„Warum hält man mich zurück? Catharina von Siena, mit der mich zu vergleichen ich wahrlich nicht die Kühnheit habe, predigte ganzen Klöſtern, ſie ſah eine große Anzahl Bedrängter um ſich, für die und mit denen ſie betete, und Niemand wehrte ihr."

„Allem Geſagten zufolge werden Sie, wie ich denke, nicht zweifeln, daß ich bei dem Aufenthalte in Ihrem Lande weder irgend einen Plan, noch eine menſchliche Abſicht habe. Sie werden einſehen, daß man mir weder etwas geben noch nehmen, daß man mich nur verfolgen kann, und dieſe Verfolgung iſt dem Bekenner ein Labſal. Die heiligen Schriften werden Ihnen ſagen, daß der Herr allezeit Frauen dazu wählte, wenn es um die Befreiung des Volkes zu thun war."

„Noch hab' ich Ihnen zu bemerken, mein Herr, daß es eine ſchändliche Lüge der öffentlichen Blätter iſt, in

einer Zeit von Müſſiggängern zu reden, wo Niemand Arbeit hat, wo Tauſende ſeufzend darum bitten, wo in Folge von Züchtigungen, welche die Habſucht und den Egoismus treffen, alle Manufakturen ſtocken; wo es Pflicht iſt, dem darbenden Arbeitsmann zu lehren Troſt und Hülfe im feſten Vertrauen zu Gott zu ſuchen. Nein, mein Herr, weit entfernt, den Müſſiggang zu begünſtigen, habe ich vielmehr Baſel, dieſer Stadt die Millionen beſitzt, vorgeworfen, daß man nicht beſſer für die Armen ſorge, daß man, ſtatt ihnen Beſchäftigung zu geben, die Handarbeit vermindere. Aber man läßt daſelbſt die Armen für die Armen ſorgen, während die Reichen an den Reichen feſthalten." — —

Man ſieht aus dieſem Briefe, wie rege ihre Theilnahme war an dem Elend der Zeit und dem Bedürfniß der Armen. Diejenigen, die dieſe Frau ewig der Eitelkeit und der Heuchelei bezüchtigen, haben keinen Begriff von dem wirklichen Märtyrerthum, das in einem Leben, wie ſie es führte, voll ſteter Anfechtung, plumper Anklage und roher Verfolgung liegt. Es kümmerte ſie wahrhaft im Herzen die Lage des verlaſſenen und preisgegebenen Volkes, um das ſich Niemand kümmerte, als die Reichen und Machthaber ſich und die Ihrigen aus dem Schiffbruch gerettet hatten. Dieſen von der perfiden Civiliſation verrathenen Schaaren, dieſen Unglück-

lichen, die keine Heimath, keinen Gott, keinen Herrn hatten, die die Gauen Deutſchlands überfluteten, überall Hülfe ſuchend und nirgend findend, dieſe Jammervollen fanden Troſt und Unterſtützung bei einer Frau, die ſelbſt verfolgt und elend, ihr Brod mit ihnen brach und, vor ihren oft blutigen Lumpen nicht zurückbebend, an einem Tiſche mit ihnen ſaß, zu einem gemeinſchaftlichen Gebet ihre Stimme mit der ihrigen miſchte. Solche Werke ſind nicht die einer Heuchlerin, ſie ſind zu allen Zeiten eines wahren Chriſten würdig und der Bewunderung und des Preiſes der wahrhaft Frommen theilhaftig geweſen.

Aber es iſt dem menſchlichen Willen nicht gegeben, ſich immer auf einer gewiſſen Höhe zu erhalten; auch Frau von Krüdener lenkte, wie wir ſchon angedeutet haben, von dieſer Höhe niederwärts. Schon vor dem Jahre 1814, wo ſie in Karlsruhe den nähern Umgang mit dem bekannten thörichten Schwärmer und Myſtiker Jung-Stilling ſuchte, gerieth in ihre, ſchon an und für ſich ſo leicht entzündbare, Phantaſie der Brennſtoff einer unheilbringenden Geheimlehre, die den redlichen Willen ihres Herzens ſchwächte und ihren Kopf mit Schattenbildern füllte. Die Miſſion, die ihr vorgezeichnet war, beſtand darin, ſich eng an die Bewegung der Gegenwart anzuſchließen und die Bedürfniſſe des Volkes zu beachten; zur grübelnden Unterſucherin und Betrachterin

religiöser Mysterien war sie nicht gemacht; ihr Verstand hatte weder die Klarheit, noch ihr Prüfungstalent die gehörige Schärfe, um auf diesem Felde, zu dessen Bearbeitung der ewige Wille Geister ganz anderer Art berufst, auch nur das geringste Verdienstliche zu leisten. Sie wußte das auch, und doch ließ sie sich von dem Schwärmer berücken, mit ihm über seine seltsamen Systeme und phantastischen Theorien zu grübeln. Es ist nöthig, ein paar Worte über diesen Geisterschauer, der leider auch einen nicht geringen Einfluß auf seine Zeit geübt, anzubringen.

Jung, der sich in seiner Selbstbiographie Stilling nannte, war der Sohn eines Bauern, der ihn das Schneiderhandwerk lernen ließ. Goethe hatte den damals in der Irre herumwandernden jungen Mann kennen gelernt und von ihm, von seiner wohlwollenden und geistvollen Empfehlung, die er ins Publikum brachte, schreibt sich die erste Vorliebe der Zeitgenossen für den Schwärmer her. Er muß allerdings einige Anziehungskraft auf die Gemüther besessen haben, jedenfalls ist jene oben angeführte Selbstbiographie ein sehr eigenthümliches, liebliches Sittengemälde, und diese war es auch, die Goethe für den Autor dauernd einnahm. Aber Jung blieb nicht dabei stehen, ein einfacher Dorfschneider zu sein, er wurde Arzt, und zwar ein durch mystische

Mittel, durch geheimnißvolle Einwirkungen ſeine Kuren vollendender. So wie er als Schneider ſeine ſchlecht gearbeiteten Röcke mit Gebet anfing, ſo begann er auch ſeine ärztlichen Kuren, die beſonders Augenkrankheiten betrafen, mit Gebet. Kenntniſſe hatte er nicht und ſuchte ſie auch nicht. Manche von den operirten Patienten erhielten ihre Sehkraft wieder, andere blieben blind, und dieſe, ſo ſchloß Herr Jung, waren beſtimmt, blind zu bleiben. Der ſonderbare Mann wurde nun auch Profeſſor, und noch dazu ſeltſamer Weiſe der Kameralwiſſenſchaften, gerade in dem Fache, von dem er, der nichts von der wirklichen Welt und dem was ihr noth that begriff, auch nicht die mindeſte Kenntniß hatte. Es war ihm zum Glück gerade damals, als er ſein Katheder beſtieg, eine Zeit, wo Aller Aufmerkſamkeit auf das große Drama der Weltgeſchichte gerichtet war und es Niemandem einfiel, auf einen übel beſetzten Lehrſtuhl an irgend einer kleinen Univerſität Deutſchlands die Blicke zu richten. So trug denn Herr Jung ſeine Kameralwiſſenſchaft vor. Nebenbei ſchrieb er eine Menge ſchwülſtiger und geiſtesarmer Romane, die die Phantaſie eines Schneiders mit der Geſchmackloſigkeit eines für den Sold ſchreibenden Büchermachers vereinigten. Selbſt der Literarhiſtoriker vermag es kaum, dieſe Romane zu durchblättern, ſo gemein und niedrig ſind ihre Kompo-

ſitionen. Und ein ſolcher Geiſt unternahm es, den Himmel auszumöbliren und in Gemächer abzutheilen. Er ſchrieb, als er merkte, daß ſeine Romane keinen ſo rapiden Abgang fanden als er wünſchte, myſtiſche Schriften in dem graſſeſten Genre. So gab er eine Theorie der Geiſterkunde heraus, dann eine myſtiſche Zeitſchrift „der graue Mann“ und endlich ſogar „Scenen aus dem Geiſterreiche.“ Dieſe Scenen ſind wahre Beleidigungen des geſunden Menſchenverſtandes: es treibt in dieſem Buche die Pöbelphantaſie mit den ehrwürdigſten Gegenſtänden, mit den größten und heiligſten Aufgaben der Poeſie und Geſchichte ihr frevelhaftes Spiel. Die myſtiſchen Bücher der Bibel ſind dabei commentirt, wie ein Stubenſitzer und Duckmäuſer, in deſſen verdumpften Schädel nie ein Strahl von dem ewigen Leben Gottes in der Geſchichte und in der Natur gefallen, dergleichen commentiren kann. Alles Hohe ſchrumpft zu kleinen, jämmerlichen, übelduftenden Zerrbildern zuſammen, und dieſe Mißgeſtalten üben noch, wie die Sage von der Alraunwurzel berichtet, eine Art Zauber auf ihre Beſchauer aus: man ekelt ſich vor ihnen, aber muß ſie doch beſchauen. Um nur Eins aus dieſem Buche anzuführen, ſo erinnern wir an das Schickſal des Malers und Baukünſtlers, den Herr Jung in den Himmel kommen läßt. Was findet er dort? Man gibt ihm eine Stadt zu

bauen und trägt ihm auf, die Räumlichkeiten mit Bildern zu schmücken. Der Baukünstler und Maler baut und malt, und zwar leistet er das Beste, was seine Kunst vermag. Als er fertig ist, erscheint ein Engel, einer von den Engeln, die so langweilig und altklug sprechen, als wären sie aus der frühern Schneiderwerkstatt des Herrn Jung hervorgegangen, und beleuchtet mit einer Lampe mit himmlischem Oel das vollendete Werk —; es erscheint miserabel. Die Thürme drohen einzustürzen, die Paläste sind nicht rechtwinklig, die Bilder vollends zeigen schlimm zusammengesetzte Farben und Linien, wenn der Strahl der Lampe auf sie fällt. Der Künstler ist niedergedonnert und der Engel spricht: „Du siehst jetzt, daß Du nichts zu schaffen verstehst, daß alle menschliche Herrlichkeit Kinderspott ist, daß der Mensch nicht dazu da ist, Paläste zu bauen und schöne Bilder zu malen, und daß Gott keinen Wohlgefallen an dem Betrieb irgend einer eitlen und irdischen Kunst hat. Fahr' zur Hölle!" — Mit diesen Worten wirft der Engel die kleine Stadt mit den mißrathenen Modellen zusammen, wie des Knaben Hand Kartenhäuser niederschlägt, und entschwebt, um irgend eine andere Besserungsanstalt im Himmel zu besichtigen. Man sieht aus diesem einen Beispiele, wie Herr Jung über die Entwicklung des Menschengeistes denkt und welche Be-

griffe er von der ewigen Weltordnung hat. Mit dieſem Manne beſchränkten Geiſtes traf nun unſere Fromme zuſammen. Es kam unter ihnen das unerſchöpfliche Thema der Geiſtererſcheinungen zur Sprache und die aufmerkſame Schülerin ließ ſich von dem aberwitzigen Meiſter die Einrichtung des tauſendjährigen Reiches erklären. Es wurde gebetet und Geiſter wurden citirt. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß Herr Jung ein Betrüger war, aber um den ſchwachen Mann, der die Eitelkeit und den geiſtlichen Hochmuth hatte, zu glauben, daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott ſtände, ſammelten ſich die falſchen Propheten und die myſtiſchen Wundermänner jener Zeit. Die Schweiz, der Elſaß, Franken und Baiern boten den Schauplatz für die Beſtrebungen einer beſondern Propaganda, die mit den Wundern und dem myſtiſchen Weſen oder Unweſen Wucher trieb. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Frau von Krüdener, ſich in dem Zweck und den Mitteln, ihre Aufgabe zu erreichen, auf eine kurze Zeit irrend, dieſem Treiben ſich anſchloß und namentlich in Paris bei einigen, damals großes Aufſehen machenden Gaukelſpielen unwiſſentlich wirkſam war; allein eine böswillige Verläumdung iſts, wenn das Buch: „Zwei Jahre in Petersburg; aus den Papieren eines alten Diplomaten" ausſpricht, daß ſie an die Perſon Kaiſer Alexanders ſich

gedrängt habe, um dieſen Fürſten, der damals in düſtren Seelenzuſtänden befangen war, durch Ueberredungskünſte und frommen Betrug in ihre Gewalt zu bringen. Es gehört ſo wenig dazu, die Welt das Verwerfliche und Schlimme glauben zu machen: Frau von Krüdener zählte viele Feinde; ihr öffentliches Wirken war allen Regierungen verhaßt und ganz beſonders ſtand ihr jene Partei der ſogenannten freiſinnigen Männer entgegen, die, noch vom alten Stamm der Aufgeklärten des achtzehnten Jahrhunderts ſich herzählend, die Religion verachteten und jede Beſtrebung, die Völker zum Glauben und zum religiöſen Halt zu führen, als ein Mittel anſahen, verjährten Aberglauben zum Nutzen despotiſcher Fürſten- und Prieſterherrſchaft wieder einzuführen. Dieſe ſelben Männer waren es jedoch, die in der Zeit der Verdächtigungen ihre Proklamationen ſchnell verſteckten und gern bei der Verfolgung der freiſinnigen Richtungen, die ſie ſelbſt gepredigt, die Frommen zu Hülfe riefen, damit dieſe die Maſſen wieder zügelten. Daß dieſe ſogenannten Frommen, denn die meiſten waren ebenſowenig wahrhaft fromm, wie Jene wahrhaft aufgeklärt ſich nennen durften, den Kleinmuth ihrer früheren Sieger benutzten und nun ihrerſeits der Zeit eine für ihr perſönliches Intereſſe nützliche Richtung geben wollten, iſt rein menſchlich und darf den Beobachter des Ganges der

Geſchichte nicht Wunder nehmen. In dieſem Kampf der Meinungen und Intereſſen darf man den einzelnen Charakteren nicht Unrecht thun und ihnen aufbürden, was freilich ſehr bequem, da man's hier nur mit einem Namen zu thun hat, was die um dieſes Einzelweſen gruppirte Menge in Verfolgung ihrer verſchiedenſten Intereſſen ſündigte. Frau von Krüdener war vielleicht nie wahrer und von Eitelkeit freier, als in ihrem Verhältniß zu dem Kaiſer. Sie ſah in ihm das Ideal eines Fürſten und Menſchen; ſie knüpfte an ſeine Erſcheinung alle die tiefglühenden Hoffnungen ihrer edlen Seele, ſie ging ihm entgegen mit dem freudigen Zittern und der ſchrankenloſen Zuverſicht einer Gläubigen, die den Freund gefunden hat, den ſie geſucht, den Genoſſen, der mit ihr die Siegespreiſe der ewigen Liebe zu erringen trachtet und der da kommt, um das, was ſie der Welt zu geben zu ſchwach ſich fühlt, den Frieden, ihr zu geben. Welch eine Seele, die Großes bedenkt, die Ewiges hofft, die Unvergängliches erſtrebt, fuhlte nicht dieſelben Entzückungen bei ähnlichem Anlaß, wie ſie Frau von Krüdener empfand, als ſie dem mächtigſten Herrſcher Europas entgegenging und ihn bat, den Völkern das Glück und den Segen wiederzugeben, die ihnen geraubt worden. Mögen wir, die wir aus der Entfernung jene Thaten anſehen, immerhin finden, daß Vieles, was da-

mals als unmittelbar vom Himmel gefallene und für alle Zeiten und Völkerzuſtände paſſende Wahrheit galt, wenig mehr als ein ſchöner Irrthum, eine vergängliche, ſchwärmende Idee war; nur unbillig dürfen wir nicht ſein, den perſönlichen Edelſinn nicht antaſten, die gottdurchglühte Seele nicht beleidigen, eine ſchöne That nicht ſchlimm nennen, weil ihre Erfolge dem prahleriſchen Anlauf nicht entſprechen.

Wir haben die Mißgriffe und falſchen Richtungen, die Frau von Krüdener beging und einſchlug, ſchon angedeutet, ſie wurden durch den Verkehr mit den oben bezeichneten Myſtikern hervorgerufen. Ihre Verſammlungen und Betſtunden nahmen von 1819 einen Charakter an, der von dem freien Impuls, der zehn Jahre früher die Geiſter und Gemüther um ſie einte, ſehr verſchieden war. Sie bekamen den Anſtrich pietiſtiſcher Konventikel, da ſie früher den Charakter religiöſer Volksverſammlungen, patriotiſcher Zuſammenkünfte gehabt hatten. Es ſchloſſen ſich Begleiter an ſie an, die, ähnlich wie jene Genoſſen des ſchon alternden Grafen Zinzendorff, die Bewegung der Gemüther unter Formeln und Aeußerlichkeiten bannten. Es wurde nicht mehr der Inhalt des Gebets, es wurde die Art, wie man äußerlich ſich dabei benehmen ſolle, beachtet. Ein Theil betete hinter verſchloſſenen Thüren, nach dem Ausdruck der

Schrift „im Kämmerlein," Andere öffentlich bei Herumreichung von einer Art Liebesmahl. Die Frauen gingen in eigenthümlichen Kleidertrachten einher, die Männer, beſonders der Schweizer Lachenal, ſpielten die deutſchen Quäker, und der letztere wurde anſtößig, indem er gewiſſe Einfachheiten in der Umgangsweiſe einführte und ſogenannte Bruder- und Schweſterküſſe als chriſtliche Sitte geltend machen wollte. Da die fromme Geſellſchaft immer auf der Wanderung war, beſtändig im Krieg mit der Polizei, ſo kam ſie faſt nie dazu, eine nöthige Ordnung und ein folgerechtes Ziel zu erſtreben. Gauner und Abenteurer von der ſchlimmſten Art ſchloſſen ſich an und brachten die Miſſionäre in Mißkre it. Frau von Krüdener erfuhr wenig von dieſen Mißgeſchicken, ſie wurde, je näher ſie der Hinfälligkeit und den Beſchwerden des Alters kam, deſto abgeſchloſſener für die Außenwelt. Es ſchmerzte ſie tief ihre ſchwindende Macht auf die Menge fühlen zu müſſen; ſie trat nur ſelten noch öffentlich auf, und dann konnte ein einzelner Blick aus der ſie umſtehenden Zuhörerſchaar, der kalt oder gar ſpottend auf ihr ruhte, ſie aus der Faſſung bringen, und ſie klagte dann unter Thränen ihren Angehörigen, daß Gott das Feuer ihrer Seele von ihr genommen, daß er ſie erniedrigt habe vor dem Volk und hinfort nicht mehr ſeinen ewigen Namen von ihr ver-

herrlicht wiſſen wollte. Dieſe Stimmungen der äußerſten Zerknirſchung dauerten zwar nicht anhaltend, allein ſie kamen oft wieder und der Kummer den ſie dabei empfand nahm immer mehr Gewalt über ſie an. Sie ſchrieb in dieſer Zeit aus Riga (1820) an Empeytas, der ſich in der Schweiz befand: „Gott läßt ſeine Gerechten müde werden, damit ſie wahrnehmen mögen, wie gering ihre Kraft und ihr Ruhm vor ihm ſo äußerſt klein iſt. Auch mir, die ich lange nicht die ſüßen Palmen der Streiter Gottes den Muth haben darf, in die Hand zu nehmen, auch mir hat er in dieſen Tagen gezeigt, daß er meiner Dienſte nicht fürder bedarf. Mein Haupt ſenkt ſich auf die Bruſt, mein Arm ſinkt ermattet nieder und mein Gang, der ehemals ein „Fliegen zum Ziele" war, iſt ſchleichend. O mein Freund, wenn die Stunde kommt, die mich abruft, wie werde ich zitternd ihrem Gebote Folge leiſten! Ueber die Erde hinverſtreut liegen meine guten und böſen Tage, ich ſammle ſie, und ſiehe, es iſt taube Frucht darunter. Ich war ein Weib, das eitel und gefallſüchtig begann und nach kurzem Lobgeſang kleinmüthig und klagend endet. Weg mit dieſem Weibe! — Aber die Barmherzigkeit Gottes läßt mich dann wieder hoffen und ich lebe neu. Wir wollen ruhig zuſchauen, wie lang' ich's noch treiben darf." —

Sie gab jetzt ihr öffentliches Predigtamt auf und lebte mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne, dem Baron von Berkheim, in der Nähe von Riga. Dort hatte der Aufzeichner dieser Zeilen Gelegenheit sie zu sehen; es sei ihm vergönnt, zur Beendigung dieser Charakterskizze noch die paar Contouren hinzuzufügen, die eigne Anschauung ihm vorzeichnet. Es war ein Sommerabend, als ich, am Flusse spazierengehend, einen Wagen herankommen sah, in welchem ich neben einem jungen Manne eine ältliche Dame in grauseidenem Gewande sitzen sah. Ohne zu wissen, daß es Frau von Krüdener war, machte die Erscheinung dieser Frau, die Ungewöhnliches in Mienen und Geberden zeigte, einen mächtigen Eindruck auf mich. Ich blieb in einiger Entfernung stehen, als ich den Wagen halten und am Arm ihres Begleiters die Dame aussteigen sah. Die Veranlassung, der zufolge sie den Wagen verließ, war eine besondere. Sie hatte am Ufer des Flusses Mägde mit einer Wäsche beschäftigt gesehen. Sogleich war das Bedürfniß zu predigen in ihr rege geworden. Sie näherte sich den, in dummem Staunen aufschauenden Dirnen, bestieg einen Uferstein und so in erhabener, Allen sichtbarer, freier Stellung hielt sie eine Rede, deren Anfang und Hauptinhalt mir nur erinnerlich geblieben ist. In geläufiger Sprachweise des Landvolkes jener Gegenden und mit

tönender Stimme begann ſie mit der Frage: Was thut Ihr da? Die Mägde ſahen ſich mit blödem Lächeln unter einander an und antworteten dann ſtockend, daß ſie ihre linnenen Kleidungsſtücke reinigten. „Wohl! rief Frau von Krüdener, Ihr reinigt Euer irdiſches Kleid, aber habt Ihr auch bedacht, daß Euer himmliſches Gewand, Eure Seele, ebenfalls Flecken haben mag, Flecken, die Euch in große Scham verſetzen werden, wenn Ihr einſt in ſo unehrerbietigem Aufzuge vor Gott zu erſcheinen gezwungen werdet? Ihr ſchaut mich verwundert an und ſcheint zu fragen, wie ich es wiſſen könne, daß Eure himmliſchen Kleider unrein ſeien; glaubet mir: ich weiß es ſicher. Unſerer Aller Seelen ſind in demſelben Falle; auch die edelſten und beſten ſind nicht ohne Fleck; aber dafür iſt das Gebot an uns gelangt, unabläſſig für ihre Reinigung zu ſorgen, ſo wie Ihr in dieſem Augenblick für die Tilgung der Flecken in Euren Kleidern ſorget. Gott wird Euch ſtrafen, wenn Ihr das Eine unterließet, ſo wie Euch Euer Herr ſtrafen würde, wäret Ihr träge in der Förderung des andern. Gottes Strafe iſt aber um ſo viel furchtbarer als die menſchliche, als der Himmel höher iſt denn die Erde!“ — Die Rede ging in dieſem Sinne weiter, immer das Motiv von den nächſten Umgebungen hernehmend und die einfachſten Metaphern ungeſchmückt und dem natürlichen

Verſtande nahe legend. Die Wirkung, als Frau von Krüdener eine halbe Stunde ungefähr geſprochen, war überraſchend. Die Mägde, von dem inſipiden Staunen und geiſtloſen Aufhorchen zum Erkennen und Verſtehen übergehend, verließen ihre Arbeit und warfen ſich Thränenſtröme vergießend der Frau, die immer noch auf dem Steine ſtand und liebevoll niederlächelte, zu Füßen. Sie legte ſegnend ihre Hände auf die Häupter der Mägde. Die Stille, der wolkenloſe Abendhimmel, die eben vernommene begeiſterte Rede, deren Worte noch auf den Schwingen der Abendlüfte ſich zu wiegen ſchienen, Alles zuſammen ließ das Bild dieſes ungewöhnlichen Auftritts als ein bleibendes in dem Gedächtniß des Zuſchauers. Später, wenn ich von Frau von Krüdener hörte, ſchwebte mir immer dieſe Abendſcene vor dem geiſtigen Auge.

Von Neuem erregte ſie Anſtoß, als ſie ſich, nach Petersburg kommend, für die Angelegenheit der griechiſchen Freiheitskämpfe erklärte. Man gab ihr den Rath, die Hauptſtadt zu verlaſſen, und ſie ging in Geſellſchaft ihrer Tochter und ihres Schwiegerſohnes in die Krimm, wo ſie von dem daſelbſt herrſchenden Fieber befallen wurde und den 13. December 1824 in Karaſubaſar ſtarb. Sie war lebensmüde und verſtand die Zeit nicht mehr, wie die Zeit auch ſie nicht mehr beachtete.

Von den Urtheilen der Zeitgenossen über sie wollen wir nur eins noch ausheben, nämlich die Stimme, die in dem „schweizerischen Wegweiser" laut wurde. Es erscheint uns diese Besprechung ihres Thuns und Wirkens, wenn auch nicht in geistiger Hingebung aufgefaßt, wie, unserer Ansicht nach, eine Natur wie die der Frau von Krüdener genommen sein will, doch mit Milde und Einsicht sowie mit Verständniß dessen, was zu erreichen war und erreicht ist, hingestellt. Es heißt daselbst: „Zwei ihrer vorzüglichsten Bemühungen scheinen uns höchst zeitgemäß und beifallswerth, nämlich ihr Versuch, die in Glaubens- und Sittenlehren entzweiten Christen auf dem Wege der Duldung und christlichen Liebe einander zu nähern und zu Einer Kirche vorzubereiten, dann die Menschen in sich zu versöhnen dadurch, daß sie den Reichthum für die Armuth in Anspruch nahm. Zwar dürften nicht alle ihre Ansichten und Maßnahmen zu diesem Behufe unbedingt zu billigen sein, allein wenn ihr Grund sie auch nicht heiligt, sollte er doch vor Verunglimpfung und Verfolgung schützen. Sicherer würde sie aber auch dem entgehen, wenn sie nicht in Auswahl und Sendung ihrer Jünger mit wahrhaft frommem Leichtsinn und blindem Eifer zu Werke ginge. Einem großen Theile unserer Geistlichen thut sie es übrigens nicht nur im Geist, Vortrag und werkthätigen

Eifer zuvor, ſondern auch beſonders darin, daß ſie nicht um der Religion willen Aberglauben unterhält und einführt: betet, arbeitet, verlaſſet euch nicht auf die Menſchen, ſondern auf Gott! ſagt ſie den Meiſten aus dem Volke!" — Dieſe Worte erhalten als Zeugniß noch beſonderes Gewicht, wenn man bedenkt, daß ſie gerade in der Periode der wildeſten Verfolgung und zwar in der Schweiz ausgeſprochen wurden, in einem Lande, das immerdar ſtolz geweſen iſt auf die orthodoxe Lehre und den Eifer ſeiner Geiſtlichen.

Faſſen wir obige Reſultate unſerer Beobachtungen an dieſem intereſſanten Bilde in einem Endurthel zuſammen, ſo erſcheint uns Frau von Krüdener als eine Frau von lebhaftem Geiſte, produzirender Phantaſie und einem warmen Herzen. Weit entfernt, in ihr eine verſchmitzte Betrügerin zu ſehen, lieben und bewundern wir in ihr das Bild der Wahrheit, freilich das durch innere Gemüthswallungen und durch äußere Einwirkungen getrübte Bild, jedoch immer das Bild der Wahrheit. Sie dachte *groß* von den Menſchen und fühlte *warm* für ſie, der Tribut, den ihre weibliche Eitelkeit foderte, war zwar nicht gering, aber er taſtete nirgends den moraliſchen Gehalt ihrer Handlungen an. Ihre Schwächen hatten zur Unterlage immerdar die Idee von Aufopferung und Buße, und Schwächen die-

ſer Art ſind verzeihlich, nur die, welche den unwandelbaren Egoismus als Beweggrund mit ſich führen, ſind argliſtige Feinde des Individuums ſowol als auch der Menſchheit.

Caroline Neuber.

Caroline Neuber.

Nicht als eine berühmte Frau, die sie nicht war, nehmen wir diese Schauspielerdirektrice in unsere Zusammenstellung mit auf, sondern als eine interessante Erscheinung, die an die Literaturzustände des vorigen Jahrhunderts sich anschließt und literarischen Notabilitäten nahe tritt. Wir haben bei den übrigen Frauen, deren Leben und Wirken unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, die Gelegenheit vermißt, über Theater und dramatische Literatur ein Wort einfügen zu dürfen, hier wird uns dieser Stoff geboten. Zwar haben wir keine berühmte Schauspielerin zu besprechen, so wie die Franzosen ihre Clairon, ihre Lecouvreur haben, eine solche suchen wir in Deutschland damals vergebens und erst spät zu Ende des Jahrhunderts, von dem hier die Rede ist, treten die gefeierten Heroinen der Bühne, die glänzenden und schönen Gestalten einer Unzelmann, einer

Schröder auf, zu spät und zu weit mit ihrer Wirksamkeit ins neunzehnte Jahrhundert herüberragend, als daß wir sie als Eigenthum unserer Schilderungen betrachten dürften. Es bleibt uns also, um dieses so reiche und interessante Feld für Frauentalent und Frauencinfluß zu bearbeiten, nichts als das Bild einer, wenn auch gleich tüchtigen, doch rohen und beschränkten Natur, die in den Gauen Deutschlands sich umtrieb und nach einer kurzen Periode des Glanzes in dem Tumult und dem Gedränge des siebenjährigen Krieges unterging, mit Tausenden von Talenten und Kräften, die mit ihr untergingen, mit ihr verdarben, an denen sicherlich mehr verloren ging als an ihr.

Um die Gestalt dieser Frau aus dem Volke heraufzubeschwören, müssen wir zugleich aus den Nebeln der Vergessenheit das gelockte Haupt des großen Pedanten, des berüchtigten Gottsched, emporsteigen lassen. Dieses edle Paar gehört zusammen und von ihm gehen die diktatorischen Gesetze aus, die das Theater der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beherrschen. Die Neuberin und Gottsched; aber noch ein Dritter war dabei, ein anfangs gehätschelter Freund, dann ein gescholtener, zudringlicher, endlich ein verbannter und verstoßener Sohn, es war dies der deutsche Hanswurst. Als der Pedant und die Direktrice den Thron bestiegen, lebte Hanswurst

in noch blühender Lebendigkeit und Gesundheit. Dieser ehrliche Knabe hatte das Volk der Deutschen durch alle Perioden seiner Geschichte begleitet, immer Kurzweil treibend, immer Possen reißend, immer das Entzücken und den Stolz deutscher Jugend ausmachend. Der große, majestätische Festtanz, den die deutsche Geschichte aufführt, voran die ehrwürdigen Häupter der Friedriche, die kräftigen Gestalten der Berlichingen und Hutten, die Luther und Melanchthon — dieser Festtanz hatte zum Schluß immer die kapriolenmachende und grimaçenschneidende Figur Hanswursts. Hanswurst war überall; er stand hinter dem Stuhl des Kaisers, er nahm sich die Freiheit, an der Tafel der Prälaten zu erscheinen, in die Klöster der frommen Schleierträgerinnen drang er ein und sogar mußte Holbein ihn in die Schilderung seines Todtentanzes aufnehmen. Immer Hanswurst und immer Hanswurst. Dieser Liebling hatte schon längst, schon zu den Zeiten, als die Nonne Roswitha ihre absurden Komödien schrieb, Platz auf der deutschen Bühne genommen, er war dort gleichsam zu Hause, seine Wiege hatte da gestanden, er war auf den Brettern groß geworden; unzähligemal hatte man ihn daselbst geboren werden, aus dem Ei steigen sehen, an seiner Hand waren die griechischen Schwestern Thalia und Melpomene erschienen; Niemand hatte an dieser sonderbaren Pro-

tektion und an dieſem ſonderbaren Protektor Anſtoß genommen. Jetzt plötzlich fuhren Blitze auf ſein Haupt, Blitze, die die dürre Hand des Pedanten und die feiſte, derbe Fauſt Caroline Neubers ſendeten — durfte Hanswurſt dies dulden? Sollte er, der ſo kühn geweſen war, in Baſel mit dem Tode zu tanzen, ſollte er jetzt vor einem leipziger Profeſſor und deſſen Verbündeten zurückbeben? Nein, Hanswurſt hielt ſich brav; er führte einen hartnäckigen Kampf, er focht mit Armen und Beinen und nahm noch als drittes Bein ſeine Pritſche zu Hülfe, er verlor manchen bunten Lappen von ſeinem koſtbaren Gewande — allein es half doch Alles nichts, das fürchterliche Paar, die entflammte Primadonna und der wüthende Pedant wurden Sieger über den armen Spaßmacher, er ſtürzte zu Boden, aber indem er unterlag, griff ſeine Hand noch einmal in die Perrücke ſeines Gegners und eine dichte, ungeheure Wolke Staubes wirbelte empor und verdeckte wie ein Berg von Nebel die Scene des Kampfes, ſo daß das deutſche Volk bis auf dieſe Stunde nicht weiß, ob ſein geliebter Hanswurſt wirklich zu Grunde ging, oder ob er nicht doch Mittel fand, ſich zu retten und in Sicherheit zu bringen.

Die Biographie Caroline Neubers angehend, ſo iſt wenig von ihr bekannt geworden. Sie ſoll ſelbſt den Entſchluß gefaßt haben, ihr Leben zu ſchreiben; es wäre

eine Bambocciade eigener Art geworden, und eine ſolche Autobiographie wäre vielleicht viel amüſanter geworden, als ſo manche, die wir von ſehr gelehrten und ſehr langweiligen deutſchen Profeſſoren und Künſtlern haben. Allein Frauen dieſer Art ſind ſelten gute Schriftſtellerinnen, es wäre darum die Frage, ob Caroline eine geweſen: ſobald dergleichen Abenteurerinnen die Feder ergreifen, geräth ein Geiſt der Anſtändigkeit über ſie, der ihnen vorhält, wie ſie ſchwerlich aufs Papier bringen dürfen, was ſo beluſtigend zu erleben war, und da fallen gerade die, deren Leben am bunteſten war, in die jämmerlichſte Miſère und Trockenheit, wenn ſie ein Buch machen. Da ſie nun ſelbſt nichts aufgezeichnet hat, ſo müſſen wir uns an die dürftigen Notizen halten, die ihre Zeitgenoſſen über ſie hinterlaſſen. Namentlich werden Leſſings Worte über ſie von großem Gewicht ſein. Er kannte ſie und ſeine Jugend fällt in die Zeit, wo die Neuberin ihre Glanzperiode hatte.

Im Jahre 1692, nach Anderen 1700, wurde ſie als Tochter eines Advokaten, Namens Weiſſenborn, zu Reichenbach im ſächſiſchen Voigtlande geboren. Ihr Vater hielt ſie ſtreng und ſie nahm Gelegenheit, ihm zu entſchlüpfen. Mit einem Schüler entlief ſie; dieſer Herr Neuber, der ſeinen Vokalbüchern untreu wurde, erhielt ſpäter die Hand ſeiner Dame. Das Paar organiſirte

eine wandernde Schauſpielertruppe und gab in Weiſſenfels Darſtellungen. Madame Neuber, ſchon früh ihren wahren Beruf erkennend, ſetzte ſich an die Spitze der Truppe, gab Geſetze, erließ Verordnungen und hielt das hergelaufene Geſindel in ſtrenger Zucht. Ihr erſter Schritt zu Glanz und Bedeutung war die Erlangung eines Privilegiums am Hofe Auguſts in Dresden; demzufolge ihr erlaubt war, in Leipzig und in der Hauptſtadt zu ſpielen. Sie zog es vor, an dem erſtern Orte ein bleibendes Etabliſſement zu gründen, da ſie keine Concurrenz mit den italieniſchen und franzöſiſchen Hiſtrionen, die damals in Dresden ihr Weſen trieben, aushalten konnte.

Hier in Leipzig gab ſie nun (1727) Stücke noch nach altem Zuſchnitt und Geſchmack, ſo z. B. die Tragödie: „Der von Iſtrien nach Hyperboreen gebrachte goldne Apfel“ oder: „Der Königin Octavia Liebſchaft, Fall und Ende“ oder: „Des Herculis zwölf gräuliche Arbeiten.“ Zu dieſen Pieçen kamen noch die großen „Haupt- und Staatsaktionen,“ die das Publikum liebte und die die Schauſpieler gerne gaben, weil ſie ſich darin in einer gewaltigen Perücke und in ſteifen Röcken zeigen konnten, ein Nero mit dem Galanteriedegen und den Schuhen mit rothen Abſätzen, die Sophonisbe in einem Reifrock und mit Fächer und Mouſchen. Auch Ballets,

in denen der vorerwähnte Hanswurſt ſeine geeignetſte Stelle fand, waren auf dem Repertoir eine erwünſchte Gabe.

So fand Gottſched die deutſche Bühne, als er ſeine kritiſche Wirkſamkeit begann. Es war keine geringe Sache, daß ein Mann in ſo bedeutender Stellung, ein Gelehrter, ein Poet, ein Mann des Staats und des Wiſſens, ſich zu einer Schauſpielerdirektrice herabließ. Die Neuberin mußte ſich geſchmeichelt und geachtet fühlen, und aus dieſem Motiv erklärt ſich auch ihre ungemeine Bereitwilligkeit, die Geſetze ihres Protektors anzunehmen und ſeine Produktionen darſtellen zu laſſen. Es iſt intereſſant, hier die Anfangsſtadien der deutſchen Bühne zu beobachten, eines Inſtituts, das beſtimmt war, wenige Jahrzehnte ſpäter von ſo großer Wichtigkeit zu werden und die beſten Köpfe der Nation zu beſchäftigen. Wie klein, wie unſcheinbar ſehen wir es hier beginnen. Die deutſche Bühne hat ſpäter noch oft das Unglück gehabt, einem Pedanten in die Hände zu gerathen, hier ſtand gleich einer ſchon an ihrer Wiege. Wir müſſen in der Vereinigung der Neuberin mit Herrn Gottſched unbedingt der erſtern das geniale, das ſchöpferiſche und bildende Element zuſchreiben; Herr Gottſched gab nur ſeinen Namen her, ſeine gelehrte Autorität (bei den Deutſchen immer ſo wichtig), ſeine Kenntniſſe und

ſeinen Schulſtaub. Doch waren gerade dies ſehr wichtige und fördernde Dinge bei einer Anſtalt, die, wie die damalige Bühnenkunſt, unter dem Banner der öffentlichen Verachtung ſtand. Komödianten, Diebe und Landſtreicher finden wir oft in einem Satze hingeſtellt, nur durch ein ſchwaches Komma geſchieden. Als eine Ingredienz der komiſchen Romane brauchten die Poeten die damaligen Schauſpieler um die Kapitel ihrer Erzählungen mit gefährlichen und anſtößigen Situationen zu füllen. Man leſe nur Scarrons Sittenſchilderungen, den Gil-Blas und eine große Anzahl Anderer, und Deutſchland wird ſeine wandernden Thespiskarren-Inhaber nicht glimpflicher behandelt haben. Der Neuberin, als einer klugen Frau, mußte alſo gar ſehr daran gelegen ſein, ihr Völkchen in beſſere und minder verachtete Stellung gegenüber dem Publikum zu bringen, wie mochte ſie jedoch dieſen Zweck ſchneller erreichen, als wenn Männer wie Gottſched, ſpäter Leſſing und Weiſſe, ſich mit ihr verbanden. Es war dann ihre Aufgabe, der Autoreitelkeit jener Männer zu ſchmeicheln und ihre Phantaſiegeſtalten durch Bühnendarſtellung zu verkörpern.

Es mag auch, was die Einrichtung der damaligen Bühne, das Verhältniß der Schauſpieler zu den Zuſchauern betraf, eine arge Anarchie und eine rohe Willkür der Sitte geherrſcht haben. Wir ſehen Voltaire

zu ſeiner Zeit mit der franzöſiſchen Bühne, die doch Molière ſchon ſehr geſäubert hinterlaſſen hatte, ähnliche Reformen vornehmen. Wie ſchwer wurde es dem Dichter der Alzire, den Schauſpielerraum frei zu erhalten für die Darſteller und die großen Herren, die daſelbſt ihre Plätze wählten, ins Parterre zu verweiſen. Weil Alles auf der Bühne ſitzen wollte, fanden die, die eigentlich dahin gehörten, keinen Platz daſelbſt. Auf dem deutſchen Theater mag es noch ſchlimmer hergegangen ſein. Gottſched wird das Amt Voltaire's auf der leipziger Bühne übernommen haben, und dieſes Amt war nicht leicht durchzuführen. Dies galt jedoch nur den äußeren Dingen und Verhältniſſen, allein auch in den äſthetiſchen wird er der Unternehmerin von Nutzen geweſen ſein. Wir haben vorhin ſcherzhaft von der Vertreibung des Harlekins geſprochen; allein wenn wir mit Ernſt dieſen kritiſchen Feldzug betrachten, ſo müſſen wir geſtehen, daß auch hier der ſo ſehr verſchrieene Pedant in ſeinem Rechte war, wenngleich wir einräumen, daß er dieſes Recht nicht in geeigneter Weiſe geltend zu machen verſtand. Dem Deutſchen iſts gegeben, in ſeiner niederen Komik unendlich platt, roh und haarſträubend unflätig zu ſein. Der Franzoſe iſt bei ſolchem Anlaß immer noch zierlich, der Engländer humoriſtiſch, der Deutſche aber — es iſt betrübend zu geſtehen —

immer nur gemein. Es liegt in ſeinen Späßen dieſer niedrigſten Art ein ſo abſcheulicher Qualm ſchlechten Tabacks, ein ſo völlig hoffnungsloſes Darniederliegen alles Geiſtes und Witzes, ein ſo unelaſtiſcher und widerſtandloſer Sinnenſchmutz, daß ſelbſt die ſchlechteſte Geſellſchaft anderer Nationen noch immer glaubt bei dem deutſchen Pöbel in ſchlechter Geſellſchaft zu ſein. Dabei iſt die Nation durchaus nicht ſo verderbt wie ihre Nachbarn, ſtünde ſie ſittlich tiefer, wäre ſie vielleicht äſthetiſch amüſanter. Nur eine Nation übertrifft in ihrer Volkskomik die deutſche noch an Unfläterei und zugleich Langweiligkeit, das iſt die holländiſche. Hier iſt dies jammervolle Element ſogar in die Kunſt übergegangen und macht ſich auf freche Weiſe breit. Der Deutſche hält wenigſtens ſeine Gemeinheit wie ein Veilchen verborgen, der Niederländer läßt ſie wie eine Tulpe, ekle Düfte hauchend, aus ſeinen Sümpfen und Niederungen erblühen.

Es gab eine Zeit, wo die Deutſchthümler und Mittelaltler in der Poeſie und Kunſt gerade mit Vorliebe jene Volksſpäße und Volksunfläterein aufſuchten und ſie für naive Poeſie, für einen ſüßen, unendlich lieblichen Naturlaut ausgaben. Dieſe Verehrung des Niedrigen und Trivialen fing an mit der Schauſtellung des Nürnberger Schuſters Hans Sachs. Goethe wies auf ihn hin, und ſogleich ſtürzten von allen Gegenden Deutſch

lands die Verehrer zu Füßen des neuen Götzen. Es hieße die Poesie in ihrem innersten und lebendigsten Pulsschlage verkennen, wenn man die Schöpfungen jener tüchtigen, gestaltenquellenden und bildertreibenden Zeit, aus der der alte Meistersänger stammt, verwürfe; allein in den Späßen Hans Sachsens und nun gar in denen seiner Nachahmer das Höchste und Feinste der graziösen Laune, des lieblichen Scherzes zu feiern, ist eine Versündigung an dem Adel der komischen Muse. Ebenso gibt es eine Komik der Ueberkultur, eine schwächliche, süßliche, ungesunde und sittenlose Komik, die ebenfalls vor der Kritik des guten Geschmacks und des offnen Sinnes nicht besteht, als ihre Repräsentanten können die Franzosen gelten; zwischen diesen Extremen muß die ächte, wahre Volkskomik gesucht werden, ebenso sich vom Unflätigen des Pöbels, wie von dem Erkünstelten der gebildeten Stände fern haltend. Es ist demnach Herrn Gottsched nicht zu verargen, wenn er einem so ungezogenen Geschöpfe, als der deutsche Hanswurst war, den Zutritt auf der Bühne anfangs erschwerte, zuletzt ganz verweigerte. Wir sind in der That dadurch eine tüchtige Portion Rohheit und Gemeinheit losgeworden; wenigstens offenkundig darf sie sich nicht zeigen; versteckt unter anderer Kleidung tritt Hanswurst leider wol noch heute auf. Wenn wir den Kritiker entschuldigen, ent-

ſchuldigen wir ihn jedoch nicht darin, worin er ſich als Pedant zeigte, nämlich in dem wenigen Sinn und Geſchmack, den er für deutſche Bildung und deutſche Kunſt überhaupt bewies. Er war ſelbſt nicht Dichter, um zu wiſſen, was die Bühne fodert und verträgt, um ein Volk zur Kunſt poetiſch zu erziehen, er ſchlug die eine pöbelhafte komiſche Figur todt und ließ die andere pöbelhafte ernſte Figur ſtehen. Die lohenſteinſchen Helden und Kaiſer waren nicht minder geſchmackloſe Popanze, als Hanswurſt ein geſchmackloſer Luſtigmacher war. Herr Gottſched verbot den Deutſchen die Komik und den Humor, da er ihnen doch nur das unpaſſende und unzeitgemäße Organ derſelben hätte verbieten ſollen. Alles in den neuen Dramen ſollte ernſthaft, erhaben, tragiſch ſein — das war eine Albernheit, und dieſer elenden, hölzernen Kritik wegen, nicht wegen der Verbannung des Hanswurſt, nennt die Nachwelt Herrn Gottſched mit Recht einen Pedanten.

Welchen Werth die Deutſchen auf ihren Hanswurſt legen, beweist auch Goethe, der ſich bemühte, den vertriebenen Spaßmacher unter anſtändigen Formen wieder auf die Bühne zu bringen. Im achtzehnten Buche ſeiner Autobiographie findet ſich eine Stelle, wo er ſich ſehr weitläufig mit der Expoſition und der Scenencintheilung eines burlesken Volksdramas beſchäftigt, das er

„Hanswurſts Hochzeit" betitelt; es iſt ziemlich trocken und ohne Spaß, wie denn Goethe's erhabenem und durchdringendem Geiſte eine Gabe durchaus verſagt war, die Gabe witzig und komiſch zu ſein. In keiner ſeiner Produktionen hat er, ſo oft er auch gewollt hat, auch nur im entfernteſten dieſe Seite anzuſchlagen vermocht. Das Schema dieſer projektirten Pieçe war folgendes: „Hanswurſt, ein reicher, elternloſer Bauersſohn, welcher ſo eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen, Namens Urſel Blandine, heirathen. Sein Vormund Kilian Bruſtfleck und ihre Mutter Urſel ſind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchſten Wünſche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet ſich nicht das mindeſte Hinderniß und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, ſich zu beſitzen, durch die Anſtalten der Hochzeit und die dabei vorwaltenden unerläßlichen Umſtändlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält ſeine herkömmliche banale Rede und endigt mit dem Reime: „Bei dem Wirth zur goldnen Laus, da wird ſein der Hochzeitſchmaus." Der Scherz, auf den es hier abgeſehen iſt, bemerkt Goethe ferner, beſtand darin, daß das ſämmtliche Perſonal des Schauſpiels aus lauter deutſch-herkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen beſtand, ſo Vetter Schuft, Vetter Schurke u. ſ. w.

Man sieht aus diesem Entwurf, daß Goethe Hans Sachs kopirt, aber nicht mit Glück; denn bei dem derben Nürnberger Schuster war das Natur, was bei dem großen Poeten der Neuzeit nur Produkt einer zwar genialen, allein doch nur erkünstelten Laune war, die, fern davon, im Gemüth und Sinne des Volkes zu wurzeln, nur gestaltend an seinen Zuständen herumtappte und sich auf einsamer Stube ausdachte, was wol in diesem Genre zu machen sei und was allenfalls Wirkung haben könne. Glücklicher in der Kopie des Hans Sachs war Tieck beim Erschaffen seiner komischen Figur (Hornwilla) im Drama „Octavian." Doch ist es ebenfalls ein viel zu absichtlich spaßhafter Narr und die Ursprünglichkeit und Treuherzigkeit des Hans Sachsischen Hanswurst wohnt ihm nicht bei.

Wir kommen auf unsere Schauspielerdirektrice zurück. Sie führte also ihre Komödien in Leipzig auf und hatte nicht geringen Zulauf. Der Tod König Augusts machte ihrem Treiben ein Ende; sie ging (1733) nach Hamburg, wo sie sich auf eine Zeitlang niederließ. Während ihrer Abwesenheit raubte ihr ein früheres, undankbares Mitglied ihrer Gesellschaft ihr Theaterlokal in Leipzig, und als sie wieder dahin zurückkehrte, sah sie sich genöthigt, in einer elenden Bude vor dem Grimma'schen Thore zu spielen. Durch fortwährendes Ge-

zänk mit ihrem Nebenbuhler ward ihr Leipzig verleidet, und ſie zog mit ihrer Truppe in Deutſchland herum. Im Jahre 1737 ſehen wir ſie nach Leipzig zurückgekehrt, und in dieſes Jahr findet die obige, in der Geſchichte des deutſchen Theaters Epoche machende Vertreibung des Hanswurſt ſtatt. Die Fabel des Stücks war ziemlich ſinnreich erfunden und könnte ſelbſt heute noch einen ganz leidlichen Balletſtoff abgeben. Der Titel war: „Der Sieg der Vernunft.“ Hanswurſt, nach einem Leben voll der gröbſten Verſündigungen gegen die Geſetze des Anſtandes, der edlen Sitte, des gebildeten Geſchmacks, reizt durch eine pöbelhafte Aeußerung, die ihm in der Geſellſchaft der Muſen, zu der er geladen worden, entfährt, den Zorn Thalia's, die ſich gegen den ungezogenen Gaſt mit der ganzen Macht ihrer beleidigten göttlichen Natur waffnet und ihm einen Kampf auf Leben und Tod anbietet. Hanswurſt iſt ſo unvorſichtig, dieſe Herausforderung anzunehmen. Er verläßt ſich auf die Gelenkigkeit ſeiner Glieder, auf ſeine Gabe Sprünge zu machen und ſeinem Gegner unterm Arme zu entſchlüpfen, und endlich verläßt er ſich auch auf ſeinen Narrenkolben. Der Kampf beginnt, die übrigen Muſen ſtellen ſich im Kreiſe herum und Thalia, die von Minerva Helm und Spies geborgt hat, geht im antiken Sturmſchritt auf ihren elenden, ſchon vor Feigheit zit-

ternden Gegner los. Das Ende iſt, daß Hanswurſt unterliegt. Die Muſen ſtimmen einen Feſtgeſang an. Jetzt wird ſein feierliches Begräbniß angeordnet. Es kommen phantaſtiſche, leidtragende Perſonen, der Teufel erſcheint, der Nachtwächter, eine ſonderbare Figur, die den Traum bedeutet, eine andere, die Frau Venus darſtellt, dann eine Anzahl ſchlechter Poeten und Sänger. Wie Hanswurſt übers Theater getragen wird, wendet er ſich auf der Bühne um und zeigt, gleichſam um zu beweiſen, daß er ſelbſt im Tode ſeine alten, böſen Angewöhnungen nicht läßt, dem Publikum einen gewiſſen Theil des Körpers. Bei ſeinem Grabe erſcheint der König David und ſpielt zur Harfe, während die Muſe der Dichtkunſt eine lange, ſchwülſtige und triumphirende Rede hält. Zuletzt ruft der Chor: Hanswurſt iſt todt, Es gibt keinen Hanswurſt mehr!

Man wird geſtehen, daß in dieſer Poſſe eben ſo viel wahrhaft komiſche Laune iſt, als in den beſten Molièreſchen Stücken dieſer Art. Wenn es gewiß ausgemacht wäre, daß Madame Neuber die Verfaſſerin geweſen, ſo gebührte ihr, was Erfindung und Ausführung betrifft, ein großes Lob, und die Aufmerkſamkeit, die ein Leſſing ihr zuwendete, erſcheint hiernach vollkommen erklärt. Leider iſt ihre Autorſchaft nicht zu ermitteln, ſie machte es, wie alle Theaterunternehmer jener Zeit, ſie ließ ſich von

Allen und Jedem helfen, und kam ihr nur irgend ein brauchbarer Einfall zugesendet, so fragte sie nicht lange nach dessen Ursprung, sondern eignete sich ihn für ihre Bühne an. Nach dem, was zuversichtlich ihr zugeschrieben wird, ist kaum anzunehmen, daß sie den „Tod Hanswursts“ gedichtet habe; die Prologe, die von ihr in Hamburg gedruckt erschienen, sind schwache und armselige Produktionen. Es ist glaubhaft, daß unter den vielen jungen, feurigen Köpfen, die das damalige Leipzig beherbergte, sich ein witzsprudelndes Talent gefunden, welches, unbekümmert um den Ruhm bei der Nachwelt, jene für alle Zeiten, wo von deutscher Kunst und deutscher Bühne die Rede ist, denkwürdige Posse gedichtet hat. Wie dem aber auch sei, gewiß ist es, daß die Neuberin das Verdienst hatte, eine solche echte Schöpfung der komischen Muse auf ihr Theater zu bringen.

Ihr Ruf breitete sich immer weiter aus. Sie erhielt eine Aufforderung, nach Kurland zu kommen, wo 1740 der Herzog Biron, der Begünstigte der Kaiserin Anna, regierte. Sie ging, aber sie machte daselbst schlechte Geschäfte. In Petersburg traf sie ein, als gerade der Tod der Kaiserin das Reich und die Hauptstadt in Trauer und Aufregung versetzte und Niemand Lust hatte, die deutsche Thespiskarrenlenkerin zu protegiren. Sie kehrte nach Leipzig zurück, fand aber auch dort die Gemüther

ihr abgewendet und das Land durch die dunklen Wolken beſchattet, die der zweite ſchleſiſche Krieg über daſſelbe hinjagte. Auch war ſie ſo unglücklich, ihren Gönner Gottſched gegen ſich aufzubringen, der Himmel weiß wodurch. Der berühmte Profeſſor gab ſeine Tragödien einer anderen Schauſpielergeſellſchaft und kränkte dadurch ſeine alte ehemalige Freundin aufs bitterſte. Madame Neuber rächte ſich, und die Rache, die ein beleidigter Schauſpieler nimmt, der zugleich Bühnendichter iſt, gehört unter die gefährlichſten Züchtigungsmittel, denen ein Autor ausgeſetzt werden kann. Es wurden jetzt Gottſchedſche Stücke aufgeführt, aber nicht um ſie zu verherrlichen, ſondern um ſie lächerlich zu machen. Dieſer Zweck ſcheint nicht ſchwierig zu erreichen geweſen zu ſein; man brauchte in der That nur den ohnedies ſchon übertriebenen Ernſt und den Schwulſt der Tiraden noch mehr auf die Spitze zu ſtellen, ſo mußte nothwendig die komiſche Wirkung von ſelbſt erſcheinen. Die Neuberin ging noch weiter, ſie brachte, und dies war allerdings eine große Kühnheit, den Profeſſor ſelbſt aufs Theater und ließ ihn unter der Maske eines Mannes im Sternenmantel mit Fledermausflügeln und einer Blendlaterne erſcheinen. Auch dieſe burleske und wie es ſcheint ſehr gut erfundene Farçe hat die Frau wol nicht ſelbſt hervorgebracht, auch bei dieſer iſt ihr geholfen worden,

was um so denkbarer ist, da es hier darauf ankam, dem anmaßlichen und stolzen Kritiker, der überall in Deutschland Feinde hatte, einen derben Backenschlag zu versetzen, ohne daß der Schlagende erkannt und bestraft werden konnte. Der Neuberin selbst so viel literarischen Sinn und kritischen Takt zuzutrauen, um sie ein so gerechtes Strafurtheil fällen zu lassen, hieße wol sie zu hoch stellen. Eine so emporragende Persönlichkeit war sie nicht. Sie wußte nur das, was in ihre Nähe kam, geschickt zu benutzen und sich willig zum Organ der Zeitstimmungen herzugeben, darin liegt aber schon ein nicht geringes Verdienst, und dies müssen wir ihr in vollem Maße vindiciren.

Die thätige und rüstige Frau sah ihren Untergang voraus, ohne etwas zu ihrer Rettung thun zu können. Die Zeiten wurden so drohend und finster, daß mit allem Talent, sich zu schmiegen und zu fügen, doch die Verarmung und das Elend unvermeidlich, selbst für den betriebsamsten und geschicktesten Künstler in diesem Fache, wurden. Sie mußte ihre Schauspieler entlassen und zog von Dorf zu Dorf, deklamirend und singend. Zuletzt gelang es ihr noch, in Zerbst ein bescheidenes Glück zu finden, das aber auch schnell wieder schwand. In Dresden wurde sie von einem Menschenfreunde beherbergt und gegen Noth geschützt; bei der Belagerung 1760

mußte ſie jedoch auch dieſes Aſyl verlaſſen und zog nach dem Dorfe Laubegaſt, wo ſie in tiefem Elend in einer Bauernwohnung ſtarb (1760). Der Bewohner dieſer Hütte — dies iſt charakteriſtiſch für die damalige Zeit — weigerte ſich anfangs, als er hörte, daß die arme, alte, kranke Frau, die zu ihm ziehen wollte, eine „Komödiantin" ſei, ſie aufzunehmen. Er fürchtete, ſeine enge Zelle werde entweiht, wenn ein Geſchöpf, das vor Gott und Menſchen ſo wenig Achtung und Ruhm habe, ſie mit ihm theile. Aber die arme Alte bat ſo dringend, ſie war ſo kläglich in ihren Lumpen anzuſehen, daß der Bauer ſie dennoch aufnahm, trotz ſeiner religiöſen und ſittlichen Skrupel. Sie blieb ihm nicht lange zur Laſt. Eines Morgens fand der gaſtfreie Wirth die Leiche ſeiner Hausgenoſſin in dem ärmlichen Dachkämmerlein, darin ſie gewohnt. Die erſte namhafte deutſche Schauſpielerin wurde auf eine ſehr wenig würdige Weiſe zur Erde beſtattet. Der Bauer legte die Leiche auf einen Karren, ſchob ſie in dunkler Nachtzeit zum Dorfe hinaus und brachte ſie an die Kirchhofmauer, wo der Küſter „ohne Klang und Sang" ein Grab grub und den todten Leib hineinſenkte. Dies war „das Grab der Komödiantin." Als eine aus der Geſellſchaft guter Chriſten Verſtoßene, als eine durch ihren Beruf Geächtete durfte ſie nicht im Schoß der geweihten Erde ruhen,

ſie mußte an der Mauer hingebettet werden, wo die Verbrecher und diejenigen, die Hand an ſich ſelbſt gelegt, ihre Ruheſtätte fanden. So ſank das Haupt in die Nacht, das einſt in frivoler Luſt geſchwärmt, das Kronen getragen und mit der Glorie vergänglichen Ruhms ſich umwunden ſah. Viele Jahre ſpäter errichteten ihre Freunde ihr ein Denkmal in Laubegaſt, mit der Inſchrift: „Dem verdienten Andenken einer Frau voll männlichen Geiſtes, der berühmteſten Schauſpielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geſchmacks auf der deutſchen Bühne.“

Leſſings Worte über ſie lauten: „Man müßte ſehr unbillig ſein, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Anſichten; nur in einer Hinſicht verräth ſie ihr Geſchlecht: ſie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Putz, voller Verkleidung, voller Feſtlichkeiten, wunderbar und ſchimmernd.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ci/10471

Von A. von Sternberg erschien in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Fortunat.

Ein Feenmärchen.

Zwei Theile.

8. 1838. Geh. 3 Thlr. 22 Ngr.

Der

Missionair.

Ein Roman.

Zwei Theile.

Gr. 12. 1842. Geh. 3 Thlr.

Ebendaselbst ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten

Denkwürdigkeiten

der

Gräfin Maria Aurora Königsmark

und der Königsmark'schen Familie.

Nach bisher unbekannten Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

F. M. G. Cramer.

Zwei Bände.

Mit zwei Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, und Quedlinburgische Geschichten.

Gr. 8. 1836. Geh. 3 Thlr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berühmte deutsche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildnissen zusammengestellt

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Berühmte deutsche Frauen.

Zweiter Theil.

Ungern-Sternberg, Alexander

Berühmte deutsche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildnissen zusammengestellt

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848

HQ 1623
U 5 4
v. 2

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theils.

	Seite
Catharina II.	1
Elisabeth Charlotte	147
Maria Thereſe	223
Anna Amalie, Herzogin von Sachſen-Weimar	281
Gräfin Albani	315

Catharina II.

Catharina II.

Wenn wir es unternehmen, das Bild dieſer bedeutenden Fürſtin unſeren Leſern vorzuführen, ſo müſſen wir nothwendig an unſer Vorwort erinnern, in welchem ausgeſprochen wurde, in wie weit wir uns mit der hiſtoriſchen Kritik und den biographiſchen Facten einzulaſſen willens ſind. Beſonders bei ſo weltbekannten und berühmten Erſcheinungen, wie dieſe vorſtehende eine bildet, kann nicht ſcharf genug die Aufgabe feſtgehalten werden. Es gibt Biographieen der Kaiſerin, die einestheils elegant geſchrieben, aber unwahr und durch Parteilichkeit entſtellt ſind, anderntheils ſolche, die ſehr trocken und ſehr gelehrt der Sache nützen, der äußern Erſcheinung aber, die auch ihr Recht verlangt, ſchaden. Wir haben aus beiden Auffaſſungen für unſere Skizze gleichmäßig zu ſchöpfen geſucht, indem wir verſucht, die Fehler beider zu vermeiden. Ohne unſerer Darſtellung das Inter-

eſſe eines Romans geben zu wollen, möchten wir ihr doch die lebhaften Farben ſichern, die der Gegenſtand, unſerer Anſicht nach, erfordert, wir möchten aber auch nichts erzählen, was nicht aus glaubwürdiger Quelle geſchöpft iſt. Unter der Flut wahrer und unwahrer Anekdoten und Charakterzüge iſt dies ſicherlich nicht leicht zu bewerkſtelligen, deshalb haben wir aus der trocknen Schilderung mehr aufgenommen als aus der eleganten, in der Ueberzeugung, daß der Gegenſtand ſelbſt ſchon ſo glänzend und in die Sinne fallend iſt, daß er, wenn unter zwei ihm zuſtehenden Erforderniſſen eins geopfert werden ſoll, es immerhin die Eleganz, nicht die Treue ſein darf. Es kann uns demnach hier wie bei unſeren anderen Frauenbildern nur darum zu thun ſein, ein in Farbe und Gruppirung frappantes Bild der Zeit aufzuſtellen, deſſen Mittelpunkt die erhabene und prunkvolle Geſtalt der Fürſtin bildet, von der unſer Gemälde den Namen führt. Deshalb werden wir aus ihrem Leben und Wirken nur das hervorheben, was einen lebhaften Eindruck zu machen im Stande iſt, durch das wir in wenig Zügen den Prunk, den Glanz und die Frivolität der Zeit zu ſchildern vermögen, in der unſere Heldin wirkte, und der ſie den Stempel ihrer Individualität aufdrückte. Sehr wenig wird es uns dabei kümmern, ob dieſe oder jene Schlacht, dieſe oder jene

Unternehmung dabei aufgezählt oder vergessen worden ist; wir überlassen dies den Geschichtsbüchern und deren Registern. Dieser Prunk und dieser Glanz waren nicht blos äußerlich, die Strahlen gingen vom Nimbus des Geistes aus, und eine Schilderung, die diesen Glanz wiedergeben will, hat sich nach seinem Ursprung umzusehen, das heißt, ein gründliches Studium der Geistesströmungen und Meinungen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts muß den Grund bilden, von dem wirkungsvoll die Gestalten sich abheben. Catharina's Bild läßt sich nicht, auch selbst nicht bis zum geringsten Grade von Aehnlichkeit, vollenden, wenn man die Philosophie der Encyklopädisten, die socialen Theorieen Diderots und Rousseaus, kurz den ganzen Apparat der hochmüthigen und frivolen Weisheit des Jahrhunderts, das sich das aufgeklärte nannte, davon hinwegließe. Doch muß man hierbei vorsichtig zu Werke gehn. Zur Beurtheilung Catharina's ist nicht allein diese Geistes- und Meinungsphysiognomie der Zeit festzuhalten, sondern es sind noch zwei Gesichtspunkte unverrückt im Auge zu behalten, davon ist einer, daß man Catharina betrachte als in einer Zeit lebend, in welcher die unbeschränkte Fürstengewalt an der Tagesordnung war, der andere, daß sie sich als Herrscherin eines Reiches fühlte, das, wesentlich verschieden von anderen Völkern

und Reichen, in Gesetzgebung, Volksnatur und Boden seinen Fürsten eine besondere Weise vorschreibt, wie sie herrschen sollen. Die Größe Catharinens bestand darin, daß sie drei Aufgaben und Forderungen ihrer Zeit gleichmäßig zu lösen verstand. Sie nahm die herrschende Bildung an, weil die Zeit sie ihr vorschrieb, sie nutzte die unbeschränkte Fürstengewalt, weil ebenfalls die Zeit diese begünstigte, und endlich hatte sie die Klugheit und Vorsicht, nur so weit in Macht und Bildung zu gehn, als es der ursprüngliche Boden, auf dem sie stand, und die Natur seiner Bewohner zu seinem Heile erforderte. In der weisen Benutzung der Mittel zum Zweck liegt die Weisheit der Regenten; Catharina war weise. In dem Maaßhalten, wenn unbeschränkte Macht Einem gegeben worden, liegt Größe; Catharina war groß.

Hat die Nachwelt über die Größe Catharinens zu entscheiden, so wars die Mitwelt, der über ihre Berühmtheit der Ausspruch zustand. Es gab nicht leicht einen historischen Charakter, der so rasch zur Berühmtheit unter seinen Zeitgenossen gelangte, als Catharina. Hervorgegangen aus der Fürstenschule Friedrich des Zweiten, bereitete sie ihrem großen Meister abwechselnd Ruhm und Schrecken. Ein solcher Zögling fand neben seinem Lehrer keinen Platz zum Wirken; das Geschick, das Deutschlands Frieden nicht auf immer untergraben sehen wollte,

indem es zwei ſolche Kämpfer neben einander ſtellte, gab dem Einen Deutſchland, dem Andern Rußland. Als deutſche Kaiſerin wäre das eminente Talent Catharinens vielleicht Deutſchlands Unglück geworden, als ruſſiſche Herrſcherin brachte ſie in dieſes Reich, das, ſeitdem das große Heldenbild Peters des Erſten in die Nacht verſunken war, keinen energiſchen Herrſcherwillen empfunden hatte, Ruhe, Frieden, Ordnung, Glück und Ruhm.

Nach dieſen Vorbemerkungen wollen wir nunmehr an unſern Gegenſtand gehen.

Von den erſten Jugendjahren Catharinens iſt leider ſehr wenig bekannt. Sicherlich wäre es von großem Intereſſe, wenn wir die, die ſpäter ſo groß und allgewaltig wurde, in der Einfachheit und Stille des kleinen Fürſtenhauſes, in dem ihre Wiege ſtand, beobachten könnten. Die Markgräfin von Baireuth, die über tauſend Dinge plaudert, ſpricht gerade über dieſen nachbarlichen kleinen Hof kein Wort, nur einmal äußert ſie bei Gelegenheit der Beſchreibung der letzten Lebensaugenblicke des Königs, ihres Vaters, daß der Prinz von Anhalt beim Tode des Königs gegenwärtig geweſen ſei. Am 25. April 1729 (nach einer unverbürgten Angabe bei Masson. Notes 20. Tom. I.: 1727) in Stettin geboren, woſelbſt ihr Vater, Chriſtian Auguſt, Fürſt von Anhalt-Zerbſt als Gouverneur und königlich preußiſcher

Generalfeldmarſchall reſidirte, erhielt ſie in der Taufe die Namen Sophie Auguſte. Bei einem Feſte in Berlin, wo ſie mit ihrer Mutter und dem Vater erſchienen war, glaubte ſich ihr Ehrgeiz gekränkt, und ſie ſah ſich als die jüngſte Prinzeſſin und zugleich als die dem Range nach untergeordnetſte, von der königlichen Familie zurückgeſetzt. Das junge Mädchen empfand ſchon damals den Stachel dieſer Kränkung lebhaft, und über einige ſpottende Reden der Prinzeſſin Amalie in Thränen ausbrechend, warf ſie ſich in die Arme ihrer Mutter, dieſe beſchwörend, mit ihr ſogleich nach Stettin zurückzukehren. Auf dieſem ſelben Feſte ſollen die zwei Perſonen, die ſpäter ein ſo verhängnißvolles Geſchick vereinigte, ſich zum erſtenmale geſehen haben: Catharina und der Prinz von Holſtein-Gottorp, damals preußiſcher Lieutenant, ſpäter ruſſiſcher Kaiſer, Peter III.

Die Kaiſerin Eliſabeth, Tochter Peter des Großen, hatte 1741 den Thron beſtiegen, und faßte im Jahre darauf den Entſchluß, ihren Neffen, den Sohn der Großfürſtin Anna, die an den Herzog von Holſtein-Gottorp vermählt war, als ihren Nachfolger zu adoptiren. Zur Gemahlin wählte ſie für dieſen Prinzen die Tochter des Fürſten von Anhalt-Zerbſt; es bewog ſie zu dieſer Wahl nicht die Politik, auch nicht, wie man damals annahm, die Fürſprache Friedrichs des Großen,

der dieſe Heirath gewünſcht haben ſoll, ſondern ein perſönliches Motiv, eine dankbare und zärtliche Erinnerung. Eliſabeth war dem Prinzen von Holſtein-Eutin, dem Bruder der Mutter Catharinens verſprochen geweſen und hatte ihren Bräutigam auf das zärtlichſte geliebt, ſein Tod hatte ſie erſchüttert und in eine Trauer verſenkt, die nie wieder aus ihrem Herzen wich. Als ſie daher den Plan faßte, die Nichte des einſt ſo geliebten Mannes zu Macht und Anſehen zu erheben, glaubte ſie dieſe Erhöhung dem Sprößling eines ihr ſo theuren Fürſtenhauſes ſchuldig zu ſein. Catharinens Mutter, eine ehrgeizige und mit allerlei chimäriſchen Hoffnungen ſich tragende Dame, wußte von den zärtlichen Erinnerungen Eliſabeths den beſtmöglichſten Vortheil zu ziehen und beſchleunigte ihrerſeits die Vollziehung des Heirathplans. Sie erſchien mit ihrer Tochter im Jahre 1745 in Petersburg und Eliſabeth vermählte die junge Prinzeſſin Sophie Auguſte, die bei ihrem Uebertritt zur griechiſchen Kirche die Namen Catharina Alexiewna annahm, mit ihrem Neffen, dem Prinzen Carl Peter Ulrich, der als ruſſiſcher Großfürſt die Namen Peter Fedorowitſch erhielt. Catharinens Schönheit machte auf den jungen Großfürſten den lebhafteſten Eindruck; dieſer Ehebund ſchien in der That unter dem Schutze der zärtlichſten und achtungsvollſten Neigung geſchloſſen zu

werden. Auch gab Catharina bald darauf ein Merkmal wahrer und aufrichtiger Gesinnung, eine für eine so junge Prinzessin auffallende Probe von Charakterstärke und Festigkeit. Peter III. wurde von den Blattern angefallen und schlimm zugerichtet; sie sah ihn wieder, entstellt und seiner frühern Schönheit völlig beraubt. Jedermann bei Hofe fürchtete, selbst Catharinens eigne Mutter, die Prinzessin würde sich von dem so unvortheilhaft Veränderten abwenden, doch mit der größten Ergebung, mit dem liebevollsten Wesen forderte die junge Braut durch ihre Liebkosungen den erkrankten Prinzen zu neuem Muth, zu frischen Hoffnungen auf.

Die Zerstörung von Peters äußerer Wohlgestalt bot jedoch nicht den einzigen Grund dar, um Catharinens Neigung für ihn auf die Probe zu stellen, viel gefährlichere Klippen, an denen das Glück der Ehe scheiterte, bildeten die Charakterfehler des Prinzen, Fehler, die ihrer Natur nach gerade am lähmendsten auf das Gemüth Catharinens wirken mußten, weil sie ihrem eignen Wesen so geradezu entgegen waren. Die junge Fürstin war fest, sicher, in ihren Neigungen wie in ihrem Tadel entschieden, Peter dagegen war schwankend, muthlos, eigensinnig, wechselnd. Er liebte seine Gemahlin, aber er liebte an ihr nur die schöne, junge Frau, nicht den eminenten Geist, die Fülle wahren und großen

Gefühls, die ſich frühzeitig ſchon kund gab. Catharina fand ſich daher bald an dem kaiſerlichen Hofe in eine keineswegs angenehme Stellung verſetzt. Die eigne Mutter mißfiel der Kaiſerin durch eine ewige ambitiöſe Unruhe, die ſie entwickelte, durch kleinliche Intriguen, die Eliſabeths Unwillen rege machten. An ihr, die zuletzt völlig in Ungnade fiel, konnte daher die Tochter keine Stütze finden, ebenſowenig war die Kaiſerin willens, ſich mit einem Geſchick zu beſchäftigen, das ſie einmal geſichert und angeordnet wähnte, die junge Frau hatte alſo, als ſie die Kälte und das wachſende Mißtrauen ihres Gemahls bemerkte, keine andere Hülfsquelle des Troſtes und der Ermuthigung, als die eigne Willenskraft und die ihr früh ſchon beigegebene Klugheit und Mäßigung. Mit bewundernswürdiger Vorſicht ging ſie zu Werke und übte die, für ihren hochſtrebenden Geiſt, ſchwerſten Tugenden der Demuth und Entſagung. Während ihr Gemahl ſich oft über ſie bei der Kaiſerin beſchwerte, hörte dieſe nie Klagen aus dem Munde der Großfürſtin. Immer bereit, den Gemahl zu entſchuldigen, wurde ſie nie deſſen Anklägerin, ſehr oft ſeine Vertheidigerin.

Die einzigen Vortheile jedoch, die ſie durch ihr kluges Betragen erhielt, beſtanden darin, daß die Ehe den Anſchein einer zwar kühlen aber achtungsvollen Vereini-

gung gewann. Hiermit waren die Kaiſerin Eliſabeth und der Hof zufrieden. Nicht ſo Catharina. Unabläſſig mühte ſie ſich, in ihrem Gemahl jene Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten zu wecken, die ihr ſelbſt inne wohnte, ſeinen Geiſt in die Sphären eines höhern Gedankenflugs zu locken, und ihn die Reize der Bildung kennen zu lehren, die allein geeignet iſt, ſelbſt auf der höchſten Staffel der geſellſchaftlichen Stellung, dem Geiſt Weihe, der Phantaſie Größe, dem Gemüth Friſche und Fülle zu verleihen. Peter hatte nur Sinn für ſehr ſecundäre Beſtrebungen. An einem kleinen Hofe aufgewachſen, frühe in die große Soldatenſchule Friedrich Wilhelm des Erſten verſetzt, ſchwärmte der preußiſche Lieutenant für den Nimbus, der die Soldateska Preußens umgab, damals ſchon, als er noch keine Ahnung hatte von der Erhöhung, die ihm zu Theil werden ſollte. Als Großfürſt von Rußland nahm er Gelegenheit, die Träume ſeiner Jugend zu verwirklichen. In Oranienbaum, einem Luſtſchloß in der Nähe Petersburgs, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, errichtete er nach preußiſchem Muſter ein Corps, das er ſelbſt einexercirte und das er ſeine holſteiniſche Garde nannte. Die Zeit, die ihm von dieſen kleinlichen, militairiſchen Beſtrebungen übrig blieb, brachte er mit einer Anzahl Günſtlinge zu, die mit ihm die Freuden der Tafel theilten, und bereitwillig in das

Lob einſtimmten, das er über Friedrich den Großen, den er ſeinen Lehrer und Meiſter nannte, ausſtrömte. Den Ruſſen mißfiel gleichmäßig dieſe Lebensart und dieſe Geſinnung. Der Großfürſt kümmerte ſich nicht über die tadelnden Stimmen, die hierüber laut wurden. Anfangs hatte Catharina, in der Hoffnung günſtig auf ihn einzuwirken, von ſeinen Feſten und Gelagen ſich nicht geſchieden, ſie hatte mit großer Aufopferung und Ueberwindung die von ſtetem Tabaksqualm geſchwängerte Luft ſeiner Gemächer eingeathmet, und die rohen, anſtandsloſen Tafelgeſpräche ſeiner Genoſſen mit angehört, ſpäter, als ihr dieſe Opfer durch kein nur irgend günſtiges Reſultat vergolten erſchienen, zog ſie ſich zurück und brachte ihre Zeit hin, indem ſie in der Stille beruhigend und ordnend auf das oft irregeleitete und anſtößige Benehmen der alternden Kaiſerin einwirkte. Sie hatte auch hier große Hinderniſſe zu beſiegen. Die deutſche Prinzeſſin, in einem Fürſtenhauſe aufgewachſen, in welchem Ordnung, Anſtand und herkömmliche Sitte ſtreng herrſchten, hatte hier das Beiſpiel des üppigſten Mißbrauchs einer koloſſalen Fürſtenmacht vor Augen, zugleich den über alle Geſetze der Sittlichkeit hintaumelnden Uebermuth einer Frau, die keine Ahndung hatte von der Würde und den Pflichten eines Herrſchers. Catharina mußte alſo ſich das Vertrauen der Kaiſerin

zu erwerben und zu erhalten ſuchen, und dies konnte einestheils nicht anders geſchehen, als indem ſie die eigene Würde des Charakters ſcheinbar verleugnete und der Schwäche huldigte, anderntheils indem ſie klug und oft liſtig den beſſern Rathſchlag, den ſie ſelbſt erſonnen, der müßigen und ſchwelgenden Kaiſerin unterlegte, als einen von dieſer gefaßten Entſchluß. Dieſe ſchwere Prüfungszeit Catharinens, wo ſie zu gleicher Zeit mit einem ihr übelgeſinnten Gemahl und einer leidenſchaftlichen, mißgeleiteten Frau zu verhandeln hatte, berückſichtigt keiner ihrer zahlreichen Biographen genau genug. Sie rühmen Alle die großen Erfolge der Klugheit und des Muthes ihrer ſpäteren Jahre, weil das Glück dieſe vor aller Welt ſichtbar erſcheinen ließ, allein Niemand macht auf dieſe, hier berührten, Verdienſte aufmerkſam, welche ſich die duldende und damals von ihrer Umgebung allgemein verkannte, junge Fürſtin erwarb. Die rohen Geſellſchafter und Günſtlinge Peters, ſeine Kälte gegen ſeine Gemahlin gewahrend, glaubten ihm zu dienen, indem ſie jene verleumdeten; zu gleicher Zeit machten die eiferſüchtigen Höflinge Eliſabeths Catharinens Annäherung verdächtig, indem ſie ihr ehrſüchtige Motive unterſchoben. Eliſabeths ſchwache Urtheilskraft gab willig dieſen Verunglimpfungen Platz, und Catharina litt unſäglich durch brüsken Uebermuth von einer und roher

Willkür und gemeinem Spott von der andern Seite. Oft war ſie willens, die Kaiſerin um Trennung der Ehe zu bitten, und daß ihr vergönnt werde, nach Deutſchland zurückzukehren, allein Eliſabeth, wenn ſie dieſe verzweifelnde Stimmung der Prinzeſſin gewahrte, überhäufte nach Weiſe ſchwacher Frauen, ſie auf kurze Zeit dann wieder mit Liebkoſungen und Ehrenbezeugungen aller Art. Catharina blieb und litt.

Die Verleumdungen mehrten ſich; die Angriffe wurden immer heftiger. Peter III., der ſelbſt die eheliche Treue nicht wahrte, gab den Zuträgern Gehör, die ihm Catharinens Betragen zu verdächtigen ſtrebten. Ein reichlicher Strom ſteter Klätſchereien, fortgeſetzter Anklagen, feiger Beſchuldigungen floß nun trennend zwiſchen den beiden Gatten. Hätte Peter III. in ſeinem Verdacht, in ſeiner Verfolgung, in ſeinem Haſſe Conſequenz und Urtheil bewieſen, ſo hätte Catharina doch noch Mittel gefunden, ihre Stellung an ſeiner Seite ehrenvoll zu behaupten, aber das ewige Schwanken dieſes ſchwachen Mannes, der von äußerſter Mißſtimmung plötzlich zu Bewunderung, vom Haß und von Verfolgung raſch zu Vertrauen und Achtung überging, machte, daß ſie daran verzweifelte, jemals mit ihm einen Weg gehen zu können. Hatte ſie ihn heute durch alle Beweiſe weiblichen Zartſinns und Gefühls überzeugt, daß

er einer falſchen Anklage gegen ſie Gehör gegeben, morgen ſtieß er ſchon wieder die empörendſten Drohungen gegen ſie aus, und beſchimpfte öffentlich zugleich ihr Anſehen und ihre Perſon. Hatte er heute eine leidenſchaftliche Scene mit ihr, wo er ihr das Herbeſte und Beleidigendſte vorwarf und ihr mit ſeiner Rache drohte, ſo erſchien er morgen ſchon bei der Kaiſerin, ſeiner Tante, um für Catharina zu bitten, und gegen ihre Verleumder den Zorn der Herrſcherin wach zu rufen. Dieſer Wankelmuth war das Mittel Catharinens Herz auf immer von ihm zu entfernen. Sie ſah ein, wie vergeblich die Hoffnung war, ſich der Stütze eines ſo perfiden Charakters einſt vertrauen zu können, ſie richtete bang und zagend den Blick in eine Zukunft, die ihr ſchwarz und drohend erſchien, mit allen Schrecken angefüllt, die die Phantaſie eines leidenden, hülfloſen Weibes zu martern im Stande ſind. Sie zitterte für die Sicherheit Desjenigen, dem ſie die ihrige anvertraut. In dieſer unglücklichen Lage befand ſie ſich, als die Aerzte den nahen Tod der Kaiſerin verkündeten, und die ganze Hauptſtadt durch dieſe Nachricht in Aufruhr und in bangende Erwartung verſetzt wurde.

Die Geſchichtſchreiber, die Catharinen einen Antheil an den Bewegungen und Plänen der Mißvergnügten ſchon in dieſer Periode zuſchreiben, irren ſehr oder wollen

absichtlich auf die Handlungsweise der Fürstin ein trügendes Licht fallen lassen. Wie sollte sie, jung, fremd, ohne Anhang, in einem Lande und an einem Hofe, wo Sitten und Gesinnungen ihr auf gleiche Weise abstoßend und verwirrend entgegentraten, wie sollte sie, die beständig sich mit dem Gedanken einer Rückkehr, ja einer Flucht nach Deutschland beschäftigte, damit umgegangen sein, eine Verschwörung anzuspinnen und zu leiten, die, wenn irgend Hoffnung zum Gelingen da sein sollte, auf die genaueste Kenntniß des Terrains, des Charakters der mitwirkenden Personen, der Verhältnisse bei Hofe und in seiner Umgebung basirt sein mußte? Catharina verschloß mit einer gewissen Scheu ihre Blicke vor dem Gemälde der Roheit und Zerrüttung, das sich vor ihren Augen entrollte, sie suchte — weit entfernt ernste Plane zu fassen und die Anderer zu befördern und zu verstehen, sich durch Zerstreuungen zu betäuben und das Bewußtsein ihrer trostlosen Stellung an diesem unglücklichen Hofe, soweit es nur irgend sich thun ließ, in den Hintergrund zu drängen. Der Plan der Verschwörung, die sich gegen den Großfürsten schon beim Erscheinen dieses Prinzen in Rußland entspann, leitete seinen Ursprung ganz von anderswo her. Der Reichskanzler Bestuscheff, ein ehrgeiziger und intriguanter Mann, hatte sich gleich anfangs dem Entschlusse Elisabeths widersetzt, einen

deutſchen Prinzen auf den ruſſiſchen Thron zu führen; als es doch geſchah, und Peter nach Rußland berufen und ihm Catharina zur Gemahlin gegeben wurde, entdeckte der mächtige Miniſter alſobald, daß er in der Schwäche und in der Unbeliebtheit Peters bei der ruſſiſchen Nation ein Mittel fände, ſeinen Plan, dieſen Fürſten vom Thron auszuſchließen, zu realiſiren. Unermüdlich war er nun nach dieſem Ziele hin thätig; kein Mittel erſchien ihm unwürdig, wenn es dienen konnte, den Weg ihm zu ebnen. Als Geſandter nach Hamburg geſchickt, entwendete er dem Herzog von Holſtein-Gottorp aus deſſen Familienarchive die Documente, die Catharina I. daſelbſt hatte niederlegen laſſen, und die ſich auf die Descendenzrechte Peters bezogen. Einmal dieſer vermeſſenen und frechen That ſich bewußt, fühlte er wohl, daß Peter, wenn er Kaiſer würde, ſie ihm nie würde verzeihen können, er mußte daher raſch dieſem verbrecheriſchen Schritte andere noch verbrecheriſche folgen laſſen. Er fing nunmehr damit an, die Umgebung, in welcher ſich der Großfürſt befand, gegen ihn einzunehmen und zum Treubruch und Verrath zu verleiten. Es gelang ihm, durch Künſte der Schlauheit und der Ueberredung. Eine nicht geringe Anzahl wurde angeworben; unter dieſen verſchworen ſich gerade die von Peter am meiſten Begünſtigten und ihm ſcheinbar am treueſten

Ergebenen, ihm die Krone zu rauben. Es war hierbei nicht bestimmt ausgemacht, wem sie zunächst zufallen sollte. Bestuscheff, der bei all seiner Verderbtheit, seiner Perfidie und seinem maaßlosen Ehrgeiz, doch einen Blick für Größe und geistige Ueberlegenheit hatte, sah in Catharinen den selbständigen, freien und kühnen Geist, der bestimmt war, eine wichtige Rolle durchzuführen, er gab also seine Entscheidung dahin, daß man ihr die Krone antrüge, die Andern wählten statt Catharinen den jungen Großfürsten Paul (geboren den 1. October 1754) und wollten der Mutter die Regentschaft übertragen, wieder Andere gedachten den Prinzen Iwan, den Elisabeth vom Thron entfernt und in eine Festung eingeschlossen hatte, zum Kaiser auszurufen.

Die Verschworenen, den baldigen Tod Elisabeths voraussehend, beschäftigten sich zunächst, die Kaiserin gegen ihren Neffen und Thronfolger einzunehmen. Es konnte ihnen dies nicht schwer fallen. Die Neigung der schwachen Kaiserin für den von ihr anfangs so begünstigten Neffen hatte sich schnell verloren. Die Scenen des Zerwürfnisses mit seiner Gemahlin, die ihr stets von allen Seiten klagend zugetragen wurden, das wilde und schwelgerische Leben des Prinzen, welches von den mißgestimmten Hofleuten und Verleumdern noch schlimmer ihr dargestellt wurde, als es in der That war, und

endlich das Gerücht von ſeiner Unpopularität, das Beſtuſcheff und die Seinigen nicht zögerten ihr zu Ohren zu bringen, ließen Eliſabeth den Entſchluß faſſen, den, den ſie ſelbſt berufen hatte, nunmehr von der Nachfolge auszuſchließen. Sie ließ das junge Fürſtenpaar nicht mehr vor ſich, ſie deklarirte einmal Angeſichts ihrer Garden, und den kleinen Großfürſten Paul auf dem Arme haltend, daß ſie wünſche, dieſem möchte die Liebe zu Theil werden, die man ihr bewieſen. Solche Schritte, unklug begonnen und ſchwankend ausgeführt, machten die Menge ſtutzig, ohne irgendwie günſtig auf den Stand der Dinge einzuwirken. Die Verſchwornen hatten dabei günſtiges Spiel. Die Sicherheit, die ſie gewonnen, führte ſie jedoch zu weit. Der Reichskanzler, der ſich immer mehr für Catharina entſchied, that ſein Möglichſtes, dieſer Prinzeſſin, für die er durch ihre perſönliche Liebenswürdigkeit nicht minder, wie durch die Plane ſeiner Politik gewonnen wurde, zu dienen. Er diente ihr jedoch, wie unüberlegte, allzu leidenſchaftliche Freunde zu dienen pflegen, das heißt, ſeine Dienſte ſchlugen zum Nachtheil ſeines Schützlings aus. An einem verderbten Hofe glaubt man nicht an Tugend; der alte Wüſtling und Intriguant hegte am wenigſten dieſen Glauben, und er eilte daher, das natürliche Wohlwollen, die offenen und lebhaften Aeußerungen eines regen Geiſtes,

eines unbefangenen Gemüths für Merkmale einer Neigung zu nehmen, und Catharinen in einem Einverständniß mit dem jungen Polen Poniatoffsky, der kürzlich an den Hof gekommen war, zu wähnen. Diesem Irrthum folgend suchte er, soviel in seinen Kräften stand, die Annäherungen jener Beiden zu begünstigen und dadurch schadete er Catharinens Ruf, und wurde ihr feindlich statt ihr zu dienen. Die Klagen, die Verleumdungen, die Gerüchte, die eine Zeit geruht hatten, erwachten nun mit erneueter Macht, und die Feinde Bestuscheffs und der Großfürstin benutzten die Gelegenheit, mit einem Streich die Eine wie den Andern zu verderben. Catharina wurde des strafbaren Umgangs mit Poniatoffsky bezüchtigt und Bestuscheff als Beförderer der ehrgeizigen und verbrecherischen Plane der Großfürstin angeklagt. Peter selbst machte den Ankläger, und es gelang ihm, Elisabeth's Zorn in einem so hohen Grade gegen ihren ehemaligen Günstling und gegen die Prinzessin rege zu machen, daß das Verderben beider beschlossen ward. Dies war das unwürdige Betragen eines Mannes, der statt seine verfolgte Gemahlin zur Rede zu stellen und ihre Vertheidigung zu hören, es vorzog, sie hinter dem Rücken böslich zu verklagen und ihren Untergang herbeizuführen. Catharinen rettete auch hier wieder die Energie des eignen Geistes, ihr Muth, ihre

Festigkeit. Obgleich in die tiefste Ungnade gestürzt, von aller Welt verlassen, gemieden von der Schaar der Höflinge, angeklagt selbst von ihren Freunden, suchte sie sich in diesem fürchterlichsten Moment ihres Lebens durch scheinbares Nachgeben, durch Klugheit und vorsichtiges Ausweichen zu retten. Der Reichskanzler wurde auf Tod und Leben angeklagt; Elisabeth milderte sein Schicksal, indem sie ihn nach Sibirien schickte. Ueber Catharina sollte noch die Strafe ausgesprochen werden, als die zunehmende Schwäche der Kaiserin, die steten Einflüsterungen der sich untereinander bekämpfenden Parteien, die Gedanken der Sterbenden anderswohin lenkten. Man hatte sie auf Iwan aufmerksam gemacht und Elisabeth schwankte, ob sie nicht ihren Neffen zusammt seiner Gemahlin aus dem Reiche verbannen sollte, um jenen Prinzen, für den sie immerdar eine Neigung an den Tag gelegt hatte, auf den Thron zu heben. Catharina war in ihren Gemächern eingeschlossen als die Kaiserin mit dem Tode kämpfte; sie hatte wiederholt gebeten, vorgelassen zu werden, doch Elisabeth wollte sie nicht sehen. Nur Priester und heulende Weiber umgaben das Sterbelager, auf dem sich die Sterbende unter unsäglichen Schmerzen wand.

Bei diesen Stürmen, unter denen ebenso Hof wie Hauptstadt litten, kam nun der letzte Augenblick der

Kaiſerin herbei. Catharina hatte kurz vorher noch einen Verſuch gemacht, ſich mit der Zürnenden auszuſöhnen, allein er war mißlungen. Man hatte ihr unter der Bedingung Gnade und Verzeihung zugeſichert, daß ſie ſich zu einer demüthigen Abbitte bei ihrem Gemahl, und zu einem Schuldbekenntniß in Rückſicht jenes ihr zur Laſt gelegten, ſträflichen Umgangs mit Poniatoffsky verſtände. Die junge, ſtolze und beleidigte Fürſtin verweigerte ſtandhaft, ein ſo entwürdigendes Bekenntniß abzulegen. Sie bat nochmals, man möchte ihr erlauben, nach Deutſchland heimzukehren, allein im Auftrag der Kaiſerin hieß man ſie bleiben. Kaum hatte die Kaiſerin ausgeathmet, als der Kampf der Parteien aufs hartnäckigſte begann. Es zeigte ſich jetzt, daß Catharina doch noch Freunde hatte. In die Stelle des verwieſenen Beſtuſcheff war der Graf Iwan Schuwaloff getreten, ein roher und tollkühner Wüſtling zwar, doch geſchickt, in unruhigen Zeiten zu einem Parteioberhaupte zu dienen. Er war es, der Catharinens Namen wieder öffentlich zur Geltung brachte. Ihm gegenüber ſtand als Parteigänger für den Großfürſten der Senator Woronzoff, Bruder des neuen Reichskanzlers. Die Tochter dieſes letztern war Peters erklärte Maitreſſe, und der ehrloſe Vater und die nicht minder ehrloſe Tochter beherrſchten den ſchwachen Fürſten in dem Maaße, daß ſie

von ihm ein Verſprechen ſich eroberten, demzufolge die Tochter den Thron beſteigen und der Vater allmächtiger Miniſter werden ſollte. Es wäre zum Ausbruch der wildeſten Feindſeligkeiten gekommen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein weiſer Vermittler aufgetreten wäre, dem es gelang, beide Parteien halbwegs zu einigen und ſie, wenn auch nur ſcheinbar, zu einem Zwecke hinzuleiten. Dieſer Retter in Gefahr war der Graf Nikita Panin, ein für Rußland theurer Name, ein Mann, zwar von keiner illüſtern Herkunft, doch immer noch von beſſerer Abſtammung, als es alle jene Günſtlinge waren, die am Hofe einer Fürſtin, wie Eliſabeth, eine Rolle geſpielt hatten. Dieſer rechtſchaffene Mann, den Eliſabeth zum Erzieher des jungen Großfürſten Paul ernannt, war der Einzige, der in einem Reiche wie Rußland, über loyale Staatseinrichtungen und rechtlich begründete Regierungsformen nachgedacht und ſich ein Bild von den nöthigen Eigenſchaften eines gleichmäßig auf Völker- wie auf Fürſtenrechte gegründeten Staates entworfen hatte. Seine Studien in dieſer Beziehung hatte er im Auslande, beſonders in Schweden, wo er lange Zeit als ruſſiſcher Botſchafter ſich aufhielt, gemacht. Am Hofe Eliſabeths war Niemand, der auch nur dem Namen nach die Geſetze kannte, nach denen die civiliſirte Welt die geſellſchaftliche Ordnung begründet

hat. Graf Panin, den eine ſeine geiſtige Begabung zu Theil geworden war, der durch Reiſen und Lecture ſein urſprüngliches Talent ausgebildet hatte, der in einem Lande, wo Alles nur militairiſch herrſcht, die Macht des Gedankens zu predigen unternahm, ergriff dieſe Miſſion, die wahrlich, der Natur der Sache nach, eine ſehr dornenvolle ſein mußte. Aber er ging ſeinen Weg mit Feſtigkeit. Unter die rohen, tumultuirenden Soldaten trat er hin und ſprach von der Nothwendigkeit, dem Senat eine Stimme bei der neuen Kaiſerwahl zu geben. Vorher hatte er Peter ſelbſt für ſeine neue Lehre gewonnen. Wenn Panin jedoch nichts mehr als ein rechtlicher Mann, ein tiefer Denker, ein gebildeter und muthiger Reformator geweſen wäre, ſo hätte er dennoch nicht auf dem Boden, auf welchem er ſtand, ſiegen können; allein er war auch ein feiner Intriguant, ein unendlich feinerer als die Schuwaloffs und Woronzoffs, mit denen er es zu thun hatte. Er erkannte, wie Beſtuſcheff, in Catharinen den eminenten Geiſt, und auch er that das Gelübde, ſich bei allen ſeinen Unternehmungen dieſer Fürſtin als Bundesgenoſſin zu verſichern. Allein er war vorſichtiger als Beſtuſcheff, er ließ Niemand vor der Zeit die Ehrfurcht und die Bewunderung merken, die er für Catharinen empfand, er wollte nur fürs Erſte ihre Zukunft geſichert ſehen, und dieſes glaubte er zu bewerk-

ſtelligen, indem er Peter beweg, ſich durch den Senat, alſo durch eine richterliche Inſtanz zum Kaiſer ausrufen und ſeine Rechte, ſowie die ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes feierlichſt proclamiren zu laſſen. So diente er Catharinen indirekt, indem er zugleich die Parteien zum Frieden zwang, und dem Reiche Geſetz und Ordnung, der Thronfolge das Anſehen rechtskräftiger Begründung gab. Seine Abſichten waren die allerrechtlichſten, und er handelte an einem durch und durch corrumpirten Hofe als ein Ehrenmann, der er war. Catharina erkannte dies, bis in ſein ſpätes Alter hat ſie ihm ihre Achtung, ihre Gunſt ungeſchmälert erhalten.

Nun wurde der Senat plötzlich ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit und erhielt ein Anſehen und einen Glanz, von dem er früher wahrlich nie geträumt hatte. Bisher war er wenig mehr geweſen, als was die Akademie der Wiſſenſchaften noch war, eine ſonderbare, ausländiſche Grille, ein unnützer und unverſtändlicher Gerichtshof, der über nutzloſes Formenweſen zu Gerichte ſaß, und nach deſſen Entſcheidungen Niemand fragte. Jetzt plötzlich hieß es, daß der neue Kaiſer zu dieſem unbekannten Senatspallaſt zuerſt ſeinen Weg nehmen werde, um aus den Händen der Herren, die daſelbſt thronten, ſeine Krone zu empfangen. Dieſes richterliche Tribunal, das ſeit Peter des Großen Tode nichts mehr

zu richten gehabt hatte, ſollte jetzt auf ein Mal über die höchſte Angelegenheit, über die Thronwahl ſein entſcheidendes Urtheil abgeben. Panin wollte es ſo und man folgte ihm. Peter III. hielt vor dem verſammelten Senat eine lange Rede, in welcher er dieſem ſagte, daß die Blicke der ganzen civiliſirten Welt auf ihn und die Senatoren gerichtet ſeien. Die Ceremonie wurde mit Pomp beendet und zum erſtenmal ſpielten die Garden, die ſonſt immer nur allein entſcheidend bei jeder Kaiſerwahl aufgetreten waren, eine Nebenrolle. So beſtieg Peter III. den Thron. Eine blutige Revolution war vermieden durch die Klugheit eines Mannes, und dieſer Mann war zum Glück ein Ehrenmann.

Die erſten Regierungswochen Peters III. waren in der That durch Handlungen bezeichnet, die an Größe, ja ſelbſt an Erhabenheit ſtreiften. Die Fülle von Glanz und Macht, die ihm zugefallen war, nahm ſeinem Geiſte auf wenige Augenblicke die Enge und die Zaghaftigkeit. Aber es iſt einer Seele, die ohne Anwartſchaft auf Größe geboren iſt, nicht gegeben, auf die Länge die Welt über ihr eigentliches Weſen zu täuſchen, am wenigſten da, wo eine erhabne und gefährliche Stellung ſie den Blicken der Menge unverhüllt preis gibt. Zu den Handlungen, die eine edle Aufwallung ihn begehen hieß, gehörte die Zurückberufung der unter Eliſabeths

Regierung Exilirten. Da kamen denn die alten Männer mit dem grauen Haar und den von tausend Furchen gezeichneten Gesichtern, mit den mißtrauischen Blicken und dem schleichenden Gange, die alten gemißhandelten Lieblinge früheren Glückes, die verschwiegenen Zeugen von Fürstenlaune und Fürstenwillkür, da kamen sie nun in ganzen Schaaren wieder und füllten die Säle des kaiserlichen Pallastes, dessen Marmorwände unterdessen die Gestalten anderer Günstlinge zurückgespiegelt hatten, die jetzt zitterten, indem sie über ihre Häupter das Verbannungsurtheil schon ausgesprochen wähnten. Aber Peter verbannte Niemanden, er vergab Allen, selbst denen, die ihm bei seiner Tante üble Dienste geleistet hatten, er war scheinbar mit aller Welt ausgesöhnt, er war die Milde, die Liebenswürdigkeit, die Großmuth selbst. Aber dem scharfen Blicke entging nicht, daß diese Eigenschaften auf einem sehr schwankenden Grunde, nämlich auf Charakterschwäche ruhten. Peter war nicht grausam, nicht böswillig, nicht tückisch — aber er war schwach.

Unter den zurückkehrenden Verbannten war auch der alte Feldmarschall Münnich, der mit einem ganzen Schwarm Enkel und Urenkel in die Hauptstadt zurückkehrte. Der Mann, der in den Einöden Sibiriens zwanzig Jahre fern dem Hofe, fern den Geschäften, ja

faſt fern der civiliſirten Welt, faſt wie die Anachoreten der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, gelebt hatte, ſtand jetzt plötzlich mit allen Orden geſchmückt, kräftig und muthig wieder an der Seite des Throns, ſeine erſte, ſeine feſteſte Stütze. Rußland iſt das Reich, wo noch der Pſycholog überraſchende Reſultate ſammelt, wo Größe und Verfall ſo raſch und blendend wechſeln wie in den Geſchichten der tauſend und einen Nacht. Dieſer alte Feldmarſchall war ein Beiſpiel dieſer Art. Peter empfing ihn äußerſt gütig, und Münnich vergalt ihm dies ſpäter in der Stunde der Gefahr.

Es iſt nicht hier am Ort, um Peters kurze Regierung mit ihren Einrichtungen und Beſchlüſſen näher zu unterſuchen; es ſei nur bemerkt, daß er ein für den ruſſiſchen Adel ſehr vortheilhaftes Geſetz gab, ein Geſetz, das eine ruſſiſche Ariſtokratie hätte begründen können, wenn es den Nachfolgern Peters gefallen hätte, auf dem Boden dieſes Geſetzes weiter fortzubauen. Der Friede mit Preußen war ebenfalls ein wichtiges Merkmal dieſer ephemeren Regierung. Wie hätte Peter, der ſich noch immer den Obriſt Friedrichs nannte, der von dieſem ſeinem Chef, ſich einen höhern Dienſtgrad auf das ſubmiſſeſte erbat, und ihn gnädig auch erhielt, wie hätte ein ſolcher unterwürfiger Bewunderer des preußiſchen Heros gegen dieſen ſeine Armeen ſchicken können.

Wir müſſen jetzt unſere Blicke ausſchlieslich auf Catharina lenken. Ein großer Kampf ging in ihrer Seele vor. Sie war nicht mehr die junge, unerfahrene, bald wirkliche Gefahren verkennende, bald vor gemachten Schreckbildern zaghaft zurückbebende Frau. Die Jahre der Prüfung waren nicht fruchtlos über ihrem Haupte dahingezogen. Die furchtbaren letzten Lebensmomente Eliſabeths hatten dieſer jungen Prinzeſſin eindringliche und erſchütternde Lehren gegeben. Sie ſah eine Frau, die ein verlorenes Leben gelebt, die eine großartige Sendung unwürdig verfehlt, einer glänzenden Berufung nicht entſprochen hatte, mit den Qualen eines zerſtörten Körpers, eines verwundeten Gewiſſens ringen. Sie ſah eine unruhige Hauptſtadt, eine zügelloſe Armee, eine räuberiſche Günſtlingsſchaar ſich um die Beute der Macht drängen, die den ſterbenden Händen entſchlüpfte. Welche Empfindungen mußte ein ſolches Gemälde in der Seele der Beſchauerin zurücklaſſen, die einen feurigen Geiſt und eine junge, aufſtrebende Natur mitbrachte. Catharina war für keinen der Fingerzeige, die das Geſchick ihr gab, unempfindlich. Es mußte ihr nothwendig der Gedanke vorſchweben, wie würdeſt du handeln, wenn dir die Macht gegeben wäre, die jene Frau beſaß und ſo ſchmählich mißbrauchte? Wie natürlich iſt eine ſolche Betrachtung, die ſich dem Ehrgeize nicht allein, die ſich

auch der aufopfernden Menſchenliebe aufdrängt. Ein Geſchick, das da geſtattet Segnungen über unermeßliche Länderſtrecken zu verbreiten, wird immer eines ſein, das eine feurige, edle Seele ſich vom Himmel erbittet. Catharina, am Sarge Eliſabeths ſtehend, mußte Gefühle ſo durchdringender Natur, Gedanken ſo erhabener Art hegen. Kann man einer großen Seele verbieten groß zu fühlen, mächtig zu empfinden, gewaltig zu ſtreben? Sehr viele Beurtheiler Catharinens haben bei der gefährlichen Kataſtrophe, die im Leben dieſer Frau jetzt eintrat, ihre Mitwiſſenſchaft, ihr Mitwirken leugnen wollen, und zwar in der Meinung ihr dadurch zu dienen; allein es iſt dies ein ſchlimmer Dienſt, den man ihr erweiſet. Wir ſind der Anſicht, daß Catharina ſehr ſelbſtändig handelte, daß ſie wußte, wornach ſie ſtrebte und daß ſie, weit entfernt ein Werkzeug in den Händen weniger roher Empörer zu ſein, dieſe brauchte, um raſch zu ihrem Ziele zu gelangen. Friedrich der Große in ſeinem vertrauten Geſpräch mit Ségur gibt einen Standpunkt an, der wenn man ihn als richtig gelten ließe, Catharinens Charakter als den einer Frau hinſtellte, die jung, leichtſinnig, übereilt, gedankenlos ſich der erſten, der beſten Gelegenheit in den Arm warf, die ſie aus einer peinvollen Lage zu retten verſpricht. Nach Friedrichs Anſicht haben die Orloff's Catharinen auf den Thron

geführt, und ſie iſt willenlos, zitternd, widerſtrebend ihnen gefolgt. Iſt dies aber denkbar? Wird eine Frau, die die Segenſpenderin über ganze Reiche wurde, die das mächtige Werk Peters des Großen, die Civiliſirung Rußlands, fortbaute, die mit feſter Hand zahlloſe Empörungen niederhielt und einen Thron, den vor ihr wenige Inhaber zu behaupten verſtanden hatten, ſiegreich behauptete, ihn während fünfunddreißig Jahren durch glänzende Thaten ſchmückte, würde eine ſolche Frau auf ſo ohnmächtige Weiſe, ohne alle Selbſtändigkeit ſich zu ihrem Ziele haben hintreiben laſſen? Catharina wußte um die Verſchwörung, ſie leitete ſie, ſie beſtieg den Thron ſelbſtändig und feſten Schrittes.

Wir wollen die allbekannten Thatſachen nur kurz berühren. Peter III., von den momentanen Anſtrengungen von Muth, Energie und Thätigkeit ſchnell wieder zu ſeinem gewohnten müßigen und regelloſen Leben übergehend, fügte zu ſeinen früheren Unklugheiten noch die hinzu, daß er die Geiſtlichkeit beleidigte, ihr einen Theil ihrer Güter entzog und einen mächtigen Prieſter, den Erzbiſchof von Nowgorod, verbannte, der ſich einigen Neuerungen widerſetzt hatte. Der Exilirte mußte alsbald wieder zurückberufen werden, die Neuerungen konnten nicht durchgeführt werden, die entzogenen Güter mußten unter, für die Macht demüthigenden Zugeſtänd-

niſſen, wieder herausgegeben werden — alles dieſes waren Schritte, die vom Ziele ablenkten und Peters Feinden, deren Zahl raſch wuchs, Stoff zu den gehäſſigſten Angriffen und Denunciationen gaben. Bald war der ſämmtliche Klerus gegen den Fürſten geſtimmt und verleitete die Armee zur Widerſetzlichkeit. Von Woche zu Woche, faſt von Tage zu Tage wurden die Verhältniſſe ſchwieriger. Wer den Boden kannte, auf dem Peter ſtand, wußte, daß er unterminirt war, und daß die nächſte Stunde den unvermeidlichen Einſturz bringen konnte. Catharina mit ihrem ſcharfen Blicke ſah dies am deutlichſten. Sie liebte ihren Gemahl nicht, ſie empfing täglich von ihm Beweiſe ſeiner Nichtachtung, ſeiner Kälte, ſeiner bis zur Grauſamkeit getriebenen Verfolgung; aber wie ſie früher geduldet hatte, ſo hätte ſie auch jetzt geduldet, wenn nur ihre Gefühle als Weib, ihr Anſehen als Fürſtin wären verletzt worden, allein Peter verletzte in ihr den ſelbſtändigen Geiſt, er verletzte in ihr Rußlands Zukunft, das Glück und den Segen der Völker; nicht Catharina das Weib und die Fürſtin, ſondern Catharina, Rußlands Genius, wurde von den rohen, ungeſchickten Händen des ſchwachen Mannes höhnend hinweggeſtoßen. Eine Beleidigung unſerer Perſon können wir verzeihen, nicht eine Beleidigung unſerer Miſſion, denn dieſe hat ein höherer Geiſt uns aufgelegt,

der der Geſetzgeber unſerer ganzen Exiſtenz iſt. So wie Catharina fühlte, daß Peter nicht mit ihr herrſchen wolle und könne, ſo war der Entſchluß feſt in ihrer Seele, ohne ihn zu herrſchen.

Die Verſchworenen beſtanden noch dem größern Theile nach aus jenen Mißvergnügten, die ſchon unter der Regierung Eliſabeths Petern von der Thronfolge hatten ausſchließen wollen.

Der Graf Panin hatte unterdeſſen zwar nicht ſeine Grundſätze, doch ſeine Anſichten über die Verhältniſſe und Perſonen geändert. Er war dahin gelangt, einzuſehen, wie in der Theorie Manches vortrefflich ſein kann, was in der Praxis ſich als ein Verſehen und als ein Verderb ausweiſt. So waren ihm die Reformen, die er in Betreff des Senats eingeführt, die dieſem Staatskörper zuzutheilende Wirkſamkeit, ſpäter ſelbſt als unſtatthaft erſchienen. Ehe dieſes adminiſtrative Tribunal eine ſo hohe Stellung einzunehmen im Stande ſein konnte, mußte der Geiſt der Nation zuvörderſt auf eine weit höhere Stufe ſelbſtändiger Ausbildung gehoben werden. Es mußten Vorarbeiten gemacht werden, deren Mangel ſich jetzt fühlbar machte. Panin erkannte, daß von dem Werke, das er ſchaffen wollen, fürs Erſte nichts als der Titel, eine ſchöne Vorrede und ein Anfangskapitel vorhanden waren, daß aber das Buch ſelbſt noch

nicht geschrieben war. Ein Gesetzgeber, der zu dieser Ansicht gelangt, ist leicht zum andern Extrem umgestimmt, nämlich das ganze Werk aufzugeben, es einer fernen Zukunft zuzuschieben; Panin hätte auch den Muth verloren, wenn Catharina ihm nicht zur Seite gestanden hätte. Auf Catharina setzte er Rußlands und seine eigne Hoffnung. Er wurde nicht getäuscht. Schon längst hatte er Catharinen sich immer näher angeschlossen; er theilte ihr seine Studien, seine Erfahrungen, seine Entschlüsse mit; seine Achtung, seine Neigung für die Fürstin ging in Bewunderung, ja fast in Anbetung über. Er sah sie leiden, das Unwürdigste, das Kränkendste leiden, er hörte von den Verschwörern täglich die Pläne und Absichten, die Peter hegte, und zu deren Ausführung die Partei der Woronzoffs ihn anspornte; er war zugegen, wie Catharina eines Tages öffentlich beleidigt wurde, bei einem Feste ihren Platz der Gräfin Woronzoff abtreten mußte; er erfuhr auf das bestimmteste, wie der Kaiser beabsichtige sie und seinen Sohn zu verstoßen; er wußte um die Gefahr, in der sie schwebte, und der ergraute, alte Staatsmann wurde im Gefühl der Empörung über so grausame Unbill zum Jünglinge. Er strengte seine Kräfte an, er arbeitete unablässig um Catharinen gegen ihre Feinde zu schützen. Rußland, für dessen Erhöhung und Vervollkommnung er schwärmte,

die Frau, die er für berufen hielt, dem Lande jene Würde und jene Macht zu ſchenken, die er ihm um jeden Preis verliehen zu ſehen wünſchte — beide theuren Gegenſtände verbanden ſich in ſeinem Geiſte in einen, und er ſah nur Rettung und Hülfe durch die Entfernung Peters vom Throne. Er geſellte ſich dem Bunde zu, der im Geheimen ſchon längſt eifrig wirkte, und in welchem die vorzüglichſten Mitglieder der Hetman der Koſaken, Cyrill Raſumoffsky, ein junger Fürſt Wolkonsky, Neffe des ehemaligen Reichskanzlers Beſtuſcheff, die junge Fürſtin Daſchkoff, Schweſter jener Geliebten Peters, der Gräfin Woronzoff, ein Piemonteſer Odart, und die Brüder Gregor und Alexei Orloff waren, die eine ſo traurige Berühmtheit erlangt haben. Dieſe Verſchworenen hatten in Folge mannigfacher Intriguen ſich zu einander gefunden; anfangs hatte Keiner von den Plänen des Andern gewußt, bis ſie ſich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Geſtändniſſe machten, und ihre Intereſſen, die zum Theil auf den niedrigſten Motiven des Ehrgeizes und der Habgier gebaut waren, vereinigten. Die junge Fürſtin Daſchkoff fügte zu dem Beweggrunde des Ehrgeizes noch den hinzu, ihre Schweſter, die allgewaltige Maitreſſe, demüthigen zu wollen.

Den Verſchworenen war ein Mann wie Panin äußerſt willkommen; die allgemeine Achtung in der er

ſtand, mußte ihnen natürlich von größtem Nutzen ſein. Man ſchmeichelte dem Grafen auf alle Weiſe. Schon daß er der Erzieher des jungen Großfürſten war, machte ſeinen Beitritt wichtig, ja ſelbſt unentbehrlich. Der vertriebene und dann wieder eingeſetzte Erzbiſchof von Nowgorod war ebenfalls unter den Verbündeten. Auch er war wichtig, denn er ſollte der erzürnten Geiſtlichkeit zum Organ dienen.

Catharina beſuchte mit großer Vorſicht die geheimen Verſammlungen, ſie war mit den Plänen vertraut, die man daſelbſt entwarf. Sicher und feſt wußte ſie die Kräfte zu ſchätzen, die Verhältniſſe zu überſehen, die Mittel zu berechnen. Scheinbar ſich entfernt haltend, war ſie doch unausgeſetzt inmitten der Verbündeten. Sie ſtimmte in den Plan ein, den Panin entwarf, Peter durch eine Entſagungsakte vom Throne zu entfernen, ſie, als Regentin und Vormünderin ihres Sohnes, ſollte dann auf demſelben Platz nehmen. Dieſes war das feſtgeſetzte Ziel, dahinaus ſollten nun die Schritte gelenkt werden. Als Moment der Ausführung bezeichnete man die Zeit, wo Peter einen vom ganzen Reiche gemißbilligten Kriegszug gegen Dänemark unternehmen würde. Er ſollte den Boden nicht wieder betreten, den er unklugerweiſe in einem ſo kritiſchen Momente verließ. Aber die Verſchworenen waren hier nicht einerlei Mei-

nung. Panin, der nicht dulden wollte, daß der Unternehmung der Charakter einer rechtlichen, vor aller Welt offen darstellbaren Handlung geraubt werde, verschmähte jeden heimlichen Ueberfall, jede nächtliche List, jeden Entführungsplan; die Officiere überstimmten ihn, indem sie sich bereit erklärten, den Kaiser, während er einem Feste in Peterhoff beiwohnte, mitten aus seinem Hofe zu entführen. Catharina erfuhr von diesen letzten, tumultuarischen Sitzungen nichts, sie befand sich in Peterhoff, anscheinend ruhig den Kaiser erwartend, und Vorbereitungen zu dem Feste treffend.

So kam die für Rußland ewig denkwürdige Nacht des neunten Julius 1762 heran. Peter erhielt von vielen Seiten her Warnungen, ja selbst Anzeigen von dem Dasein der Verschwörung, man nannte ihm Namen und bezeichnete Verhältnisse, doch kümmerte ihn dies wenig. Als diese Anzeigen und Aufforderungen allzu dringend wurden, gab er Befehl, daß nach dem Feste die gehörigen Maßregeln getroffen werden sollten. Natürlich warteten die Verschworenen dies nicht ab. Auch noch ein anderes Ungefähr trieb zur Eile. Einer der Verschworenen, Passek, hatte sich verrathen, und der Officier der Garde, zu der er gehörte, verhaftete ihn. Nun war rasches Handeln Gesetz; wenn man nicht noch dieselbe Nacht zur Ausführung schritt, waren Alle verloren.

Alexei Orloff wurde erwählt, um Catharinen aus Peterhoff abzuholen. Er fand sie schlafend; ein Zeichen, wie wenig sie diesen ungestümen und gewaltsamen Ausbruch des Unternehmens erwartete. Als sie von Orloff die näheren Umstände erfuhr, zögerte sie keinen Augenblick ihm zu folgen. Wankelmuth und weibliche Schwäche lag nicht in Catharinens Charakter. Von ihrer Kammerfrau, Johanna Iwanowna begleitet, durchflog sie den Park von Peterhoff und erreichte den einsamen Ort, wo Orloff ihrer mit einem Reisewagen wartete. Er bestieg selbst den Kutscherſitz und lenkte die Pferde; es ging rasch vorwärts. Auf der Mitte des Weges erlahmten die Pferde, und man sah sich genöthigt zu halten. Dieser Verzug war gefahrbringend, denn Catharinens Erscheinen in der Hauptstadt war auf die Minute von den Verschworenen berechnet. In dieser peinvollen Lage sehen die Flüchtlinge einen schwerbepackten Wagen, den ein Bauer lenkt, der mit Früchten zur Stadt will. Rasch überfällt ihn Orloff, spannt die Pferde aus und vor den Wagen der Kaiserin. Kaum ist man jetzt mit erneueten Kräften eine kleine Strecke gefahren, als eine Postchaise des Weges in Eile daher kommt. Die Fliehenden erschrecken; es konnte Jemand aus dem Gefolge des Kaisers sein, dessen Ankunft jeden Augenblick in Peterhoff erwartet wurde, und der diesen Weg kommen

mußte. Unmöglich iſt's abzulenken; ſchon hat der Herankommende den Reiſewagen bemerkt. Man muß der Gefahr entgegengehen. Orloff ergreift die Zügel und ſpornt ſeine Pferde an, da hört er die Stimme ſeines Bruders, und jetzt athmet er wieder auf. Gregor iſt von Petersburg abgeſendet worden, weil die Verſchworenen, unruhig über das lange Ausbleiben Catharinens, Nachricht aus Peterhoff ſich verſchaffen wollen. Man verſtändigt ſich mit ein paar Worten, und Gregor ſchließt ſich dem Wagen der Kaiſerin an; der kleine Zug fliegt raſch vorwärts. Dicht vor der Stadt kommt ihnen ein Diener der Kaiſerin, den ſie mit Wohlthaten überſchüttet hat, ein Franzoſe von Geburt, entgegen. Er erkennt ſeine Gebieterin, und glaubend ſie ſei gefangen und werde vom Kaiſer in die Verbannung geſchickt, erhebt er ein lautes Klagegeſchrei. Catharina ſelbſt beſänftigt ihn und gebietet ihm ihr zu folgen. So zieht ſie in der Hauptſtadt ein. Das iſt die dürftige und beſcheidene Begleitung, die der Frau beigegeben iſt, die wenige Tage darauf über unermeßliche Streitkräfte zu gebieten hat, und deren Armeen in der Folgezeit ganze Staaten zittern machen, und Völkern Geſetze vorſchreiben. So unſcheinbar iſt der Beginn einer ſo großen Laufbahn. Aus ſo dunkler Hülle hervorbrechend, geht der leuchtendſte Stern des Jahrhunderts ſeine Bahn. Catharina,

nur zwei kecke Soldaten und eine zaghafte Dienerin zur Seite, bangt nicht den gefährlichen Weg anzutreten, den ihr ihr Geſchick vorgezeichnet. Die ſtarke Seele hält ſie aufrecht und gibt ihr Muth, wo ſelbſt entſchloſſene Männer zittern. Sie weiß nicht, bringt der nächſte Morgen ihr den Tod, bringt er ihr die Krone — ſie folgt blindlings dem Ruf, der an ſie ergangen. Mit Allem, was die Schönheit Blendendes, das Vertrauen Rührendes, der Muth Großes hat, iſt die kühne Unternehmung umgeben. Dieſe nächtliche Reiſe Catharinens iſt allen Wundern der Geſchichte beizuzählen und hat zugleich das Ueberraſchende und Geheimnißvolle aus dem Reich der Fabel an ſich. Wir glauben die alten märchenhaften Perſerreiche vor uns zu ſehen, deren glänzende Throne auch Herrſcher beſteigen, die von helfenden Genien aus Nacht und Dunkel zu ſtrahlender Höhe emporgeführt werden.

Als Catharina in der Hauptſtadt anlangte, war es früh Morgens zwiſchen 7 und 8 Uhr, die Prinzeſſin Daſchkoff, Panin und Cyrill Raſumoffsky empfingen ſie im Pallaſt der Prinzeſſin. Kaum behielt die Kaiſerin Zeit ihr Koſtüm zu ändern, ſich in Uniform zu kleiden, und ein Pferd zu beſteigen, um den Orloffs zu folgen, die ſie zu den Kaſernen des Regiments Ismaïloff führten. Die Soldaten waren bereits gewonnen. Sie ſtürzten

mit wildem Geſchrei hervor und fielen Catharinens Pferd in die Zügel. Dieſer tumultuariſche Auftritt erſchreckte die Begleiter der Kaiſerin, ſie wichen zurück, ſie ſelbſt jedoch blieb ruhig. Sie ſprach die Soldaten an, rief ſie zu Hülfe gegen die Gefahr, in der ſie ſchwebe, und kaum hatte ſie dieſe Worte geendet, als ein tauſendſtimmiger Beifallsruf die Luft erſchütterte. Alexis Orloff ſtellte die Regimenter in Ordnung, und als Catharina an den Reihen hinabſprengte, wiederholte ſich der Ruf: Es lebe Catharina! Es lebe unſere Kaiſerin! Es fehlte nicht an einzelnen Abtheilungen, beſonders der Preobraſchensky'ſchen Garde, deren Officiere die Soldaten zurückzuhalten ſtrebten, indem ſie Peters Namen nannten, doch ſie wurden überſtimmt, gefangen genommen, und ihr Anhang zerſtreut. Immer mächtiger ſchwoll der Volkshaufe an, der Catharinen umgab. Die Soldaten erklärten ſich überall für ſie, und ſie zog, wenige Stunden ſchon nach ihrer Ankunft, ſiegreich durch die Straßen. Als ſie vor der Kirche der Kaſan'ſchen Mutter Gottes anlangte, war der Zug, der ſie einſchloß, unabſehbar. Die Prinzeſſin Daſchkoff und die Orloffs, die ihr zur Seite waren, haranguirten beſtändig das Volk, Catharina thronte ſchweigend, aber ruhig und heiter auf ihrem Pferde. Nie hatte man ſie ſchöner, nie von Anmuth und Würde ſtrahlender geſehen, als an dieſem Tage des

Aufruhrs, des Schreckens, der Gefahr. Ein Sturm wehte Staubwolken empor, in dieſe eingehüllt verſchwand momentan die glänzende Erſcheinung, und man ſah nur die blitzenden Lichter der Waffen, die Büſche auf den Helmen und die Adler auf den Fahnen die Dunkelheit durchbrechen. Als Catharina ſich der Kirche näherte, wich die Menge zurück, denn auf den Stufen des Eingangs zeigte ſich im goldbrokatnen Talar, umgeben von einer Schaar von Prieſtern, der Erzbiſchof nnd hielt in hochgehobener Rechten das Kreuz den Ankommenden entgegen. Catharina ſtieg raſch vom Pferde und fiel ihm, dem Erzbiſchof, zu Füßen. Er ließ ſie Angeſichts der Menge das Kreuz küſſen. Dann, auf einen Augenblick verſchwanden beide im Innern der Kirche. Hier fand noch eine eilige und leidenſchaftliche Berathung ſtatt. Der Erzbiſchof beſtand darauf, Catharinen nur als Regentin und Vormünderin des Großfürſten Paul auszurufen, die Orloffs und die Prinzeſſin drängten Catharinen, ſich als Selbſtherrſcherin dem Volke zu verkünden. Panin rieth zu dem erſtern. Der Moment drängte. Während man noch in der Kirche ſtritt, ließen die Orloffs und ihre Verbündeten laut Catharinen als Kaiſerin proclamiren. Als die Thüren der Kathedrale dem Volke geöffnet wurden, ſah es Catharinen vor dem Altar knieen und den Prieſter beſchäftigt, die heilige Handlung

an ihr zu vollziehen. Ein tauſendſtimmiges Hurrah! zerriß die Lüfte. Die ganze Hauptſtadt hatte ſich auf dem Platz verſammelt, und die neue Selbſtherrſcherin wurde unter dem Donner des Geſchützes, dem Beifallrufen eines unüberſehbaren Volks, dem Salutiren des Militairs, verkündet. Wenige Augenblicke darauf, denn alles ging im Sturm und in wildeſter Leidenſchaftlichkeit, ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung und eilte in jene Stadtviertel, wo noch widerſtrebende Elemente zu beſiegen waren. Nach einer koloſſalen Anſtrengung von ſechs Stunden war Catharina ſo weit, daß ſie ſich im Winterpallaſt bei offenen Balkonthüren zu Tafel ſetzen konnte, um einen Moment Ruhe und Erquickung zu genießen. Sie war einer Ohnmacht nahe, als ſie in ihren Seſſel ſank. Dennoch ergriff ſie das Weinglas, erhob ſich und trank auf das Wohl des Volkes.

Um 10 Uhr Morgens war die Revolution beendet, und Catharina II. auf dem Throne Rußlands.

Es iſt keine dankbare Aufgabe, die Verzichtleiſtung und die letzten Augenblicke Peter III. zu ſchildern. Ein natürliches Gefühl, das dem Menſchenbuſen eingepflanzt iſt, und das da heiſcht für das Unglück, ſei es auch noch ſo ſehr ſelbſt verſchuldet, ein verſöhnendes Mitgefühl zu hegen, macht es dem unparteiiſchen Beobachter und Erzähler ſchwer, für eine kalte aber gerechte Wür-

digung der Thatſachen ein willkommenes Ohr zu finden. Peter III. hatte vollkommen ſein Schickſal verdient, er hatte die Entſcheidung deſſelben kommen ſehen und war ihm nicht ausgewichen, dennoch als das Unvermeidliche ihn traf, nahm er die Theilnahme ſelbſt ſeiner erbittertſten Feinde für ſich in Anſpruch. Catharina mußte ihre ganze Klugheit und Vorſicht zu Hülfe nehmen, um die erſten Schritte, die ſie auf ihrer neuen Bahn that, ſo einzurichten, daß der Schatten des machtloſen Kaiſers nicht allzuverdunkelnd auf den Glanz ihrer noch jungen Krone fiel.

Am Morgen der Nacht, in der Catharina ſich aus Peterhoff entfernt hatte, kam Peter aus Oranienburg, um den Feſtlichkeiten, wie er jährlich zu thun pflegte, beizuwohnen. Er erſchien, nichts ahnend, in einem langen Zuge von leichtfertigen Weibern und lärmenden, jungen Wüſtlingen umgeben. Als er vor das Portal des Schloſſes anlangt, ſieht er die Dienerſchaft beſtürzt ihm entgegeneilen, und der Ruf: „die Kaiſerin iſt verſchwunden!“ trifft mit unheilkündendem Laut ſein Ohr. Er ſteigt aus, durcheilt ſelbſt alle Gemächer des Schloſſes, er ſendet Boten überall hin, die Frauen ſtehen unterdeſſen beſtürzt und betäubt im Schloßhof; Niemand weiß Rath. Jetzt kommen, ſchnell ſich einander drängend, die Nachrichten aus der Hauptſtadt: Catharina iſt

in Petersburg angelangt, Catharina hat sich als Regentin proclamiren lassen, Catharina ist Kaiserin! Peter steht erstarrt und unschlüssig; da naht sich ihm jener greise Verbannte, der Gunst und Ungunst des Geschicks so reichlich an seiner eignen Person erfahren, der alte Feldmarschall Münnich, und er ist's, der die ersten tröstenden und ermuthigenden Worte zu dem niedergebeugten Kaiser spricht: „Sire," ruft er ihm mit dem strengen Ernst des alten Kriegers zu, „es ist noch nichts verloren. Sie haben fünftausend Mann auserwählter Truppen in Ihrer Nähe, stellen Sie Sich an die Spitze dieser Getreuen und ziehen Sie den Aufrührern entgegen. Sie werden siegen, Sie werden das Feld behalten." Peter zögert. Unterdessen hat man in Petersburg rasche Maaßregeln getroffen: schon ist die Brücke mit Militair besetzt, die die Verbindung auf dem Wege von Petersburg nach Peterhoff bildet, kaum gelingt es einem treuen Diener, sich mit Gefahr des Lebens durchzuschleichen, um Petern Nachricht von der Hauptstadt und dem Theile der Truppen zu bringen, die ihm noch treu geblieben. Münnich fällt seinem Herrn zu Füßen und fleht ihn an zu eilen. Umsonst, Peter schließt sich in einem Zimmer ein, und setzt einen demüthig bittenden Brief an seine Gemahlin auf, in welchem er ihr verspricht, der Krone zu entsagen, und sie ersucht, ihm zu erlauben nach Deutsch-

land zurückzukehren, wo er sich mit dem Titel eines Herzogs von Holstein begnügen will. Catharina antwortet auf dieses Schreiben nicht. Jetzt hört Peter III., daß die Kaiserin gegen ihn heranziehe. Welch ein Moment für den zagenden, schwachen Fürsten! er eilt, nochmals einen Brief an sie abzusenden. Catharina empfängt dieses zweite Schreiben schon auf dem Wege nach Peterhoff, wohin sie an der Spitze von zwanzigtausend Mann ihrer Garden aufgebrochen ist, um ihren Gemahl gefangen zu nehmen. Auch auf den zweiten Brief erhält Peter keine Antwort. Seine Lage ist entsetzenerregend. Münnich gibt ihm einen letzten Rath, sich zu retten und die Krone sich zu erhalten, er soll nach Kronstadt eilen; die Flotte wäre noch sein; an der Spitze dieses Geschwaders würde es ihm ein Leichtes sein, der aufrührerischen Hauptstadt sich entgegenzustellen, allenfalls aus Schweden Hülfe zu reclamiren. Diesem Rathe folgt Peter. Eine Yacht nimmt ihn und seine Getreuen auf, die Gräfin Woronzoff läßt sich nicht ausschließen, obgleich Münnich, dem es in diesem angstvollen Momente nur um die Rettung des Herrn zu thun, ihr in soldatisch grober Weise zuruft, zu bleiben. Durch die Nebel der Morgendämmerung schwankt die Yacht, die den entthronten Zaar in ihrem Schooße führt, über die stillen Gewässer des Meerbusens. Das Fahrzeug nähert sich

der Hafenbrücke und verlangt Einlaß. Die Wache fragt wer es sei; man antwortet: „der Kaiser!“ „Wir haben keinen mehr! tönt die Antwort herüber; Catharina II. ist Kaiserin!“ Bei diesen Worten zeigt sich Peter auf dem Verdeck, er wirft seinen Mantel von den Schultern, und gibt sich zu erkennen. Vergeblich; eine Viertelstunde früher hätte er ohne Schwierigkeit gelandet, denn die Verschworenen, mit der Riesenarbeit in der Stadt vollauf beschäftigt, hatten den Hafen und die Besatzung von Kronstadt völlig vergessen; erst spät — aber wie wir sehen, doch immer noch zeitig genug, um Petern die letzte Zufluchtstätte zu versperren — war es einem der Verschworenen eingefallen, den Hafen für die Kaiserin in Besitz zu nehmen.

Es ist ein erschütterndes Bild, wie die Yacht jetzt von dem Landungsplatze sich wieder entfernt, wie man den greisen Münnich sitzen sieht, tief gebeugt, das Haupt in die Hand gestützt, das Geschick des Fürsten bedenkend, der von Thron und Land verstoßen, jetzt dem unvermeidlichen Elend entgegen geht. „Wohin soll ich steuern lassen?“ fragt ihn Peter. „Sire, es ist völlig gleich,“ entgegnet ihm entmuthigt der treue Rathgeber, „wohin wir auch gelangen, wir dürfen nicht hoffen, einen glückbringenden Boden zu betreten.“ Peter begibt sich in die Cajüte und tröstet hier die Gräfin Woronzoff,

deren Thränen unverſiegbar fließen. „Sie hätten es wagen ſollen," ruft ihm dieſe zu, „Sie hätten landen ſollen; Niemand hätte ſich erkühnt, die Drohung auszuführen und auf Sie zu ſchießen! Wir wären Alle gerettet geweſen!" —

Bei ſeiner Zurückkunft nach Peterhoff hoffte Peter auf die Großmuth der Frau, die er ſo ſchwer beleidigt, die er, beſonders in der letzten Zeit, durch ein gefliſſentlich rohes und tyranniſches Weſen auf das empfindlichſte gedemüthigt hatte, er hoffte auf die Großmuth der Frau, die er ungehört und ohne Urtheil hatte vom Throne ſtoßen, und deren Sohn er der entehrenden Schmach hatte preis geben wollen. Es war kühn, daß er dieſe Hoffnung hegte, ohne Zweifel wußte er, mit welchem großen, heroiſchen Charakter er es zu thun hatte. Catharina zeigte ſich auch willig, ſeinen Hoffnungen zu entſprechen, allein ihre Umgebung, die in dieſen furchtbaren Tagen tyranniſch über ſie herrſchte, legte ihr blinden Gehorſam auf. Die Stimme der Pietät in ihrem Herzen mußte ſchweigen. Alles was ſie thun konnte war, daß ſie den mildeſten und gerechteſten Mann ihrer Umgebung hinſandte, um mit dem Kaiſer zu unterhandeln. Der Graf Panin begab ſich zu Peter III. Der Kaiſer ſtellte die Entſagungsakte aus, in der er erklärte, daß er ſich unfähig fühle, das Reich zu beherrſchen, und daß

er von der Gnade der Kaiserin die Erlaubniß erbitte, nach Deutschland zurückzukehren, woselbst er sich mit dem Titel eines Herzogs von Holstein begnügen wolle. Münnich war in Verzweiflung, als er diesen unwürdigen, feigen Schritt, der jede Hoffnung abschnitt, erfuhr. „Sire," rief er dem Kaiser zu, „sie machen uns Alle elend, jedoch wage ichs zu behaupten, Keiner ihrer Getreuen denkt an sein eignes Geschick in diesem Augenblicke; uns Allen schwebt nur Ihre Rettung vor. Was ist aber jetzt noch zu hoffen?" — „Alles von der Huld der Kaiserin," entgegnete Peter. „Sie wird jetzt, da ich die ersten Schritte zur Versöhnung gethan, mir bereitwillig entgegenkommen." Seine Erwartungen wurden getäuscht; man brachte ihn, die Gräfin Woronzoff und den Günstling Gudowitsch, Jeden in abgesonderten Gewahrsam. Der Kaiser erhielt seinen Aufenthalt auf dem Lustschloß Ropscha. An diesem Orte starb auch der Kaiser bald nach seiner Gefangennehmung.

Während der Verhandlungen in Peterhoff schwebte die Hauptstadt in Unruhe und Aufregung. Man wußte nichts über das Schicksal Catharinens, die an der Spitze ihrer zwanzigtausend Mann Garden ausgerückt war, man wußte nicht, ob Peter III. ihr Streitkräfte entgegengestellt habe, ob es zu einem entscheidenden Treffen gekommen sei. Endlich, gegen 8 Uhr Abends, verkündete

Kanonendonner die Ankunft der triumphirenden Kaiserin. Sie zog ein in ihre Hauptstadt, indem ein wogendes Meer von Volk, Garden und Linientruppen sie umgab. Nie hatte die Menge, die doch schon an solche Scenen gewöhnt war, ein so imposantes Schauspiel gesehen; sie umgab das Pferd Catharinens, sie hielt es auf und küßte die Füße, die Hände der Kaiserin.

Ehe wir dieses Anfangscapitel in der Geschichte Catharinens schließen, ist es nöthig, auf einige Personen, die in den Tagen des Kampfes und Sieges ihr nahe standen, den Blick etwas schärfer zu richten. Wir wollen nur vier Personen herausheben. Gregor und Alexis Orloff, die Prinzessin Daschkoff und Graf Rasumoffsky.

Einem Manne, den ein kleines Besitzthum, das er in der Nähe Moskaus inne hatte, zum Edelmann machte, war es gelungen, Peter I. einige Dienste zu erweisen, die dieser durch einen militairischen Grad belohnte, und durch die Versorgung der Söhne. Dieser Mann war Gregor Orloff, der Vater, der im sechzigsten Jahre noch heirathete und neun Söhne zeugte. Von diesen starben vier und fünf spielten mehr oder weniger eine bedeutende Rolle unter der Regierung Catharinens, Gregor und Alexis jedoch die bedeutendste. Beide wurden frühzeitig Officiere in der Garde, beide machten Schulden, beide hatten Duelle, beide zogen durch ihre tollen Unterneh-

mungen und muthwilligen Streiche die Blicke der Höflinge auf sich. Die drei anderen Brüder eiferten den älteren nach, und die fünf Orloffs wurden sprichwörtlich, wo es darauf ankam kecke Raufbolde, wilde Wüstlinge zu bezeichnen. Gregor Orloff, in den sich die Maitresse seines Chefs verliebt hatte, war nahe daran, auf Veranlassung des Erzürnten nach Sibirien exilirt zu werden, als die mächtige Hand einer Beschützerin, die sich nicht zu erkennen gab, das von Elisabeth schon bestätigte Verbannungsurtheil vernichtete. Orloff erkannte später in dieser rettenden Göttin Catharinen, und er blieb ihr von diesem Moment an dankbar ergeben, ja er verehrte und liebte sie mit so schwärmerischem Feuer, daß diese Leidenschaft seine rohe Natur mäßigte, ihn geistig erhob, und ihn fähig machte die Plane zu verwirklichen, die die Verschworenen ihm zuertheilten. Klugheit war ihm nicht gegeben, dagegen Alles besiegender Muth, Kühnheit und unbeugsamer, männlicher Stolz. Sein Bruder Alexis war eine Natur, die der Größe nicht fähig war, und die in dem ihr zugetheilten Elemente rohen, soldatischen Muthes beharrte.

Die Prinzessin Daschkoff bietet eine jener Erscheinungen, wie sie nur an einem despotischen Hofe voll Eitelkeit und Macht entstehen kann; eine schöne Frau, die laut scherzt und spottet, wo die beherztesten Männer

zittern. Die Prinzeſſin fing damit an, daß ſie gleich erklärte, für ſie gäbe es kein Blutgerüſt und keine Verbannung; und in der That, die kalte, mißtrauiſche, bigotte Eliſabeth hatte ſich an dieſe kleine, bunte Schlange nie herangewagt. Schon oft hatte das Schwert nur an einem Haare über dem Haupte der Prinzeſſin geſchwebt, und immer wieder war ſie der Gefahr entſchlüpft. Sie zeichnete Skizzen, ſie machte Epigramme auf Eliſabeth, ſie imitirte in Gang und Geberde die herrſchenden Günſtlinge derſelben — es wurde geduldet. Als Catharina am Hofe von Petersburg erſchien, flog die Prinzeſſin ihr entgegen, fiel vor ihr aufs Knie, und bat mit der leidenſchaftlichen Pantomime eines Liebhabers ſich ewig ihr weihen zu dürfen. Von dieſem Augenblicke an trug ſie eine Locke des Haars der Großfürſtin in einer Kapſel auf ihrem Herzen. Ein ſo bewegliches Geſchöpf, voll Geiſt und Leben mußte Catharinen, die von einer kalten, fremden Höflingsſchaar ſich eingeſchloſſen fand, willkommen ſein, ſie nahm die Prinzeſſin, die damals noch unvermählt als Fräulein Woronzoff am Hofe lebte, zu ihrer Vertrauten auf. Beide führten von nun an einen intimen Briefwechſel miteinander, in welchem ſie ſich über die neueſten Erſcheinungen in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur ihre Urtheile mittheilten. Doch nicht allein über Literatur wurde geſchrieben, brieflich geplau-

dert, ſondern man berührte auch die höchſten Intereſſen, man ſchrieb ſich ſeine Anſichten über Freundſchaft, Liebe, Anbetung, Tod, Unſterblichkeit und über tauſend Schwärmereien und Gefühlsausbrüche, wie ſie in jungen Herzen, die tumultuariſch der Welt entgegenklopfen, ſich zu regen pflegen. Zuletzt ſchreiben ſich die Freundinnen auch über Politik; und da entwickelte Fräulein Woronzoff Catharinen gegenüber ihr ganzes Syſtem von Freiheit und Republikanismus, das ſie ſich ſeit einiger Zeit zu eigen gemacht. Catharina, die äußerſt liebenswürdig in dieſen frühen Jugendbriefen erſcheint, gibt mit großer Milde, mit graziöſer Ironie der feurigen Seele ihrer jungen Freundin einige gute Lehren.

Als Peter III. zur Regierung kam, ging in dem Geſchicke des Hauſes Woronzoff eine große Aenderung vor ſich. Der Feldmarſchall Beſtuſcheff wurde verwieſen, und der Graf Woronzoff, Onkel der Prinzeſſin, erhielt als Reichskanzler des in Ungnade Gefallenen Stelle. Die Schweſter der Prinzeſſin machte ſich als allgewaltige Geliebte des Kaiſers geltend, und eine andere Schweſter, die Gräfin Buturlin, wurde durch ihre vielen Reiſen, durch ihren originellen Luxus, den ſie überall entfaltete, und durch ihre Liebſchaften in Frankreich, Deutſchland und England bekannt. Von den drei Schweſtern war ohne Zweifel die Prinzeſſin die ausgezeichnetſte.

Frühe ging ihr Geiſt ſeine eigene Bahn. Schon daß ſie Catharinens eminente Charaktergröße verſtand, ſich ihr anſchloß, ſie leidenſchaftlich verehrte und liebte, zeugt für ihr edleres, höher geſtelltes Weſen; aber auch die Kühnheit, mit der ſie mit ihrer mächtigen Schweſter in Oppoſition ſich ſtellte, erweckt Achtung; am meiſten jedoch nimmt für ſie ein der rege Sinn, den ſie hegte, geiſtige Entwickelung, freie Ideen zu verbreiten. Hierdurch war ſie den Verſchworenen äußerſt dienlich. Jung und feurig, Gefahren nicht ſcheuend, war ſie zugleich klug und beſonnen den Rath weiſer Männer in Anwendung zu bringen. Als Mann verkleidet begab ſie ſich mit den Brüdern Orloff in die Kaſernen, ſchwelgte ganze Nächte durch beim Becher, ſang zur Guitarre, tanzte wie eine Bachantin vor den Soldaten, einzig nur, um ihrer erhabenen, erlauchten Freundin Genoſſen und Freunde zu erwerben. Eine Stunde darauf lag ſie mit aufgelöſten Locken bei der einſamen Studirlampe über ein Werk Montesquieu's, um daraus die Grundſätze und Lehren über den vollkommenen Staat, über die Vereinigung der Geſellſchaft, über die Rechte und Pflichten der Fürſten und Völker zu ſtudiren. Dann ſchrieb ſie entflammte Briefe an Catharinen, in denen ſie dieſer ihre künftige Größe prophezeite. „Mir, meine theure Schweſter," ſo ſchrieb

ſie, „wirſt Du alsdann erlauben, zu Deinen Füßen zu ruhen, als ein Weſen, das Dich abwechſelnd anbetet und ſchilt; als ein kleiner Seraphim, der aus Deinem Lichte ſoviel Liebe aber auch ſoviel Impertinenz zu ſaugen verſtanden hat, um im Stande zu ſein, Dir die ſüßeſten Schmeicheleien, aber auch die empfindlichſten Zurechtweiſungen zu geben. Du ſollſt an mich denken, Cathinka, und wenn Du dereinſt nicht mehr in Liebe an mich denken willſt, ſo ſollſt Du's im Zorn thun. Vergeſſen darfſt Du mich nie. Für alle Ewigkeit gehören wir zuſammen.“

Dieſe Drohung wurde leider ſpäter wahr, als Catharina ſich mit der Prinzeſſin entzweite und es dieſer empfinden ließ.

Die Weiſe, wie ſie ſich ihren Mann erwählte, iſt ebenfalls charakteriſtiſch. Eines Abends ſteht ſie im Kreiſe der Hofdamen, als ſich ihr der junge Fürſt Daſchkoff nähert, ein ſchöner, vornehmer und reicher Mann. Er ſagt ihr in lebhafter Weiſe einige Artigkeiten, ſogleich wendet ſich die junge Hofdame zu ihrem Vater und ſagt laut: „Hier iſt Jemand, der mir eine Erklärung macht und meine Hand ſich erbittet; werden Sie geſtatten, daß ich ſie ihm gebe?“ Dem Fürſten war es nicht eingefallen, ſo ernſte Abſichten zu hegen; er ſah ſich gefangen und gab nach. Als die Heirath geſchloſſen

war, fand die Prinzeſſin Mittel, ihren Mann nach Moskau zu verbannen, um in Petersburg frei leben zu können.

Der vierte Theilnehmer, Cyrill Raſumoffsky, iſt durch ſeinen unbeugſamen Muth und durch ſeine Anhänglichkeit an Catharina ausgezeichnet. Die Familie kam in Anſehn dadurch, daß die Kaiſerin Eliſabeth ſich einen aus ihrer Mitte zum Günſtling, ja ſogar, wie einige Nachrichten behaupten, zum heimlich angetrauten Gemahl erwählte. Cyrill war ein roher, kühner Parteigänger, ein Charakter, dem nicht das Gewiſſen eines rechtlichen Mannes, ſondern der Muth eines Soldaten Geſetze vorſchrieb; dabei befleckte er jedoch ſeinen Muth nie durch Perfidie, ſeine Stärke nie durch Grauſamkeit. Catharina wußte ihn geſchickt zu brauchen; er war ihr ohne Eigennutz wahrhaft ergeben.

Nachdem der Vorhang niedergefallen war nach den ſtürmiſchen Auftritten der Revolution, wo man eine ganze Hauptſtadt in Tumult und Aufruhr geſehen hatte, zeigte die Scene, als der Vorhang ſich wieder hob, Catharinen ruhig in ihrem Pallaſte am Schreibtiſch ſitzend, und klug und bedächtig weiſe Verordnungen, treffende Befehle ertheilend, die nachhaltig das große Werk in ſeinem noch ſchwankenden Baue befeſtigen ſollten. Die Arbeit der rohen Männer war gethan, jetzt kam die Frauenhand, die geſchickt ordnete, ſtill bei Seite ſchob,

mit kluger Wahl vertheilte; hier ſich ſegnend hob, dort ſich zum freundlichen Gruße neigte. Catharina zeigte ſich äußerſt klug und beſonnen in dieſer wichtigen Zeit. Wir müſſen ſie bewundern, wie ſie mitten unter den wilden Soldaten, die ſie auf den Thron geführt hatten, und die jetzt ihren Lohn brutal, mit der empörenden Willkür einer geſetzloſen Forderung ihr abzunöthigen ſich erdreiſteten, vorſichtig ſich bewegte, ſie, die Fremde; wie ſie unterhandelte mit den Unbändigen. Das junge, ſchutzloſe Weib legte die entfeſſelte Hyder der Revolution wieder in Bande. Dabei lebte ſie bei fortwährendem Andrang der Außenwelt; ihre Gemächer durfte ſie nicht verſchließen, zu jeder Stunde mußte ſie bereit ſein, daß bald Dieſer, bald Jener bei ihr eintrat. Oft wurde ſie mitten in der Nacht geweckt, ſie mußte ſich in Eile kleiden, und den Gang nach irgend einer Kirche antreten, lediglich weil es einem Soldaten der Garde eingefallen war zu behaupten, die Kaiſerin ſei entführt, und befinde ſich nicht mehr in Petersburg. Er und ſeine Kameraden lärmten und ſchrieen bis Catharina ſich gezeigt hatte, dann riefen ſie: „Unſre Mutter iſt doch da! wir können uns beruhigen!“

Die erſte weiſe Handlung Catharinens, als Selbſtherrſcherin des Reichs, war, daß ſie den übermäßigen Einfluß der Deutſchen, wie Peter ihn hatte vorwalten

laſſen, überallhin aufhob. Sie ließ die holſteiniſche Garde, den Ruſſen ſo verhaßt, und durch die Spielerei mit deutſchen Uniformen und militairiſchen Uebungen ſo lächerlich, abziehen, und mit ihnen entließ ſie auch den Herzog Georg, den Oheim Peter III., der eine klägliche Rolle während der Regierung dieſes Fürſten in Petersburg geſpielt hatte. Zu gleicher Zeit verhinderte ſie, daß ihr eigner Bruder, der Fürſt von Anhalt-Zerbſt, nach Petersburg kam, auch Poniatoffsky hielt ſie an den Grenzen zurück: ſie wollte keine Ausländer, am wenigſten ihre Verwandte um ſich ſehen, um den Ruſſen keinen Grund zu den Vorwürfen zu geben, die ſo reichlich ihren Gemahl getroffen hatten.

Nachdem die ausländiſchen Mächte ſämmtlich ohne Widerrede ſie als Kaiſerin anerkannt hatten, trat Catharina ihre Reiſe nach Moskau an, um ſich in dieſer alten Hauptſtadt des Reichs feierlich krönen zu laſſen. Peter III. hatte dieſe Ceremonie immer, als ihm läſtig, bei Seite geſchoben, Catharina ſah ein, daß ſie unumgänglich zur Befeſtigung der Gewalt des Herrſchers in der Meinung des Volkes nöthig war. Ohne Verzug begab ſie ſich deshalb nach Moskau, obgleich ſie wohl wußte, daß ihr Empfang daſelbſt nicht der beſte ſein würde, ja daß ihr perſönlich ſogar Gefahren drohten. Sie hatte Nachrichten empfangen, daß die Bevölkerung

der ehemaligen Hauptſtadt bei der Verkündigung des Thronwechſels Zeichen der Mißbilligung gegeben hatte; die Truppen hatten ſogar ſich geweigert, ſie als Kaiſerin auszurufen. Nun erſchien ſie ſelbſt. Mit einem unabſehbaren Gefolge zog ſie in Moskau ein; der alte Reichskanzler Beſtuſcheff mußte ſie begleiten, und auf die ehrwürdige Geſtalt dieſes greiſen Kriegers geſtützt, erſchien ſie vor dem Volke. Gregor Orloff durfte ſich nur gemäßigt und in der Entfernung zeigen, dagegen trat der junge Großfürſt Paul zum erſtenmal in wichtiger Stellung, ſeiner Mutter zur Seite, auf. Der Empfang war lau: Catharina fühlte es, allein ſie verſteckte klug ihr Mißbehagen; Orden und Reichthümer wurden verſchwenderiſch ausgetheilt, in der Armee Rangerhöhungen veröffentlicht, die die kühnſten Hoffnungen der alten Krieger, die im ſiebenjährigen Kriege die Schlachten bei Palzig und Kunnersdorf mitgekämpft, übertrafen. Kirchen und Klöſter des bigotten Moskaus wurden reichlich bedacht. So verſchwand die ſegenſpendende Fürſtin wieder, nachdem ſie die Stätte, wo ſie geweilt, die Straße, die ſie gezogen, mit Geſchenken bedeckt hatte. Allein Moskau beharrte bei ſeiner ſtarren Oppoſition, Catharina hat nie, ſo oft ſie auch daſelbſt erſchien, eine warme, begeiſterte Stimmung für ſich, durch alle Künſte ihrer fürſtlichen Koketterie, erzwingen können.

Ein heftiger Kampf erhob ſich mit der Geiſtlichkeit. Die ſanguiniſchen Hoffnungen der Prieſter, die Catharina klug genährt, konnten in ihrer ganzen Ausdehnung unmöglich jetzt von der Fürſtin, die zu der abſoluten Macht gelangt war, erfüllt werden. Die unvorſichtigen Reformen Peters III. waren alle wieder vernichtet worden, allein es konnte Catharinens Meinung nicht ſein, verjährte Mißbräuche, tyranniſche und rohe Maaßregeln, die die Religion als Deckmantel zu irdiſchen Zwecken brauchten, zum Nachtheil des Volkes zu begünſtigen. Ein Fürſt, der an die Gewalt der Kirche die ordnende Hand legt, kann nicht vorſichtig genug zu Werke gehn. Catharina bewies in dieſem Streite, wie ſehr ſie berufen war, ihrem Reiche Größe, Ruhe und Sicherheit zu verleihen, indem ſie die ſchwierigſten Verhältniſſe im Innern deſſelben, zu denen die Rechte der Prieſterſchaft ganz vorzüglich gehörten, mit weiſer Mäßigung, mit conſequentem Willen, mit beharrlicher Kraft ordnete. Sie wußte, mit welcher gefährlichen Macht im Staate ſie es zu thun hatte, ſie kannte den Einfluß, den der Prieſter auf den Soldaten ausübt, und ſie war eine Fremde, und ſie war mit Hülfe dieſer Soldaten, die in den Händen der Prieſter waren, auf den Thron gelangt! Wieviel Klugheit war nöthig, um die eigne Sicherheit mit der Regentenpflicht in Einklang zu bringen. Die

Geiſtlichkeit, die die entzogenen Güter nicht ſofort ſich zurückerſtattet ſah, murrte laut und ſuchte das Volk gegen Catharina zu entflammen, indem ſie auf den Prinzen Iwan hinwies, und ein Teſtament Peter III. zeigte, in welchem dem letzten Sprößling Peter des Großen der Thron Rußlands zugeſichert wurde. Peter III. war allerdings damals, als er den heftigſten Widerwillen gegen ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn hegte, mit dem Plan umgegangen, Iwan, der in dem Gefängniß zu Schlüſſelburg ſchmachtete, die Thronfolge zu ſichern, hatte aber bald darauf, wie er denn immer in ſeinen Entſchlüſſen wechſelnd war, auch dieſen wieder aufgegeben, das Teſtament beſtand und konnte, argliſtig gebraucht, in den Händen der Feinde Catharinens von mächtiger Wirkung ſein. Die entflammten Prieſter wußten dies, und ließen kein Mittel außer Acht, ihrem Ziele zuzuſtreben. Allein ihnen wurde energiſch entgegengearbeitet. Die Wachſamkeit der ehemaligen Verſchworenen, die jetzt mit Titel und Orden geziert den Thron der Kaiſerin umſtanden, unterdrückte jeden Aufruhr im Keime. Zahlloſe Verhaftungen, ſtrenge Strafen, Verweiſungen fanden ſtatt, und die Prieſter mußten ſich für überwunden erkennen.

Nachdem die anderen Theilnehmer an der Revolution mit Orden und Reichthümern überſchüttet worden,

nachdem Gregor Orloff zum Chef der Garde zu Pferde ernannt worden war, ſein Bruder Alexei dieſelbe Rangſtufe bei der Preobrajensky'ſchen, Feodor Orloff bei der Seméonoff'ſchen Garde erhalten hatte, war allein die Prinzeſſin Daſchkoff übrig, die von aller Gunſtbezeugung ausgeſchloſſen blieb, und zwar weil ſie es ſelbſt wollte. Catharina hatte ihr einige glänzende Belohnungen zugedacht, allein die Prinzeſſin, eigenſinnig und ſeltſam, war zu der Annahme keiner derſelben zu bewegen geweſen; das Einzige, was ſie ſich erbat, war Gnade für ihre unglückliche Schweſter, die Gräfin Woronzoff, und für ihren Vater, den ehemaligen Kanzler. Catharina gewährte beides. Dieſe Willfährigkeit brachte die Prinzeſſin dahin, allerlei capricieöſe Wünſche auszuſprechen; ſo forderte ſie von der Kaiſerin, ſie ſolle ſie zum Chef eines Huſarenregiments machen, und ihr den Rang eines Generallieutenants geben. Catharina weigerte ſich, und da die Prinzeſſin ihre Bitten nicht einſtellte, machte die Kaiſerin ſie zum Präſidenten der Akademie, welche Stelle ſie lange bekleidete. Es iſt nicht ſchwer, in dem Betragen Catharinens eine kleine Eiferſucht gegen die Prinzeſſin zu bemerken. Die Schönheit und die Grazie dieſer jungen Frau, ihre Popularität bei den Soldaten, da ſie faſt immer in den Kaſernen lebte, machte ſie zu einem, für Catharinens Sicherheit gefährlichen, öffentli-

chen Charakter; es war nicht rathſam, in ſolche Hände militairiſche Macht zu legen. Die Rolle, die die junge Fürſtin bei der Verſchwörung geſpielt hatte, war eine zu wichtige geweſen, als daß ſie nicht hätte auf die Dienſte, die ſie geleiſtet, ſtolz ſein und Neigung zeigen ſollen, die Kaiſerin zu beherrſchen. Dies zuſammengenommen waren Gründe, die die ſcheinbare Kälte und den Rückhalt der Herrſcherin vollgültig motivirten. Die Prinzeſſin fand ſich gekränkt, verließ ohne Urlaub ihren Präſidentenſtuhl in der Akademie, und reiſte in Deutſchland und Frankreich umher. Catharina fand für gut, Voltaire zu warnen, den Erzählungen und Berichten der Prinzeſſin Glauben zu ſchenken. Dies aber bewog gerade Voltaire, die Prinzeſſin über allerlei Dinge auszuforſchen.

Was den Grafen Panin betrifft, ſo hatte dieſer Mann von den rechtlichſten Abſichten, ebenſoweit entfernt von Eigennutz als von eitler Ruhmſucht, die Verhältniſſe ſich ſo geſtalten ſehn, wie er es nicht gewünſcht und auch nicht erwartet hatte. Catharina hatte den Thron beſtiegen als Selbſtherrſcherin, nicht, wie er es gewollt, als Regentin; alsdann war bei dieſer Thronbeſteigung wiederum die militairiſche, nicht die legislative und ſtaatsrechtliche Stimme gehört worden, es war dem Anſehen des kaum erſt wieder reſtaurirten Senats ein

Stoß gegeben worden, der leicht ſein Todesſtoß werden konnte, wenn Catharina Sinn und Anſichten der ſchwachen Vorgänger auf ihrem Throne theilte. Zum Glück war jedoch dies nicht der Fall, und in dieſer Ueberzeugung fand Panin die Stütze ſeiner Hoffnungen. Es lag ihm nun Alles daran, Catharina auf dem Throne ſicher zu ſtellen, und ſich als ihren Vertrauten, ihren Rathgeber in unerſchütterliche Gunſt zu bringen. Es gelang, ohne daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die natürliche Offenheit im Charakter der Kaiſerin, die Treue, die ſie übte, und die bei Fürſten einen ſo großen Werth hat, weil gerade dieſe verleitet werden, oft mit ihren Rathgebern und Dienern zu wechſeln, ließen den rechtſchaffenen Mann ſein Ziel ſchnell und ſicher erreichen. Die fortwährenden, raſch gedämpften aber raſch wieder neu entſtehenden Empörungen, mit denen Catharina in den erſten Jahren ihrer Regierung zu kämpfen hatte, gaben ihm Gelegenheit, die Kaiſerin mit ſeinen ferneren Planen und reformatoriſchen Ideen bekannt zu machen. Seiner Anſicht nach ſollte Catharina freiwillig einen Theil ihrer Macht abtreten, und dieſe einem geſonderten Reichskörper, einer Art conſtituirender Ständeverſammlung, in der jedoch der Adel präſidirte, übergeben. Aus dieſem richterlichen Inſtitut ſollte dem Senat eine weſentliche und kräftige

Stütze gebildet werden, indem die gesetzgebende Autorität jener Stände gemeinschaftlich mit der des Senats zu wirken sich vereinbarte. „Hierdurch allein sichern Ihro Majestät," sagte Panin zur Kaiserin, „Ihren Thron bleibend, indem Sie Europa zeigen, daß Sie die Macht der Gesetze, auf der alle Civilisation der Staaten beruht, höher beachtet sehen wollen, als selbst die Ihnen überkommene, und durch die Gewalt der Waffen behauptete Gewalt. Freiwillig geben Sie einen Theil Ihrer autokratischen Macht aus den Händen, um den Stolz zu haben, sagen zu können, daß sie den Theil, der Ihnen bleibt, im Einverständniß mit den Rechtsinstitutionen und dem Rechtsgefühl aller Völker üben." Catharina hätte nicht soviel Geist und nicht soviel guten Willen besitzen müssen, als sie wirklich besaß, um über einen solchen Plan, der ihren eigenen Ideen so analog war, nicht Freude und Anerkennung zu empfinden. Dennoch zögerte sie einen Augenblick, ob sie sich diesen Neuerungen ohne Gefahr hingeben dürfe; es schien ihr, daß die Zeit hierzu noch nicht gekommen sei. Der Blick in die Zukunft fand noch dichte Nebel aufgethürmt. Panins Feinde benutzten dieses Schwanken der Entscheidung der Kaiserin, und es traten nun rasch Männer auf, unter diesen besonders der alte Kanzler Bestuscheff, der eisern festhielt an den alten Formen, die einen ganz

andern Rath ertheilten, eine ganz andere Sprache führten. Ihnen folgend, durfte Catharina sich nicht um einen Schritt entfernen von der militairischen Gewalt, die die Stütze ihres Throns bildete, und vor allen Dingen durfte sie nicht, auch nicht den geringsten Theil ihrer Macht aus den Händen geben; am allerwenigsten jetzt, wo die Zustände noch so schwankend, die Gemüther noch so erregt, das Vertrauen noch so unsicher sei. Hier könne nur Eines retten; die Einheit der Macht und des Willens. „Der Boden, auf dem wir stehen," sagte der alte, erfahrene Krieger mit derbem Freimuth, „gehört uns nur erst halb, wir wollen ihn völlig inne haben, alsdann wird es Zeit sein, ihn mit nützlichen und schönen Pflanzungen zu bedecken." Catharina gab diesem letztern Rath ihre Entscheidung; Panin erhielt jedoch unter dem Siegel des Vertrauens das Versprechen, daß sie an der Verwirklichung seiner Pläne arbeiten wolle. Mehr verlangte der treue Freund, der uneigennützige Fürstendiener nicht.

Das Jahr 1764 zeichnet sich in Catharinens Leben durch ihre Einwirkung auf die Gestaltung Polens und die Wahl Stanislaus-Augusts aus, den sie durch die Gewalt ihrer Waffen gegen die stürmischen Erklärungen des Reichstags zu Warschau auf den Thron führte. Polen spielt eine zu bedeutende Rolle in der Regierungs-

geſchichte der Kaiſerin, als daß es erlaubt wäre, dieſe Wahl und die ſie begleitenden Kämpfe unerwähnt zu laſſen. Durch den Tod des Churfürſten von Sachſen und Königs von Polen, Auguſt III., war der polniſche Thron erledigt; Auguſt's Sohn machte Anſprüche, in die Rechte ſeines Vaters zu treten, allein die Polen, müde des ſächſiſchen Jochs und zudem von fremdem Einfluß vielfach angeregt, wendeten ſich von ihm ab, und der Reichstag wurde das Spiel ſtürmiſcher, ehrgeiziger Launen der Patrioten, die einestheils für eine Republik, anderntheils für ein Königthum, endlich auch für ein Königthum mit republikaniſchen Regierungsformen vereint ſtimmten. Catharina richtete ihren Blick auf dies kleine, in ſich uneinige, durch innerliche wie äußerliche Unruhen zerrüttete Land. Es ſchien unmöglich, daß es ſich aus ſeinen Bedrängniſſen ſelbſt retten könne, es mußte nothwendig eine der großen Mächte, die es umgaben, zum Schiedsrichter in ſeinen Streitfragen aufrufen, und demnach fremdem Einfluß anheimfallen. Frankreich und Oeſtreich erklärten, daß ſie ſich in die Wahl eines Königs nicht miſchen wollten; Friedrich der Große, dem an Catharinens Freundſchaft viel gelegen war, ſchloß mit ihr einen vortheilhaften Allianztraktat, demzufolge beide Mächte ſich vereinbarten, zuſammen zu wirken; der ſchwache Churfürſt, deſſen

erſchöpftes Land ihm keine energiſche Sprache erlaubte, erbat ſich Catharinens Schutz, dem ſie ihm jedoch zu gewähren nicht willens war. Einem andern Haupte als dem ſeinen hatte ſie die Krone Polens zugedacht. Stolz, Freundſchaft und Politik hatten gleichen Einfluß auf ihre Wahl. Es ſchmeichelte ihrem Stolz, einen einfachen Edelmann ohne Einfluß, ohne mächtige Verbindungen unter ſeinen Landsleuten, nur durch ihre mächtige Hand geleitet, die Stufen des Throns hinanſteigen zu ſehen, es war ferner ihrem Freundſchaftsgefühl wohlthuend, dem Mann ſich dankbar und gütig zu beweiſen, der einſt in einer ſchweren Zeit, wo ſie unter der Laſt des Haſſes, der Intrigue und der Deſpotie geſeufzt hatte, ihr Aufopferung und Mitgefühl gezeigt, der ihr Vertrauter, ihr Freund geworden. Endlich geſellte ſich zu dieſen Stimmen auch noch die der Politik. Die Herrſcherin, die ihren Thron befeſtigt, ihren Einfluß ausgebreitet, ihre Stimme gefürchtet wiſſen wollte, pflegte die Entſchlüſſe, die ihre perſönliche Neigung faßte, nur dann zu unterſchreiben, wenn ſie mit den Planen der Politik übereinſtimmend lauteten. Der eitle und ſchwache Poniatoffsky glaubte ſeinen Triumph einzig und allein den Gefühlen von Catharina's Herzen ſchuldig zu ſein; er irrte. Die Folgezeit bewies es. Hätte Catharina überall nur ihrem Herzen folgen, die perſönlichen Regungen

ihres weichen, weiblichen Charakters zu Rathe ziehen wollen, so hätte sie manches in ihrem Leben unterlassen, anderes thun müssen, und sicher wäre ihr dann von der obenhin urtheilenden Menge leicht vergänglicher Beifall gezollt worden; allein höher erschienen ihr die Pflichten der Regentin, der Erbauerin und Gründerin der gesetzlichen Institutionen, der Schöpferin der Gesittung eines Staates, als der Ruhm einer gefühlvollen und großmüthigen Frau. Den Thron hoch und erhaben, gefürchtet und bewundert zu machen, den sie bestiegen als eine Fremde, Schutzlose; der Welt zu zeigen, daß sie die ganze Fülle und Macht ihrer Bestimmung begriffen und die große Aufgabe, die ihr geworden, zu lösen sich würdig fühle, dies war der gesetzgebende Gedanke in jeder ihrer Lebensstellungen bei jeglichem Anlaß. In diesem Alles beherrschenden Gedanken bestand ihre Größe. Geister, die dies nicht zu erfassen vermögen, halten sich an die kleinlichen Vorfälle innerhalb ihres Hauses und ihres Hofes, und froh, in der Nähe der Größe Kleinheit zu entdecken, heften sie tausend niedrige Motive an jene bedeutungslosen Einzelheiten, und ziehen Consequenzen aus Zufälligkeiten und Nichtigkeiten, wie sie jedes Leben darbietet, also auch das Leben eines Fürsten.

Nachdem Stanislaus-August erwählt worden, machte Catharina eine Reise nach Liefland, wo sie in Riga mit

dem Könige zuſammentraf, und eine kurze Unterredung mit ihm hatte. Während ihrer Abweſenheit aus Petersburg ereignete ſich jener beklagenswerthe Tod des Prinzen Iwan. Die franzöſiſchen Autoren, die das Leben Catharina's geſchildert, haben dieſen Tod Iwan's zu den gehäſſigſten Verleumdungen benutzt. Es iſt ein Unglück Rußlands, daß ſtets franzöſiſche Federn ſeine Geſchichte ſchrieben, die ſelten oder nie ein Intereſſe dabei fanden, der Wahrheit treu zu bleiben. Die gehäſſigſten Schilderungen Catharinens und ihrer Regierung (Rulhières, Maſſon, zum Theil auch Caſtèra) erſchienen in der republikaniſchen Zeit Frankreichs, und Catharina, die bekanntlich den heftigſten Abſcheu in Wort und Schrift gegen die Revolution und ihre Conſequenzen ausſprach, mußte, ſehr erklärlich, von dieſen Schriftſtellern übel behandelt werden. Der Prinz Iwan ſtarb durch das meuchelmörderiſche Attentat eines Lieutenants Mirowitſch, den man hatte glauben machen, die blutige That werde ihm goldne Früchte tragen. Catharina, entſetzt über dieſen Mord, der, wie ſie wohl fühlte, von Neuem ihren Feinden Stoff zur böswilligſten Verleumdung geben mußte, beſtrafte den Mörder, indem ſie die Todesſtrafe, die ſeit lange und ſchon unter der Regierung Eliſabeths abgeſchafft war, an ihm vollziehen ließ.

Kaum hatten die Conſpirationen und die ſteten

aufrühreriſchen Regungen ein wenig nachgelaſſen, als Catharina, gleichſam Athem ſchöpfend, ſich den Segnungen des Friedens, den Arbeiten der Weisheit und der Vorſorge zuwandte. Ein großes Reich lag vor ihr, beinahe noch barbariſch, wüſt, ohne den leiſeſten Anhauch jener Völker ſegnenden Bildung, die, wenn ſie in einem Staate herrſcht, allein im Stande iſt, das Loos der Könige zu einem glücklichen, geprieſenen zu machen, ohne welches die Fürſten immer nur Häuptlinge einer mehr oder minder disciplinirten räuberiſchen Horde ſind. Catharina, die aus den Quellen des edelſten Wiſſens und Forſchens ihrer Zeit ihren Geiſt genährt, empfand dies mehr als irgend einer ihrer fürſtlichen Zeitgenoſſen. Sie begann jetzt unabläſſig zu arbeiten. Früh am Morgen, ſelbſt ſich ihr Zimmer heizend, ſaß ſie am Schreibtiſch und fertigte die Vorarbeiten, um, wenn die Miniſter erſchienen, auf ihre Vorträge vorbereitet zu ſein. Mit dieſen machte ſie anhaltend mehre Stunden hindurch die laufenden Geſchäfte des Tages ab. Ein frugales Mittagsmahl folgte; der Abend war den Feſtlichkeiten gewidmet. Schnell aufeinander folgten die Befehle zur Gründung von Hoſpitälern, Schulen, Lehranſtalten mannigfachſter Art. Das ungeheure Reich wurde bis in ſeine entfernteſten Theile von dem forſchenden Blicke ſeiner Herrſcherin durchſucht; ſie las jede Klageſchrift,

jedes Memoire, jeden eingelieferten Plan zu neuen Einrichtungen und Bauten. Künſte, Gewerbe, Fabriken wurden in ihren Anſtalten theils neu gegründet, theils die früheren unterſtützt und erweitert. Die Marine, die Armee erhielten zeitgemäße Aenderungen. Das Heer der Mißbräuche wurde, ſoweit dies ſelbſt der Macht eines Autokraten möglich iſt, vermindert; nützliche Inſtitute keimten überall empor und verbreiteten Segen. In Petersburg und in Moskau wurde eine ſogenannte Adelsbank gegründet, die den verſchuldeten Adel von der Peſt des Wuchers, der er anheimgefallen, befreite, und es ihm möglich machte, unter mäßigen Zinſen Anleihen von der Krone zu erheben. Dieſes Inſtitut war von unberechenbarem Nutzen. Catharina hob hierdurch den ruſſiſchen Adel in der Meinung des Volks; allein ſie wandte hierzu noch ein anderes Mittel an, das nicht allein dieſem, ſondern dem Volke ſelbſt zu Gute kam; ſie erweckte das Ehrgefühl durch Strafen, die infamirend wirkten. Unter den früheren Regierungen hatten die Ruſſen, ſelbſt die vornehmen, wenig andere Correctionsmittel gekannt, als die directe Anwendung der phyſiſchen Gewalt, Catharina war die Erſte, die Ehrenſtrafen einführte. Eine mächtige Stufe, ein Volk ſittlich zu erheben, war hiermit erſtiegen. Um dem in den vornehmen Ständen beſonders um ſich greifenden Uebel einer ebenſo gefährlichen

als beschämenden Krankheit zu steuern, errichtete Catharina in der Hauptstadt selbst ein Hospital, das funfzig Frauen zur Zeit aufzunehmen eingerichtet war, und ein Gesetz verbot, sich um den Stand, den Namen oder irgend eine Besonderheit der Aufgenommenen zu kümmern. Selbst auf der Wäsche, die in diesem prachtvoll eingerichteten Hospital verabfolgt wurde, stand das Wort »Discretion« eingewirkt. Auch dieses Institut war äußerst wohlthätig, wenn man bedenkt, wie das ekelhafte Uebel gerade in dieser Hauptstadt, die so empörende Beispiele von Unsittlichkeit geschaut hatte, gewüthet, und ganze Generationen zu vergiften gedroht hatte. Das größte Verdienst Catharinens jedoch für das Wohl der Menschheit im Dienste der Wissenschaft besteht darin, daß sie, als die ganze Hauptstadt bebte, und Alles in Schrecken versetzt war von der neuen und grausenvollen Gefahr, die die Pocken damals über Europa brachten, sich als die Erste entschloß, die Pockenimpfung an sich vornehmen zu lassen. Welch eine Größe, welch eine kühne Selbstüberwindung, welch ein Nichtachten der eignen Gefahr angesichts der leidenden Menschheit! Die Operation ging glücklich von statten, und jetzt erst ließ die Kaiserin an ihrem Sohne die Impfung vollziehen. Ganze Schaaren folgten, und Tausende wurden durch die kühne That der einen Frau gerettet. Die Ver-

leumder Catharina's gehen über dieſe große Handlung eilfertig hinweg; hier aber gerade ſollten ſie verweilen, wenn es ihnen darum zu thun wäre, ein wahres und treues Bild ihres Gegenſtandes zu entwerfen. Eine Fürſtin und Mutter, die ſo handelte, konnte in der That auf die gerechte Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen Anſpruch machen.

Mehr um «acheter les trompettes de la renommée,» wie Caſtéra ſich ausdrückt, als daß ſie wahre und aufrichtige Bewunderung für dieſe Geiſter gefühlt hätte, bewarb ſich Catharina um das Lob und die Anerkennung der Encyklopädiſten und modernen Philoſophen, Diderot's, Holbach's, D'Alembert's, vorzüglich Voltaire's. Mit dem letztern verkehrte ſie auf eine freimüthige und geiſtvolle Weiſe, und für dieſen mächtigen Schöpfer einer neuen Ideen- und Meinungswelt hegte ſie auch ungeheuchelte Hochachtung. Der Geiſt, vor dem ſie ſich jedoch am tiefſten beugte, war Montesquieu. Seine Schriften zog ſie zu Rath, als ſie ſich mit dem Plan beſchäftigte, Rußland ein neues Geſetzbuch zu geben, ein Plan, der den Stolz und die Freude ihres Lebens bildete, und der einige Jahre ſpäter zur Ausführung, freilich nicht zu einer ſolchen, wie die Geſetzgeberin ſie beabſichtigte, gedieh. Diderot, der ſich in bedrängter Lage befand, kaufte ſie ſeine Bibliothek ab, indem ſie ihm

deren Nießbrauch ließ. Der Philoſoph kam auf ihre Aufforderung nach Petersburg, aber ſeine Ideen fanden keinen Eingang bei der Kaiſerin; ſie erkannte ſie als ausſchweifend, phantaſtiſch, unpraktiſch, aber ſie unterhielt ſich gern mit ihm. Er ſaß bei Tafel, beſonders bei ihrem Landaufenthalt auf den Luſtſchlöſſern, ihr zur Seite. D'Alembert lobte und pries Catharinen gleichfalls, ſtellte jedoch auf Wunſch Friedrich des Großen plötzlich ſeine Lobſprüche ein. Friedrich wollte nicht alle ſeine «trompettes» an Catharina verlieren. Auch eine Stelle als Erzieher beim Großfürſten nebſt einem Jahrgehalt von vierundzwanzigtauſend Livres ſchlug er aus, ebenfalls auf Friedrich's Anrathen. Dem berühmten Chirurgen Morand ſchickte die Kaiſerin eine reich verſehene Sammlung in Rußland geprägter, goldner und ſilberner Münzen. Außer dieſen eben genannten erhielten faſt alle bedeutende Gelehrte, Künſtler und ſelbſt Schauſpieler Geſchenke von ihr, oft mit einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben begleitet. Der Sachſen-Gothaiſche Geſchäftsträger, Baron Grimm, war von ihr beauftragt, ihr alle und jede Neuigkeit auf literariſchem und artiſtiſchem Felde ſofort mitzutheilen, und die ruſſiſche Geſandtſchaft in Paris hatte ein eigenes Departement, das nur mit derlei Aufträgen belaſtet war. Es iſt zu beklagen, daß die Kaiſerin, ebenſowenig wie

Friedrich der Große, deutsche Kunst und Literatur, den einzigen Arzt Zimmermann ausgenommen, mit dem sie einen Briefwechsel führte, beachtete, doch ist sie bei diesem Unterlassen weit eher zu entschuldigen als Preußens König, der über deutsche Länder herrschte. Unter den Gelehrten des eignen Landes gab sie dem Akademiker Pallas Aufträge, Rußland in weitester Ausdehnung zu bereisen, und dieses Reisewerk erschien in prächtiger Ausstattung auf kaiserliche Kosten. Der Gelehrte und Bibliothekar Müller beschäftigte sich auf Veranlassung und unterstützt von Catharinen in Moskau mit Ordnung und Vervollständigung der alten Scripturen und einer neu errichteten Bücher- und Dokumentensammlung. Vorzügliche Aerzte und Chirurgen wurden aus dem Auslande berufen und in die verschiedenen Lehranstalten, die zum Theil neu gegründet wurden, vertheilt. Die alte berühmte, gelehrte Schule zu Kasan erhielt eine neue wissenschaftliche Dictatur. Kolonieen wurden angelegt, zum Theil aus Böhmen und Mähren Eingewanderte, denen Catharina bedeutende Vortheile sicherte, und die man nicht zurückhielt, wenn sie mit ihren gewonnenen Reichthümern wieder in ihr Vaterland zurückwandern wollten. Mit diesen arbeitsamen Bewohnern wurden weite, früher todt liegende Länderstrecken bevölkert. Den Jesuiten räumte man die südlichen Provinzen

des Reichs zum Schauplatz einer sehr beschränkten Wirksamkeit ein; in die beiden Hauptstädte durften sie nicht gelangen. Auf diese Weise erlaubte man diesem Orden nützlich zu sein, ohne daß man ihm Gelegenheit gab, irgendwie die Fäden politischer Intriguen anzuknüpfen. Auch der Geistlichkeit und den Klöstern wandte Catharina ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade zu. Weit entfernt, die unkluge Maaßregel zu ergreifen, die Peter dem Dritten die Popularität geraubt, beschränkte sie das Ansehen der mächtigen Priester mit so kluger Vorsicht, und so allmälich, daß das Volk nicht erbittert wurde, sondern nur das Wohlthuende dieser Veränderungen empfand. Wenn Catharina mit der einen Hand nahm, so gab sie mit der Andern. Wurde dem Priester von dem Althergebrachten manches entzogen, so erhielt das Volk wieder reichlich zugestanden, was es an alter Sitte, an liebgewordenen Gebräuchen forderte. Catharina verstand es ganz Russin zu sein, wenn sie es wollte. Sie trat in die Hütte des Landmanns, sie beugte sich vor dem Heiligenbilde, das die Ecke jeder, selbst der ärmlichsten Wohnung ziert, sie war gegenwärtig, wenn die Volksspiele und Volkslustbarkeiten die Menge zusammenbrachten. Heiterkeit und Güte strahlten alsdann an ihrer Stirn; der gemeine Russe nannte sie sein „Mütterchen" und kam, ihr mit der vollen Innigkeit der

herzlichſten Ehrfurcht die Hand zu küſſen. Man konnte ſie oft drei, ja vier Stunden hintereinander dieſe Grüße empfangen ſehen, und ſie verbarg ihre bis zur Ohnmacht gehende Erſchöpfung ſo wohl, daß nicht die kleinſte Miene von Ungeduld oder Mißbehagen ſichtbar wurde. Es war dies auch kein leeres Schauſpiel; Catharina liebte in der That ihr Volk, ſie wünſchte aus redlichem Herzen, es glücklich und froh zu ſehen, es in der Reihe der europäiſchen Völker geachtet und gebietend zu machen. Die Feſte, die ſie bei Hofe gab, die Schauſpiele, die ſie geben ließ, und die ſie zum Theil ſelbſt dichtete, hatten alle mehr oder weniger den Charakter ruſſiſcher Sitte und Auffaſſungsweiſe. Der Ruſſe liebt die Pracht; Catharina, die in ihrem Privatleben ſich ſehr einfach zeigte, ſtellte großen Luxus zur Schau bei ihren Feſten und öffentlichen Audienzen. Die Verſchwendung, die man ihr vorwirft, iſt in der That keine. Sie pflegte oft zu ſagen: „das Geld, das ich auf dieſe Weiſe weggebe, ſehe ich durch andere Kanäle wieder in meine Kaſſe zurückſtrömen.“ Ein Verdienſt, das gerade für Rußland unſchätzbar war, erwarb ſich Catharina, indem ſie die Gehalte der Beamten erhöhete, und ihrer Beſtechlichkeit, die oft nur eine Folge der mangelnden oder nicht zureichenden Beſoldung war, Schranken ſetzte. Das Geſetz, das ſie hierüber veröffentlichte, ſchließt mit den

edlen Worten: „Bis jetzt hat die Noth Euch dahin geführt einen Raub zu begehen, jetzt aber, wo der Staat Eure Arbeiten bezahlt, wäre, was früher verzeihlich war, ein Verbrechen.“ Zugleicherzeit bestimmte ein anderes Gesetz die Pensionen der invalid gewordenen Staatsdiener, die Erziehung ihrer Kinder auf Staatskosten. Diese Verfügungen wurden dankbar anerkannt, und erwarben Catharinen nicht sowol den Ruhm im Auslande, denn gerade diese wahrhaft edlen Thaten zeigten sich nicht mit öffentlichem Glanz, als die Liebe ihrer Unterthanen. Anders war es mit dem großartigen Unternehmen Catharinens, ihrem Reiche eine neue Gesetzsammlung zu geben. Diese Schöpfung wurde von Europa mit ungemeinem Beifall aufgenommen, fand in den berühmtesten Gelehrten Lobspender und Verkündiger, während sie für das Reich selbst wenig Früchte trug, und gerade die nicht, die Catharina erwartete. Der Beginn dieser legislativen Eroberung, denn so durfte man das kühne Unternehmen nennen, einem ganzen Reiche, das aus hundert Völkerschaften, die eine der andern oft ganz entgegengesetzte Sitten und Gesetze hatten, ein und dieselbe Verfassung geben zu wollen, zeigte sich als ein strahlendes Phänomen am Horizont von Catharinens Regierung. Deputirte aller Völkerschaften aus Nord und Süd, aus Ost und West wurden nach

Moskau berufen, und während dieſe buntgemiſchte Schaar in die alte Hauptſtadt des Reichs einzog, machte ſich Catharina an der Spitze ihrer Garden, begleitet von ihren Miniſtern und ihrem Sohne, auf den Weg, um dieſer Verſammlung zu präſidiren, ihre Bitten und Vorſchläge entgegenzunehmen und eine eigenhändig ausgearbeitete Geſetzſammlung publiciren zu laſſen. Die Blicke der civiliſirten Welt waren in dieſer Zeit auf die Kaiſerin geheftet, die, eine Schülerin Voltaire's und Montesquieu's, ging ihren Völkern die Segnungen der Toleranz und der auf Milde und Gerechtigkeit gegründeten Herrſchergewalt zu verkünden. Aber als die Verſammlung vollſtändig war und es nun ans Berathen ging, bemerkte man bald, daß es am beſten gethan ſein würde, ſie alſobald wieder aufzulöſen. Catharina, auf einer geſchloſſenen Tribune ſitzend, hörte und ſah was im Saal ſich ereignete, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Ihr Ohr vernahm mit dem Reize, den das Lob ſtets für dieſe ausgezeichnete Frau hatte, die Exclamationen der Deputirten, die die Weisheit, die Großſinnigkeit und Würde der neuen Geſetze prieſen, allein ſie vernahm zugleich die naiven und demüthigenden Reden, die die Abgeſandten einiger halbwilden Völkerſchaften, die nicht recht wohl begriffen, um was es ſich eigentlich hier handelte, führten. So erklärten die Samojeden, daß ſie

keine neuen Geſetze begehrten, daß ſie keine zu machen verſtänden und nicht einmal dabei ſein wollten, wenn man neue Geſetze berieth: ſie bäten nur, daß ihre mächtigen Nachbarn ſie nicht beſtehlen, nicht ihre Rennthiere vom Schlitten ausſpannen und den Wallfiſchthran ihnen rauben möchten. Wenn dies hinfort nicht mehr geſchähe, ſo wollten ſie ihrerſeits ruhig ihre Abgaben zahlen. Es war beſchämend für die in ihrer grillirten Loge verſteckte Kaiſerin, dieſe liebenswürdige Offenheit eines Theils ihrer Unterthanen mit anzuhören. Wie konnte ſie aber auch hoffen, daß die in Thierhäute gewickelten Esquimaux für die Weisheitsſprüche Montesquieu's und die politiſchen Maximen Beccaria's ein Ohr haben würden. Dieſe armen Wilden waren jedoch in ihrer Oppoſition nicht gefährlich, ganz anders klang der Widerſpruch, den die reichen Großen im Centrum des Reichs erhoben, und die die Grundſätze der Freiheit und Menſchenwürde, die Catharina publiciren ließ ſo verſtanden, als ſollten ſie ihre leibeignen Bauern frei geben, und dieſen Rechte zugeſtehen. Alſobald wendeten ſie ſich gegen Catharina, und die Gewalt, die dieſe den verſammelten Ständen gegeben hatte, wurde eine gefährliche Waffe nicht für ſondern gegen die Selbſtherrſcherin. Mehre der Deputirten erklärten ſich für offene Empörung, wenn man ihnen ihre Rechte und ihr Eigenthum nehmen wolle,

und ſie zögerten nicht, dieſen Drohungen Thaten beizugeſellen. Die Kaiſerin, die ohnedies in dem aufrühreriſchen Moskau ſich nicht auf ſicherm Boden fühlte, löſte raſch die Verſammlung auf, und ſchickte deren Mitglieder wieder nach Hauſe. Das Manuſcript des neuen Code wurde, in einem prachtvollen Käſtchen verſchloſſen, in der Akademie in Petersburg niedergelegt. Die Früchte, die Catharina perſönlich erntete, waren die enthuſiaſtiſchen Lobſprüche von ganz Europa und in ihrem eignen Lande der Titel „die Weiſe, die Große, die Mutter des Volks.“ Medaillen wurden geprägt, Manifeſte erlaſſen, aber dem durchdringenden Blicke der Kaiſerin konnte es nicht entgehen und entging es auch nicht, daß der eigentliche Zweck verfehlt war, weil die Intelligenz des Volkes, die Einheit des Staatskörpers noch nicht weit genüg vorgeſchritten war, um eine ſolche Eroberung für die Civiliſation feſt und nachwirkend zu machen. Sie erfuhr hier im Großen, was Panin mit dem Petersburger Senat im Kleinen erfahren hatte. Allein Catharinens Geiſt ließ ſich nicht beugen. Sie richtete fortan noch angelegentlicher ihren Blick auf die inneren Zuſtände ihres Reiches, um Mißbräuche abzuſtellen, neue heilſame Verordnungen zu treffen, und ſo nach und nach die Geſetze, die bis jetzt auf dem Papier nur ſtanden, und dort eine glänzende aber nutzloſe Veröffentlichung gefunden

hatten, dem Sinn und Verſtändniß, ſowie dem unmittelbaren Bedürfniß des Volkes nahezuführen.

Die Vorſorge für die innere Verwaltung hielt mit der Befeſtigung und Erweiterung der Grenzen nach Außen hin gleichen Schritt. Die Jahre 1767 bis 1773 ſind im Leben der Kaiſerin durch eine unermüdliche Thätigkeit, eine wahrhaft koloſſale Kraft- und Machtentwickelung bemerkbar. Nie hatte ein ruſſiſcher Herrſcher vor ihr, Peter der Große ausgenommen, ſo gewaltig ſelbſtthätig geſchafft und gewirkt. Catharinens Auge, Catharinens Geiſt war überall. Ihre Verleumder haben ihren Günſtlingen eine maaßloſe Gewalt, von Catharinen ſelbſt ihnen übergeben, zugeſchrieben, allein dem war nicht ſo. Dieſe Günſtlinge wurden von ihrer Gebieterin, die über ſie herrſchte, wie der Geiſt ewig dazu beſtimmt iſt über die materielle Kraft zu herrſchen, gerade ſo gelenkt, wie es den Abſichten der Fürſtin förderlich war. Dieſe zum Theil rohen aber energiſchen Charaktere glaubten zu herrſchen, allein ſie dienten. Nur Einen unter ihnen gab es, der an Geiſt Catharinen nahe kam, und der da fähig war, wenn auch nur in ſehr untergeordnetem Grade, die Plane ſeiner Gebieterin zu begreifen, dies war Potemkin, und dieſen ehrte Catharina auch, indem ſie ihn fortwährend hielt und gegen ſeine Feinde ſchützte; die Andern waren

nur mehr oder weniger willenlose Werkzeuge in ihrer Hand.

Wir haben von Catharinens Feststellung und Erweiterung der Grenzen ihres Reiches nach Außen hin gesprochen, und hier können wir, da eine streng geschichtliche Darstellung nicht unser Zweck ist, nur kurz die Angelegenheiten Polens und der Türkei berühren. Wir haben schon gesehen, daß Polen durch Einwirkung Rußlands einen König erhalten hatte, allein die Unruhen in diesem Reiche waren damit nicht beigelegt. Der mehr und mehr ohnmächtig werdende Reichstag befand sich in fortwährendem Krieg mit den Parteien, und Stanislaus August fühlte sich zu schwach gegen seine eignen Unterthanen, die ihn bekriegten, den Herrn zu spielen. Er rief ohne Aufhör die Hülfe und den Schutz Catharinens an. Diese hatte vollkommen Recht, sich weiterhin mit den Angelegenheiten dieser Republik, die seltsamer Weise zugleich ein Königthum war, zu beschäftigen. Dem Friedensschlusse zu Oliva zu Folge, sollten die nordischen Mächte, denen Oestreich und Preußen sich zugesellten, die Aufrechthaltung der polnischen Verfassung garantiren. Wesentlich zu dieser Verfassung gehörte es auch, daß die Stellen im Staat, die einflußreichen Aemter ohne Unterschied den Katholiken wie den Nichtkatholiken (Dissidenten) sollten verliehen werden. Die mäch-

tige Partei der Katholiken hatte bald Mittel gefunden, ihre Gegner von aller Wirksamkeit, politischer wie religiöser, auszuschließen; zugleich hatte der Reichstag, um es den Unterdrückten unmöglich zu machen Petitionen bei den Schutzmächten einzureichen, jedem Polen es bei Strafe des Hochverraths untersagt, sich an ausländische Regierungen zu wenden. Jede Hülfe war demnach abgeschnitten, und ein wesentlicher Theil des Traktats von Oliva null und nichtig gemacht worden. Catharina folgte nur dem Buchstaben der Beschlüsse jener Vereinbarung, wenn sie mit Preußen und Oestreich sich vereinigte, um den Dissidenten zu ihren Rechten zu verhelfen. Russische Waffen siegten sofort über die Conföderirten, deren Haupt der Großfeldherr Branitzky war, und es kam der unter dem Namen der Toleranz-Akte bekannte Warschauer Vertrag zustande, den 19. Nov. 1767. Auf diesen folgte der Freundschaftsvertrag Rußlands mit Polen den 28. Februar 1768, und hierdurch allerdings waren die Russen gleichsam Herren in Polen, und der russische Gesandte in Warschau spielte eine fast despotische Rolle. Das Ansehn des Reichstags und der Landtage war gestürzt, ebenso das des Königs. Die polnischen Patrioten, die diesen Zustand nicht ertragen konnten, gingen Frankreich um Hülfe an; und die Politik dieses Landes, die eigne, selbständige Schritte nicht

gestattete, begnügte sich, die Türken gegen Rußland zum Schutz der Polen zu bewaffnen. Der Krieg mit der ottomanischen Pforte begann, und da die Kräfte Rußlands anhaltend jetzt nach den Grenzen im Süden zu hingelenkt wurden, erschien es nöthig, vor allen Dingen das gefährliche Polen aus der Liste der Feinde zu streichen. Joseph II. hatte eine Zusammenkunft mit Friedrich, und hier wurde zuerst der Plan der Theilung Polens gefaßt; Catharina hatte bereits Winke fallen lassen, daß sie einer solchen Theilung sich zuneige. Friedrichs Bruder, der Prinz Heinrich, mußte eine Reise nach Schweden zu seiner Schwester zum Vorwand nehmen, um nach Petersburg gehen und mit der Kaiserin den Plan besprechen zu können. Im Winter 1770 langte der Prinz in Petersburg an und blieb mehre Monate. Der Theilungstraktat selbst erschien erst zwei Jahre später und wurde im Monat Februar 1772 in Petersburg unterzeichnet.

Der Zusammenhang, den die polnischen Angelegenheiten mit dem Türkenkriege, der um diese Zeit ebenfalls ausbrach, hatten, liegt sehr offen am Tage. Die flüchtenden Polen, durch die russischen Armeen gedrängt, gelangten in die Moldau und in die tartarischen Fürstenthümer, die der Pforte unterworfen waren und unter der Regierung eines Khans standen, den der Großsultan

ein- und abſetzen konnte. Schon im Jahr 1768 flüchtete der Anführer der antiruſſiſchen Conföderation, Graf Potocky über den Dnieſter ins türkiſche Gebiet, und die Tartaren machten nun mit den Polen gemeinſchaftliche Sache. Die Einnahme der kleinen Feſtung Balta veranlaßte endlich, nachdem die Pforte noch mit ihrer Kriegserklärung gezögert, dieſe im Juli 1768 zu veröffentlichen. Nun wurden die Halbinſel, die Krimm, und die Landſtriche am Pruth zwiſchen dem Dnieper und Dnieſter der Schauplatz jenes berüchtigten, blutigen Krieges, in welchem die ruſſiſchen Feldherrn ſich europäiſchen Ruhm erwarben, und der damit endigte, daß die Linien von Perekop von den ruſſiſchen Heeren überſchritten, die Moldau, Beſſarabien und die tauriſche Halbinſel (Krimm) der Herrſchaft Catharinens unterworfen wurden. Der ruſſiſche Feldherr, der die meiſten Lorbern in dieſem Kriege pflückte, war der Feldmarſchall Rumanzow, der ſeine Schule im ſiebenjährigen Kriege gemacht hatte, und der jetzt am Pruth mit einer Armee von zwanzigtauſend Mann die ſechsmal ſtärkere des Großveziers angriff und beſiegte. Das ganze türkiſche Lager, Gepäck, unermeßliche Schätze, hundert und achtzig Kanonen, ſiebentauſend Wagen wurden Beute der Sieger. Den 3. März 1771 empfing Catharina in Petersburg eine Deputation der beſiegten Tartaren. Die

Bekriegung der Türken gab Veranlaſſung, die aufrühreriſchen Polen unter ſtrengerm Joche zu halten, denn durch ihre offene und Frankreichs geheime Anreizung waren die Türken zum Bruch des Friedens getrieben worden.

Jetzt, da dieſe Feldzüge ſo glänzend und ſiegreich geendet hatten, gewann in Catharinens Geiſte ein Lieblingsplan die Vorherrſchaft. Schon lange hatte die Fürſtin mit tiefem Schmerzgefühl jene Länder, aus denen ſo bewunderuswerthe, ſchöpferiſche Geiſter hervorgezogen waren, über deren Boden die angeſtaunten Vorbilder in Kunſt und Wiſſen gewandelt, in dem Beſitz rohen Barbaren geſehen. Sie wandte ihren Blick auf Griechenland. Die Kunde, die von dieſem unterdrückten Provinzen kam, war völlig geeignet, nicht allein den Stolz des civiliſirten Europa, das von dorther ſeine geiſtigen Schätze erworben, ſondern auch den Muth des Menſchenfreundes zu beugen. Es war ein gerechter Ehrgeiz für den Inhaber eines mächtigen Throns, den langgehegten Wünſchen der Humanität Gehör zu verſchaffen, und zugleich Europas alte Schuld glorreich abzutragen. Catharina beſaß das Hochgefühl für dieſe Miſſion ſich berufen zu fühlen; allein das Geſchick, das ſchon bereits ſo große Erfolge dieſer außerordentlichen Frau beigeſellt hatte, verlieh dieſem ihrem Lieblingsunternehmen kein

Gelingen. Zwar wurde Ruhm und Glanz geerntet, aber nicht das, was die Kaiſerin wünſchte und erſtrebte, denn ſie beabſichtigte in der That nichts geringeres, als die gänzliche Vertreibung der Türken aus Europa und die Erneuerung des griechiſchen Kaiſerthums.

Unermeßliche Summen wurden in Genua, Lucca, Livorno unterhandelt und aufgenommen, und Alexis Orloff erhielt den Oberbefehl der Flotte, die ins ägäiſche Meer zu ſegeln beſtimmt war. Dieſe Flotte trat ihren Weg mit einem Glanz und einem Aufwand von Streitkräften an, die ganz Europa in Staunen ſetzte. Engliſche Seeofficiere, unter dieſen der Admiral Elphinſtone, hatten auf den Schiffen die Oberaufſicht; Alexis gab mehr den Namen her, denn er verſtand ſelbſt nichts vom Seeweſen; es lag ihm mehr daran, einen luſtigen Carneval in Venedig zuzubringen, als ſich auf ſeinen Schiffen thätig zu zeigen. Der Kapitain Greigh und der Viceadmiral Elphinſtone verfolgten die türkiſche Flotte bis unter die Kanonen von Napoli di Romania, als ſie von hier flüchtete, wurde ſie bis nach Chios verfolgt. Hier in der Bucht von Tſchesmé fand nun die denkwürdige Verbrennung der osmaniſchen Schiffe ſtatt, die in Europa ſo viel Lärm gemacht hat, und einen tumultuariſchen Beifall erregte, ähnlich dem, den Bonaparte's erſte Siege in Italien erregten. Cathari-

nens Ruhm, im Glanze ihrer ſiegreichen Waffen, war jetzt ein ſo lauter und allgemeiner, daß er in den entfernteſten Theilen der civiliſirten Welt ſein Echo fand. Die Verbrennung der türkiſchen Flotte bei Tſchesmé ward ein Geſpräch des Tages, und ſelbſt in Göthe's Denkwürdigkeiten finden wir eine Stelle, die da zeigt, wie dieſe kühnen Thaten bis in die Einzelkreiſe des bürgerlichen Lebens in Deutſchland ihre Wirkung äußerten.

Die beiden Brüder Gregor und Alexis Orloff empfingen hierbei Ehren und Würden. Alexis, der eigentlich nur durch Hülfe der Engländer, die ſeine Schiffe leiteten, jene Siege errungen hatte, erhielt zum Gedächtniß ſeiner Thaten eine Säule mit Schiffſchnäbeln geziert, bei Zarskoi-Selo errichtet; Gregor, der faſt zur ſelben Zeit in Moskau thätig geweſen war, um dem Umſichgreifen der Peſt zu ſteuern, ſah ſich durch einen Triumphbogen geehrt, den die Aufſchrift zierte: „Dem, der Moskau von der Peſt gerettet hat.“ Catharina erhielt durch einen feierlichen Beſchluß des Senats den Beinamen „die Große.“

Die Erhöhung der Brüder Orloff wurde jedoch, da ihr Hochmuth maaßlos, ihre Forderungen wahrhaft vermeſſen wurden, bald von ihrem Sturze gefolgt. Panin, der rechtliche Mann und der bis an ſein Lebensende raſtlos thätige und ergebene Freund ſeiner Fürſtin,

entfernte dieſe rohen Soldaten, die ihren Zweck erfüllt hatten, nämlich einen Thron zu ſtützen, ſo lange er dieſer materiellen Stütze bedurfte. Catharina, die mit Dank jeden Dienſt, der ihr geleiſtet wurde, anerkannte, litt lange Zeit die rohen Anmaßungen von Männern, die ihr zwar, wie ſie wußte, treu ergeben waren, und jeden Augenblick bereit ihr Blut für ſie zu verſpritzen, die aber, wo höhere Regentenpflichten geboten, nicht fördernd, ſondern nur ſtörend einzuwirken verſtanden. Gregor beſonders wüthete, als ſeine Entfernung ihm angekündigt wurde; er geberdete ſich wie ein Wahnſinniger, der er auch zuletzt wurde. Catharina in dem Innern ihres Pallaſtes ſelbſt war nicht ſicher vor ihm; er inſultirte ſeine Freunde, den Hof, die Kaiſerin, alle Welt. Zuletzt tobte er wie ein wildes Thier, und man mußte ihn auf einem ſeiner Schlöſſer, deren er zahllos beſaß, gefangen halten. Sein Ende war ſo entſetzlich und von ſo grauſenhaften Nebenumſtänden begleitet, daß man der Kaiſerin nichts davon ſagen durfte. Sein Bruder Alexis, ebenfalls vom Hofe verbannt, durchreiſte lange ganz Europa, durch ſeine Verſchwendung und ſeine brutalen Launen abwechſelnd die Menge in Schrecken und in Bewunderung ſetzend, endlich erlebte er noch Pauls Thronbeſteigung, bei welcher Gelegenheit ſeine Erſcheinung dem Volke ein erſchütterndes Schauſpiel bereiten mußte.

Das Jahr 1774 ward merkwürdig durch den Entſchluß Catharinens, dem Großfürſten, ihrem Sohne, eine Gemahlin zu geben. Die Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt war der Gegenſtand dieſer Wahl. Sie ſtarb jedoch bald und zwar im Wochenbette.

Die kriegeriſchen Erfolge Catharinens wurden von ſteten Unruhen im Innern des Reichs begleitet. Es gab in den erſten zwanzig Jahren der Regierung dieſer Fürſtin kein einziges völlig ruhiges Jahr; ein jedes wurde durch den Ausbruch irgend einer Verſchwörung, wenn auch im entfernteſten Theile dieſes ungeheuren Länderkoloſſes, bezeichnet. So waren am Don und in den kürzlich eroberten Landtheilen ſchnell nacheinander drei Betrüger aufgetreten, die ſich für Peter III. ausgegeben und die von den Prieſtern unterſtützt, die Menge fanatiſirten. Man hatte dieſe Aufrührer frühzeitig unſchädlich gemacht; allein mit einem ihrer Nachfolger gelang dies nicht ſo raſch. Der Sohn eines Koſaken am Don, Imélian Pugatſcheff, kam ebenfalls zu dem Entſchluß ſich für den Kaiſer auszugeben, und ſeine Landsleute, zu denen er Hülfe ſuchend floh, leiſteten ihm ſofort Beiſtand. Der Lebenslauf und die Schickſale dieſes kühnen Abenteuers ſind an ſich ſo intereſſant und haben zugleich eine zu wichtige Rolle in der Regierungsgeſchichte Catharinens geſpielt, als daß wir hier

nicht etwas ausführlicher von ihnen ſprechen ſollten. Schon oft und neuerdings wieder ſind ſie fürs Theater ausgebeutet worden, und in der That, wenn man dieſen kecken, jungen Helden, der aus der Niedrigkeit emporſteigend, ſich durch Glück und Tapferkeit einen Namen erwirbt, in Gegenſatz ſtellt zu dem Glanz, der Macht und den Schrecken, die den Thron der allgewaltigen Zaarin umgaben, ſo kann für die dramatiſche Dichtung kaum ein geeigneterer Stoff gedacht werden. Wir haben es hier nur kurz mit den Thatſachen zu thun. Bei der Belagerung von Bender erſcheint Iméliau Pugatſcheff zuerſt auf der Bühne der Oeffentlichkeit. Dort iſt es, wo ihm ein ruſſiſcher Officier erſchreckt und erſtaunt zuruft: „Beim Himmel! wüßte ich nicht ganz gewiß, daß der Kaiſer Peter III. todt iſt, ich glaubte ihn vor mir zu ſehen, da ich Dich ſehe!“ Dieſe Worte wurden das Motto für Leben und Wirken Pugatſcheffs. Verfolgt flüchtete er in die Steppen am Don, dann unter die Sektirer in Klein-Rußland, wo er großen Anhang fand, dann wieder zurück an den Don. Mit einer mächtigen Schaar, deren Haupt er war, zog er gegen Orenburg und nahm die Feſtung. Es wurde nöthig von Kaſan aus Truppen gegen die Aufrührer zu ſchicken. Eine Anzahl von zehntauſend Kalmucken geſellte ſich Pugatſcheffs Streitkräften bei; immer drohender geſtal-

tete ſich der Tumult; ſelbſt die Verwieſenen nach Sibirien machten mit den kühnen Eindringlingen gemeinſchaftliche Sache. Endlich ward Moskau ſogar bedroht. Die Armeen Pugatſcheffs erfüllten ganz Rußland mit Schrecken; die Kaiſerin war genöthigt ein Manifeſt zu veröffentlichen, in welchem ſie von dem Tode ihres Gemahls ſpricht und gegen den kühnen Betrüger ihr Volk zu den Waffen ruft. Die Gefahr muß groß geweſen ſein, ſonſt hätte Catharina ſich nicht zu dieſer Sprache entſchloſſen, die ſo völlig gegen ihre gewohnte Ruhe und ihren gemeſſenen Stolz contraſtirte. Das Manifeſt iſt mehre Seiten lang; ihm folgten ſchnell nacheinander drei Ukaſen, die über dieſen ſelben Gegenſtand handelten. Pugatſcheff ſeinerſeits hatte die Dreiſtigkeit, ebenfalls Manifeſte und Ukaſen zu publiciren, die er mit „Peter III.“ unterzeichnete. Auf ſeinen Kopf wurde der Preis von hunderttauſend Rubel geſetzt. Drei ruſſiſche Generale nacheinander verſuchten ihre Kräfte vergebens an dem kühnen Gegner, er gewann Schlachten, eroberte Feſtungen und vergrößerte immer von Neuem ſeinen Anhang, endlich gelang es dem General Panin, Bruder des Miniſters, Vortheile über die Empörer zu erlangen bei Tzaritzin. Pugatſcheff flüchtete über die Wolga, ward darauf durch Verrath ſeiner eignen Genoſſen gefangen genommen und nach Simbirsk geſendet.

Panin ließ ihn in einem eisernen Käfig gesperrt nach Moskau bringen, wo man beabsichtigte ihm den Proceß zu machen. Das Gericht gab den Spruch, daß ihm Hände und Füße abgehauen würden, und daß er alsdann geviertheilt werde, diese Sentenz wurde von Catharina in Verbannung nach Sibirien umgewandelt. Der Aufruhr, den dieser dreiste Betrüger angezettelt, kostete Rußland die Verwüstung mehrer Städte und nahe an zweihundert funfzig Dörfer, abgesehen davon, daß die Bergwerke zu Orenburg während dieser Zeit verlassen standen, und ein ansehnlicher Verlust auch hierdurch veranlaßt wurde.

Der Fall eines kühnen Abenteurers und die Erhebung eines andern grenzten in diesem Jahre (1774) dicht aneinander. Pugatscheff trat von der Bühne ab, Potemkin's Stern erhob sich. Es herrscht in der That manche Aehnlichkeit zwischen diesen zwei wilden und ehrgeizigen Glücksjägern. Der Eine wollte die Staffel des höchsten Ansehens ersteigen, indem er der herrschenden Gewalt entgegentrat und diese zu stürzen suchte, der Andere fügte sich dieser Gewalt, und suchte neben und durch sie dieselbe Höhe der Macht und des Ansehens zu erreichen. Die Talente waren gleich vertheilt; hätte das Schicksal es gefügt, so hätte Einer die Stelle des Andern ganz gut ausfüllen können. Dasselbe Maaß

der Kühnheit bei Einem wie bei dem Andern, dieſelbe Roheit und Rückſichtsloſigkeit, dieſelbe Vorliebe für aſiatiſche Pracht und Oſtentation und dieſelbe Trägheit und derſelbe Indifferentismus neben dem Muth und der Energie in Fällen, wo dieſe unfehlbar erfordert wurden. Man hat ſich Mühe gegeben, Potemkin als Staatsmann, als Politiker und Unterhändler darzuſtellen, er war nichts weniger als dieſes. Catharina, die bei der Wahl der Männer, die ihr zur Seite ſtanden, immer nur auf die impoſanten und ihr wichtigen Eigenſchaften der Kühnheit, der unbedingten Ergebenheit, des unerſchrockenen und vor keinem Hinderniß zurückſchreckenden Muthes ſah, ſtreute aus der Fülle ihrer eignen Intelligenz ſtets ſo viel auf ihre Umgebung aus, daß dieſe Bevorzugten vor der Welt als geſchickt, geiſtroll und ſelbſtdenkend erſcheinen konnten. Die Kraft des Geiſtes dieſer ungewöhnlichen Frau war ſo überwiegend, daß ihre Vertrauten und ihre Diener keine andre Function zu vollſtrecken hatten, als die eines blind gehorchenden Organs, das dem Willen folgt. Die Gelegenheit, die ſich Potemkin bot zum erſtenmal die Blicke der Kaiſerin auf ſich zu ziehen, war eigenthümlicher Art, und gibt Stoff zu einer anmuthigen Anekdote. An jenem Morgen, als Catharina ihren ſchweren Gang antrat, von dem ſie nicht wußte, ob ſchmachvoller Tod oder ſiegrei-

ches Gelingen das Ziel desſelben ſein würde, befand ſich, indem ſie zu Pferde ſaß und ſich anſchickte dem Ruf der Garden zu folgen, der ſie an die Spitze der kriegeriſchen Reihen rief, ein junger Garde-Kornet in ihrer Nähe, der ſein widerſpenſtiges Pferd kaum zu bändigen vermochte, das ſich immer in Reih und Glied mit dem der Kaiſerin ſtellen wollte. Catharina bemerkte in dieſem Augenblick, daß das Porte-épée an ihrem Degen fehle, ſie winkte, es war Niemand in ihrer unmittelbaren Nähe außer jener junge Mann. Die Verlegenheit der Fürſtin gewahrend beeilte er ſich, indem er ſich zugleich der Gefahr ausſetzte vom Pferde zu ſtürzen, ſein Porte-épée vom Degen zu löſen und dieſes an die Waffe der Kaiſerin zu befeſtigen. Catharina vergaß dieſen kleinen, ihr geleiſteten Dienſt nicht. Der Garde-Kornet mußte ihr ſeinen Namen nennen, und trotz des Tumults, der Verwirrung dieſes merkwürdigen Morgens behielt die Fürſtin dieſen Namen. Nach ihrer Thronbeſteigung ſchickte Catharina den jungen Potemkin nach Schweden, nachdem ſie ihn zum Officier und Kammerherrn gemacht hatte. Dies war die erſte, noch niedrige Staffel, die dieſer berühmte und berüchtigte Günſtling erſtieg, der ſpäter die höchſten Titel und Würden des Reichs und eine faſt unbegrenzte Macht in ſeiner Perſon vereinigte. Ein Verſuch, den ehrgeizigen jungen Mann im Kriege

zu beſchäftigen mißlang; Rumanzoff fand ihn beim Heere ſo unnütz, daß er ihn nach Petersburg wieder zurückſchickte. Hier ſuchte und erlangte er Streit mit den Brüdern Orloff, wurde von Alexis verwundet und mußte ſich auf ein Jahr aus Petersburg entfernen. Die Einſamkeit ertrug der wilde, mit phantaſtiſchen Plänen ſich tragende Jüngling nicht; er beſchwor die Kaiſerin, ihm zu erlauben wieder bei Hofe erſcheinen zu dürfen, und ſie erlaubte es ihm. Von dieſer Zeit an arbeitete er darauf hin, die Brüder Orloff immer mehr in der Gunſt der Kaiſerin zu verdrängen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen. Die Intriguen des Hofes, an denen es nie fehlte, konnten ihn immer nur auf kurze Zeit in Gefahr bringen, er fand an Catharinen ſeine Beſchützerin. Sie ließ ſich herab ſeine Lehrerin zu ſein; ſie ermüdete nicht, dem Manne, den ſie ihres Vertrauens würdig fand, jene unentbehrlichen Künſte der Klugheit, der Mäßigung, der Politik zu lehren, ohne die es nicht möglich iſt, in der Nähe des Throns überhaupt und insbeſondere eines Throns, wie Catharina ihn beſtiegen hatte, auszudauern. Der Zögling war ſeinem Meiſter dankbar; er widmete ihr eine Treue, eine Anhänglichkeit, die dem ſonſt ſo rohen, ungebildeten Charakter einen ganz eignen Zauber, eine Würde und ſogar eine gewiſſe Größe gab. Der ganze Inhalt ſeines Lebens

war Catharina. Sie zu erhöhen, ihr Glanz und Macht zu ſichern, ihre Tage mit Triumphen zu füllen, ihrem oft von Kummer getrübten Auge ein Lächeln, ihrem Munde ein Wort des Dankes zu entlocken, dafür wagte er ſein Leben in tauſendfacher Gefahr, zu dieſem Zwecke opferte er blind ſeinen Indifferentismus, ſeine aſiatiſche Bequemlichkeitsliebe. Es war keine Liebe, keine Ehrfurcht, wie wir ſie wol öfters einen treuen Diener, einen Höfling ſeinem Herrn beweiſen ſehen, es war vielmehr eine Art Cultus in dem Herzen dieſes kühnen Mannes. Catharina hätte kein Weib und keine Fürſtin ſein müſſen, wenn ſie gegen dieſe glühende Verehrung, gegen dieſe Energie des feſteſten und kräftigſten Willens, der ſich ihr ganz zu eigen gab, hätte unempfindlich ſein ſollen. Hier müſſen wir nothwendig eine Bemerkung einſchalten: Wenn von Verhältniſſen dieſer Art die Rede iſt, ſo iſt man ſtets gewohnt, ſie im Lichte der Hofintriguen zu betrachten, die abgenutzten Motive der Ehrſucht und der Schmeichelei als beiwirkend zu ungewöhnlichen Erfolgen anzugeben; Niemand denkt daran, Beweggründe reinen und ſchuldloſen Inhalts in der Nähe des Throns zu ſuchen, die edle Einfachheit der Geiſter in der ſonſt ſo getrubten Höhe der conventionellſten Verhältniſſe für möglich zu halten. Es iſt dies aber ein Unrecht, das man dem Genius des rein Menſch-

lichen, das ſich nirgends verleugnet, zufügt. Wäre Catharina eine Frau aus dem Privatſtande geweſen, Potemkin in vertrauter und geehrter Stellung ihr beigeſellt, ſo würde es die Menge ohne Zweifel eine lobenswerthe und rührende Handlung nennen, wenn ſie, die um ſo viel mehr geiſtig Erhöhte und Gebildete, den Mann ihrer Wahl zu ſich emporhebt, indem ſie zugleich dankbar die ſchönen Eigenſchaften der Kraft, des Muths und der Ergebenheit in ihm anerkennt. Catharina iſt jedoch Fürſtin und ſomit muß nach dem Maßſtab, den eine frivole Welt ſtets an die Handlungen der Fürſten anlegt, ihre Neigung unwürdige Schwäche, ſeine Bewunderung, ſeine Ehrfurcht für ſie Schmeichelei und Ehrſucht ſein. Es iſt fern von uns, Potemkin, der in dem Leben Catharinens eine ſo wichtige Rolle ſpielt, von allem und jedem Tadel freizuſprechen, wir haben ſchon bereits einigen über ihn ausgeſprochen und müſſen noch hinzufügen, daß er ſich der Macht, die ihm gegeben wurde, öfters überhob und daß er willkürlich ſeinen eigenſinnigen Launen zum Nachtheil folgte und ſelbſt den Vorwurf, ſich auf Koſten des Staats bereichert zu haben, auf ſich lud; doch aber bleibt er unter allen einflußreichen Männern, die Catharina ihres nähern Vertrauens würdigte, derjenige, der dieſes Vertrauen am wenigſten täuſchte, und deſſen gute Eigenſchaften bei

weitem seine schlimmen überwiegen. Seine Geschichte ist die Geschichte eines Mannes, der selbstbewußt und kühn die Staffel der Macht ersteigt, sich keck in der Höhe zu erhalten weiß, indem er seine eignen Kräfte und die seiner Umgebung mit klugem und geübtem Geiste abwägt und in Wirkung bringt.

Der diesmalige Aufenthalt Catharinens in Moskau (1775) war bestimmt zwei Pflichten, gegenüber der Oeffentlichkeit, zu erfüllen. Die erste war eine Pilgerreise, die sie von Moskau aus nach dem vierzig Werste entlegenen Trinität-Kloster unternahm. Sie ging zu Fuß, gefolgt von ihrem ganzen Hofe. Die zweite bestand in dem Dank, den sie dem Türkenbesieger Rumanzoff aussprach. Aber dieser alte Krieger, durch seinen Charakter störrig und durch seine Wunden übellaunig gemacht, war wenig geeignet, die glänzenden Vorbereitungen der Kaiserin für ihn ins Werk richten zu helfen. So war er durch nichts zu bewegen, durch den prachtvollen Triumphbogen, den man ihm errichtet hatte, im Siegsgepränge zu ziehen. Seinen Freunden gab er als Grund dieser Widersetzlichkeit an, daß er die Kaiserin und ihren neuen Günstling zu beleidigen fürchtete; denn jede Ehre sei doch diesem aufgespart. In einem einfachen Soldatenrock erschien er vor seiner Gebieterin und stattete ihr einen militairischen Rapport ab, der freilich sehr seltsam,

aber auch gerade durch seine Prunklosigkeit überraschend klang. Catharina überreichte ihm einen Feldherrnhut, an den sie einen Lorberzweig von Diamanten von großem Werthe hatte heften lassen. Rumanzoff ließ sich dies gefallen, als er aber nach Hause kam, löste er seine Lorbern ab und verkaufte sie. Diese und ähnliche Kränkungen erlebte Catharina übrigens oft; sie mußte erfahren, daß die Auszeichnungen und Geschenke, die sie sich Mühe gab, stets mit einem für den Empfänger schmeichelhaften Zusatz der Ausschmückung auszustatten, fast unter ihren Augen zu Gelde gemacht wurden. So verkauften die moskauschen Gelehrten die Medaillen, die die Kaiserin ihnen hatte zum Andenken an irgend eine merkwürdige Eroberung im Felde der Wissenschaft geben lassen. Die Officiere verkauften ihre Orden, die Feldherrn die Diamanten an ihren Feldherrnstäben, die Damen die Einfassungen der Portraits der Kaiserin. Dosen und Uhren wanderten zu tausenden in die Kaufladen und von dort in den Schatz der Kaiserin wieder zurück. Catharinens Stolz war gerade diese Art der Demüthigung, so wenig sie sie zu achten sich die Miene gab, gerade eine der empfindlichsten.

Der Plan, den Kreml, den immensen, alten Zarenpalast in Moskau neu zu erbauen, gelangte nicht zur Ausführung, weil die Kosten, die der

Türkenkrieg forderte, die öffentlichen Kassen erschöpft hatten.

In dem folgenden Jahre veranlaßte Catharina den Großfürsten Paul, in Begleitung des Prinzen Heinrich von Preußen, nach Berlin zu reisen, wo die zweite Vermählung des Großfürsten mit einer Prinzessin von Würtemberg eingeleitet wurde. Catharina, die willig auf die Wünsche ihres berühmten Zeitgenossen, ihres Lehrers in der Politik lauschte, befahl dem Feldmarschall Rumanzoff den Prinzen zu begleiten, damit Friedrich, der diesen berühmten Krieger kennen lernen wollte, dieses Verlangen erfüllt sähe. Friedrich empfing in Sanssouci den jungen Großfürsten und den alten Türkenbesieger mit den artigsten Phrasen. Durch die Vermittelung Friedrichs, der sehr gerne Heirathen stiftete, obgleich er darin nicht immer glücklich war, kam die Vermählung des Großfürsten und der jungen Prinzeß von Würtemberg zu Stande. Es waren dabei einige Schwierigkeiten zu besiegen, indem die Prinzessin schon einem Prinzen von Hessen-Darmstadt versprochen war. Dieses Gelöbniß mußte rückgängig gemacht werden; und Friedrich und sein Bruder Heinrich unterhandelten.

Der Schluß des Jahres 1776 sah demnach Catharina von Sieg gekrönt, auf dem befestigten Throne sitzend und beglückt durch dies Ehebündniß, das der

Digitized by Google

Sohn ihrem Wunſche und ſeinem eignen Glücke folgend, geknüpft hatte. Die Stimme des Ruhms, die durch alle civiliſirten Länder ſchallte, pries ſie glücklich. Aber dieſe Stimme iſt trügeriſch, am wenigſten vermag ſie dem Genie ſelbſt zu genügen, das immer noch Größeres hofft, Höheres und Geſegneteres zu ſchaffen ſich vornimmt. Catharina fand an ſich ſelbſt die ſtrengſte Beurtheilerin ihrer Thaten und ihrer Erfolge.

Da unſere Skizze keine hiſtoriſchen Details aufzunehmen beſtimmt iſt, ſo können wir füglich die Folge einer ganzen Reihe von Begebenheiten mit wenig Worten nur andeuten. Es ſind dies die Einwirkungen von Catharinens mächtiger Politik auf das Schickſal der Nachbarſtaaten, beſonders auf Schweden, auf Dänemark, nächſtdem auf Oeſtreich und Preußen, in fernerer Beziehung auf England, in nächſter und engſter auf das ottomaniſche Reich, dem durch Catharinens Scepter blühende Provinzen entriſſen waren und das dieſen Verluſt nicht verſchmerzen konnte. Was Schweden betrifft, ſo war Guſtav III., ehrgeizig und unternehmend, kaum mit einer ſiegreichen Bekämpfung der ariſtokratiſchen Partei in ſeinem eignen Lande fertig geworden, als er daran dachte, von Rußland die urſprünglich ſchwediſchen Provinzen wieder loszureißen, die dieſem Lande durch die Eroberung Peter I. einverleibt worden

waren. Catharina, die ihre Armeen gegen die türkiſche Grenze rücken ließ, zeigte ſich angelegentlich beſchäftigt, ihren eroberungsſüchtigen Nachbar zur Ruhe zu bringen. Guſtav III. kam nach Petersburg und Catharina reiſte wieder nach Friedrichsham, die gegenſeitigen Beſuche hatten zum Zweck, auf dem Wege gütlicher Abmachung einen Ausbruch des Kriegs zwiſchen Rußland und Schweden zu verhindern. Catharina erreichte ihre Abſicht; Guſtav erklärte, daß er im Fall des Ausbruchs des türkiſchen Krieges ſich neutral verhalten wolle. Der bairiſche Erbfolgekrieg ließ die Kaiſerin zur Wahrung der Rechte des Hauſes Oeſtreich ſich entſcheiden, dagegen forderte ſie von Joſeph II. ſeine Mitwirkung beim Angriff auf das ottomaniſche Reich. Eine Zuſammenkunft mit Joſeph hielt die Kaiſerin in Mohileff. Sowol Joſeph als Guſtav wurden bei ihrem oftmaligen Erſcheinen in Rußland von Catharinen mit Beweiſen der Auszeichnung und Freundſchaft überſchüttet. Zwiſchen England und Holland trat die Kaiſerin ebenfalls als Vermittlerin auf, und die Schöpfung der bewaffneten Neutralität war ihr Werk.

Im Jahre 1780 veranlaßte Catharina den Großfürſten und die Großfürſtin eine Reiſe durch Frankreich, Italien, Deutſchland zu machen. Kurz vorher hatte der Thronerbe Preußens ſich in Petersburg zum Beſuche

eingefunden. Es wurde Mode für die fremden Prinzen, ſich am Hofe Catharinens zu zeigen.

Das Jahr 1782 wurde durch die Errichtung des vielbewunderten Standbilds Peter I. merkwürdig, das Catharina durch den Bildhauer Etienne Falconet auf einem der ſchönſten Plätze Petersburgs, in der Nähe des Admiralitäts-Palaſtes errichten ließ. Im Sinn der allegoriſchen Auffaſſung, wie ſie ſich damals ebenſo in die Sculptur wie in die Malerei eindrängte, hatte man auch hier durch ein koloſſales Felſenſtück, das man zum Piedeſtal der Reiterſtatue des Kaiſers wählte, andeuten wollen, über welch eine rohe Maſſe der Reformator triumphirend geſiegt. Die Allegorie iſt nicht ganz wohl gerathen und die Bildſäule iſt es auch nicht. Doch iſt dieſes Bildwerk bei weitem den mißglückten Figuren vorzuziehen, die den Wilhelmsplatz in Berlin zieren, und die die Generale des ſiebenjährigen Kriegs darſtellen in lächerlich affektirter Stellung und im Koſtüm von Operntänzern. Konnten dieſe Caricaturen in dem gebildeten Berlin aufgeſtellt werden, ſo erſcheint Falconet's Werk in Petersburg als eine geniale und zu bewundernde Schöpfung in Betracht der Zeit und des Orts ihrer Aufſtellung. Es iſt hierbei noch einzuſchalten, daß Catharina um dieſe Zeit den St. Wladimir-Orden ſtiftete, nachdem ſie ſchon früher den St. Georg-

Orden geschaffen hatte, ein Orden, der der Zielpunkt alles Strebens der russischen Generale wurde, weil das Großkreuz desselben nur dem gegeben werden konnte, der eine Schlacht gewonnen hatte. Auch ließ sich Catharina die Insignien des Großmeisters des Bath-Ordens geben, um das Recht haben zu können, selbst Ritter dieses Ordens zu creiren. Die Fürstin, auf jede Art Ruhm begierig, wollte auch als Großmeister eines so alten und berühmten Ordens auftreten, und sie, eine Frau, schlug Männer zu Rittern. Diese Ceremonie war allerdings neu in Rußland. Catharina vollzog sie mit allem dazu gehörigen Pomp, und sie ging so weit, sich sogar im Kostüm eines Bath-Ritters malen zu lassen. James Harris war der Erste, der von ihr zum Ritter geschlagen wurde.

Catharinens Absicht, das griechische Kaiserreich neu zu errichten und in Constantinopel sich krönen zu lassen, war keineswegs aufgegeben. Potemkin, der, was ehrgeizige Pläne betraf, völlig Catharinens Charakter verstand und mit ihm sympathisirte, wußte immer von Neuem den Türkenkrieg als unvermeidlich und dringend nöthig darzustellen. Er selbst sah in der Erneuerung dieser Feindseligkeiten das Mittel seine Macht zu befestigen und sich seiner Gebieterin unentbehrlich zu machen. Schon war der mächtige Günstling zum Reichsfürsten

gemacht und zum Befehlshaber der Land- und Seemacht ernannt worden; schon zierten fast alle russische Orden seine Brust, ausgenommen jener St. Georg-Orden, nach dessen Besitz er trachtete. Oestreich und Frankreich stritten sich unausgesetzt, die eine Macht um die ehrgeizigen Plane des Günstlings zu unterstützen, die andere um sie zu vereiteln. Durch den Frieden zu Kainardschi 1774 hatte die Pforte bereits in die Unabhängigkeit der Krimm eingewilligt, so wie sie die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere Rußland zugestanden hatte. Auf diesen Frieden bauend, gelang es Potemkin 1784 die vollkommene Unterwerfung der Krimm zu Stande zu bringen. Fürs Erste wurden die Feindseligkeiten beigelegt um später, da Preußen und England die Türken von Neuem zum Kriege reizten, wieder aufgenommen zu werden.

Um den einstweiligen Sieg über das ottomanische Reich glänzend zu bezeichnen, entschloß sich Catharina jene merkwürdige Triumphreise zu unternehmen, die so großes Aufsehen in Europa gemacht hat und die allerdings eine eben so anziehende als auffällige Episode in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bildet. Wir wollen ihr eine besondere Schilderung in diesem biographischen Bilde geben.

Diese merkwürdige Reise wurde im Winter des Jahres 1787 angetreten.

Die Kaiserin beabsichtigte anfangs ihren Enkel, den Großfürsten Constantin, für den, wie man behaupten will, sie den zu erobernden Thron von Constantinopel bestimmt hatte, mitzunehmen; allein eine ausbrechende Krankheit des Prinzen verhinderte die Ausführung des Plans und er blieb in Petersburg zurück. Ihre Begleitung bestand in einer Anzahl Damen und Herren ihres Hofes, unter denen sich auch der Großkanzler Narischkin und der General Tschernitscheff befanden, die Gesandten von Oestreich, England und Frankreich durften sie ebenfalls begleiten und der geistvolle Fürst von Ligne, dieser Liebling aller Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, schloß sich auf Bitten der Kaiserin dem Zuge an, zu dessen geselligen Freuden er sehr viel beitrug.

Man reiste aus Petersburg am 18. Januar bei einer heftigen Kälte in einem Zuge von vierzehn Wagen und hundert und einundzwanzig Schlitten. Der Fürst Potemkin war der Kaiserin vorausgeeilt und erwartete sie in Kieff, wo man einige Monate rasten wollte, um dann beim Beginn der guten Jahreszeit die Reise auf dem Dnieper in die südlichen Provinzen fortzusetzen. Die Reise ging Tag und Nacht durch; Nachts beleuchteten große Stöße brennenden Fichtenholzes, in kleinen Zwischenräumen am Wege aufgehäuft, die Gegenstände weit hin mit Tageshelle. Der Zug, der sich durch die

unabsehbaren Schneeflächen hinwand, eine feurige Straße entlang, hatte etwas Zauberisches, doch war dies nicht das einzige Wunder, das auf diesem Triumphzuge den Wanderern sich entgegenstellte. Die prachtvollen Erscheinungen dieser Reise sind durch Ségur's phantastische Beschreibung so wohl bekannt bereits, daß wir hier nur Weniges über die Einzelheiten anzuführen für nöthig achten. Potemkin fand in seinem genialen und schöpferischen Geiste das Mittel, seiner Gebieterin die glänzendste und kolossalste Schmeichelei zu bieten, die je ein Höfling seinem Herrscher bereitete. Die neuere Geschichte kennt kein zweites Beispiel der Art, und die Feste, die der Lord Leicester der Königin Elisabeth gab, schrumpfen gegen diese Decorationen aus der tausend und einen Nacht, gegen diese Effekte einer Zauberwelt, die ihre Strahlen aus allen Sonnen, die die Ruhmgierde, die Eitelkeit, die wahre und die scheinbare Größe, die Genußsucht und die Prachtliebe über das Haupt hochgestellter Sterblichen leuchten lassen, in einem Focus gefaßt niederglänzen ließ, zu kleinen, mesquinen Lustbarkeiten in einem Privathause zusammen. Nur die immensen orientalischen Staaten der alten Welt, die Triumphzüge der Götter und Helden, die ungeheuren Feste eines Sardanapal, einer Cleopatra und Semiramis, soviel die Ueberlieferungen davon uns mittheilen, können sich mit

Catharinens Zug in die Krimm meſſen. Potemkin, der ihr zum Dank für ſeine Erhebung vom Garde-Korner zum Reichsfürſten und zum Nächſten am Throne ein Geſchenk mit dieſem Triumphzuge machte, hatte hiermit vollkommen den Tribut der Erkenntlichkeit abgetragen.

Graf Ségur, ein eitler Franzoſe, machte die Reiſe mit, indem er abwechſelnd Madrigale und Depeſchen ſchrieb. Dieſer Höfling, der in Nordamerika den Republikaner geſpielt, in Paris in die Schule der Philoſophen gegangen war, kam jetzt an den Hof Catharinens, um in der Nähe der berühmteſten Frau des Jahrhunderts zu leben. Er war nicht wenig ſtolz, von den Amerikanern den Cincinnatus-Orden erhalten zu haben, und dieſe fremdartige Zierde erregte damals die Neugierde aller Höfe. Wir ſehen ihn mit dieſem Orden eine Art Koketterie treiben. Die diplomatiſchen Geſchäfte, denen er ſich unterzog, waren nicht bedeutend, um ſo bedeutender ſind ſeine Aufzeichnungen über jene Reiſe und die Wahrnehmungen über den Charakter und die Meinungen Catharinens, die er aus ihren Geſprächen zog. Dieſe Geſpräche wurden über die mannigfaltigſten Gegenſtände der Kunſt und des Wiſſens geführt und tragen das Gepräge der Offenheit und Wahrheit an ſich. Man ſieht aus ihnen, wie groß Catharinens perſönliche Liebenswürdigkeit war, wie ihre Rede ſtets inhaltreich,

gewinnend und bedeutend erſchien, und wie ſie, die von Schmeichelei in jeder Form der Rede und der That umgeben war, dennoch alle ihre Höflinge beſchämte, wenn ſie es darauf anſetzte, ſelbſt Jemandem eine zarte und bedeutſame Artigkeit zu ſagen. Dem Grafen Ségur ſchmeichelt ſie, weil ſie in ihm ſogleich eine «trompette de la renommée» erkannte, wie ſichs denn nachher auch beſtätigt hat.

Die Kaiſerin, die überall Hof hielt und Verſammlungen zuſammenberief, unterließ dabei nicht, ſich mit den Beſonderheiten des Volkes, durch deſſen Provinz ſie kam, zu beſchäftigen. Sie nahm Bittſchriften an, hörte und unterſuchte Klagen, ſtellte Mißbräuche ab und arbeitete mit den Miniſtern jeden Morgen gerade ſo unverändert, wie ſie es in Petersburg gewohnt war. In den Städten empfing ſie Deputirte und gab Audienzen.

Als die Reiſenden in Kiëff anlangten, fanden ſie daſelbſt eine große Anzahl vornehmer Polen und Fremder aus allen Ländern Europas verſammelt. Das Gerücht von dieſer wunderbaren Reiſe hatte Alle dahin gelockt, und Jedermann wollte die nordiſche Cleopatra ſehen und begrüßen. Hier trafen auch Rumanzoff und Potemkin, dieſe beiden erbitterten Rivalen, zuſammen. Der alternde Feldherr, eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm, war der Einzige im weiten ruſſiſchen Reiche, der ſich

dem allgewaltigen Günſtlinge nicht beugte. Catharina, weit entfernt ihm dieſes übel zu nehmen, that durchaus nichts, um Potemkin's Ränke gegen den Nebenbuhler mit ihrem Anſehn zu unterſtützen.

Nach der Beſchreibung Ségur's hatte die Geſellſchaft in Kiëff allerdings etwas Seltſames. In der Stadt ſelbſt hielt die Kaiſerin Hof; dort ſah man alle Trachten und Uniformen des Reichs in bunteſter Miſchung beiſammen. Es herrſchte die ſtrengſte Etikette und der gemeſſenſte Zwang. In einem Pallaſte nächſt der Stadt lebten die drei Diplomaten, der franzöſiſche, engliſche und öſtreichiſche Miniſter in einer cordialen Ungebundenheit, wenn nicht gerade die gemeinſchaftliche Ceremonientafel, an der bald der Eine, bald der Andere präſidirte, um die Einwohner von Kiëff und die vornehmen Fremden zu bewirthen, ſie zur Ausübung ihrer diplomatiſchen Stellung zwang; in dem Kloſter Petſcherskn, eine Meile von der Stadt, reſidirte Potemkin und lag wie ein Paſcha, in orientaliſcher Ruhe, nachläſſig in einen Pelzmantel gehüllt, das Haar ohne Puder, den Hals entblößt, auf einem Divan und empfing mit beleidigendem Hochmuth die Würdenträger des Reichs und die angeſehenen Fremden. Ségur erzählt bei dieſer Gelegenheit, wie er es durchgeſetzt habe, den Fürſten zu mehr Artigkeit und größerer Rückſichtsnahme zu zwingen.

„Ich wußte," sagt er, „daß der Fürst mir persönlich wohl wollte, allein ich konnte die Fremden hiervon nicht überzeugen und wollte und durfte nicht leiden, daß ich, in meiner Eigenschaft als Gesandter, einer so nachläſſigen Behandlung ausgesetzt erschien. Ich ging also, da ich wieder bemerkte, daß der Fürst sich nicht vom Platze rührte um mich zu begrüßen, lachend auf ihn zu, faßte seinen Kopf in meine beiden Hände und drückte einen herzhaften Kuß auf seine Wangen; dann nahm ich vertraulich neben ihm auf dem Sopha Platz. Jetzt wußte Jedermann wie wir miteinander standen; und der Fürst unterließ später nie mich zu grüßen, wenn ich erschien, während er nach wie vor seine andere Umgebung auf das entwürdigendste hintansetzte und übersah." Diese Anekdote ist charakteristisch, sowol in Hinsicht Potemkin's wie Ségur's.

Bei der Abreise aus Kiëff theilte die Kaiserin kostbare Geschenke aus. Der Fürst von Ligne bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Die Cleopatra von Kiëff verschluckt keine Perlen, gibt aber viele von sich."

Den ersten Mai schiffte sich der Zug auf dem Dnieper, dem Catharina seinen alten Namen Borysthenes wiedergegeben hatte, ein. Die Flotte bestand aus achtzig Fahrzeugen, auf denen dreitausend Menschen, Dienerschaft und Schiffsleute, sich befanden, sieben Galeeren von

eleganter Form, auf das kostbarste im Innern mit Seide, Sammet und Spiegeln geziert, nahmen die Hofgesellschaft auf. Jede Galeere hatte ihr Musikcorps, und eine Unzahl kleiner Barken und Schaluppen schwärmten zur Seiten des Geschwaders her, die in der Sonne blitzenden Wellen des stolzen Flusses, soweit das Auge reichte, bedeckend. Bunt bewimpelt und im Klang der Lieder und Instrumente glitten diese leichten Fahrzeuge dahin. Alles athmete Leben, Fröhlichkeit, Gesang und Pracht. An den Ufern versammelten sich die Landleute in ihren Volkskostümen und führten Tänze auf, indem ihre munteren Reihen durch Blumengewinde sich hinzogen und um Triumphbögen sich gruppirten, die die Ebene schmückten. Man sah Städte und Dörfer in wunderbarer Perspektive sich in die weiteste Ferne dehnen und mit prächtigen Kuppeln und Pallastdächern endigen. Wenn die ländlichen Gruppen verschwanden, erschienen statt ihrer die kriegerischen. Leichte Kosakenschwärme jagten über die Ebene dahin, und ihre schlanken Gestalten, die kecken Bewegungen, die raschen, militairischen Manöver bereiteten dem Auge einen erfreulichen Anblick. Indeß die Flotte majestätisch den Fluß hinabglitt, im Rauschen der Gesänge, im Tumult der Lieder, hörte man von ferne den Gottesdienst in den Kirchen, die Hymnen der Priester, und sah andächtige Schaaren die Hügel empor

wandern. Immer ein neues Bild, immer ein überraschender Anblick! Die erhabene Zuschauerin sollte nie ermüden. Der Himmel selbst brachte ihr Huldigungen dar, denn es war ein wundervolles Frühjahr und die üppige Natur jener Gegenden zeigte sich in ihrem schönsten Schmuck.

Die drei Diplomaten, als sie diesen Reichthum der Gegenden, die Fülle des neu Erworbenen betrachteten, brachen in enthusiastische Lobsprüche aus. „Es ist wahr," entgegnete Catharina, „die russischen Greise müssen einigen Unterschied zwischen ihrer und der jetzigen Zeit finden." Einen neuen Glanz verlieh dem Triumphzug der Kaiserin das Erscheinen zweier Monarchen, die da kamen, ihr zu huldigen. Einer dieser Fürsten kam als ein Bittender und sein Erscheinen war mit einer nur zu deutlichen Demüthigung für ihn selbst verknüpft, der Andere kam aus freiem Antrieb, weil ihm Catharinens Größe Achtung und Bewunderung abnöthigte. Der Erste war Stanislaus August, der Andre Joseph II. Catharina empfing Stanislaus mit Kälte. Als er auf der Galeere der Kaiserin speiste, und sie nach der Tafel ihm nach der damaligen Sitte dem Pagen den Hut und die Handschuh des Königs abnahm und sie ihm hinreichte, sagte August mit einem verlegenen Lächeln: „Ach, Madame; einst gaben Sie mir einen weit schönern Hut."

In Cherſon wartete Joſeph auf Catharinen, als er ihre nahe Ankunft erfuhr, reiſte er ihr entgegen, und beide hohe Häupter trafen ſich in dem Häuschen eines Koſaken am Flußufer. Catharina hatte ebenfalls geeilt und Niemand von ihrem Hofſtaat mitgenommen. Man war dergeſtalt in Verlegenheit, daß man ſogar Niemand hatte, der das Mittagmahl zu bereiten im Stande geweſen wäre. Der Fürſt Potemkin und der Prinz von Naſſau begaben ſich in die Küche, um für die Befriedigung des augenblicklichen Bedürfniſſes zu ſorgen. Nie haben vornehmere Köche für vornehmere Gäſte gekocht. Catharina und Joſeph verzehrten lachend das Mahl.

Die Stadt und Feſtung Cherſon war eines der Wunderwerke Potemkins. Im Zeitraum von zwei Jahren waren Feſtungswerke, Kirchen, Arſenäle, Brücken, Magazine wie durch einen Zauberſchlag aus dem Boden geſtiegen. Dabei befanden ſich zwei Linienſchiffe und eine Fregatte auf der Schiffswerfte, jeden Augenblick bereit, auf einen Wink der Kaiſerin in See zu ſtechen.

Man gelangte jetzt in die Ebenen und Haideſtrecken, die ſich endlos an den Ufern des Dnieper und Don ausdehnen, und unter dem Namen der Steppe bekannt ſind. Hier fand die Kaiſerin, als ſie ans Ufer ſtieg, eine ganze Stadt prachtvoller Zelte aufgerichtet, und Tartaren und Koſakenſchwärme, die dieſe Zelte bewachten.

Joſeph II., der ſich eines Abends in der tiefen Einſamkeit der Haide mit dem Grafen Ségur allein befand, rief verwundert: „Welch ſonderbare Reiſe! Wer hätte geglaubt, man würde mich mit Catharina II. und dem Geſandten von Frankreich in der Tartaren-Wüſte herumirren ſehen! Das iſt ein ganz neues Blatt in der Geſchichte!“

„Mir,“ entgegnete Ségur, „ſcheint es eher ein Blatt aus tauſend und eine Nacht. Ich bin Giafar und gehe mit dem Kalifen Harun-al-Raſchid ſpazieren, der nach ſeiner Gewohnheit verkleidet iſt.“

Wie der Zug die Linien von Perekop überſchreitet und in die Halbinſel der Krimm eintritt, iſt Catharina mit hoher Freude erfüllt. Sie beſteigt mit Stolz den Thron der Tartaren, dieſes Volkes, von dem die Beſiegung und Demüthigung Rußlands einſt ausging. Sie, die Fremde, die Fürſtentochter eines kleinen deutſchen Hauſes, hat die Schmach ganzer Generationen gerächt, hat für ein ungeheures Reich die Stunde der Rache und Vergeltung herbeigeführt. Zugleich hat ihr Fuß den alten, klaſſiſchen Boden betreten, die Stätte des Triumphs und der Siege ſo vieler Könige, die Stätte, wo einſt der heilige Hain Dianens rauſchte, und die elegante Geſtalt Iphigeniens trauernd an einem Felſenriff lehnte, die Blicke dem fernen Vaterlande zuſendend.

Hier wandelt sie nun, hier weilt sie. Man muß verstehen können, was ein Herz wie Catharinens hierbei empfand. Die Eroberungen, die die Fürsten machen, sind oft so bedeutungslos, so gänzlich ohne Werth und Interesse für den persönlichen Charakter des Eroberers; hier aber sah eine hochsinnige Frau einen Theil der Aufgabe ihres Lebens erfüllt, hier war einem reichen, schöpferischen Geiste gerade die Belohnung geworden, die er sich erstrebt. Nur noch ein Schritt weiter, und Constantinopel öffnete seine Thore der Siegerin! der griechische Kaiserthron war neu errichtet! Catharina stand am Felsengestade Tauriens, eine andere Iphigenie, den Blick nach Griechenland, nach Constantinopel gerichtet. Sie sollte, ungleich jener ersten Iphigenie, das Ziel ihrer Sehnsucht nicht erreichen.

Während die gekrönten Häupter den Festen, die Potemkin anordnete, beiwohnten, machte der Fürst von Ligne, halb in Besorgniß, halb in Scherz die Bemerkung: „Gestehen Sie, lieber Ségur, daß es ein sonderbares Ereigniß wäre und großen Lärm in Europa verursachen würde, wenn die 1200 Tartaren, die uns hier als Ehrenwache umgeben, sich einfallen ließen, uns über Hals und Kopf in einen benachbarten Hafen zu schleppen, sich dort mit der erhabenen Catharina, so wie mit dem mächtigen römischen Kaiser Joseph einzuschiffen

und ſie nach Conſtantinopel zu führen, zur Unterhaltung und zum Vergnügen Seiner Hoheit Abdul-Hamid's, Beherrſchers der Gläubigen." Zum Glück kam dieſer tolle Streich den Söhnen Mahomeds nicht in den Sinn.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Bakſchitſarai begab ſich Catharina nach dem neu von ihr gegründeten Sebaſtopol. In der Nähe manövrirte die Flotte und der Donner aller Kanonen begrüßte die Herrſcherin. Auch Sebaſtopol war wie durch Zauber gegründet. Um die Gegenwart der Gebieterin zu verherrlichen, wechſelten Feuerwerke, Gefechte zur See, Schauſpiele raſch miteinander ab. Der Pallaſt und der Harem des vertriebenen Chans diente dem Hofe zum Abſteigequartier.

Auf der Rückreiſe in Pultawa gab Potemkin der Kaiſerin das treu ausgeführte Bild jener denkwürdigen Schlacht, die Carl XII. ſtürzte und Peters I. Stern ſteigen machte. Mit einem Heer von 50,000 Ruſſen wurden dieſe großartigen Manöver ausgeführt. „Seltſames Geſchick der Könige," rief Catharina, als man ſie aufmerkſam auf den Fehler machte, den damals das ſchwediſche Heer begangen; „wenn dieſer Fehler nicht geweſen, ſo wären wir Alle jetzt nicht hier."

In Kiſirkerman nahm Joſeph von Catharinen Abſchied. Der Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden veranlaßte ſeine ſchleunige Rückreiſe in ſeine Staaten.

„Wir beide," ſagte er ſpottend zu Ségur, „Catharina und ich haben zuſammen eine Stadt gebaut, das heißt ſie hat den erſten Stein gelegt, ich den zweiten, dabei wird es wol ſein Bewenden haben."

Dieſer Spott Joſephs berührte einen Makel, der ſchon damals, mitten unter dem Glanze und dem blendenden Schimmer ſelbſt unſern Reiſenden nicht entgangen war und den man ſpäter ſo ungebührlich ſcharf hervorgehoben und ſarkaſtiſch beleuchtet hat. Die Kaiſerin ſowol, wie die meiſten Perſonen ihrer Umgebung wußten ſehr wohl, daß die ſchimmernden Gebilde, die man vor ihren Augen entfaltete, nicht in der Wirklichkeit und in dem gewohnten Lauf der Dinge gegründet waren, daß Vieles nur Decoration und äußere Ausſtattung war, ſie wußten aber auch, daß dieſe heiteren Schöpfungen das Werk der unermüdlichen Thätigkeit eines Mannes waren, der mit Aufbieten aller ſeiner Kräfte und Mittel ſeiner Herrſcherin Freude und ſtolze Erhebung bereiten wollte. Man würde Catharinen einen äußerſt kindiſchen Wunderglauben zumeſſen, wenn man annehmen wollte, ſie hätte in der That geglaubt, dieſe Palläſte und Aquadukte, die in der Ferne ſich zeigten, ſeien wirklich vorhanden, ſie hätte geglaubt, das Volk ſei unabläſſig in ſo raſtloſer Bewegung, in Tanz und Aufzügen am Ufer verſammelt; ſie wußte, daß das

Erstere nur theatralischer Schmuck, das Zweite eine absichtlich herbeigeführte Staffage der Landschaft war; allein nichtsdestoweniger erfreute sie sich an diesen lebendigen Gruppen, an den täuschenden Fernsichten, an den fingirten Schlachten und Angriffen. Wo es ihr darauf ankam, eine neue Schöpfung in Wahrheit zu prüfen, da erschien sie selbst und sah, fragte und untersuchte. Oft verhüllte sie mit großer Geschicklichkeit den ungünstigen Eindruck, den sie empfand, wenn sie auf leeren Schein traf, wo sie Wesenheit zu finden gehofft hatte. Sie wollte den Mann, der so grenzenlos für sie thätig war, nicht demüthigen; ihn, da er so Vieles geleistet, ihn für das Wenige, das geleistet zu haben er sich nur den Schein gab, nicht strafen. Die natürliche Charaktergüte Catharinens, ihre ursprüngliche Milde zeigte sich hier in ihrem schönsten Lichte.

Bei ihrer Rückreise feierte sie in Moskau das fünfundzwanzigste Jahr ihrer Regierung. Sie erließ dem Volke einen Theil der Abgaben, und auf ihren Befehl und nach ihrer Angabe wurde eine Medaille geprägt, die auf der Vorseite das Portrait der Kaiserin, auf dem Revers die Karte der Reise in die Krimm zeigte. Die Unterschrift gab an, daß das Jahr der Entstehung der Medaille das fünfundzwanzigste der Regierung der Kaiserin sei

In der Nähe von Moskau gab der ruſſiſche Krö-ſus, der Graf Scheremetieff der Kaiſerin Feſte, bei denen goldne und ſilberne Gefäße in ſolcher Menge vorhanden waren, wie man ſie noch nie, wie Ségur verſichert, im Beſitz eines Privatmannes geſehen. Es wurden große Opern und Ballette aufgeführt, bei denen es eine Merk-würdigkeit war, daß Tänzer, Sänger, Schauſpieler, Dichter, Componiſten ſämmtlich leibeigne Bauern des Grafen waren. Der Bediente, der die Oper componirt, und der Dichter, der ſie gedichtet, ſtanden beide hinter dem Stuhl der Kaiſerin. Catharina wollte ihrerſeits im Kreml Feſte geben, als ſie jedoch erfuhr, daß eine Hungersnoth das Land drücke, beſtellte ſie die ſchon ge-troffenen Anordnungen wieder ab. „Es wäre wenig ſchicklich für mich," ſagte ſie zum Grafen Ségur, „wenn man mich mitten unter Spielen und Feſten ſähe, wäh-rend meine Unterthanen unter einer Plage ſeufzen, vor der ich ſie hätte ſicher ſtellen können, wenn meinen Be-fehlen zeitig wäre gehorſamt worden."

Nach ihrer Ankunft in Petersburg beſchäftigte ſich die Kaiſerin mit den nöthigen Maßregeln, um den er-neuten Krieg mit den Türken, den ſie heimlich wünſchte, zu beginnen. Potemkin handelte nach ihrem und ſeinem eignen Wunſche, indem er den Divan und die dieſem unterworfenen Provinzen durch Emiſſäre, die Egypten

und Perſien durchzogen und ſich auf die griechiſchen Inſeln vertheilten, heimlich aufzuwiegeln und zur Empörung gegen die Pforte zu reizen verſuchte. Es gelang ihm dies ſo gut, daß der Sultan, wie man es in Petersburg gewünſcht, zuerſt den Krieg erklärte. Potemkin erhielt den Oberbefehl, und eine ungeheure Streitkraft wurde in der Gegend der Moldau, Wallachei und der Krimm zuſammengezogen. Guſtav III., der mit dem Schluß jener Verhandlungen in Friedrichshamm nicht zufrieden war und den das ſtolze und übermüthige Betragen der ruſſiſchen Miniſter in Stockholm zum Zorn reizte, benutzte den Umſtand, daß die ruſſiſchen Armeen im Süden beſchäftigt waren, um Rußland den Krieg zu erklären. Dies kam Catharinen unerwartet, und obgleich ſie ein Manifeſt erließ, in welchem ſie erklärte, daß die Grenzen Finnlands und die Flotte in den baltiſchen Häfen vollkommen an Zahl und Kraft für die beginnenden Feindſeligkeiten gewaffnet ſeien, konnte ſie ſich in der That nicht verhehlen, daß ihr Gefahr drohe. Guſtav hatte den rechten Zeitpunkt ergriffen, um entſcheidende Siege zu erkämpfen, er war auch in den erſten Schlachten glücklich, dann aber verließ ihn ſein Heer und revoltirte gegen ihn, durch ruſſiſches Gold und Einfluß dazu verleitet. Die Adelspartei in Schweden, die Guſtavs unverſöhnlicher Feind geworden, befand ſich

faſt ganz unter ruſſiſchem Befehl. Dieſer Umſtand rettete Petersburg, das von Guſtav ſchon bedroht wurde. Catharina ſchickte ſich ſchon an nach Moskau zu flüchten. Ein Kampf mit der ſchwediſchen Flotte war anfangs ebenfalls für die Ruſſen nicht günſtig, ſpäter jedoch ging auch hier der Sieg in die Hände der Letzteren über. Der Friede zu Varéla wurde auf die früheren Traktate von Neuſtadt und Abo gegründet. Für Guſtav ergab ſich hierbei kein günſtiges Reſultat; er hatte einen Theil ſeiner Flotte eingebüßt, das Land erſchöpft, die Kaſſen geleert und die Adelspartei noch erbitterter gegen ſich aufgeregt.

Der Türkenkrieg fand ſeine Erledigung durch vollſtändige Siege der Ruſſen. Die Belagerung und Einnahme Oczakoff's war wiederum eine jener glänzenden Thaten, die Catharinens Waffenruhm über die ganze gebildete Welt hin mehrten. Bei dem Sturm auf Oczakoff zeichnete ſich ein junger Krieger aus, der ſpäter den Ruhm der ruſſiſchen Waffen auch nach anderen Gegenden hin tragen ſollte; es war Suwároff. Catharina theilte reiche Belohnungen aus. Potemkin erhielt was er gewünſcht hatte, das Großkreuz des St. Georgen-Ordens, einen Commandoſtab von goldnem Lorberzweig umrankt und mit Diamanten inkruſtirt; einen Degen mit Diamanten erhielt der Fürſt Repnin. Auch

ein deutſcher Fürſt, der Prinz von Sachſen-Coburg, erwarb ſich bei dieſen Kämpfen Ruhm. Der Einnahme Oczakoff's folgte die von Ismaël. Der Friede zu Jaſſy ſetzte zum Vortheil Rußlands dem Kriege mit der Pforte ein Ziel. Potemkin erntete die Früchte dieſes Friedensſchluſſes nicht; er ſtarb von einem epidemiſchen Fieber befallen. Die Fürſtin Galitzin, ſeine Nichte, hielt ihn in ihren Armen, als er auf der Landſtraße von Jaſſy nach Nicolajeff ſeinen Geiſt aufgab (1791).

Die folgenden Jahre bis zum Tode Catharinens enthalten Begebenheiten, bei deren Erwähnung wir uns kurz faſſen können, da ſie nur Anfänge gleichſam von Thaten ſind, die ohne Zweifel ruhmvoll fortgeführt und beendet worden wären, wenn der Kaiſerin ein längeres Wirken beſchieden worden. Dahin können beſonders der Traktat mit England und die kriegeriſchen Rüſtungen gegen Frankreich gerechnet werden; die letzteren beſonders betrieb ſie ſehr eifrig, indem ſie alle Großmächte Europas dabei ſich zu betheiligen aufforderte. In Polen kam die zweite Theilung dieſes Reichs zu Stande, nachdem die Unruhen, die die Empörung Kosziusko's angerichtet, wieder gedämpft worden. Als Freund Kosziusko's und als Theilnehmer ſeiner Pläne zeichnete ſich der junge Dichter Niemkewiz aus, der in ruſſiſche Gefangenſchaft gerieth. Von den franzöſiſchen Emigré's empfing Ca-

tharina eine große Zahl an ihrem Hofe, unter Andern auch den Grafen Artois. Dieſe ariſtokratiſchen Flüchtlinge haben der Gaſtfreundſchaft, der man ſie theilhaft werden ließ, nicht immer gut gelohnt; ſehr viele und ſehr arge Verleumdungen des ruſſiſchen Hofes und der ruſſiſchen Regierung gelangten gerade durch dieſe Organe in die Oeffentlichkeit. Man erzählt, daß Catharina bei der erſten Nachricht von den Gräueln der Revolution und von den blutigen Scenen in Paris die Büſte Voltaires mit einem theatraliſchen Gepränge von der Säule von Porphyr, auf der ſie ſtand, habe ſtürzen laſſen; doch gehört dieſe Anekdote zu den zahlloſen unwahren, die über Catharinens Privatleben in Umlauf gebracht wurden. Wir wollen nicht urtheilen, wie weit gegen das Ende ihres Lebens hin Catharina die Grundſätze über Staatskunſt und Moral, über Denkfreiheit und Toleranz noch feſthielt, zu denen ſie ſich am Anfang ihrer Regierung bekannt hatte, wo ihr edles Herz mit dem lebendigſten Feuer der Errettung der Völker aus den Banden jedes ſchädlichen und lähmenden Vorurtheils entgegenſchlug; — wir wollen, wie geſagt, über einen ſo zarten Punkt, dem Pſychologen wie dem Hiſtoriker gleich wichtig, nicht entſcheidend zu urtheilen wagen; es ſcheint jedoch feſtgeſtellt, daß Catharina, gerade wie ihr erhabner Lehrer und Bundesgenoſſe Friedrich der Große, mit dem

Bewußtſein der möglichſt weit ausgedehnten und unerſchütterlichen Fürſtengewalt ausgerüſtet, jede Regung der Völker, die darauf abzielte, aus anderer Quelle als aus der fürſtlichen Einſicht und Machtvollkommenheit ſich ihr moraliſches und ſtaatliches Bedürfniß zu holen, in Bann that und verfolgte. Die Grundſätze des freien Völker- und Menſchenrechts, wie ſie die Revolution predigte, konnten abſolut monarchiſchen Naturen, wie Friedrich und Catharina, nicht anders als wie Frevel erſcheinen, unter denen die Fürſten und die Völker gleichmäßig litten. Dazu kam, daß der praktiſche und immer auf die gegebenen Verhältniſſe, auf das wirkliche Bedürfniß gerichtete Sinn Catharinens, früher als irgend eine andere Fürſtennatur, das Unausführbare und rein Chimäriſche ſo vieler philoſophiſchen und moraliſchen Maximen, die damals allgemeine Geltung fanden, entdecken mußte. Worte, die man ſehr oft aus ihrem Munde hörte, waren: „Dies iſt ſehr gut; allein auf meine kleine Wirthſchaft nicht anwendbar.“ Diderot mußte dieſen ſarkaſtiſchen Ausſpruch oft als Erwiderung auf ſeine maaßloſen Verbeſſerungspläne und populären Philoſopheme hinnehmen; an Voltaire ſchrieb ſie Aehnliches. Die Ideen der großen Denker waren demnach die Koſt bei ihren geiſtigen Mahlzeiten, die Confituren und das Eingemachte, das als beſondere Delikateſſe ſie ſich vorbehielt.

Auf dieſe Weiſe koſtete ihr Geiſt die franzöſiſche Literatur und ſog aus den feinen Eſſenzen Kraft und Nahrung. Was ſie davon zur praktiſchen Anwendung brauchbar fand, theilte ſie willig mit; der Vortheil war oft auf des Volkes Seite. Die aufgeklärten und philoſophiſchen Fürſten des achtzehnten Jahrhunderts bewirkten das Gute, das ſie leiſteten, nicht dadurch, daß ſie als unkluge und unzeitige Miſſionäre den Saamen einer Lehre verbreiteten, für deren Empfang der Boden noch nicht bereitet war, — Einige freilich waren ſo unklug — ſondern indem ſie Aberglauben und Vorurtheile, die finſteren Begleiter der Gewalt im Mittelalter, fern hielten, und einem auf klares Denken, auf perſönliche Neigung, auf freie Unterwerfung gegründetes Anſehn der Fürſten die Bahn brachen. Dabei waren aber weder Catharina noch Friedrich willens, ſelbſt den kleinſten Theil ihrer Macht aus den Händen zu geben. Ihr Grundſatz war: je mächtiger, je unumſchränkter der Fürſt, um deſto großartiger, um deſto ausgedehnter und kräftiger kann er ſeine große Aufgabe erfüllen, der Lehrer, der Erzieher, der Beſchützer, der Vater ſeines Volkes zu ſein.

Catharina mußte erfahren, was jeder Fürſt erfährt, deſſen Regierung einen weitgedehnten Zeitraum einnimmt, nämlich den Umſchwung der Ideen. Für nichts iſt eine fürſtliche Conſtitution empfindlicher, als für eine Ver-

änderung in der Atmosphäre des Jahrhunderts. Sehen wir doch alternde Dichter eine gehässige Kritik üben gegen die spätere Generation auf dem Parnaß, ist nicht jeder Staatsmann und Denker dem Mißbehagen gegen neue Ansichten in seiner Sphäre ausgesetzt, und dürfen wir, vorsichtig urtheilend, dieses Mißbehagen geradezu Ungerechtigkeit nennen? Bei Fürsten muß diese Erscheinung noch auffälliger an den Tag kommen, denn bei ihnen wirkt noch die Ermüdung bei, die sich einer langen und unbeschränkten Ausübung der Gewalt stets lähmend beigesellt. So ist denn wol möglich, daß Catharina im Alter ablehnte, was sie in ihrer Jugend bewunderte; doch verbarg sie äußerlich diese Umwandlung, und Voltaire, Montesquieu, Rousseau blieben bis zu ihrem Tode ihre Lieblingsschriftsteller.

Die letzten Lebensjahre Catharinens waren mit Plänen, die die Sicherstellung der Macht und des Glückes ihres Hauses bezweckten, erfüllt. Hierhin sind die Vermählungen zu zählen, die auf ihren vorsorgenden Rath die heranwachsenden Enkel und Enkeltöchter schlossen. Der Großfürst Alexander erwählte sich eine Prinzessin von Baden; der Großfürst Constantin schloß den Ehebund mit einer Fürstentochter von Sachsen-Coburg. Für die Großfürstin Alexandrina hatte Catharina mit Gustav III., der für seinen Sohn warb, eine gegenseitige

Zusage gewechselt. Als der König durch das Attentat Ankarström's Thron und Leben verlor, suchte der Herzog von Südermannland, als Vormund des jungen Gustav Adolph diesem Versprechen die Erfüllung zu versagen; allein Catharina wußte ihre näheren Anrechte geltend zu machen, und der junge Fürst kam als Brautwerber nach Petersburg. Dennoch erfolgte die Vermählung nicht. Das Reichsgesetz Schwedens, das keine andere als eine protestantische Königin auf dem Throne duldet, und ein anderes Gesetz Rußlands, das den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses verbietet, die griechische Religion zu verlassen, bewirkten den Bruch der schon geschlossenen Verträge. Catharinens Zorn und Unwille wurde über dies Scheitern eines Lieblingsplans im hohen Grade rege.

Es muß hier noch der völligen Einverleibung Curlands in das russische Reich Erwähnung geschehen. Ohne einen Schwertstreich zu thun und ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, machte Catharina diese Eroberung auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen. Der letzte Herzog von Curland, ein Sohn jenes abscheulichen Biron, der als der Günstling der Kaiserin Anna siebenzigtausend Menschen theils morden, theils grausam hatte verstümmeln lassen, kam nach Petersburg zum Besuch, und verlor, während er den Schauspielen und Festen

im Pallaſte der Kaiſerin beiwohnte, ſein Herzogthum. Seine eigenen Stände erklärten ihm in Petersburg, daß er nicht mehr ihr Herzog ſei und daß ſie Catharinen ſich freiwillig unterworfen hätten. Dies war in der That eine wenig angenehme Art aus Haus und Hof auf die Landſtraße geſetzt zu werden. Der Herzog Biron lebte hinfort, ebenſo wie Stanislaus Auguſt, in Petersburg von einer Penſion, die die Kaiſerin beiden ſchwachen Männern, die auf dem Theater der Welt eine demüthigende Rolle geſpielt hatten, auszahlen ließ.

Noch bis auf ihre letzten Lebenstage beſchäftigte ſich Catharina mit dem Plan, die Türken aus Europa völlig verſchwinden zu machen, und ein erneuerter Feldzug war im Werk, als der Tod einem ſo mächtigen Wirken ein Ende ſetzte. Der 17. November 1796 war der Tag ihres Todes. Sie ſtarb an einem raſch ſich wiederholenden Schlaganfall. Der Großfürſt Paul, ſeine Gemahlin, die ſämmtlichen Enkelkinder waren bei ihrem Tode gegenwärtig.

Der neue Kaiſer verordnete ein prachtvolles Leichenbegängniß ſeiner Mutter und ließ ihren Sarg zunächſt dem Sarge Peter III. in der Feſtungskirche beiſetzen.

Dies war der Beginn, der ſchimmernde Bogen und das Niederfallen eines Geſtirns, das als eines der glänzenden, wo nicht geradezu als das glänzendſte

am Himmel des achtzehnten Jahrhunderts geleuchtet hatte!

Was das Aeußere Catharinens betrifft, so war sie nicht von sehr hohem Wuchse, doch ihre majestätische Haltung, ihre sorgfältig gewählte Toilette und Künste, die jede Frau, also auch eine Fürstin anwendet, verdeckten den Mangel der nicht ganz schlanken und nicht ganz vollkommenen Körpergröße. Sie gab ihre Audienzen oft in einer theatralischen Attitude, die Rechte auf eine Säule gestützt. So empfing sie unter Andern den Grafen Ségur. Ihr Auge war von schönem Blau und warf sanfte, gewinnende, aber auch strafende und imponirende Strahlen. Die Festigkeit und Ruhe in ihren Gesichtszügen, wenn Gegenstände von Außen erschreckend oder drohend auf sie eindrangen, war bewundernswürdig. Nie sah man sie erbleichen, nie erbeben, und oft erblickte sie Gefahr und Tod dicht in ihrer Nähe. Diese erhabene Ruhe, dieses immer gleich bleibende heitere und stolze Lächeln imponirte dem rohen Sinn selbst der unbändigsten und gefährlichsten Krieger auf eine Weise, daß sie fast wie ein Wunder wirkten. Die blutige Hand des Mordes wagte sich nicht an ihre Person; unangetastet schritt sie durch die Reihen der Empörung so ruhig, als wandelte sie über hingestreute Blumen. Nie wankte ihr Schritt, nie bedurfte sie einer Stütze. Auch das

treffende und kühne Wort war ſtets bereit auf ihrer Lippe. Sie hielt Reden vom Altan des Pallaſtes herab, mit ſo accentuirter Schärfe und einem ſo vollendeten Ausdruck, daß die Menge auch nicht die kleinſte Sylbe verlor und über Sinn und Meinung der Worte nicht zweifelhaft bleiben konnte. Sie liebte die Pracht, doch war das geſchmackloſe, ſteife Koſtüm einer ruſſiſchen Kaiſerin, wie die Etikette damals ein ſolches vorſchrieb, ihr nicht angenehm und ſie trug franzöſiſche Hofkleidung; oft mit eigner phantaſtiſcher Zuthat. Die Krone trug ſie mit einer eigenthümlichen Grazie, ſelbſt als Toilettenſchmuck. Ihr Hof mußte ihrem Beiſpiel folgen, und reiche, aber dabei geſchmackvolle Koſtüme verdrängten die alten Kleidertrachten. In Moskau, wo ein althergebrachter Krönungsornat nicht zu vermeiden war, fühlte ſich Catharina, in ihrem goldbrokatenen Panzer eingeſchnürt, oft bis zur Erſchöpfung, bis zum Ohnmächtigwerden von der Laſt ihrer Gewänder gedrückt. Dennoch gab ſie, ohne ſich zu beklagen, in dieſer peinvollen Lage ſtundenlange Audienzen. Bei Gelegenheit einer Verſammlung in Kieff hielt ſie einſt ſo lange den ſchweren Reichsapfel, daß ihr Arm erlahmte und ihre Schulter aufſchwoll. In der Krimm bekleidete ſie ſich mit dem phantaſtiſchen Anputz der alten tauriſchen Beherrſcher und litt auch da wieder unſäglich. Wenn ſie

ſich den Forderungen der Convenienz und der Etikette unterzog, ſo that ſie's, weil ſie wußte, daß das ruſſiſche Volk dies von ſeinen Herrſchern forderte. Aus ebendemſelben Grunde ging ſie auf einem ihrer Pilgerzüge eine lange Wegſtrecke mit nackten Füßen, während ihre Begleitung, weichlicher als ſie, zurückblieb, und die Frauen namentlich nicht weiter konnten. Wenn das Volk ſeine Feſte feierte, ſah man ſie ebenfalls erſcheinen, aber dann oft in dem einfachſten Koſtüm; einmal ſogar als Bäuerin verkleidet, wo ſie einer Dorfhochzeit beiwohnte und ſich von den Greiſen des Dorfes wahrſagen ließ. Bei einem Hoffeſte in Peterhoff erſchien ſie als Hirtin in Geſellſchaft der Prinzeſſin Daſchkoff, die Apoll darſtellte. Wir haben ſchon berichtet, daß ſie Männerkleidung öfters anlegte, namentlich zu Anfang ihrer Regierung, und daß ſie nicht verſchmähte ſogar im Koſtüm eines ſpaniſchen Granden, als Ordenscomthur ſich ihrem Hofe zu zeigen; in ihren ſpäteren Jahren jedoch behielt ſie immer dieſelbe mehr einfache als prunkvolle Hoftracht bei, und das gut gemalte Bild in Lebensgröße, das von ihr in einer der Galerien der Eremitage aufgeſtellt iſt, zeigt ſie in der Kleidung, die ſie ſtets bei großen Feſten anlegte. Dieſes Bild iſt auch ähnlich, dies behaupten Alle, die die Fürſtin gekannt. Der berühmte Lampi hat ſie öfters gemalt, doch hat er nur unwahre und ſchmei-

chelnde Bilder geſchaffen. Auf einem derſelben iſt Catharina halb fliehend, durch Roſengebüſche hineilend, dargeſtellt im Koſtüm einer jungen Nymphe mit Blumen bekränzt, im Hintergrunde ſieht man den Park von Zarskoi-Selo, und auf einer Marmorbank ruhen Krone und Scepter. Man fand ſpäter, dieſes Portrait gleiche nicht der Kaiſerin, ſondern ihrer Enkelin, der Großfürſtin Alexandrina. Ein anderes Bild verſchwand bald: es wurde in Moskau gemalt, vielleicht auch von Lampi, und ſtellte Catharina als Cleopatra dar. Catharina ſelbſt fand einiges Mißfällige daran; der Prinz von Ligne war jedoch von dieſem Bilde entzückt, und bat die Kaiſerin es ihm zu ſchenken. Sie gewährte ihm dieſe Bitte nicht. Man vermuthet, daß ein Genius des Ruhms, der auf dieſem Gemälde angebracht war, eine Portraitähnlichkeit der Nachwelt überlieferte, von der die Kaiſerin nicht wollte, daß ſie bekannt werde.

Catharina liebte nicht Muſik, und war nur eine ſehr mittelmäßige Kennerin von Gemälden, von denen ſie große Sammlungen ankaufte. Ihr Urtheil war durchdringend, klar und ſcharf, die Phantaſie nahm unter ihren Fähigkeiten einen ſehr geringen Platz ein; ſo war es ihr denn auch nicht möglich, für Poeſie Ohr und Sinn zu haben. Sie brachte nicht den dürftigſten Vers zu Stande, obgleich ſie immer wieder Verſuche machte.

Sie hätte gerne wie Friedrich der Große Verſe gemacht, wenn auch nur ſo mittelmäßige, wie er ſie machte; allein auch dies wollte nicht gelingen. Ihre kleinen Pieçen, die ſie fürs Theater in der Eremitage ſchrieb, waren froſtig componirte proverbes; jedes mit einem moraliſchen Apendix, wo handgreiflich der Nutzen und der Verdienſt irgend einer moraliſchen Handlung oder patriotiſchen That aufgedeckt wurde. Ihre Geiſtesrichtung war ſo vorherrſchend kalt und verſtändig, daß ſie mit einer gewiſſen Wuth Alles verfolgte, was auch nur den Schimmer des Myſteriöſen, der Gefühlsinnigkeit und Schwärmerei an ſich trug. So raubte ſie der Poeſie den lieblichen Pſycheſchleier, hinter dem ſich die Schamhafte verbirgt, und der Religion den geheimnißvollen Kultus der Herzen, aus deſſen Tiefe wie aus einem dunkeln Brunnen alle großen Geſchicke der Welt wie des einzelnen Individuums aufſteigen. Die Folge dieſer Anſicht über Religion war, daß Catharina ſehr oft als Vorurtheil, Schwärmerei und Aberglauben verfolgte, was etwas urſprünglich Edles, Eigenthümliches, und der religiöſen und ſittlichen Ueberzeugung Anhaftendes war.

Ihr Lieblingsſtudium war Geſchichte. Sie faßte frühzeitig den Plan, gleich Friedrich dem Großen, die Thatſachen unter ihrer Regierung einer ſorgfältig geordneten Aufzeichnung zu vertrauen. Da ſie nicht das

Vertrauen in ihre eigenen literariſchen Kräfte hatte, um dieſes Vorhaben ſelbſt ins Werk zu richten, ſah ſie ſich nach einem franzöſiſchen Gelehrten um, der ihr hülfreiche Hand zu bieten im Stande war; ſie fand keinen. Mit dem von Diderot ihr vorgeſchlagenen gelehrten Akademiker konnte ſie ſich nicht einigen. Unter den ruſſiſchen Gelehrten war Derſchavin, ihr Sekretair, dem ſie Einiges in die Feder dictirte. Wollte ſie franzöſiſch ſchreiben, ſo fand ſie Niemand in ihrer Umgebung, der es ſo gut verſtand wie ſie ſelber. Ihre Briefe an Voltaire ſind deshalb das Beſte, was ihrer Feder entfloſſen iſt; der Styl iſt graziös, leicht, voll Geiſt und durch einen unbeſchreiblich reizenden Anflug von Schmeichelei und zugleich Perſifflage gewürzt. Voltaire, obgleich ein Meiſter im Schmeicheln, kommt ihr nicht gleich, wenn es ſich darum handelt, ein mit allem Parfum des graziöſeſten Muthwillens beſtreutes Lob zu ſpenden. Sie ſcherzt in dieſen Briefen ganze Seiten lang mit den zierlichſten Wendungen bald über ſich, bald über den ſtolzen Philoſophen, an den ſie ſchreibt. Es iſt in der That ein Verluſt für die Literatur, daß keine Sammlung dieſer Briefe Catharinens veranſtaltet worden. Die kürzlich in London erſchienenen Denkwürdigkeiten der Prinzeſſin Daſchkoff tragen leider nicht den Stempel der Aechtheit an ſich. Gewiß aber iſt es, daß im Beſitz der Prinzeſ-

ſin eine reiche Brief- und Manuſcriptſammlung von der Hand Catharinens ſich befand, nur möchte es ſchwer ſein zu ermitteln, wo dieſe Schätze hingerathen. Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe und merkwürdiges Material zu einer künftigen Geſchichte Catharinens war im Beſitz des kürzlich verſtorbenen Staatsraths Turkénieff.

Im Fache der Geſetzgebung iſt «l'instruction pour le code» Catharinens gefeierte Schöpfung, die ihr europäiſchen Ruhm erworben hat. Das Original-Manuſcript wird, von ihrer Hand geſchrieben, in der Akademie zu Petersburg aufbewahrt. Ueberſetzungen in verſchiedenen Sprachen des ruſſiſchen Reichs ließ Catharina ſelbſt anfertigen, mit Zuſätzen und Noten verſehen, wie ſie das Bedürfniß gerade dieſes oder jenes Theils des immenſen Reiches verlangte. In dieſem berühmten «code» huldigt Catharina den Maximen Montesquieu's und Beccaria's, aus deren Schriften ſie ganze Paſſagen heranzieht.

Unter ihren ſogenannten Dramen, die ſie für die ruſſiſche Bühne in Petersburg ſchrieb, wollen wir nur Eines näher detailliren: es heißt Oleg und iſt ungefähr, was wir im modernen Sinne ein vaterländiſches Schauſpiel nennen würden, mit pomphaften Decorationen, Aufzügen, Feſtſpielen und ganz incruſtirt mit patriotiſchen Phraſen, die den Nationalſinn und die National-

ſympathien verherrlichen. Catharina, die unbeſchränkte Beherrſcherin ihres Volks, zeigt ſich in dieſer Compoſition, die man durchaus kein Dichterwerk nennen kann, als deſſen Dienerin und Schmeichlerin. Sie iſt bemüht jeden auch noch ſo geringfügigen Zug aus der alten barbariſchen ruſſiſchen Geſchichte aufzuleſen, um ihn, rhetoriſch aufgeſchmückt, ihren Ruſſen als Reizmittel für ihre Nationaleitelkeit vorzuführen. Die Studien, die ſie zu dieſem Behuf gemacht hat, müſſen in der That äußerſt umfangreich geweſen ſein, und nie dichtete wol ein dramatiſcher Autor ſo eifrig auf den Beifall ſeines Publikums hin, als hier eine große Kaiſerin, die ſich an ihrem Schreibtiſch niederläßt, um die alten Chroniken zu plündern und monſtroſe Facta zu niedlichen, kleinen Couplets zu verarbeiten. Zu Anfang des Stückes bringt Catharina ſogleich ſiebenhundert Perſonen auf die Bühne. Man ſieht, daß dieſer Theaterdichter, der zugleich Theaterintendant, Decorateur und Regiſſeur iſt, über die Mittel, wie er ſeine Produktionen in Scene zu ſetzen habe, nicht verlegen zu ſein braucht. Oleg iſt ein Prinz ruſſiſcher Abkunft, der den Grundſtein zum Bau von Moskau legt. Der zweite Akt, oder vielmehr das zweite Tableau, zeigt Oleg in Kieff, wo er ſein Mündel, den jungen Igor auf den Thron ſetzt und ihn mit einer tartariſchen Prinzeſſin verheirathet. Die Ceremonien der

alten Hochzeitgebräuche, die Tänze, die Spiele sind treu nach den Ueberlieferungen wiedergegeben, und es ist der kaiserlichen Dichterin gelungen, so manchen pikanten und sogar muthwilligen Zug fröhlicher Laune bei dieser Gelegenheit ihren Figuren in den Mund zu legen. Im dritten Zeitbilde unternimmt Oleg einen Zug nach Griechenland; man sieht auf der Bühne ihn und sein Heer sich einschiffen. Die Decorationen sind beweglich und zeigen dem Beschauer die nach und nach am Horizont auftaucheuden Inseln mit ihren Tempeln, Gärten und Palästen. Es sind hierbei antike Tänze eingelegt; man sieht Diana erscheinen, umgeben von Nymphen und mit Aktäon ein pas de deux tanzen, wobei eine prachtvolle Mondscheindecoration das Auge erfreut und die Kunst der Maschinerie bewundern läßt. Im vierten Tableau sehen wir Oleg in Konstantinopel und den Kaiser Leo ihm ein prachtvolles Bankett gebend. Bei der Schlußdecoration öffuet sich die Bühne und eine zweite Bühne im Hintergrunde wird sichtbar, auf der einige Scenen aus einem Trauerspiel von Euripides dem versammelten Hofe des byzantinischen Kaisers vorgeführt werden. Wieder Tänze, wieder Spiele, wieder Lobsprüche auf Oleg und die Russen. Es ist dabei interessant zu beobachten, wie Catharina diese Scene benutzt, um ihre Lieblingspläne als Kaiserin von sich selbst als dramatischer Dich-

terin ausſprechen zu laſſen. Sie macht nämlich darauf aufmerkſam, daß den Ruſſen Konſtantinopel gehöre und daß, wenn Oleg es nicht erobere, ſeine Nachfolger es ohne Zweifel erobern würden. Dieſer Wink war ſehr deutlich, beſonders da man wußte, daß Potemkin an der türkiſchen Grenze ſtand, um in Wirklichkeit auszuführen, was ſeine Gebieterin in Petersburg fürs Erſte nur aufs Theater brachte. Eine Armee von ſechzigtauſend Mann am Ufer des Don klatſchte Beifall zu den Tiraden, die auf dem Hoftheater zu Petersburg erklangen.

Dieſes dramatiſche Prunkſtück war wahrlich kein Meiſterſtück, es hatte von dramatiſcher Kunſt und Poeſie überhaupt nicht das mindeſte Kennzeichen an ſich, allein es beſaß das große Verdienſt, die Ruſſen mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, es lehrte ſie ihr Land, ihre Geſchichte, das Haus ihrer Väter, den Pallaſt ihrer Fürſten ins Auge faſſen. Catharina wollte nichts Anderes, und ſie erreichte ihren Zweck. Immer mit ihrer großen Aufgabe beſchäftigt, nie ihr Ziel aus den Blicken laſſend, that und dachte ſie Nichts als was Rußlands Wohl, Rußlands Ruhm und ſomit den ihrigen befördern und feſthalten konnte.

Wir bringen zum Schluß noch einige Worte Maſſon's, der nirgends als ihr Schmeichler erſcheint, deſſen Buch vielmehr ſehr ſtarke Angriffe auf ihre Perſon und

ihre Regierung enthält, der aber doch sich gedrungen fühlt, wo er von Catharinens Herrschertugenden spricht, ihr ein ruhmvolles Zeugniß zu geben. Er vergleicht sie mit Ludwig XIV. «La générosité de Catherine, l'éclat de son règne, la magnificence de sa cour, ses instituts, ses monumens, ses guerres sont pour la Russie ce que le siècle de Louis XIV. fut pour l'Europe; mais Catherine fut personnellement plus grande que ce prince. Les François firent la gloire de Louis, Catherine fit celle des Russes; elle n'eut pas comme lui l'avantage de régner sur un peuple perfectionné et de naître environnée de grands hommes.» — An einer andern Stelle, wo er von ihrer äußern Erscheinung und ihren persönlichen Eigenschaften spricht, sagt er: «Elle regnoit sur les Russes moins despotiquement que sur elle-même: jamais on la vit ni s'emporter à la colère, ni s'abandonner à la tristesse, ni se livrer à une joie immoderée. Ses caprices, l'humeur, les petitesses n'etoient pour rien dans son caractère et moins encore dans ses actions.» Auch er faßt das Gesammturtheil zusammen in folgenden Ausspruch: «Mais de quel point de vue qu'on voulût l'envisager, elle sera toujours mise en première ligne parmi ceux qui ont captivé l'admiration du monde par leur génie, leur puissance, et surtout leurs succès.» —

Ein Wort Catharinens, das sie einst aussprach, als von ihren Siegen die Rede war, ist merkwürdig; sie sagte: „Es war nöthig, daß ich zu erwerben suchte, was ich nicht mitbrachte. Ich kam arm nach Rußland, — Polen und die Krimm sind meine Mitgift, die ich Rußland hinterlasse.“

Eliſabeth Charlotte.

Eliſabeth Charlotte.

Unter die originellen Frauen, die ſelbſtändig daſtehen, gleichviel ob das Schickſal ſie auf einen Thron berief, oder ihnen in einer Hütte den Platz anwies, gehört recht eigentlich Eliſabeth Charlotte, Tochter Carl Ludwigs, Churfürſten von der Pfalz, und Enkelin jenes unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich, der im dreißigjährigen Kriege ſein Leben verlor.

In dem ſchönen Heidelberg wurde Eliſabeth geboren. Das herrliche Weinjahr 1652 war das ihrer Geburt, und es ſcheint als hätte der feurige Geiſt der deutſchen Traube ſeine Glut auch in die Adern dieſes deutſchen Fürſtenkindes gegoſſen, das inmitten eines frivolen und verdorbenen Hofes mit Beſtändigkeit und Eifer in Geſinnung und That den Sinn ihrem Volke und ihrer Abſtammung treu behielt.

Wer die alte Burg zu Heidelberg geſehen, wer in

dem Schatten der prachtvollen Ahorn und Kastanien, die dem Gemäuer entsprossen, geruht, wessen Blick auf den alten Steinbildern gehaftet, die im stillen Mittag, während die Glut ringsum brennt, in ihren kühlen Mauerblenden Wache halten, oder im Mondschein ihre steinernen Stirnen vom Strahl des bläulichen Lichtes küssen lassen, der hat sich wol denken können, wie die Wiege eines so kraftvollen Kindes hier habe stehen, wie dies das Vaterhaus einer so wunderlichen und eigenthümlichen Frau hat sein können. Die Pfalzgrafen zu Heidelberg sind überhaupt ein Fürstengeschlecht besonderer Art. Das herrliche Neckarthal, in dem sie gehaust, die wilde und romantische Natur, von der sie stets umgeben waren, hat sich in ihrem Thun und Denken, in Gestalt und Rede wiedergespiegelt. Der Reichstag zu Worms, die alten Fürstenversammlungen zu Speier, die Hofburg zu Wien und das Reichskammergericht zu Wetzlar sahen in älterer und neuerer Zeit oft trotzige und eigenthümliche Gestalten vor den Schranken ihrer Tribunale erscheinen, gedrungenen Baues, festen Ganges, gerötheten Antlitzes und von derber Sprache und Sitte; fragte man nach, so waren es die Palatine, die Grafen und Fürsten aus dem Neckarthale. Die Ritter in diesen Gauen machten Deutschland von sich sprechen, und mehr als ein Reichstag beschäftigte sich mit den Händeln

die „die Landschaden von Neckar-Steinach," ein unverbesserliches Raubrittergeschlecht, über die Städte und Gauen brachten. Noch jetzt sind die kleinen Burgen sichtbar, die auf hoher Felsenspitze wie Vogelnester angeheftet, diesen Landfriedenbrechern zum Asyl dienten, von wo aus sie Flüsse und Straßen unsicher machten. Aber diese Ritter, die so wild und unbändig waren, wenn es galt, gegen die Beschlüsse und Verordnungen des Reichsoberhaupts anzukämpfen, oder das Eigenthum der reichen Städter anzugreifen, gaben oft edelsinnig einem verfolgten Manne das Geleit. So sah man Luther durch Heidelberg fliehen, nachdem der stürmische Reichstag zu Worms gegen ihn die Acht erklärt, und einer von derselben Ritterschaar, und noch dazu der verrufenste und gefürchtetste, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, beschützte den flüchtigen Reformator mit Gefahr des eigenen Lebens.

Wer die Kirchen und Klöster dieses Landes geschaut, findet auch in ihnen einen eigenthümlichen Geist ausgesprochen. Es ist als müsse sich die Andacht mit besonderer Vorliebe in die kühle Tiefe dieser Kapellen und Gotteshäuser versenken, vor deren offenen Thüren grüne Waldschatten flüstern. Wenn den Wanderer ein weiter Weg durchs Gebirge geführt hat, so sieht er plötzlich in Thalesenge ein Kirchlein vor sich stehen, aus dem lieb-

licher Gesang schallt, ähnlich wie süßer Duft aus dem Kelch einer stillen Waldblume. Er geht hinein und sieht den Priester am Altar, von wenigen Gruppen Landvolks umgeben, die uralten Gesänge und Lieder vortragen, an denen Geschlecht auf Geschlecht erstarkt und freudigen Muthes voll geworden ist. Sitte und Religion haben sich wenig geändert seit undenklichen Zeiten. Wie Frankreich in seinen Thälern der Provence, in seinem Quell von Vaucluse und dem Thal, in dem Avignon liegt, einen für alle Zeiten poetischen Garten von der Natur selbst angepflanzt erhalten hat, so ist das schöne Neckarthal, der Wolfsbrunnen und die blüthengesegnete Bergstraße der poetische Garten Deutschlands, und immerdar hat man diese heiteren Flußgestade, diese warmen Ebenen, diese Thäler voll Wunder der Schönheit von den Dichtern aller Jahrhunderte durchwandert gesehen. Göthe trug hierher seine Leier, als er ermüdet und gedrückt durch den Staub und die rastlose Geschäftigkeit seiner Vaterstadt, die Frische und die Stille einer schönen Natur aufsuchte. Hier war es, wo er träumend in den alten Ruinen des Schlosses zu Heidelberg die markigen, von flüssiger Poesie durchströmten Gestalten seines „Götz" schuf, wo ihm in ihrer ganzen Herrlichkeit die Zeit des alten Deutschland aufging, mit dem Tumult seiner Reichstage, dem Siegesgepränge seiner Feste, den Käm-

pfen seiner edlen und freien Männer und dem keuschen Liebreiz seiner Frauen. Hier war es, wo Götz mitsammt seiner Burg, mit seinem Weibe, mit seinem Knappen Georg vor ihm aus dem Boden stieg; hier war es, wo er Weißlingens höfische Falschheit, des Bischofs von Bamberg gelehrten Pedantismus und den wollüstigen Intriguengeist einer Adelheit lebendig seinem Geiste sich vergegenwärtigen fühlte. Und in der That, man kann diesen schönen Boden nicht betreten, ohne dichterische Eingebungen zu empfangen.

Die Pfalz, wie sie nachmals erschien, als die Zeit der Götze vorüber war, zeigte sich zwar nicht in ihrer Natur, wol aber in ihrem äußern Anstrich verändert. Der eitle und prahlerische Hof Carl Theodors rief in diese stillen Thäler, zu diesen ehrwürdigen Stätten alter deutscher Gesittung das ganze schimmernde Gepränge einer Welt, wie sie hier noch nicht geschaut worden. Aus den geöffneten Thüren der Paläste der Fürsten floß ein bunter Strom hervor, eine Schaar koketter Frauen, dicker Abbates, hungriger Spieler, flatternder Tänzerinnen und vornehmer Gauner. Diese neuen Gäste breiteten sich übers ganze Land aus. Während es in dem Saal der neuen Hofburg zu Mannheim vom Getöse der Geigen, vom Klang der Flöten und der Pauken wiederhallte, verirrten sich flüchtige Liebespaare in die

stillen Neckarthäler und trugen in die Schatten dieser keuschen, dämmernden, blüthenwarmen Grotten die Laster und die Melodien des alten Frankreichs. In dem Garten zu Schwetzingen erblühte ein deutsches Versailles, ein deutscher Hirschpark und die ehrwürdige, alte Pfalz wurde gebranntschatzt und ausgesogen von den entartetsten Kindern des entarteten Jahrhunderts.

Von diesem Wesen verschont, genoß allein die alte Burg zu Heidelberg einer tiefen Ruhe und Stille. Die neue Zeit ging an dieser ehrwürdigen Stätte ohne sie anzutasten vorüber, und daher kommt es, daß wir so glücklich sind, diese schöne Ruine noch völlig mit dem Stempel jenes Jahrhunderts, aus dem unsere Elisabeth Charlotte stammt, geziert zu sehen. Diese arme Prinzessin mußte erleben, daß ihretwegen ihr schönes Vaterland und besonders ihr geliebtes Heidelberg arg verwüstet wurde, und zwar von dem Volke, zu dem sie gezogen war, in dessen Fürstenhaus sie als Mitglied aufgenommen worden. —

Die Geschicke, die Elisabeth in ihrem Vaterhause erlebte, waren keine freudigen. Der Vater lebte in Unfrieden mit der Mutter, von der er sich später scheiden ließ, um die liebenswürdige, sanfte Louise von Degenfeld, die er zu einer Raugräfin von der Pfalz erhob, zu heirathen. Elisabeth wurde, wahrscheinlich um nicht

Zeuge der ärgerlichen Auftritte im väterlichen Hauſe ſein zu dürfen, zu ihrer Tante nach Hannover, jener würdigen Churfürſtin Sophie, die eine ſo bedeutende und verſöhnende Rolle in dem zerrütteten Haushalt ihres Stammes übernahm, geſendet. Die Churfürſtin nahm ſie liebreich auf und flöſte dem kindlichen Geiſte frühzeitig Liebe und Achtung für Kunſt und Wiſſenſchaft ein. Eliſabeth wurde keine Gelehrte, ſie nahm ſelbſt von der Schulbildung, die man ihr gab, nur ein ſehr dürftiges Theil an, allein ihr natürlicher Verſtand erhielt durch jene einſichtsvolle Leitung das was ungleich höher zu achten iſt, als der Schimmer eines gelehrten Wiſſens, die Klarheit, Schärfe und Beſtimmtheit des Urtheils über alle Gegenſtände des Lebens und des Gedankens; und dieſes herrliche, durchweg geſunde Urtheil macht Eliſabeth Charlotte gerade zu dem beſondern und ausgezeichneten Weibe, das ſie iſt.

Wir haben bereits aus einem andern Aufſatz in dieſer Sammlung geſehen, wie es an dem Hofe von Hannover damals zuging. Eine Schule der guten Sitten war dieſer Hof nicht; Eliſabeth Charlotte hatte früh Gelegenheit ihr beobachtendes Auge auf Perſonen und Verhältniſſe zu richten, bei denen die Licenz vorherrſchte und die Moral zurücktrat. Die ehrliche Pfälzerin nimmt bald ſoviel Klugheit an, daß ſie ſchweigt,

wo das Reden weder ihr noch Andern Nutzen bringt, aber sie behält nichtsdestoweniger ihre scharf ausgeprägte Ansicht für sich, und da sie schon frühe das Bedürfniß fühlt sich brieflich mitzutheilen, schreibt sie, mit der Tante in einem und demselben Schlosse wohnend, nur einige Zimmer von dieser getrennt, ihr Briefe, und gibt sie einem vertrauten Pagen zur Besorgung ab. Die Churfürstin begünstigt diesen Hang der Nichte mehr als sie sollte, und dadurch wird bei Elisabeth jene Lust an kleinen Heimlichkeiten, an einem unschuldigen Intriguenspiel genährt, das ihr später am französischen Hofe, wo die Intrigue immer gehässig, die Heimlichkeit stets bosartig war, sehr zu ihrem Schaden gereichte. „Aber ich kann es nicht lassen," schreibt sie an ihre Schwester, die Raugräfin Louise, „ich muß meine Gedanken allewege aufs Papier bringen, und ob ich gleich weiß, daß man meine Briefe auf der Post öffnet, so hab ich doch mein Recht geübt und meine Lust gebüßt, daß ich den Leuten die Wahrheit gesagt, und daß sie es selbst haben lesen müssen."

Elisabeth rühmt sich, daß sie in ihrer Jugend stets ehrbar und unangefochten gelebt habe. Es war dies allerdings ehrenwerth, allein das Verdienst dabei nicht sehr groß; denn die Pfälzerin war nichts weniger wie reizend und verlockend. Die Zeit ihrer Blüthe ging an

ihr vorüber, ohne auch nur einen, selbst nicht den dürftigsten Reiz, wie er doch sonst jedem Mädchenfrühling zuertheilt wird, über sie ausgestreut zu haben. „Gott im Himmel! was ist das für ein häßlicher, kleiner Butzen, die pfälzische Prinzeß," schreibt Frau von Traubenberg an die Gräfin Königsmark, „nie in meinem Leben hab ich solch ein kraus, runzelig Affenfratz geschaut; ich beklage die Hartling (Erzieherin Elisabeths in Hannover), daß sie es mit solch Prinzeßken Tausendschön zu thun hat; aber ich muß dabei bemerken, daß Jedermann in Hannover die kleine, dicke Trudel lieb hat, und daß die Churfürstin große Stücke auf sie hält. Es soll mich lüsten zu wissen, wer sie heimführen wird? Welcher von den Prinzen? Man sagt der Duc d'Orleans; allein das hat gute Wege. In Paris weiß man, was schön ist, und wenn eine deutsche Prinzeß nach Frankreich verheirathet werden soll, so ists diese gewiß nicht; eher geht sie nach — ab, wo schon mehr als eine häßliche Krotte zur Heirath gekommen ist."

Trotz dieser Prophezeihung kam Elisabeth doch nach Frankreich. Es war jedoch nicht ihre eigne Wahl. Der Pfalzgraf, ihr Vater, glaubte sein Land durch dieses Ehebündniß gegen Frankreichs Angriffe und Eingriffe sicher zu stellen; er täuschte sich hierin, denn gerade diese Heirath, wie bekannt, gab Ludwig XIV. den Vorwand,

die ſchöne Pfalz durch ſeine Kriegsſchaaren verwüſten zu laſſen. Eliſabeth gehorchte dem Befehl des Vaters, bemerkte aber dabei ſeufzend: „So bin ich denn das politiſche Lamm, welches für das Land ſoll geopfert werden.“ Sie war neunzehn Jahr alt, da die Vermählung mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwig XIV. ſtatt fand.

Der Freiherr von Pöllnitz, der ſie in Paris ſah, gibt von ihr folgende Beſchreibung: „Sie war ſehr geſprächig und redete gut, beſonders fand ſie ein Vergnügen darin, ihre Mutterſprache zu reden, weshalb ſie gern deutſche Landsleute um ſich ſah. Sie ſchrieb fleißig an die Churfürſtin von Hannover und noch viele andere Perſonen in Deutſchland. Es waren dies nicht etwa kurze Briefe, ſondern ſie füllte oft 20—30 Bogen mit eigner Hand an.“

Dieſe Briefe dürfen wir alſo auf keine Weiſe außer Acht laſſen, ſie machen einen weſentlichen und unentbehrlichen Theil bei der Biographie dieſer Fürſtin aus. Man kann gleichſam ſagen, ihre Briefe ſind ihre Thaten. An dem franzöſiſchen Hofe zu einer ſteten Antheilnahmloſigkeit an den politiſchen Ereigniſſen verurtheilt, machte ſich der Drang der Thätigkeit, der in ihrer ſtarken, energiſchen Natur vorwaltete, nur in ihren Briefen Luft. Alles was um ſie her geſchah, beobachtete ſie ſcharf,

sagte nie zu ihrer Umgebung etwas darüber, aber in ihren Briefen ließ sie sich weitläufig über Alles und Jedes aus; ihre Briefe waren ihr Stolz, ihre Arbeit, ihre Erholung; auf ihre Briefe wies sie hin, wenn man ihr den Vorwurf machte, an einem so thätigen, bewegten und intriguenvollen Hofe eine unthätige Rolle gespielt zu haben. So lange ihre geliebte Tante, die Churfürstin Sophie lebte, waren diese Briefe, die wie Pöllnitz sagt 20—30 Bogen füllten, an diese gerichtet, und wöchentlich, gewöhnlich Montags, wurde ein solcher Monstre-Brief abgesendet; als die Churfürstin starb (1714), ging die schreibselige Feder der lieben Frau zu der Raugräfin Louise und deren Schwester Amalie über. Es waren dies die Töchter von Elisabeths Vater mit dem Fräulein Degenfeld. Dann schrieb sie noch an ihre eigne Tochter, an die vermählte Herzogin von Lothringen, dann an ihre Stieftöchter aus der ersten Ehe ihres Gemahls, an die Königin Marie Louise von Spanien (Gemahlin Carls II.), und an die Herzogin Anna Maria (Gemahlin Victor Amadeus'). Endlich schrieb sie auch an die Prinzessin von Wales, Caroline, geborne Prinzessin von Anspach, Gemahlin des nachmaligen Königs Georg II. von England (letztere Briefe wurden durch Herrn Praun im deutschen Originaltext unter dem Titel: Anekdoten von dem französischen Hofe, vorzüglich aus

den Zeiten Ludwig XIV. und des Duc Régent, aus Briefen der Madame d'Orleans, Elisabeth Charlotte, herausgegeben: Straßburg 1793). Außer diesen mehr oder minder gesammelten und bekannt gewordenen Briefen sind noch unzählige andere, von deren Existenz man weiß, die aber nicht ans Licht der Oeffentlichkeit haben gezogen werden können; so die Briefe der Prinzessin an den berühmten Philosophen Leibnitz, dem Freunde der Tante Sophie. Der Verlust gerade dieser Briefe ist jedoch, unserer Ansicht nach, nicht so sehr zu beklagen, denn Philosophiren oder überhaupt das Geistreichthum war unserer Elisabeth Sache nicht. Ihr gesunder Verstand, ihr richtiges, scharfes Urtheil übte und erprobte sich an den wirklichen Dingen um sie her, zu den Gebilden der spekulativen Betrachtung, zu einer philosophischen Disciplin durfte sie sich nicht versteigen. Sie hat also wahrscheinlich dem Philosophen nur banale Phrasen geschrieben, so wie jede Prinzeß sie zu schreiben pflegt, die durch ihre Verhältnisse gezwungen ist, an einen berühmten Professor oder großen Gelehrten für ein übersendetes Buch einige Worte zu richten. Ihre Briefe an die Raugräfin Louise sind ohne Zweifel die, in denen sie sich am offensten über den französischen Hof ausspricht, und von diesen gerade ist eine große Sammlung uns erhalten. Es ist unmöglich, aus diesen Briefen den

Ton der rücksichtlosen Derbheit zu verbannen, der sie charakterisirt und der oft zu einem Grade steigt, daß man sich in eine Dorfschenke oder in eine Reitbahn versetzt zu sehen glaubt. Wenn nicht der Zug von Herzensehrlichkeit und trefflicher, reiner Gesinnung und ächter Tugend und Wahrheitliebe immerdar vorherrschte, so würde Einem die gute Prinzeß manchmal recht zuwider werden, denn die plumpe Roheit in Ausdruck und Auffassung geht oft gar zu weit. Wenn man diese Derbheit geradezu immer „deutsch" nennt und sie als „deutsch" lobt, so ist man im Irrthum. Das deutsche Element schließt nicht die Feinheit, die Grazie und den Anstand aus; wir haben deutsche Fürstentöchter gesehen, die die Tugenden, an denen Elisabeth reich war, mit all der Grazie der so mit Recht hochgerühmten französischen Bildung zu vereinen wußten. Man muß also bei Elisabeth nicht rühmen, was nicht zu rühmen ist, und sie ist nicht deutsch, weil sie derb und bisweilen roh ist, sondern sie ist deutsch, weil sie treu in Glauben und Sitte, rechtlich und beharrlich in Gesinnung und That ist, und weil sie jene rührende Heimatliebe im Herzen trägt, die recht eigentlich ein Vorrecht und Kennzeichen deutscher Naturen ist.

Hier zuerst ein Brief, den sie an ihre Halbschwester, an die Raugräfin Amalie Louise, deren Namen sie

abgekürzt „Ameliſe" nennt, ſchreibt, und in dem von ihren Anſichten über religiöſen Kultus die Rede iſt. Sie ſpricht hierin derb und geradhinaus über Fragen, die gerade damals, am Anfang des Jahrhunderts die gelehrte und fromme Welt am Hofe des alternden Ludwigs XIV. ſehr in Bewegung ſetzten.

„Ich habe das gute Werk, die Faſten zu halten, nicht gethan; ich kann das Fiſcheſſen nicht vertragen, und bin gar wohl perſuadirt, daß man beſſer Werk thun kann, als ſeinen Magen verderben mit zu viel Fiſcheſſen. — Die Prediger ſagen auf den Kanzeln was ſie ſagen müſſen, aber nicht allemal was ſie denken oder wiſſen. Ich geſtehe, daß das Zeitliche nicht viel werth iſt, aber das Ewige und Himmliſche iſt ſchwer zu verſtehen, und ich halte es vor eine pure Gnade Gottes, wen der Allmächtige erleuchtet, das Himmliſche zu verſtehen. Ich glaube, man muß Gott fleißig darum bitten, hernach aber auch ſich nicht viel quälen was Andre thun; ein Jeder hat in dieſer Welt ſeine Plage; Gott allein weiß, warum er Alles ſo geordnet hat, und wie er Jedem ſeine Zeit und ſeine Stunden geſetzt hat: dem ergeb ich mich in Allem. — — Seid Ihr denn ſo einfältig, liebſte Ameliſe, daß Ihr meint, daß die Katholiſchen keinen rechten Grund des Chriſtenthums haben? Glaubt mir, der Chriſten Grund iſt bei allen chriſtlichen

Religionen derſelbe; was den Unterſchied anlangt, iſt's nur Pfaffen Gezänk, ſo die ehrlichen Leute nie angeht, aber was uns angeht, iſt wohl und chriſtlich zu leben, barmherzig ſein, und uns der Charität und Tugend befleißigen. Darauf ſollten ſich die Herren Prediger befleißigen, dieſes den Chriſten einzuprägen und nicht nachzugrübeln auf alle Punkte, wie ſie verſtanden werden; aber das würde der Herren Autorität mindern, darum legen ſie ſich nur auf dieſes, und nicht auf das Vornehmſte und Nothwendigſte."

Wir laſſen jetzt mehre Briefe, und zwar wie der Zufall ſie uns aus der reichen Sammlung (Briefe der Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louiſe 1676—1722. Herausgegeben von W. Menzel) in die Hand gibt, folgen. Es werden abwechſelnd in denſelben die Sitten des damaligen franzöſiſchen Hofes und die innere Einrichtung des Haushalts der Prinzeſſin, hier und da auch die öffentlichen Angelegenheiten beſprochen. Hier zuerſt ein Brief, in dem ſie ihre tägliche Lebensweiſe ſchildert.

„Meint Ihr, liebe Louiſe, daß ich allezeit in Freuden und Divertiſſement lebe? Nein, wahrlich. Ich will Euch ſagen wie mein Leben iſt. Um 9 ſtehe ich ordinari auf, gehe wo Ihr wohl rathen könnt, hernach bete ich, nachdem ich gebetet leſe ich drei Kapitel in der Bibel,

eines vom alten Testament, einen Psalm und ein Kapitel im neuen Testament. Hernach kleide ich mich. Bei meinem Aufsetzen kommen viel Mannsleute vom Hof zu mir. Um halb eilf gehe ich wieder in mein Kabinet, lese und schreibe, wenn nicht mehr Leute kommen; kommen mehr Leute, so entretenire ich sie bis um zwölf Uhr, wo ich in die Kirch gehe. Wenn ich wieder komme, so esse ich zu Mittag, nämlich um 1 Uhr, bin ordinari ¾ Stund an Tafel mit großer Langeweile, denn ich finde nichts trauriger als allein essen, und daß Leute um Einen herumstehen und sehen Einem ins Maul. Ob ich schon 43 Jahr hier bin, kann ich mich doch an dies elende Essen nicht gewöhnen. Nach dem Essen gehe ich in mein Kabinet, ruhe ein halb Stündchen aus, hernach lese oder schreibe ich bis daß man zur Tafel geht zum König. Abends legen die Damen ihre Visiten ab, nachmittags kommen meine Damen und spielen bis um 9 Uhr ein hombre oder berlan, ganz nahe bei meiner Tafel, dem sehe ich etlichemal zu, etlichemal kommt Mad. d'Orleans um 9, auch etlichemal die Ducheſſe de Berry. Nach ¾ auf 10 kommt mein Sohn, dann gehen wir miteinander zu des Königs Nachtessen, stellen uns an unsern Platz an der Tafel, bis der König kommt. Etlichemal kommt er nicht vor halb 11, da stehen wir denn, oder sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Nach dem

Eſſen geht man in des Königs Kammer, da bleibt man ein Vaterunſer lang ſtehen, hernach macht der König ein reverentz und geht in ſein Kabinet, und wir folgen ihm; ich aber nur ſeitdem der letzte Dauphin todt, da ſpricht der König, um halb 12 gibt er uns den Abſchied, und ein Jedes geht in ſeine Kammer. Ich gehe zu Bett, aber Mad. la Ducheſſe fängt alsdann erſt ihr Spiel an, welches die ganze Nacht durch währet bis an den Tag. In den Zeiten, wo man Komödie hat, geh ich um 7 hinunter, und nach der Komödie zu des Königs Nachteſſen. Jagt man, ſo ſtehe ich um 8 auf und um 11 Uhr in die Kirch, eſſe um halb 12, um 1 geht man auf die Jagd; nach der Jagd ziehe ich mich wieder an, das währet ein Stündchen, hernach ſchreibe ich; denn alle Woche habe ich noch zu ſchreiben, Sonntag, Dienſtag und Freitag an meine Tochter, Montag an die Königin von Spanien und Sicilien, Mittwoch an die Herzogin von Hannover. — Wir werden einander wol nicht wieder ſehen als in jener Welt, im Thale Joſaphat. Was will man thun, man muß ſich wol in den Willen Gottes ergeben. Das Hofleben macht die Menſchen beſſer kennen, und wenn man ſie beſſer kennt, hat man mehr Abſcheu vor ihnen als Liebe, denn man wird alle Falſchheit und Bosheit gewahr, das verleidet alle Luſt, und macht die Einſamkeit lieber."

„Herzallerliebſte Louiſe — von Fontainebleau will ich nichts mehr ſagen, das iſt nun vorbei, allein es iſt gewiß, daß ich es vor den angenehmſten Ort von ganz Frankreich halte, und was mir noch daran gefällt, daß er ganz teutſch ausſieht. Ich bin auch gar wohl logirt, habe eine raisonnable salle des gardes, eine antichambre, ſo groß genug iſt um drinnen zu eſſen, eine große Schlafkammer, auch eine kleine mit einem Alkove, worin ich ſchlief als Monſieur, ſeliger, noch lebte, und ſchön Kabinet, wo es im heißen Sommer nie heiß iſt, eine kleine Garderobe wo mein, mit Verlaub, Nachtſtuhl iſt, das hat ein degagement auf den Balkon und Graben. Hernach hab ich noch bei meiner Kammer zwei andere Kabinette, die leihe ich meiner dame datour, Mad. de Chaſtautier, denn ſie iſt ſo abſcheulich hoch logirt, daß es gar zu ungemächlich für ſie wäre, ſo oft des Tages auf und abzuſteigen. Durch die Fenſter in meiner Kammer kann ich Alles ſehen, was in dem Hof, ſo man la Cour de Loval heißt, paſſiret, und im Kabinet ſehe ich Alles, was im Vorhof, ſo man la Cour des cuisines heißt, vorgeht, und auch im Hof de la conciergerie, wo gar viele Leute logiren; alſo kann Einem dort die Zeit keinen Augenblick lang fallen. Vergangenen Freitag iſt mir eine poſſirliche avanture begegnet, ſo ich Euch doch erzählen muß. Wie wir au rendezvous kommen,

wurde mir abscheulich noth zu p—; ich ließ mich ganz an's andere Eck vom Walde führen, und steige hinter einer der Hecken ab, aber seht wie der Teufel sein Spiel treibt, ich hatte noch nicht sobald angefangen zu p—, so schickt er den Hirsch gerade wo ich war. Da wurde mir so bang, daß die ganze Jagd folgen würde, daß ich geschwind wieder zu der Caleſch eilen wollte, allein ein Brombeerstrauch wickelte sich um meinen Fuß und ich platsch hin wie eine Krotte, that mir aber kein Wehe, denn es sind so viele Blätter im Holz, daß man darein wie in ein Federbette fällt. Ich mußte aber um Hülfe rufen, denn ich war so eingewickelt, daß ich nicht allein aufstehen konnte; dann blieb ich bei der Jagd, die noch zwei Stunden dauerte, und gar schön war."

(Marly d. 11. Octr. 1714.)

— „Mittwoch hab ich einen solchen abscheulichen Schrecken gehabt, daß ich noch nicht davon ersetzt bin. Wie ich nach dem Essen in mein Kabinet saß, kam ein Kammerdiener von meinem Sohne dahergelaufen, ist bleich wie ein Tod und ruft: «ah madame, monsieur se trouve si mal qu'il vient d'evanouir sans cognaissance!» Ihr könnt leicht denken, liebe Louise, welch einen abscheulichen Schrecken mir dieses verursacht; ich sprang auf, lief an die steig, wie ich an die steig kam, zittere ich so erschrecklich, daß ich nicht steigen konnte, mußte

porteur erwarten, um mich hinauf tragen zu lassen. Ich war so bleich und alterirt, daß meine Damen meinten, ich würde auch ohnmächtig werden. Was mich so sehr erschreckt hatte war, daß mein Sohn, wie er nur vier Jahr alt war, hatte er einen formellen Schlagfluß gehabt, und wie nun nichts gemeiner ist als Schlagfluß, so hab ich gemeint meinen Sohn todt zu finden. Wie ich in die Kammer kam, sah ich ihm gleich ins Gesicht; er lachte, sahe nicht übel aus, ich sahe übler aus als mein Sohn. Er hatte nichts überzwergs an den Augen, noch den Mund schief, auch die Zunge nicht schwer, redete so nett als ordinairie, daß erweiset wohl, daß es, Gott sei Dank, nur eine Ohnmacht gewesen, welche daher kommen, daß er mit einem abscheulichen Husten und Schnuppen bei seiner Tochter wie ein Wolf gefressen und noch mehr gesoffen, wie es leider immer dort hergeht, darauf ist er gleich in sein Kammer und hat sich bei einem groß Feuer in eine gar warme Kammer gesetzt und ist gleich entschlafen; wie er aber wieder wacker geworden, hat er sich übel befunden, (wie leicht zu glauben,) und ist ohnmächtig geworden."

(Versaille d. 2. December 1714.)

— „Ich bin noch dazu (wie man in der lieben Pfalz sagt) heute gritlich wie eine Wandlaus, und hab es auch recht Ursach, aber ich kann nicht alles sagen. Nur ein

Eschantillon, nämlich, daß der König der Prinzeß des Ursin, die recht ſtrafwürdig iſt, meinen Sohn für einen Vergifter zu paſſiren machen, die recompenſirt man und gibt ihr vierzigtauſend Franken Penſion, die andern zwei Urſachen, die mich ſo gritlich machen ſeind nicht beſſer als dieſe. Solche Ungerechtigkeiten machen Einem das Leben ſatt, man muß dazu ſtillſchweigen, und darf nichts ſagen." —

(Verſaille d. 19. April 1715.)

— „Könnt Ihr Euch, liebe Louiſe, verwundern, daß ich etlichemal Urſach habe unluſtig zu ſein, nachdem Ihr meinen großen Brief geleſen, den ich an ma tante Selige unſre liebe Churfürſtin durch Monſieur de Werſeben geſchrieben hatte. Der alte Groll wird nur mit dem Leben enden, und Alles was die Zott*) nur wird erdenken können mir bös office zu leiſten, und mich zu chagriniren, das wird ſie thun. Es findet ſich eine neue Urſach, nämlich weil ich ihre Herzensfreundin, die die jetzige Königin in Spanien weggejagt hatte, nicht habe ſehen wollen; die Urſach warum ich dies Weib nicht habe ſehen wollen iſt, daß mein Sohn mich darum gebeten, denn ſie iſt ſeine ärgſte Feindin, und hat ihn wollen öffentlich vor einen Vergifter paſſiren machen.

*) Die Maintenon.

Mein Sohn hat sich nicht contentirt seine Unschuld zu beweisen, sondern er hat alle informationen ins Parlament tragen lassen, daß sie da mögen verwahret werden. Das kann die Andre mir nicht verzeihen, daß ich solch ein Weib nicht sehen will, aber wie das teutsche Sprichwort sagt: Gleich und Gleich gesellt sich gern, sprach der Teufel zum Kohlenbrenner. Ich muß mich auf alles Böse gefaßt machen und Geduld nehmen. Mein Sohn, so mich in dies Labirint geführt, führt mich nicht heraus, aus Furcht seine Tochter in Ungnade bei der dame zu bringen, aber hiermit genug von diesen verdrießlichen Sachen. Es ist ein Elend, wenn die Leute mit welchen man muß zu thun haben, keine raison wollen annehmen. Wenn man durch Trübsal selig wird, habe ich an meiner Seligkeit gar nicht zu zweifeln, denn deren hab ich hier im Lande viel mehr ausgestanden als Lust und Freuden, das weiß Gott! Wenn es ein Zeichen ist, daß man von Gott geliebt ist, wenn man der Welt überdrüssig ist, so hat mich Gott, der Allmächtige, gewiß sehr lieb, denn man kann der Welt nicht überdrüssiger sein als ichs bin." —

(Versaille d. 10. Mai 1715.)

— „Wir sind diesen Nachmittag lang in der Kirch gewesen, weil es heute Himmelfahrtstag ist. Mein Gott, wie gehn die Zeiten vorbei: vor zweiundfunfzig Jahren

war ich den Himmelfahrtstag in Cleve auf meiner Rückreise in die liebe Pfalz. Aber an diese glücklichen Zeiten will ich nicht mehr denken. Seid versichert, liebe Louise, daß, wenn es mir möglich ist, fehle ich nicht Euch lange Briefe zu schreiben, aber das mögt Ihr mir wol keinen Dank wissen, denn ich thue es gar gern. Ach liebe Louise, ich habe ja schier Niemand mehr als Euch, so sich in ganz Teutschland für mich interessirt; alles ist mir ja leider abgestorben. Wenn ich's betrachte, finde ich mich oft als wenn ich vom Himmel gefallen wäre. Ich bin Euch sehr verobligirt zu wünschen, daß Alles nach meinem Wunsche gehen möge, aber liebe Louise, das kann von Ausländern uns Fremden hier nie geschehen; muß nur das noch sagen, daß man es hier für eine Ehre hält, keine Verwandte zu lieben; die es thun, sagt man, sind bürgerlich." —

(Marly d. 30. Mai 1715.)

— „Man führte zwei neue Prinzen, zu Paris angekommen bei mir ein, ein Fürst von Anhalt, und einer von Ostfriesland, welche, die Wahrheit zu bekennen, zwei so häßliche Schatzer sein, als ich in meinem Leben gesehen habe. Der Erste ist dürr wie ein Holz, hat eine ganz weiße crepirte peruque und feuerrothe Augen und voll Kinderblattermäler, eine Naht an der andern. Er ist so mager, daß er krumm gebogen ist, und hat

ein abſcheulich Maul und gar wüſte Zähne; der von Oſtfriesland iſt dick, den Kopf in den Achſeln, und das ganze Geſicht in Fett verſunken, die Naſ' dick und platt — Summa ſie ſein beide gar häßlich." —

— „Ich hatte eine von meines Sohnes Töchtern mit mir genommen, die ihr Leben keine Jagd geſehen. Es war die Dritte von den Lebendigen, denn die Erſte iſt längſt todt, ſie hat keine drei Jahr gelebt. Man heißt dieſe Mademoiſelle de Valois; es iſt ein Mädchen von vierzehn Jahren. Wie ſie noch ein Kind war, meinte ich ſie würde recht ſchön werden, aber ich bin ſehr in meiner Hoffnung betrogen; es iſt ihr eine große Habichtsnaſ' kommen, die hat alles verderbt. Sie hatte das artigſte Näschen von der Welt, ſo ändern ſich die Kinder; ich rathe aber wohl was der Grund iſt, man hat ihr erlaubt Schnupftabak zu nehmen, das hat ihr die Naſ' ſo wachſen machen. Hätte man mir geglaubt, ſo hätte man keines der Kinder ins Kloſter geſteckt, aber ihre Frau Mutter denkt anders als ich. Die Zweite will mit aller Gewalt eine Nonne werden; das verdrießt mich und erfreut die Mutter, aber nur Geduld, ich bin gewiß, es wird ihnen Allen gereuen, ſo zu dieſem Handel geholfen haben. Ich habe mir nichts dabei vorzuwerfen, denn ich habe mein Beſtes gethan die Sache zu wehren. Zu dieſem Allem wäre noch viel zu ſagen,

aber es sein keine Sachen, so der post zu vertrauen sind. — Die Gräfin von Wartenberg ist noch zu Paris, und führt ein toll Leben. Ich habe sie nie gesehen, sie kommt nicht mehr an den Hof. Sie hat sich mit einem jungen Minkwitz, einem Sachsen, versprochen, der hat ihr alle ihre Juwelen gestohlen und ist damit durchgegangen. Sie hat darüber geklagt, und hat ihn wieder aus Flandern holen lassen; er hat ihr aber einen offenen Brief geschrieben, worin steht, daß, was er gethan, für keinen Diebstahl passiren könne, weil er erstlich mit ihr versprochen, zum andern hätte sie einen Polen wol fünfzigtausend Francs versprochen, weil er nur einmal die Franzosen von ihr bekommen, nun sei es gewiß, daß es ihm zweimal geschehen, also müßte er jawol doppelt bezahlt werden. Der Kavalier ist losgesprochen worden mit dem Beding, daß er die Juwelen wieder geben sollte; das hat er gethan, und sie hat die Unkosten bezahlen müssen. Keine ehrliche Dame sieht sie mehr: ein schändlicher Leben kann man nicht führen als sie führt, wird von Aller Welt verachtet und verlacht." —

(Marly 1715.)

— „Meines Sohnes Gemahlin hat einen grauen Papagei, der lernt Alles was er hört, und macht alle Menschen nach. Er weiß alle Namen von die Kammerdiener und Kammerknecht, und ruft sie so perfekt wie

ihre Herzogin. Letztemal saß er an einem Orte wo Arbeitsleute beschäftigt waren, die etlichemal nicht gar sauber reden; wie die Herzogin zu ihm kam sagte er: «Madame baise mon cul!» Ihr könnt leicht denken, welch ein Gelächter dies gab. Ich hab auch zwei Papageien, sie seind grün. Einer haßt mich wie der Teufel, kann alle Menschen leiden, mich ausgenommen, und der Andre hat mich allein lieb, und beißt alle Menschen." —

— „Meine Schwiegertochter ist gar nicht meines Humors. Sie will, daß alle ihre Töchter Nonnen werden; sie ist nicht so einfältig, daß sie meint, daß das ihre Töchter eher in den Himmel brächte, es ist nur pure Faulheit, denn sie ist das faulste Mensch von der Welt. Sie fürchtet, wenn sie ihre Töchter bei sich hat, müßte sie für ihre Erziehung sorgen, und die Mühe mag sie sich nicht geben; sie hat dies mir selbst gestanden. — Nichts in der Welt ekelt mich mehr an als der Schnupftabak; er macht häßliche Nasen und durch die Nas reden, und abscheulich stinken. Ich habe Leute hier gesehen, so den süßesten Athem von der Welt hatten, und nachdem sie sich dem Tabak ergeben, seind sie in sechs Monden stinkend geworden wie die Böcke. Ich finde nichts häßlicher als Tabak nehmen und die Nase zu haben, als wenn sie, mit Verlaub, in Dreck gefallen wäre. —

Ich habe lange nichts von der Gräfin von Wartenberg gehört, aber man meint, daß es nicht richtig mit ihr und ihrem Sohne gehe. Es iſt ſchon ein Junge über funfzehn Jahren, und ſie will nicht leiden, daß er anderswo als in ihrem Bette ſchlafen ſoll. Man hat ſie gewarnt, daß die Leute übel davon reden, aber ſie fragt nichts darnach. — Ich weiß Eurem Herrn Schwager recht Dank, daß er noch ſo gut teutſch iſt. Ich kann nicht leiden, wenn die Teutſchen anders als teutſch ſein wollen, und ihre Nation verachten. Die ſo ſein, taugen ordinari nicht ein Haar. — Wenn Ihr wüßtet, liebe Louiſe, wie Alles hier iſt, Ihr würdet es Euch kein Wunder nehmen, daß ich ſo einſam lebe. Ich kann und mag nicht ſpielen, und wer nicht ſpielt zu dem kommt man nicht gern. Converſation iſt gar keine Mode mehr. Alle Menſchen ſind ſo ſcheu und fürchten ſich ſo ſehr zu reden, daß Eines den Andern ſcheut. Ich bin nicht in dem Alter mit jungen Burſch herumzuſpringen. Was Leute von meinem Alter ſeind bei der allmächtigen Damen, (die Maintenon) deren Favoritin ich gar nicht bin, und ſo muß ich jawol allein bleiben, liebe es, und gebe mir keine Mühe, denn die Geſellſchaften ſeind mir eher verdrießlich als angenehm. Wenn man nicht offenherzig reden kann, und nur vom Wetter oder vom Spielen, oder von Kleidern, das werde ich gleich müde: bin viel

lieber allein. Mit Intriguen kann und will ich nichts zu thun haben." —

(Verſaille 1715.)

— „Herzallerliebſte Louiſe, ob ich zwar in einer ſolchen abſcheulichen Betrübniß bin, daß ich nicht weiß was ich thue oder rede, ſo will ich doch auf Euer liebes Schreiben antworten, muß aber vorher ſagen, daß wir geſtern das betrübte und touchante spectacle geſehen haben, ſo man ſein Leben ſehen wird, nämlich unſer lieber König, nachdem er ſich zum Tode bereitet, und wie es hier der Brauch iſt, ſeine letzten Sacramenten empfangen, vorgeſtern um 8 Uhr Abends, und Alles ordiniret wie er es nach ſeinem Tode will gehalten haben, hat den jungen Dauphin holen laſſen, ihm ſeinen Segen gegeben und zugeſprochen; hernach hat er die Ducheſſe de Berry, mich und alle ſeine anderen Töchter und Enkel kommen laſſen. Er hat mir mit ſolchen tendren Worten adieu geſagt, daß ich mich noch ſelbſt verwundere, wie ich nicht ſtracks ohnmächtig worden bin. Er hat mich verſichert, daß er mich allezeit geliebt habe, und zwar mehr als ich ſelber gemeint, daß es ihm leid ſei, wenn er mir jemals chagrin gegeben. Er bäte, ich ſolle mich ſeiner doch einigemal erinnern, welches er glaubte, daß ich's thun werde, weil er persuadirt ſei, daß ich ihn allezeit lieb gehabt. Ich warf mich auf die Knien,

nahm seine Hand und küßte sie. Er embrasirte mich. Hernach sprach er zu den Andern; er sagte, er recommandire ihnen die Einigkeit; ich meinte er sagte es zu mir, und sagte, daß ich Se. Maj. in diesem und all meinem Leben gehorsamen würde, er drehete sich um, lächelte und sagte: ich sage dies nicht Euch, ich weiß, daß Ihr's nicht von nöthen habt und viel zu raisonnable dazu seid, ich sage es zu den anderen Prinzessinnen. Meinem Sohn hat er Alles anbefohlen, und ihn zum Regenten gemacht mit solcher tendresse, daß es durch die Seele dringt." —

(Versaille d. 27. August 1715.)

— „Ach liebe Louise, mich wundert nicht, daß Euch unsers guten Königs Tod zu Herzen gegangen. Was ich Euch davon geschrieben, ist nicht zu vergleichen mit dem, was wir leider gehört und gesehen haben. Der König war von sich selber gut und gerecht, allein das alte Weib hatte es ihm eingeprägt, daß es Niemand gut mit ihm meint als sie und seine Minister, so daß er Niemand als ihr, seinem Beichtvater und seinen Ministern getrauet, und wie der gute König nicht gelehrt war, also hat der Jesuit und das alte Weib in geistlichen Sachen, und die Minister in weltlichen Sachen dem König alles weiß gemacht, was sie gewollt haben, und die Minister waren meistentheils der alten Zott Creaturen.

Also kann ich mit Wahrheit sagen, daß Alles was Böses geschehen, nicht vom König kommen. Man hat ihm weiß gemacht seine Seligkeit bestehe darauf, und Ihr wißt, liebste Louise, wenn man hiervon persuadirt ist, ist man nicht zu abussiren. — Mein Sohn hat wol andre Sachen zu thun, als an meine Lust und an mein Vergnügen zu gedenken. Er hat's wol vonnöthen, daß man Gott fleißig für ihn bittet; mich deucht er ist sehr resolviret des Königs letzter ordre zu folgen, und friedlich mit seinen Nachbarn zu leben. Ich glaube, daß wenn es allein bei meinem Sohne stände, daß er gerne allen Bedrängten beistehen wollte, aber viel Sachen werden nicht durchaus bei ihm stehen, und um zu zeigen, daß er nicht alles aus seiner eignen fantaisie regieren will, so hat er schon unterschiedliche Räthe gestiftet, einen für die Staatssachen, einen Rath für die geistlichen Sachen, einen für die fremden affairen, einen für Kriegssachen; also kann er nichts thun als was hierin beschlossen wird werden, und es wird schwer zu glauben sein, daß der geistliche Rath, so in Pfaffen bestehen wird, favorable für die Refugirten sein wird. Ich habe mir vorgesetzt, mich in nichts in der Welt zu mischen. Frankreich ist gar zu lange leider (unter uns geredet!) durch Weiber regiert worden, ich will nicht Ursach sein, was mich anlangt, daß man dasselbe von meinem Sohn sagen

mag. Ich will das gute exempel geben, meinem Sohn dadurch die Augen zu öffnen sich von keinem Weibe, welches es auch sein mag, regieren zu lassen." —

— „Wenn Ihr alle Partikularitäten von meinem Leben wissen solltet, würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß ich nicht lustig bin, sondern vielmehr wie ich nicht trauriger bin als ich bin. Ich denke oft an das Lutherische Lied, und singe es manchmal:

Soll's ja so sein
Daß Straf' und Pein
Auf Sünden folgen müssen;
So fahre fort,
Und schone dort —
Und laß mich hier wohl büßen." —

(Paris d. 15. Octbr. 1715.)

— „Gestern hat mir eine Straßburger Frau eine Schüssel mit Sauerkraut und Speck gegeben und eine Ente drin. Es war nicht schlimm, aber das Kraut war französisch Kraut, welches bei weitem nicht so gut ist als unser teutsch Kraut, hat wenig Geschmack, und ist auch gröber geschnitten, denn man hat hier nicht die Messer, mit denen man es herein schneiden soll. — Die histoire von der dame, die einen Schiffmann geheurathet, ist possirlich, und gemahnt mich an eine, so diesen Sommer vorgegangen. Eine Dame, so Madame de Rosière

heißt, wollte ein Fräulein besuchen, das in der Nachbarschaft wohnt und vom Haus Choiseul war. Man sagt, sie solle hinauf in ihre Kammer gehn, wie sie in die Kammer kommt, findet sie Mademoiselle de Choiseul im Bett mit ihrem Gärtner, der grand Colas heißt. Madame de Rosière erschrickt und sagt: «ah bon Dieu Mademoiselle qu'est ce que mon jardinier fait dans votre lit?» Mademoiselle de Choiseul antwortet, er wäre in ihrem Bette weil er ihr Mann wäre, und sie hätte ihn aus recognaissance geheirathet, weil sie etliche Tage vorher ins Wasser gefallen wäre, und grand Colas allein wäre ihr zu Hülfe gekommen und hätte ihr das Leben gerettet, also hätte sie nicht gewußt wie sie ihm Erkenntlichkeit erweisen sollte, als ihn zu heirathen, welches sie gegen aller ihrer Verwandten Wissen und Willen gethan. Sie hatte ihn durch den Herzog von Lothringen anobilisiren lassen; das ist nicht angegangen, sie hat es darauf bei dem Könige ersucht, das hat auch gefehlt, also ist sie «fière mademoiselle de Choiseul, dame grand Colas» geblieben. — Herr Leibnitz, dem ich etlichemal schreibe, gibt mir die vanitet, daß ich nicht übel teutsch schreibe; das tröstet mich recht, denn ich würde recht betrübt sein, wenn ich es vergessen sollte." —

— „Der Graf von Nassau hat zwanzigtausend Francs verspielt mit etlichen Damen hier; ich glaub sie

haben ihn ein wenig beschissen, mit Verlaub, denn sie haben die Reputation wohl spielen zu können." —

— „Madame de Bery ißt wenig zu Mittag, aber wie wäre es möglich daß sie recht essen könnte, sie liegt im Bett und frißt einen Haufen Käsekuchen allerhand Gattung, steht nie vor zwölf auf, um zwei geht sie an Tafel, ißt wenig, um drei geht sie von Tafel, thut keinen Schritt; um vier bringt man ihr allerhand zu fressen, Salat, Käsekuchen, Obst; Abends um zehn geht sie zum Nachtessen, frißt bis um zwölf, um ein oder zwei geht sie zu Bett. Um zu verdauen trinkt sie den stärksten Brandwein. — Alle junge Leute, Manns- und Weibspersonen führen ein toll Leben in Frankreich; je unordentlicher, je besser. Das soll artig sein, ich kanns aber gar nicht finden. Sie folgen meinem Exempel nicht, regulirte Stunden zu halten, und ich werde gewiß ihrem Exempel nicht folgen; kommt mir säuisch und wie Schweine vor." —

(St. Clou d. 18. Dcbr. 1717.)

Den Auszug aus den Briefen, den wir noch um Vieles vermehren könnten, denn die Sammlung, aus der wir zunächst geschöpft, weil diese Briefe die unzweifelhaft ächtesten sind (sie stammen aus dem v. Degenfeld'schen Familienarchiv), ist sehr reichhaltig, wollen wir hiermit dennoch beschließen, indem schon, unserer Ansicht

nach, genug gegeben worden, um den Styl und die eigenthümliche Auffassungsart im Verkehr mit Personen und herrschenden Meinungen der Briefstellerin darzulegen. Was wir jetzt hinzusetzen wollen, ist zwar ebenfalls Briefen und Memoiren, theils der Prinzessin, theils ihrer Zeitgenossen entlehnt, nur in Kürze zusammengezogen, um ein prägnanteres Bild dem Beschauer zu geben.

Als Elisabeth an den Hof kam, fand sie einen Gemahl, der sie gar nicht mochte und Alles that um sie zu bewegen wieder gutwillig zurückzugehen dahin von wo sie gekommen war; allein Elisabeth war nicht die Person, die sich heimschicken ließ. War sie einmal gekommen, so wollte sie bleiben, war sie einmal die ehelich angetraute Frau eines Mannes, so wollte sie ihm treu und ergeben zur Seite stehen. Ludwig XIV. Bruder muß ein Mann von höchst widrigen Eigenschaften gewesen sein. Der König war groß von Wuchs, majestätisch und zugleich anmuthig in Haltung und Geberde, Monsieur war klein, beweglich, hatte schwarzes Haar, dunkle Augen, eine große, gebogene Nase und häßliche Zähne, dabei zeigte er die Manieren einer Frau, er beschäftigte sich mit Stickereien, ordnete den Putz seiner Hofdamen und liebte weder die Jagd noch hatte er irgend eine andere männliche Passion. Die einzige Stütze, aber diese auch freilich eine sehr kräftige, fand Elisabeth

an dem König ſelbſt, der ſich ihrer annahm, und ihre erſte Präſentation beim verſammelten Hofe gleichſam leitete. Er blieb ihr zur Seite als ſie im cercle Platz nahm, und berührte ſie jedesmal leiſe in die Seite um ihr ein Zeichen zu geben, daß ſie aufſtehen ſolle, indem ein Prinz oder eine Prinzeſſin von Geblüt in den Saal trat. Eliſabeth wußte ſich auch beſſer in die Launen des Königs als in die ihres Gemahls zu ſchicken; ſie fand dort mehr, was mit ihrer eignen Natur ſympathiſirte; ſo zum Beiſpiel das Vergnügen der Jagd, das ſie leidenſchaftlich liebte, und wo ſie, um den König und ſich ſelbſt gefällig zu ſein, ganze Tage lang im Gehölz zu Marly oder St. Cloud die großen Jagden, zu Pferde ſitzend, mitmachte. Bei Tafel ſprach der König oft nur allein mit ihr, und ſie wußte ihn immer zu lachen zu machen durch ihre derben und originellen Antworten. Die anderen Prinzeſſinnen ſaßen ſtumm da, entweder aus Reſpekt, oder aus Trägheit, oder aus Mangel an lebhaftem, geſelligem Geiſte, nichts ſprechend. Die königliche Familientafel war deshalb, wenn Eliſabeth einmal zufällig wegblieb, ſehr langweilig. Aber Eliſabeth fehlte ſelten; ſie war immer geſund; wenn die anderen Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes an tauſend kleinen Uebeln, theils eingebildeten, theils wirklichen, litten, ſo war die derbe, deutſche Frau immer bei der

Hand, immer gleich heiter, scherzhaft und guter Laune. Man sieht aus den Briefen, welch eine Menge äußerst derber Anekdoten und muthwilliger Geschichtchen sie immer bereit hielt, und da sie zugleich von Herzen gutmüthig war und Niemand verleumdete und anschwärzte, so mochte der König gewiß gerne sie hören, und zog sie oft auch sogar zu Rath, wenn wieder einmal ein Zank im Hause ausbrach, und die tollen Weiber, die sich immer Eine die Andere beim König verklagten, gar nicht mehr zu bändigen waren.

Diese derbe und immer gleiche, aufrichtige, heitere und gesunde Sinnesart war den beiden Frauen, die das Scepter der Intrigue am Hofe in Händen hielten, äußerst zuwider, und hierin ist der Grund zu suchen, weshalb weder die Montespan noch die Maintenon sich mit Elisabeth vertragen konnten. Letztere wurde ihre declarirte Feindin, und that ihr alles nur ersinnliche Leid an. Es ist grausenvoll zu sehen, wie weit der Haß dieser Frau ging. Elisabeth hatte anfangs auch auf ihre gewohnte treuherzige Weise sich das Wohlwollen der Maintenon zu erwerben gesucht, da es ihr aber nicht gelingen wollte, war sie ehrlich genug kein Gefühl zu heucheln, das sie nicht wirklich hegte, und sie nannte die Maintenon in allen ihren Briefen hinfort nur immer „die alte Zott" oder „die Hexe" oder „das alte Weib." Spä-

ter, als Eliſabeths Sohn Regent wurde, ſprengte die Maintenon aus, er habe den Dauphin, die Dauphine vergiften laſſen, und gehe damit um den Knaben Ludwig XV. bei Seite zu ſchaffen. Eine ſo empörende Verleumdung mußte wol das Herz einer Mutter auf das empfindlichſte kränken und ihr Gefühle der Rache und des Haſſes einflößen. Dennoch überwand ſie ſich und beſuchte gleich nach dem Tode Ludwig XIV. die Maintenon, die, von aller Welt verlaſſen, ſich nach St. Cyr zurückgezogen hatte. Als Eliſabeth erſchien, rief ihr die einſt ſo Allgewaltige in herrſchſüchtigem Tone zu: «Madame, que venez vous faire ici?» «Je viens, entgegnet ihr Eliſabeth, mêler mes larmes avec celles de la personne que le Roi, que je regrette tant, a le plus aimé. C'est Vous, Madame.» Die Maintenon rief: «Oh pour cela oui, il m'a beaucoup aimé, mais il Vous aimoit bien aussi!» Eliſabeth erwiderte mit Stolz und Ruhe: «Il m'a fait l'honneur de me dire qu'il conservait toujours de l'amitié pour moi, quoiqu'on avait fait tout ce qu'on avait pû pour m'en faire haïe.» Ich habe, ſetzt ſie in ihrem Briefe bei dieſer Stelle hinzu, hiermit nur zeigen wollen, daß ich Alles wohl weiß, aber doch, weil ich eine Chriſtin bin, meinen Feinden vergeben könne.

Den größten Kummer mußte es, wenn man Obiges

bedenkt, der armen Mutter machen, daß ihr einziger Sohn sich mit der unehelichen Tochter des Königs, die ihm die Montespan geboren, verlobte, und zwar auf Antrieb der Maintenon, die, um selbst sich in ihrer Stellung zu behaupten, es angemessen fand, die legitimen Abkömmlinge des königlichen Hauses mit dessen illegitimen zu verbinden. Es gelang ihr dies so wohl, daß sie den Sohn der Montespan, den Herzog du Maine, mit einer Prinzessin von Geblüt verheirathete, während sie die Schwester dieses Prinzen Elisabeths Sohne aufzwang. Die deutsche, ehrliche Frau war so erzürnt darüber, daß sie gegen diese Hofintrigue nicht siegreich durchdrang, daß sie sogar ihrem Sohne, um ihn zu zwingen von der Heirath abzustehen, Ohrfeigen gab (wie sie in einem Briefe an die Prinzessin v. Wallis meldete). Dennoch bestimmte der König, daß die Heirath geschlossen werde, und sie wurde geschlossen. Von diesem Augenblick an war Elisabeths Leben am französischen Hofe ein völlig verbittertes; sie mußte in den engen Kreis ihres Hauses und ihrer Familie ein Geschöpf aufnehmen, das alle ihr so verhaßten Untugenden und Laster der vornehmen französischen Damen des Hofes und der Gesellschaft in sich vereinigte. Wir haben in den vorstehenden Briefen einige Aeußerungen der Schwiegermutter über die Schwiegertochter gelesen. Vor allen

war Eliſabeths Charakter die ſchlaffe Genußſucht, der Abſcheu gegen die Mutterpflichten zuwider, die der jungen Herzogin von Orleans anhafteten. Nur um nicht auf einem Tabouret ſitzen zu müſſen, kam ſie nicht zur Mutter und ſpeiſte nicht mit ihr zuſammen, ſie lag zu Hauſe im Bette, kleidete ſich nie an, und wenn ſie nicht ſchlief, und wenn ſie nicht ihre einfältigen Spaßmacher und Courmacher empfing, ſo aß ſie, und zwar mit einem ungeheuren Appetit. Ihre Kinder langweilten ſie und ſie ließ ſie nie vor ſich. Trotz des Haſſes gegen dieſe aufgedrungene Schwiegertochter, ſetzte ſich Eliſabeth doch hartnäckig dagegen, als ihr Sohn darauf ausging ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen. Da war ſie es, die ihn zwang mit ihr auszuharren, da er ſie einmal genommen. Ueberall, ſo auch hier, ſieht das ſtrenge Pflichtgefühl der ernſten, derben, nach deutſcher keuſcher Sitte erzogenen Frau durch.

Von ihrem Gemahl erlangte Eliſabeth zuletzt doch, daß er ſie mit Achtung und Rückſicht behandelte. Aber, ruft ſie, gerade als ich ſo weit gekommen, ſtarb er mir. Dreißig Jahr hab ich gearbeitet um meinen Herrn zu gewinnen, da ich meinen Zweck erlangte, ſtarb er. Man muß wiſſen was dreißig Jahre einer unglücklichen Ehe bedeuten, um unſerer armen Eliſabeth all das ihr zukommende Mitgefühl, und ihrer Tugend und Charakter-

stärke das gebührende Lob zu zollen. Die Albernheiten von Monsieur waren oft gar nicht zu ertragen. Nur um die Mode mitzumachen, hielt er, der die Frauen nicht liebte, sich eine Maitresse, aber, erzählt uns Elisabeth, wenn er ihr liebkoste, „zog er vorher Handschuh an.“ Von seiner Verlegenheit und Ungeschicklichkeit, wenn er bei Hofe den Fremden, die sich ihm vorstellen ließen, Fragen thun mußte, erzählt Elisabeth ebenfalls eine lustige Anekdote. Einst fragt er Jemanden: Vous venez de l'armée? — Non Monsieur, je n'ai jamais été à la guerre. — Vous venez donc de Votre maison de Campagne? fragt der Prinz darauf schon sehr ungeduldig und stammelnd. Non, je n'en ai point. — Ah, Vous demeurez donc avec votre famille à Paris? — Non, Monsieur, je ne suis point marié. — Da wendet sich denn der Prinz, ganz außer sich, um und sieht verzweifelt in die lachenden Gesichter, die ihn rings umstehen. Elisabeth rührt sich nicht vom Platz, obgleich sie wol eine passende Frage an den fremden Kavalier bereit hat; allein würde es sich wol ziemen ihrem „Herrn“ öffentlich mit gutem Rath beizuspringen. Sie schweigt und leidet bei dem Höhnen der Hofleute mehr als er.

Im Verlauf dieser unglücklichen Ehe sehen wir übrigens eine Erscheinung auftreten, die einen interessanten Beitrag zu den Sitten des achtzehnten Jahrhunderts,

besonders zu den deutschen Sitten gibt, und diese Erscheinung ist besonders charakteristisch, weil sie sich ebenso bei der Bäuerin wie bei der Fürstentochter findet; es ist nämlich dies das besonders große Gewicht, das auf das „gemeinschaftliche eheliche Lager" gelegt wird. In dem ersten Theile dieser Schilderungen haben wir gesehen eine simple Bäuerin, die Karschin, sich trostlos geberden, da ihr Mann ihr androht ein gesondertes Lager zu wählen, sie sieht dies für eine Schande und einen Schimpf an, der sie im ganzen Dorfe anrüchig machen werde, in Paris, am königlichen Hofe sehen wir eine deutsche Prinzessin ähnliche Klagen aus ähnlichem Grunde anheben. Der Herzog will in einem besondern Bette schlafen und Elisabeth, die wahrlich nicht aus Lüsternheit seine Nähe suchte, willigt nur dann erst ein, als er gleichsam öffentlich erklärt, es geschähe diese Absonderung nicht aus Widerwillen gegen die Persönlichkeit der Gattin. „Ich bin recht froh gewesen," schreibt sie, „wie mein Herr sel. gleich nach meiner Tochter Geburt lit à part gemacht hat, denn ich habe das Handwerk, Kinder zu bekommen, gar nicht geliebt. Wie mir es der Herzog proponirten, antwortete ich: Oui de bon coeur, Monsieur, jen serai très contente pourvu que Vous ne me haïssiez pas, et que Vous continuez à avoir un peu de bonté pour moi. Das versprach er mir, und

wir waren beide ſehr content miteinander. Es war auch ſehr verdrießlich bei Monſieur zu ſchlafen; er konnte nicht leiden, daß man ihn im Schlafe anrührte, mußte mich alſo ſo ſehr auf den Bord legen, daß ich oft wie ein Sack aus dem Bette gefallen bin, war alſo herzlich froh, wie Monsieur en bonne amitié und ohne Zorn mir proponirte, daß Jeder in ſeinem apartement apart ſchlafen ſollte.“ —

Monſieur hatte übrigens auch noch andere ſeltſame Angewohnheiten. So brachte er eine Menge Medaillen und Heiligenbilder zu ſich ins Bette und manövrirte mit dieſen auf eine anſtößige Weiſe. Wenn Eliſabeth ihn fragte was dies bedeuten ſolle, erwiderte er mit Verachtung: «Vous, qui avez été Hugenotte, Vous ne savez pas le pouvoir des réliques et des images de la sainte Vierge. Elles garantissent de tout mal les parties qu'on en frotte.»

Daß ihr Gemahl ſo wenig nach erweiterter Einſicht in wiſſenſchaftlichen und gelehrten Dingen ſtrebte, daß er den Umgang unterrichteter Perſonen floh und kein Buch in die Hand nahm, war Eliſabeth oft ein Gegenſtand der Klage, die ſie brieflich ihren Freunden in den treuen Buſen ſchüttete. Sie ſchob hiervon jedoch die Schuld auf Mazarin's ſchlimme Grundſätze über Prinzenerziehung und Annen's von Oeſtreich vernachläſſigte Mutterpflichten.

Als sie selbst Mutter wurde, lag ihr Alles daran, ihren Kindern eine gute Erziehung zukommen zu lassen, und sie richtete deshalb ihren Blick nach Deutschland, dem Könige den Wunsch aussprechend, daß es ihr erlaubt sein möge, die Kinder am Hofe von Hannover, wo sie selbst so glückliche Jugendjahre verlebt und trefflichen Unterricht genossen, erziehen zu lassen; doch war dies den französischen Gesetzen entgegen. Der König konnte die Gewährung dieser Bitte nicht gestatten und Elisabeth mußte sich fügen, die Kinder in Paris und unter Aufsicht und Leitung französischer Erzieher und Hofmeister zu lassen. Ihre Wahl fiel auf einen Mann, dem Vertrauen geschenkt zu haben sie später oft und schmerzlich bedauert hat, auf den Abbé Dubois, verächtlichen und anrüchigen Andenkens. Dieser Dubois war aber nicht gleich das Ungeheuer, das er später wurde, er besaß angenehme und sogar empfehlende Eigenschaften, und Elisabeth glaubte, weil der Mann häßlich und durchaus nichts für die frivole Pariser Welt Empfehlendes hatte, daß es ihm Ernst sei mit den ascetischen und strengen Grundsätzen, die er predigte, und dem demüthigen und stillen Wesen, das er darlegte. Zum Unglück war Dubois' Hauptlaster das der Heuchelei, und die arglose Elisabeth, die sonst doch so scharf sah, fiel als das erste Opfer derselben.

Ihr erstes Kind, ein Sohn, dem man den Namen Herzog von Valois gegeben, starb früh, das zweite, gleichfalls ein Sohn, 1674 geboren, erhielt den Titel Herzog von Chartres, und dieser ists, der nach dem Tode Ludwigs XIV. Regent von Frankreich wurde, die Freude, der Stolz, aber auch der Schmerz der Mutter, die um ihn litt, was eine Mutter nur leiden kann, denn sie sah ihn in Laster und Thorheit versinken, sie sah den Haß des Volkes auf sein Haupt sich häufen, sie sah die Sturmwolken sich über ihn und den Thron Frankreichs zusammenziehen und es gab eine Zeit, wo sie fast stündlich die Nachricht seiner blutigen Ermordung zu vernehmen gefaßt war. Die Laster des Hofes, die sie so verabscheute, das zügellose Leben, dem ihre Seele so gram war, sollte vor ihren Augen den Gipfelpunkt seiner destruktiven Natur erreichen, und als Großpriester aller dieser Orgien, die das keusche Gemüth erzittern und die Scham auf ewig fliehen machten, sollte die arme deutsche Frau ihren eignen Sohn erblicken. Das war allerdings ein hartes Schicksal. Auf das Haupt des Geliebten die Schande und den Fluch gehäuft zu sehen, und mit den rettenden, schützenden Mutterhänden dieses Haupt doch nicht retten, dieses Herz doch nicht schützen zu können! Aber Elisabeth fand ein Mittel sich zu trösten, das eine Mutter immer zu finden pflegt, die sich

nicht anders zu retten weiß, ſie ſchob nicht die ganze Schuld, aber doch faſt die ganze auf die Umgebung ihres Sohnes, auf ſeine Räthe, Diener und Freunde, und über dieſe goß ſie die ganze Schaale ihres Zorns aus, wenn ihr eine Gelegenheit dazu gegeben wurde.

Das dritte Kind, das ſie gebar, war eine Tochter, Eliſabeth Charlotte. („Nun iſt eine zweite Liſelotte in der Welt!“ ſchreibt ſie an Frau von Harling nach Hannover.) Der Herzog von Lothringen, Leopold, wurde der Gemahl dieſer Tochter, und ſomit unſere Eliſabeth die Ahnfrau des jetzt regierenden öſtreichiſchen Kaiſerhauſes. Dieſe Tochter war gutgeartet und die Mutter gibt ihr ein ſchönes Zeugniß, das ihre Tugenden preiſt. Ihre Ehe war gleichfalls nicht glücklich: der Herzog Leopold vernachläſſigte ſie und zog ihr eine intriguante Frau vor, die er zu ſeiner Geliebten machte, und die ihn beherrſchte, Frau von Craon mit Namen. Ueber das Aeußere des Sohnes Philipp, nachmaligen Regenten, ſchreibt die Mutter: „Mein Sohn gleicht weder an Vater noch Mutter. Monſieur ſelig hatte ein gar lang und ſchmal Geſicht, aber mein Sohn hat ein viereckt Geſicht; Monſieur hatte gar einen kleinen Mund aber häßliche Zähne, mein Sohn hat ein groß Maul mit hübſchen Zähnen, hat dicke Backen und iſt gar roth, klein und dick; aber mir deucht er iſt doch gar nicht

unangenehm. Wenn er tanzt oder zu Pferde sitzt, hat er gar gute Mienen, aber wenn er ordinair geht, so geht er bitter übel." Ferner sagt sie von ihm: „Ich muß gestehen, daß mein Sohn große Qualitäten besitzt; er hat viel Verstand, weiß viel Sprachen und liest gern, redet wohl und hat wohl studirt, und versteht sich auf allerhand Künste, so schwer sie auch sein mögen. Er ist ein Musikant und componirt nicht übel, er malt artig und weiß alle Chemie auf ein Ende." — (Gerade diese Kenntnisse in der Chemie und das Arbeiten im Laboratorium wurde später von seinen Feinden, namentlich von der Maintenon als Beweisgrund angeführt, daß er Gifte bereite, und durch sie jene ihm aufgebürdeten Morde vollzogen habe.) „Er weiß alle Historien von der Welt, und begreift leicht die schwersten Künste. Alles dieses aber kann nicht hindern, daß ihm nicht alles bald Langeweile macht. Ich habe ihn oft darüber gefilzt, er sagt aber er könne nicht davor, er wolle gern Alles wissen; aber sobald er es weiß, hat er keine Freude mehr daran. Er hat ein gut Gedächtniß, er versteht den Krieg und fürchtet sich vor Nichts in der Welt; aber sein Fehler ist, daß er zu gut ist, und oft Leuten glaubt, die weniger Verstand haben als er, denn böse Leute, so seine Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. Alles was ihm Unglückliches oder

Uebles paſſirt, kommt von dieſem Fehler her. Er iſt nicht argwöhniſch genug und iſt zu ſeiner Nation Avantage perſuadirt, daß, ob er gleich alle Tage ſieht, wie betrügeriſch und falſch ſeine Landsleute ſein, glaubt er doch feſtiglich, daß keine Nation ihnen zu vergleichen. Ich glaube nicht, daß man ſeines gleichen jemals geſehen, er hat keine Galle im Leibe, ich habe ihn ſein Leben Niemand haſſen ſehen." —

Um dieſes Urtheil der Mutter mit einem fremden Urtheil zuſammenzuſtellen, ſtehe hier, was St. Simon über ihn ſagt: «Monsieur le duc d'Orleans Régent étoit de taille médiocre un plus fort, plein sans être gros, l'air et le port aisé et fort noble, le visage large, agréable, fort haut en couleur, le poil noir et la peruque de même. Quoiqu'il eût fort mal dansé, et qu'il eut médiocrement réussi à l'académie, il avoit dans le visage, dans le geste, dans toutes ses manières une grâce infinie, et si naturelle qu'elle venoit jusqu'à ses moindres actions et les plus communes avec beaucoup d'aisance, quand rien ne le contraignoit. Il étoit doux, accueillant, ouvert, d'un accès facile et charmant; le ton de sa voix agréable et un son de la parole qui lui étoit tout particulier en quelque genre que ce pût être, avec une facilité et une netteté que rien ne surprenoit et qui surprenoit toujours.

Son éloquence étoit naturelle jusque dans les discours les plus communs et les plus journaliers; dont la justesse étoit égale sur les sciences les plus abstractes qu'il rendoit claires, sur les affaires du gouvernement, de politique, de finance, de justice, de guerre, de Cour, de conversation ordinaire et de toutes sortes d'arts et de mécaniques. Il ne se savoit pas moins utilement des histoires et des mémoires, et connaissoit fort les maisons, les personnages de tous les temps; et leurs vies lui étoient présentes, et les intrigues de l'ancienne Cour comme celles de son temps. A l'entendre on lui auroit cru une vaste lecture. Rien moins. Il parcourroit légèrement, mais sa mémoire étoit si singulière, qu'il n'oublioit ni choses, ni noms, ni dates, qu'il rendoit avec précision.» — Dieſe Schilderung des red- und ſchreibſeligen Herzogs, die ſich noch weiter erſtreckt, von der wir jedoch glauben genug gegeben zu haben, um das obige Urtheil Eliſabeths über ihren Sohn, den ſie ſo zärtlich liebte, damit in Parallele zu ſtellen, zeigt, daß der Herzog-Regent von dem deutſchen Charakter ſeiner Mutter das Offene, Geſunde und Derbe angenommen hatte, von dem franzöſiſchen des Vaters den Leichtſinn, die Anmuth in den Formen der Rede und des Betragens, und die frivole Grundſatzloſigkeit in Sachen der Moral und des höhern Sittengeſetzes. Wir

sagen mit Absicht das „höhere," denn seine Debauchen, die freilich arg genug waren, sein Spiel mit den Weibern, von denen immer Eine schlimmer und gemeiner war als die Andere, sein ausschweifender physischer Genuß nach jeder Richtung hin, wollen wir ihm nicht als ein Verbrechen anrechnen, an dem seine edlere Natur und das Geschick Frankreichs scheiterte; sondern das Hohnsprechen aller sittlichen Basis, auf der Thaten, Gesinnungen und Worte eines wahren Mannes von Ehre und eines Fürsten, wie er sein soll, ruhen, das ists, was ihn zu dem verderblichen Geschöpfe stempelt, das über sich und das Land und das Volk das Unglück herbeiführte, von dem die Revolution eine späte aber nicht zurückzuhaltende Folge sein mußte. Wenn die Verachtung aller Heiligthümer der Menschenbrust in Religion und Gesittung sich bei ihm noch mit der Energie und der furchtbaren Thatkraft eines verneinenden Geistes gepaart hätten, so wäre sicherlich der Welt eine Geißel, ein zweiter Nero, erstanden; so aber war ein warmes Herz, eine markloſe Willensloſigkeit, ein liebenswerther Leichtsinn dem zerstörenden Elemente als Gegengewicht beigegeben, und darum sehen wir in ihm kein Ungeheuer, zu das man ihn in rigoröser Ansicht hat stempeln wollen, sondern nur einen verbrecherischen Wüstling, zum Glück zu schwach um ein Zerstörer zu sein, aber leider stark

genug noch, um künftigen Zerstörern ihr Werk leicht zu machen.

Gegen seine Mutter war der Regent voll Ehrerbietung und Achtung. Sie vertrugen sich vortrefflich miteinander. Da Elisabeth nicht empfindelnd war und ihm niemals etwas vorklagte, sondern im Gegentheil mit ihrem Sohn, wenn ihr Herz auch über ihn und seine Thaten noch so schwer war, plauderte und lachte, so kam er oft zu ihr, um mit ihr über die Personen des Hofes und der Stadt zu spotten. Sohn und Mutter übertrafen oft Eine den Andern an Witz und derbem Sarkasmus. Die Mutter sprach mit ihm ganz frei über alle Dinge, wo sie sich wohl hütete in der Nähe des Königs nur ein Wort laut werden zu lassen. So über ihre alte Feindin, die Maintenon. Einst, als diese gefährlich krank war, sagte sie zum Sohn: ich wundere mich, daß die Alte nicht stirbt; Zeit wär es. Ohne Zweifel, erwiderte der Sohn lachend, hat Gott seine guten Gründe, sie so lange leben zu lassen. Die Teufel müssen ihre Jahre abdienen, und der, den er in den Leib der Alten gebannt hat, muß gewiß seiner boshaften Natur wegen länger als die anderen am Ort der Strafe ausharren. — Solche Reden belustigten Elisabeth ungemein, und sie verzieh darum dem Sohn manches Herzeleid, das er ihr angethan. Auch die scabrösen

Anekdoten, die er ihr erzählte, hörte ſie gerne, denn nach Weiſe ehrbarer aber derber Frauen, hörte ſie anſtößige Geſchichtchen mit Wohlgefallen und wußte den Humor herauszufinden, ohne dem Urtheil die ſittliche Unterlage irgendwie zu rauben. So wußte ſie um jeden Skandal am Hofe und erzählte gern davon in ihren Briefen, man hätte ſich aber ſehr in ihr geirrt, wenn man geglaubt, ſie thäte es aus Vergnügen an der Thorheit oder dem Laſter; es war das allgemein Menſchliche in Zuſtänden und an Perſonen, das die geſunde Natur der ſcharfſehenden Frau auch hier anzog und feſthielt. Die lüſternen, verderbten Weiber in ihrer Nähe machten es ganz anders: ſie ſprachen nie von Debauchen, aber ſie übten deren zahlloſe, und zwar im Geheim. Das war es auch, was Eliſabeth ihnen verhaßt machte. „Die große, dicke, deutſche Frau, die ſo derb immer die Dinge beim Namen nannte," hieß es. Man muß zur Entſchuldigung der eleganten Pariſerinnen aber auch anführen, daß Eliſabeth ihnen gegenüber manchesmal im Unrecht geweſen ſein muß. Eine Frau wie ſie, die ſo gar keinen Sinn für die Eleganz der Formen hatte, deren Auge immerdar entging, was Anmuth und Grazie genannt werden kann, die immer nur Frivolität und Laſter ſah, wo oft nur verzeihliche, den Franzöſinnen aller Stände eigenthümliche Koketterie herrſchte, mußte

in ihrem Urtheil ungerecht, in ihrem Betragen anmaßend und unbequem erſcheinen. Der Hof und die Geſellſchaft der vornehmen Frauen und Männer hatten ihrerſeits Grund, ſich über dieſe fremde Prinzeſſin zu beklagen, die ſo gar nichts gelten laſſen wollte, was nicht ihrer gewohnten Anſchauungsweiſe, ihrer Art zu ſehen und zu denken analog war. Man weiß, wie ſolche Frauen unbequem ſein können. Eliſabeth beklagt ſich oft, daß ſie ſo allein ſei, daß Niemand zu ihr komme, ſie führt als Grund an, daß die Damen ſo hochmüthig geworden ſeien und nicht mehr auf einem Tabouret, wie es die Etikette erforderte, ſitzen wollten; aber das eigentliche Motiv war die froſtige und lehrmeiſternde Miene, die die Herzogin annahm, wenn ſie ſich von lauter Franzöſinnen, die ſie nun einmal alle miteinander für verderbt und laſterhaft hielt, umgeben ſah. Wenn man ſo ſehr die deutſche Biederkeit und einfache, ungefälſchte Sitte bei dieſer Frau lobt, ſo muß man nur ums Himmelswillen nicht glauben, daß alles deutſch, bieder und einfach ſittenrein iſt, was ſich roh, ungenirt, ohne Anmuth und Rückſicht für Andere zeigt; dies wäre ein beklagenswerther Irrthum. Dieſe Gattung deutſcher Frauen, die darin ihren Stolz ſuchen, daß ſie aller Welt mit Anmaßung die Wahrheit ſagen, jede Feinheit in Form und Rede als gekünſtelte, aus der Fremde kommende

Unnatur verſchreien, ſind recht eigentlich diejenigen, die die deutſche Umgangsſitte in Verruf gebracht haben. Man hat ſie immer überſchwänglich gelobt und namentlich ſie immer „recht ächt deutſch“ genannt, als wenn die deutſche Nation ausſchließend dazu beſtimmt wäre, ungraziöſe Frauen aus ihrem Schooße zu erzeugen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der ſogenannten „Biederkeit“ der Männer, die auch immer „ächt deutſch“ genannt wird, und deren vorherrſchende Eigenſchaft auch ein entſchiedenes Ablehnen aller feinen, rückſichtvollen Anmuth in Wort und That im Verkehr mit der Geſellſchaft iſt. Wir müſſen uns deshalb verwahren, als wenn wir Eliſabeth deshalb ſo hoch ſtellten, weil ſie die obigen ſogenannten „ächt deutſchen“ Eigenſchaften beſaß, im Gegentheil, wir finden hierin einen Tadel, nur iſt dieſer Fehler ſo innig mit ihren guten und großen Charakterelementen verſchmolzen, daß er dem oberflächlich urtheilenden Blicke faſt auch wie etwas Lobenswerthes erſcheint. Die deutſche Nationaleigenthümlichkeit thut ſich in zwei übers Ziel hinausſchweifenden Richtungen kund: die eine iſt eine blinde Verehrung und eine gläubige Anbetung alles Fremden, lediglich *weil* es fremd iſt, die andere zeigt eine ebenſo abnorme Wuth, eine blinde und urtheilsunfähige Anfeindung alles Fremden, auch nur *weil* es fremd iſt. Die Franzoſen ſind

der Zielpunkt beider Richtungen gewesen. Man hat in Deutschland Zeiten erlebt, wo Alles, was über den Rhein herüber kam, sei es in Sitte, Wort, Maxime und Literatur, als ein Evangelium aufgenommen wurde, von dem nicht das geringste Partikelchen hinwegzulassen oder zu ändern sei, und wieder andere Zeiten, wo ebenso willkürlich jede an unsern Nachbar erinnernde Lebens- und Schriftäußerung wie Sünde und Tod gehaßt und verfolgt wurde. Kann es denn eine Nation irgendwie in ihrer Würde beeinträchtigen, wenn sie gesteht, daß sie in einzelnen Besonderheiten von ihrem Nachbar zu lernen habe? und in diesem Falle sind offenbar die Deutschen den Franzosen gegenüber. Es ist Thorheit zu leugnen, daß das praktische Leben in seinen tausend und abertausend Umgangsformen sich auf eine so hohe Stufe der Perfektibilität bei den Franzosen hinaufgearbeitet hat, wie keine andere Nation vermöge ihrer Stellung in der europäischen Staatengesellschaft es vermocht hat. Es ist hieraus eine Geschmeidigkeit, eine Gedankenfügsamkeit, eine Elasticität der Bewegungen des socialen Körpers entstanden, die da bewirkt, daß gleichsam spielend sich Wort, That, Geberde und Gedanke ineinander fügt und ein lebendiges Ganze bildet, wo eine fortgesetzte Gegenwirkung der einzelnen Theile gegeneinander statt findet. Eine solche Flüssigkeit, ein solches Durcheinanderspielen,

ein ſo Mitſichbeſchäftigtſein hat keine Nation aufzuweiſen. In Deutſchland hat lange Zeit das Wiſſen abgeſondert gelebt, das Leben wieder abgeſondert, die Kunſt und die Poeſie wieder abgeſondert; nie war dies in Frankreich der Fall; was die Nation beſaß, beſaß auch das Individuum; geiſtige Schätze die das Individuum erwarb, erwarb zugleich die Nation. Auf dieſe Weiſe konnte eine ſo koloſſale univerſelle Bildung entſtehen, wo alle Elemente des Staatslebens oft in einem Worte zuſammenfließen und in einem Ausdruck ihre erſchöpfende Bezeichnung finden. Die deutſche Sprache, die deutſche Literatur kann dies der franzöſiſchen nie nachmachen, weil die Baſis der Volksentwickelung, der univerſellen Nationalbildung ihr fehlt; man geſtehe alſo zu, daß die franzöſiſche Sprache eine vortreffliche Umgangsſprache iſt, und den Deutſchen, die ſich Jahrhunderte hindurch derſelben bedienten, weſentlich genützt hat, und daß die franzöſiſche Literatur die Deutſchen nicht allein literariſch, ſondern auch politiſch gereift hat. Ob ſie dies jetzt noch zu thun im Stande iſt, mag eine andere Frage ſein, gewiß aber iſt's, daß ſie es einſt that.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung von unſerm Wege, zu der die deutſchen Biographen unſerer Eliſabeth Charlotte uns Gelegenheit gegeben haben, kehren wir wieder

zum Herzog-Regenten zurück, von dem mir noch Einiges mitzutheilen bleibt.

Elisabeth gibt genau an, wie man an der königlichen Tafel ihr, ihrem Gemahl und ihrem Sohn den Platz angewiesen habe. Dies war eine Sache von Wichtigkeit für die deutsche Fürstentochter, die sehr auf die ihrem Range schuldigen Rücksichten hielt. „Der König," schreibt sie, „saß allein an einer langen Tafel. In der Mitte, zu seiner Rechten saß der Dauphin und der Duc de Bourgogne, unten zu der linken Hand die Dauphine und der Duc de Berry, im Retour Monsieur sel. und ich, im andern mein Sohn und seine Gemahlin. Der übrige Platz war nur für die gentilhommes servants, so dem Könige und uns an der Tafel dieneten; denn wenn man dem König hier an der Tafel dienet, stehet man nicht hinter dem Stuhl, sondern vor der Tafel." —

Ueber die Geliebten ihres Sohnes schreibt sie: „Daß er große Inclination für das weibliche Geschlecht hat, kann ich nicht leugnen, aber hat er eine Sultane Reine, so ist's Madame de Parabère. Ihre Mutter, Madame de la Vieuville war Dame d'atour bei der Ducheſſe de Berry, da hat er sie kennen lernen. Sie ist nunmehr eine Wittwe, hat eine schöne Taille, lang und rar; das Gesicht ist braun, denn sie schminkt sich nicht, hat aber

angenehme Augen und Mund, hat wenig Verſtand, iſt aber ein friſch Stück Fleiſch. Mein Sohn hat ein Töchterchen von der Demarez; ſie hätte ihm gern noch ein anderes aufbinden wollen, aber er hat geantwortet: non, cet enfant est trop harlequin. Als ſie ihn gefragt, was er dadurch verſtehe, hat er geantwortet: il est de trop de pièces differentes. Hat es ihr alſo gelaſſen. Ich weiß nicht, ob ſie es hernach nicht Chur-Baiern gegeben, denn er hat auch daran gearbeitet. — Mein Sohn iſt weder hübſch noch häßlich, hat aber gar keine Manieren die Leute verliebt zu machen; erſtlich ſo iſt er incapable eine Paſſion zu haben, und ein Menſch lange zu lieben. Zum andern ſind ſeine Manieren nicht höflich und poli genug, um ſich anzuſtellen, als wenn er verliebt wäre; fällt allezeit mit der Stubenthür in die Kammer; zum dritten iſt er gar nicht discret noch secret, erzählt Alles gleich was vorgegangen. Ich ſage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug wundern kann, daß ihm die Weiber noch ſo nachlaufen, ſollten ihn vielmehr fliehen: er lacht aber und ſagt: Vous ne connaissez pas les femmes debauchées d'à présent; dire, qu'on couche avec elles, c'est leur faire plaisir. Mir iſt bitter bange für meinen Sohn bei ſeinen Damen; er iſt ſchon einmal übel angekommen. — Mein Sohn iſt nicht delikat, wenn die Damen nur von gutem Humor

sein, brav fressen, saufen und frech sein, weiter bedürfen sie keiner Schönheit; ich habe ihm oft vorgeworfen, daß er so viele Häßliche liebt. — Mein Sohn, ob er zwar Regent ist, kommt nie zu mir, und geht nie von mir ohne mir die Hand zu küssen, ehe ich ihn embrassire, nimmt auch keine chaise von mir; im Uebrigen ist er nicht scheu und plaudert brav mit mir: wir lachen und schwatzen miteinander wie gute Freunde. — Ich soutenire meinen Sohn, daß er sein Leben nicht verliebt gewesen, und daß seine Liebe nur in Debauchen bestehet, er antwortet: il est vrai que je ne saurois être comme un héros de roman, ou passionné comme Celadon, mais j'aime à ma mode. Ich sagte: Votre mode est d'aller comme à votre chaise percée. Dann lacht er, wenn ich das sage." — Man sieht hieraus, welche Art Gespräche über sentimentale Gegenstände Mutter und Sohn miteinander zu führen pflegten. Allein Elisabeth wußte am besten, wie sie mit dem determinirten Wüstlinge zu verkehren habe, um ihn allenfalls von den schlimmsten Verirrungen abzuhalten. Predigten und ernste Vorstellungen nutzten nichts, nur derber Spott, und in diesem Spotte heilsame Wahrheit eingehüllt, führten zum Ziele.

Als der Herzog-Regent durch seine enge Verbindung mit dem Schwindler und Betrüger Law von der Nation angefeindet und sogar verfolgt wurde, litt Elisa-

beth unsäglich; stets fürchtete sie für ihn das Aergste. Auch die Verschwörung, die Alberoni im Verein mit der Maintenon gegen ihn anzettelte, brachte die Mutter in die größte Aufregung, nicht minder war ihr Dubois' wachsender Einfluß auf ihren Sohn, und die Verachtung, mit der dieser letztere überall verfolgt wurde, besonders als dieser Schurke mit dem Kardinalshut geschmückt wurde, sehr beängstigend und sie bat öfters den Sohn, sich völlig von dem Nichtswürdigen loszusagen. Dazu war aber der Regent nicht zu bewegen, denn er konnte die schändlichen Dienstleistungen, zu denen Dubois sich herabließ, nicht entbehren. Dieser Fürst der Kirche entblödete sich nicht, in eigner Person feile Dirnen aus den verrufenen Winkeln des Palais royal seinem fürstlichen Beschützer und ehemaligen Zöglinge zuzuführen und jene obscönen Feste zu veranstalten, die unter dem Namen der „adamitischen Soiréen" in den Annalen der Wüstlinge einen so berüchtigten Platz einnehmen. — Ueber die Gefahren, denen er ausgesetzt, schreibt sie: „Nach dem verfluchten arrêt, so Law meinen Sohn hat machen lassen, ist ganz Paris schwierig. Ich bekomme unbekannte Briefe, daß ich für meine Person nichts zu fürchten hätte, allein daß man meinem Sohn mit feu und fer nach dem Leben stehen würde, daß der Complott gemacht und die Sache ganz resolvirt

sei. Anderwärts erfuhr ich, daß man Messer geschliffen, in der Intention meinen Sohn zu assassiniren. Alle Augenblicke kommen die erschrecklichsten Zeitungen von der Welt. Bis man gehört, daß das Parlament sich versammelt, eine Deputation von zweien der Vornehmsten zu meinem Sohn geschickt, die er gar wohl empfangen, und durch ihren Rath den arrêt cassirt, und also Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt, welches Paris wieder ganz calmirt und besänftigt hat, und Gottlob! meinen Sohn auch wieder mit dem Parlament vereinigt. Die Goldschmiede wollen nicht mehr arbeiten, denn sie schätzen ihre Waaren dreimal höher als sie werth sein, wegen der Billets de Banque. Ich habe oft gewünscht, daß die Billets de Banque im hölliſchen Feuer brennen möchten; sie geben meinem Sohne mehr Mühe als Trost. Es ist nicht zu beschreiben, was er deswegen ausgestanden; in Frankreich hat nun Niemand weder Heller noch Pfennig, aber, mit Verlaub auf gut Pfälzisch zu sagen, A—W— von Papier genug. — Mein Sohn ist geliebt gewesen, aber seitdem der verfluchte Law gekommen, ist mein Sohn je länger, je mehr gehaßt; es geht keine Woche vorbei, daß ich nicht durch die Post abscheuliche Drohschreiben bekomme, worin man meinen Sohn als den boshaftigsten Tyrannen traktirt.“ —

Nach dem Obigen sehen wir, daß das Verhältniß

Eliſabeths zu ihrem Sohne, trotz der Liebe und der ſteten Entſchuldigung, die das Mutterherz eingab, doch kein glückliches war. Was ſie jedoch beim Sohne entſchuldigte, litt ſie an des Sohnes Kindern nicht. Die Tochter des Regenten heirathete den Herzog von Berry, ebenfalls gegen der Großmutter Willen, die, wie es ſcheint, in keiner ihrer Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. Wir ſehen hierin die Deſpotie Ludwig XIV., der wie im Staate, ſo in ſeiner Familie unumſchränkt zu herrſchen gewohnt war. Wenn ein Zwiſt in der Familie entſteht, ſo heißt es immer, wenn jedes andere Beruhigungsmittel fehlſchlägt, man werde es dem Könige klagen, und wirklich ſtürzten auch drei, vier erzürnte Frauen auf einmal in das Kabinet des Königs, Eine über die Andere laute Klage führend, ſo daß eines der Verdienſte der Maintenon darin beſtand, das arme Haupt dieſer ewig ſtreitſüchtigen Familie vor täglichem, faſt ſtündlichem Familienſkandal zu bewahren. Eliſabeth urtheilt von dem Manne ihrer Enkeltochter: „Es iſt kein Wunder, daß der Duc de Berry keine hohen Mienen hat, er wurde bei Mad. de Maintenon und der Dauphine wie ein Kammerknecht erzogen, mußte der alten Zott bei Tafel dienen, und Nachmittags allen Damen. Sie hatten ihn abgerichtet wie einen Kammerdiener, ſie duzten ihn auch und ſagten: Berry, vas me

chercher mon ouvrage. — Die Ducheſſe von Berry rechne ich nicht mehr unter meine Kindeskinder, ſie iſt abgeſondert, wir leben miteinander wie blutfremde Leute; ſie bekümmert ſich um mich nicht, ſo bekümmere ich mich um ſie nicht. Sie hat ein geſund Fett, ihre Backen ſind hart wie ein Stein; wäre ſie gut erzogen worden, wäre etwas recht Gutes aus ihr geworden.“ —

Dieſe Enkeltochter ſtarb an den Folgen ihrer Ausſchweifungen, auch im Genuß der Tafelfreuden, im Juli 1719 an einer ſo ſchmerzhaften Krankheit, daß ſie den Pallaſt mit ihren Geſchrei erfüllte. An ihrem Sterbelager ſaß der Vater, deſſen Lieblingskind ſie war. Eliſabeth erſchien nicht. Den Grund der Vorliebe ihres Sohnes für dieſe Tochter gibt Eliſabeth in dem Umſtande an, daß ſie gehorſam alle Medikamente, die der quackſalbernde Vater producirt, angenommen habe, und daß man durch nichts ſo ſehr in die Gunſt des Regenten habe gelangen können, als wenn man ſich ſeiner Apotheke bediente. Freilich war dieſe Art Schmeichelei für den, der ſie ausübte, gefährlich, denn der hochgeſtellte Pfuſcher liebte es manchesmal an dem Körper ſeiner Patienten Experimente zu machen, deren Reſultat oft ein jahrelanges, nicht zu beſeitigendes Leiden war.

Mit der Gemahlin des Dauphins, die ebenfalls eine deutſche Prinzeſſin, und zwar auch eine Pfälzerin —

aus Pfalz-Baiern — war, lebte Elisabeth in gutem Vernehmen. Sie mußte sehen, wie diese sanfte und etwas schwache Frau unbarmherzig von dem Haß und der Verfolgung der Maintenon zu leiden hatte, ohne im Stande zu sein, ihr helfen zu können. Von der zweiten Dauphine, von der nachmaligen Königin von Spanien, erzählt Elisabeth sehr auffällige Dinge. Diese Prinzessin wuchs so wild auf und wählte ihre Beschäftigungen und Belustigungen so übel, daß man Mühe anwenden mußte, den König, ihren Vater, nichts wissen zu lassen von diesen Tollheiten und Ausschweifungen. Eine Stelle in Elisabeths Briefen, die sich auf den intimen Umgang der jungen Prinzessin mit der Maréschalle d'Etrées bezieht, lüftet den Schleier von den geheimen Verirrungen, denen sich die vornehmen Weiber der verderbten Hauptstadt hingaben. „Es ist nicht auszusprechen," schreibt sie, „was für tolle Hummeln um die Dauphine waren, als zum Beispiel eben diese Maréschalle d'Etrées. Die Maintenon ist übel bezahlt worden, dieses tolle Vieh zu der Dauphine gethan zu haben, denn sie machte, daß die Dauphine nun nicht mehr so gerne bei ihr war als vorher. Diese hatte daher keine Ruhe, bis sie erfuhr von ihr selbst wo es hebte, und sie gestand der Maintenon selbst, daß die Maréschalle d'Etrées ihr täglich sagte: Que voulez-vous faire auprès

de cette vieille? Ne soyez qu'avec des gens qui Vous divertissent mieux que cette vieille carcasse. Zu Marly lief ſie des Nachts mit allen jungen Leuten herum bis drei und vier Uhr Morgens. Der König hat kein Wort davon gewußt, daß ſie ſo herumlief." —

Eliſabeth ſuchte ſich mit dem Dauphin le père auch gut zu ſtellen; man hatte ihr ſchon in Hannover eingeſchärft, daß dies nöthig ſei, deshalb ließ ſie ſich zu manchen, ihr wahrlich nicht ſehr willkommenen Freundſchaftsbezeugungen herab. So ſchreibt ſie unter Andern: „Er hatte gern, daß man ihn auf dem Nachtſtuhle entretenirte, aber es ging dabei gar modeſt her, denn man ſprach mit ihm und wandte ihm den Rücken zu. Ich habe ihn oft ſo entretenirt in ſeiner Gemahlin Kabinet; die lachte von Herzen darüber, ſchickte mich allezeit hin ihren Herrn zu entreteniren."

Wir können die Beziehungen übergehen, in denen Eliſabeth zu ihren anderen Verwandten, die ihr weniger nahe als die eben Geſchilderten ſtanden, ſich befand. Wir fügen nur noch einige charakteriſtiſche Züge bei von denjenigen Perſonen ihrer dienenden Umgebung, die Eliſabeth mit großer Rückſicht, ja mit einer Art Freundſchaft behandelte. So lebte ſie zum Beiſpiel im engſten Vertrauen mit einer ihrer Hofdamen, von der ſie komiſche Züge von Zerſtreutheit erzählt. „Des Lord Hoadley

Frau Großtante, Madame de Gordon, ist lange Jahre meine dame d'atour gewesen. Sie war ein wunderlich Mensch und allezeit zerstreut. Einmal hat sie ihren eignen Schenkel anstatt eines Briefes im Bette versiegelt, und petschirte sich ihren eignen Schenkel und brennte sich jämmerlich. Wenn sie im Bette spielte, warf sie die Würfel auf die Erde und spie ins Bett. Sie spie einmal der ersten Kammerfrau, so eben gähnte, in den Mund; ich glaube, wenn ich nicht gewehrt hätte, meine erste Kammerfrau hätte sie geschlagen, so bös war sie. Wenn sie Abends mir die Kappe aufsetzen sollte, um nach Hof zu gehen, so nahm sie ihre Handschuh, schlenkerte sie mir ins Gesicht, und setzte sich meine Kappe selber auf. Einsmals hatte sie mit einem Capitain des Gardes von Monsieur seligen zu reden, so ein großer Mann war, und le Chevalier de Beuvron hieß. Sie hatte die Gewohnheit, wenn sie mit einem Menschen sprach, so spielte sie allezeit mit den Knöpfen an der Weste, dieser aber war so lang, daß sie nur an seine Hose gelangen konnte, und knöpfte ihm also die Hose auf. Er erschrak, sprang zurück und sagte: que me voulez-vous? Dieses gab ein großes Gelächter im Saal zu St. Cloud."

Von ihrer Tante, der Prinzessin Elisabeth, Aebtissin von Herford, erzählt sie ähnliche Züge von Zerstreutheit.

„Meine Tante hat einmal eine Maske anthun wollen, anstatt ihrer Maske fordert sie einen Kammertopf, wie sie denn allezeit sehr distrait war. Man brachte ihr den Kammertopf, sie meinte es wäre die Maske, suchte das Band um es anzustecken und sahe denn, daß es der silberne Kammertopf war. Ein anderesmal wollte sie sich auf den Nachtstuhl setzen, setzte sich ins Kamin und verbrennte sich den Hintern brav.“

Um zu beweisen, daß die Lustspieldichter aus den Briefen unserer pfälzischen Prinzessin Stoffe finden können, stehe hier eine Anekdote, die Elisabeth beiläufig erzählt: „Zwei junge Ducheſſen haben ihre amants nicht nahe genug sehen können und deshalb etwas Possierliches erdacht. Es sind zwei Schwestern, und beide in einem Kloster, etliche Meilen von Paris, erzogen worden. In selbigem Kloster ist eine Nonne gestorben. Die Damen stellten sich als wenn ihnen gar leid wäre, und daß sie sie sehr geliebt hätten, forderten also Urlaub um der Nonne die letzte Ehre anzuthun und zu ihrem Begräbniß zu gehen. Solches wurde ihnen erlaubt, und wurden sehr gerühmt über ihr gut Naturell. Wie sie ins Kloster kamen, fanden sich bei dem Begräbniß zwei fremde Pfaffen ein, die Niemand kannte. Man fragte sie wer sie wären, sie sagten sie wären arme Priester, die Protektion nöthig hätten, und wie sie gehört, daß

die zwei Ducheſſen kommen würden zum Begräbniß, hätten ſie ſich auch dabei eingefunden, der Damen Protektion zu ſuchen. Die Damen ſagten, ſie wollten ſie examiniren, ſie ſollten nach dem Begräbniß in ihre Kammer kommen. Die jungen Prieſter gingen hin, blieben aber bei den Damen bis gegen Abend. Die Aebtiſſin fand die Audienz zu lange, hieß die jungen Prieſter fortgehen. Einer hielt ſich gar ſtämmig, der Andere aber that nichts als lachen. Dieſer der Duc de Richelieu, der Andere der Chevalier de Guemenée, des Duc de Guemenée jüngſter Sohn. Die Cavaliers haben dieſe Aventure ſelbſt ausgeſagt."

Als einen Beleg für die Verderbniß der vornehmen Frauen erzählt Eliſabeth: „Die ſchöne Madame de Maubuiſſon wurde ohnmächtig, wenn Impuissants ſich ihr näherten; ſie konnte ſie riechen, und ſobald ſie nahe zu ihnen kam, wurde ſie gleich übel. Man erzählt von dieſer Dame, daß um ſich ein oeil tendre zu machen und um ſchmachtend auszuſehen, hatte ſie einen Kammerdiener, der mußte, wenn ſie auf den Ball ging, in ihrem vollen Putze und aufrecht — —."

Andere Anekdoten theilt Eliſabeth oft nur mit, weil ſie weiß, daß ſie im Geſchmack derjenigen Perſonen ſind, an die ſie gerade ſchreibt. So liebte ihre Tante, die Churfürſtin von Hannover ſehr gerne Geſchichtchen zu

hören, die den alten Hof betrafen, den ſie ſelbſt noch gekannt, und Eliſabeth erzählt von einem Herrn von Brancas, der Chevalier d'honneur de la Reine Mère war: „Einsmals da ſie in der Kirche war, vergißt Brancas, daß es ſeine Königin iſt die da kniet, denn ſie hatte einen runden Rücken, ſo daß, wenn ſie den Kopf bückte, ſahe man ſie nicht recht mehr. Er hält ſie für einen Prie-dieu, kniet ihr in die Schenkel, und thut ſeine Ellenbogen in der Königin Achſeln. Die Königin war ſehr verwundert ihren Chevalier d'honneur auf ſich knien zu ſehen, und Jedermann fing an zu lachen."

Ebenfalls um ihre Tante zu beluſtigen, erzählt Eliſabeth von der Königin Chriſtine von Schweden: „Unſer König ſel. erzählte mir eine Hiſtorie von der Königin Chriſtine von Schweden. Sie ſetzte nie eine Nachtkappe auf, ſondern wickelte nur eine Serviette um den Kopf. Einsmals da ſie nicht wohl ſchlafen konnte, ließ ſie eine Muſik vor ihr Bette kommen. Sie hatte alle Vorhänge um das Bette zugezogen. Wie ihr aber die Muſik wohl gefiel, fuhr ſie aus dem Bette, ſteckte den Kopf plötzlich hervor und rief überlaut: Mort-Diable! qu'il chante bien! Die Kapaunen und die Italiener, welche ohnedem die Bravſten nicht ſind, erſchraken hierüber und über die tolle Figur ſo ſehr, daß ſie verſtummten, und die Muſik mußte aufhören. Man ſieht in Fontainebleau, auf dem

großen Saale noch das Blut von einem Kerl, den ſie hat maſſakriren laſſen. Sie wollte nicht, daß Alles was der Menſch von ihr wußte, herauskommen ſollte, und meinte, wenn ſie ihm das Leben nicht nähme, würde er es ausſchwatzen; er hatte ſchon angefangen aus purer Jalouſie, denn es war ein Anderer mehr in Gnaden kommen wie er. Sie war in allen Stücken ſehr debauchirt, auch mit Weibern. Hätte ſie nicht ſo viel Verſtand gehabt, hätte ſie kein Menſch leiden können. Das hat ſie den Franzoſen zu danken, inſonderheit dem alten Bourdelot, ſo ein Doktor vom grand Condé war, der ſie in allen Laſtern geſtärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauché's nur erdenken können. Die Franzoſen, ſo ſie bei ſich in Stockholm gehabt, waren gar gefährliche Leute. Das hat die Königin in ſo große désordres gebracht."

Andere Anekdoten, die Eliſabeth erzählt, können wir, obgleich ſie wie alles Andere aus ihrer Feder fließende, äußerſt charakteriſtiſch ſowol für das Erzählte als für die Erzählende ſind, nicht wol hier wiedergeben, weil ihr Inhalt au delà de la permission deſſen ſind, was man allenfalls wiedererzählen darf. Dem Prinzen Eugen, dem berühmten Ritter, ſtellt ſie ein Zeugniß aus, das auffällig genug iſt; der glorreiche Marſchall von Sachſen erhält ebenfalls ſeinen Theil, und Alberon

hat, nach Eliſabeths Erzählung, die Alles übertrifft was man an obſcönen Details nur irgend erwarten mag, ſein Glück einer recht ſeltſamen Schmeichlergabe zu danken.

Nachdem Eliſabeth dreißig Jahre als Gattin und zwanzig Jahre als Wittwe des Herzog von Orleans in Frankreich zugebracht hatte, traf ihr Todestag auf den 8. October 1722. Kurz vor ihrem Tode, ſie wurde ſiebenzig Jahr alt, ſchrieb ſie noch an Herrn von Harling in Hannover, den Mann ihrer nunmehr verſtorbenen ehemaligen Gouvernante. „Ich bin feſt persuadirt, daß meine Stunde gezählt iſt. Ich befehle Alles Gott dem Allmächtigen und bin weiter in keinen Sorgen, was daraus werden wird. Das wäre wol eine große Thorheit, wenn die Großen ſich einbilden ſollten, daß unſer Herr Gott was beſonderes für ſie machen ſollte. Ich weiß wer ich bin und laſſe mich hierin nicht betrügen.“ Sie erlebte noch die feierliche Krönung Ludwig XV. in Rheims, des Urenkels des Mannes, der ihre Jugend beſchützt hatte, und der Einzige geweſen war, der ſie mit Liebe und Achtung in Frankreich empfangen hatte, als ſie zitternd und ſcheu an den ihr ſo völlig fremden Hof kam. Den Aerzten, die ſie von dieſer Reiſe abhalten wollten, entgegnete ſie: „Nein, erſt will ich das liebe Kind noch in ſeiner irdiſchen Herrlichkeit ſehen, und dann mit Freuden zur unvergänglichen

hinübergehen." An die Stufen des Altars, als die Krönungsceremonie im Gange war, ließ sie sich heran-tragen und sank auf den Marmorboden nieder. Ludwig, der lächelnde, gekrönte Knabe, sah auf diese seine älteste und geachtetste Verwandte mit einer Mischung von Staunen und Spott nieder. Der junge Hof verstand Elisabeth nicht mehr, und nach Weise der Höfe spottete er über das was er nicht verstand. „Meine Zeit ist um," sagte die alte Fürstin seufzend aber gefaßt zu ihrer Umgebung.

Wir haben schon bemerkt, daß Elisabeth zur katholischen Religion übertreten mußte, daß sie aber der lutherischen im Herzen treu blieb. Der Streit der Confessionen berührte sie übrigens nicht sehr. Der berühmte Massillon hielt jedoch für gut, in ihrer Leichenrede den Franzosen zu sagen, sie habe gewollt: «Jamais de retour sur la foi, qu'elle avoit quitté, parcequ'elle l'avoit quitté volontairement; jamais de doute sur le parti, qu'elle avoit pris, parcequ'elle l'avoit pris par conviction.»

Was die ästhetische Bildungsstufe, auf der Elisabeth stand, betrifft, so scheint diese nur niedrig gewesen zu sein, denn sie schreibt in ihren zahllosen Briefen nichts über die Leistungen der großen Talente, die Frankreich gerade damals erzeugte, als diese Deutsche seinen Boden betrat. Nichts von den erhabenen Tragödien

Corneille's und Racine's, nichts von den klassisch gewordenen Lustspielen Molière's, nichts von Lully's melodiösen Compositionen, die ganz Frankreich entzückten, nichts von la Chamelle's und Beauval's mimischen Gebilden. Obgleich sie oft das Theater besuchte, scheint sie doch nicht viel mehr in der Kunst gesehen zu haben, als ein gewöhnliches Mittel, sich von der Langeweile der Hoffeste und Repräsentationen zu erholen. Nur von Baron spricht sie und sagt, daß er ein vortrefflicher Arlequin und ein excellenter Scaramouche gewesen sei. Wahrscheinlich hat er sie durch seine grotesken Forçen zu lachen gemacht, denn es mußte Alles etwas derb sein, was der Pfälzerin gefallen sollte. Bei den Trauerspielen saß sie in ihrer Loge und schwitzte, ließ sich im Seitenkabinet frische Hemden anziehen, schwitzte wieder, langweilte sich und trollte sich endlich mit dem ganzen Hofschwarm gähnend nach Hause. Dennoch behielt sie einige Verse des Racine, wo sie gerade in ihren Kram paßten; so wendete sie sehr pikant die Strophe Phädra's:

Cet heureux temps n'est plus; tout a changé de face
Depuis que dans ces lieux les Dieux ont amené
La fille de Minos et de Pasiphaé —

auf die Maintenon an und erzürnte diese dadurch aufs heftigste.

Wir wollen zum Schlusse noch bemerken was Frau

v. Sévigné über ſie ſagt: « Elle ne brilloit pas par leurs charmes. Parfait contraste de la delicate Henriette elle avoit de traits fortement prononcés, une taille fournie, une santé robuste, de l'indifference, si on ne veut pas dire, de l'aversion pour la parure, l'élegance, la répresentation et les plaisirs qui exigeoient quelque contrainte. » St. Simon nennt ſie eine « Princesse de l'ancien temps, fort allemande et sauvage. Elle aimoit les chiens et les chevaux passionnement, la chasse et les spectacles, et n'étoit jamais qu'en grand habit, et en perruque d'homme, et en habit de cheval et avoit plus de soixante ans que saine ou malade (et elle ne l'étoit guère) elle n'avoit jamais connu une robe de chambre. » —

Als zur Zeit der Revolution die Königsgräber zu St. Denys geöffnet wurden, öffnete man auch den Sarg, der ihre Ueberreſte barg. Man fand nichts darin als Staub und Moder, da ſie auf ihr ausdrückliches Begehren nicht einbalſamirt worden war. Nur ein Stück des königlichen Hermelins hatte ſich erhalten. So mußte dieſe Frau, die den Hermelin mit ſo viel Ehren getragen hatte, noch in ihrem Tode die ſauber bewahrte Weiße dieſes koſtbaren Vließes, dieſes Abzeichens der Könige, vorzeigen.

Maria Thereſe.

Maria Thereſe.

Wenn wir dieſe Fürſtin, die unſtreitig zu den berühmten Frauen ihres Jahrhunderts gehört, unter der Zahl unſerer Frauenbilder aufnehmen, ſo geſchieht es mit dem Vorbehalt, daß wir nur Weniges von ihr ſagen werden. Der Leſer erinnert ſich ohne Zweifel unſerer oft wiederholten Bemerkung, daß wir keine Biographien in ſtrengem hiſtoriſchen Sinne ſchreiben, daß es uns nur um lebhaft colorirte Bilder zu thun iſt, die dem Geiſtesauge eine plaſtiſch abgerundete Geſtalt vorüberführen, mit all dem kleinen Aufputz, den die Mode des Jahrhunderts dem Aeußern ſelbſt der größten und feinſten Geiſter aufdrückt. Bei der Fürſtin, die wir hiermit dem Beſchauer vorführen, iſt dieſes Ziel aus zwei Gründen ſchwer zu erreichen. Erſtens hat es die öſtreichiſche Literatur in ihrer Art wenig von den vorſtechenden Charakteren ihrer Fürſten- und Völkergeſchichte zu ver-

öffentlichen. Man findet wol gewichtige hiſtoriſche Nachweiſe, aber nirgends umſtändliche Memoiren, die über die intereſſanten Charaktere Oeſtreichs Aufſchluß geben. Den eingebornen Literaten hat man frühzeitig das Schweigen anempfohlen, die ausländiſchen machte man bei ihren Eröffnungen mit allen Mitteln, die einer mächtigen Regierung zu Gebote ſtehen, ſo dürftig in Ausbeute und Wirkung ausfallend, als nur immer möglich. Franzoſen, dieſe Memoirenſchreiber par excellence, kamen ſelten nach Wien, denn ſie langweilten ſich daſelbſt, und deutſche Reiſende ſchrieben mit Vorſicht, denn es waren eben deutſche Reiſende. Der zweite Grund iſt, daß die ſo hochgeprieſene Kaiſerin-Königin wenig das Auge und die Phantaſie Feſſelndes in ihrer perſönlichen Erſcheinung darbietet. Sie war eine durchweg proſaiſche Natur, und unter den Fürſten Deutſchlands völlig jenem Friedrich Wilhelm I. von Preußen gleichzuſtellen, der ſeinen Ruhm darin fand, ein deutſcher Hausvater auf dem Throne zu ſein. So war Maria Thereſens größter Stolz eine bonne menagère ihres großen Reiches zu ſein. Nur eine geniale poetiſche Periode zieht im Leben dieſer Fürſtin die Blicke auf ſich, dies iſt in ihrer frühen Jugend die Zeit, wo ſie den angeerbten Thron durch perſönlichen Muth zu vertheidigen ſich entſchloß. Wir ſpielen hier auf den merkwürdigen Landtag in Preßburg

an, auf dem ſie mit ihrem Sohne auf dem Arme erſchien, um ſich und ihn den erbergebenen Ungarn zu empfehlen. Man hat Maria Thereſe oft gegen Catharina II. in Vortheil zu ſetzen verſucht, indem man hervorhub, daß ſie eine treue Gattin und eine Mutter von ſechzehn Kinder geweſen ſei. Wir wollen dieſen Ruhm nicht antaſten. Es iſt Mode heutzutage geworden, auf den Thronen zugleich mit der Fürſtengröße das Familienglück zu ſuchen, obgleich die Geſchichte lehrt, daß nichts unverträglicher ſei als gerade dieſe beiden Eigenſchaften miteinander, und daß es, wenn beide als zuſammen beſtehend geprieſen werden, mit der einen oder mit der andern nicht richtig beſtellt ſei. Es iſt plötzlich eine übel angebrachte Sentimentalität in die hohen Regionen gedrungen; man möchte gerne ſo weit gehen, eine Fürſtin nach der Anzahl ihrer Wochenbetten und nach den Beweiſen von Eiferſucht und Zärtlichkeit, die ſie ihrem Gemahl gibt, als groß und für den Thron geeignet zu preiſen, während man zu gleicher Zeit einen alten gekrönten Familienvater überſchwänglich lobt, weil er ſo vortrefflich ſeine Gelder anzulegen und für ſeine Söhne und ſeiner Söhne Söhne zu ſorgen verſteht. Alles dieſes iſt neu, und das achtzehnte Jahrhundert kennt dieſe Sentimentalität nicht. Der Fürſt iſt dazu da, um ſein Volk groß und glücklich zu machen,

den Namen, den er trägt, mit den Segnungen und Lorberkränzen, die Klio ſpendet, zu krönen, iſt er dabei noch ein guter Familienvater, ein edler Gatte, ſo iſts gut, aber ſeinen Ruhm vermehrt dies nicht, ſeine Stellung wird hierdurch nicht um den geringſten Theil vollkommener und glänzender. Des Fürſten Gemahlin iſt der Ruhm, ſeine Kinder ſind die Millionen ſeiner Unterthanen, ſeine Geliebte iſt das Glück ſeiner Staaten, ſein Haus und ſein Herd iſt Europas Staatengeſchichte. Nähme man an, daß die Fürſten bei Darlegung ihrer glücklichen Familienverhältniſſe einen Zweck verfolgten, ſo wird dieſer ſicherlich nicht erreicht; denn den Völkern, ſo wie ſie in der Wirklichkeit ſind, und nicht ſo wie ſie eine weichliche Philoſophie à la Rouſſeau ſich träumt, wird durch excluſive Fürſtengröße weit mehr imponirt, als durch die Leutſeligkeit und das Familienglück auf dem Throne, das die Balkons betritt und ſich vor die offenen Fenſter ſtellt um Allen ſichtbar zu werden. Die furchtbare und ſchonungsloſe Kritik, die ſtets die Maſſe übt, fällt über das Familienglück auf dem Throne unbarmherzig her; iſt es Schauſpiel geweſen, ſo war's umſonſt, denn es täuſchte Niemand, war es Wirklichkeit, ſo iſt's bitter grauſam, denn die rührendſte Heimlichkeit des Glücks, die Gattentreue und die Kindesliebe, Schätze, die jeder Privatmann mit einer gewiſſen keuſchen Scheu

dem Auge der Oeffentlichkeit verbirgt, weil die Welt doch nicht verſteht was man ihr zeigt, iſt hier von einem edlen Fürſten mißverſtehend und mißverſtanden dem Urtheil des großen Haufens preis gegeben worden.

Aus Obigem hervorgehend iſt es deutlich, daß Maria Thereſe als eine individuelle Erſcheinung aufzufaſſen, ſie als Frau in den Schwächen und glänzenden Eigenſchaften ihres Geſchlechts zu portraitiren, eine wenig lohnende Aufgabe iſt, da von ihrer Perſönlichkeit nicht viel zu berichten iſt, und dieſes Wenige, wenn der Biograph es nicht ſehr behutſam anfaßt, leicht zu dem Nachtheil der großen Frau ausfallen könnte, denn dieſe gerühmten häuslichen Tugenden ſind, wie geſagt, vorſichtig und ſchonend mit dem Lichte der Oeffentlichkeit zu beleuchten, wenn ſie nicht gerade ihren Hauptreiz, das Geheimnißvolle und ſich abſichtlich Verhüllende, verlieren wollen. Wir wollen annehmen, daß Maria Thereſe wirklich eine ſo muſterhafte Gattin und Mutter war, und es iſt kein Grund nur irgend hieran zu zweifeln; ſo wollen wir gerade ſo wenig als mögl'ch von dieſen Tugenden ſprechen, weil ſie ihrer Natur nach kein Gegenſtand ſind, von denen man weitläufig und ruhmpreiſend zu reden hat. Die andere Seite der Medaille zeigt Thereſens Bild als Kaiſerin-Königin, als politiſche Perſon, und da iſt, um von ihr genügend zu reden, nur nöthig,

eine detailirte Aufzählung der Kriegsereigniſſe ihrer Zeit hinzuſtellen. Eine ſolche Aufzählung zu geben, wenn ſie nicht ſehr innig mit der Perſönlichkeit des Gegenſtandes, deſſen Bild wir eben zeichnen, zuſammenhängt, iſt nicht unſere Abſicht, und bei Maria Thereſe dünkt es uns, als wenn ſie ſelbſt ſehr wenig betheiligt erſchiene bei dem Sturm und dem Gedränge um ſie her. Nicht wie Catharina erwirbt ſie ſich durch geniale Kühnheit einen Thron und erhält ſich ihn durch fortgeſetzte Thaten des grenzenloſeſten Muthes, der ewigwachen Vorſicht, des politiſchen Hazardſpiels, des prachtvollen Gepränges und der verhüllten Intrigue; ſondern ſie beſitzt ihn mit dem ruhigen Trotz, mit dem man ein längſtgewohntes Gut beſitzt. Catharina iſt ſtets ſelbſt auf dem Theater. Während es um ſie brauſt und ſtürmt, ſieht man ihre fliehende Geſtalt über die Bühne eilen, bald mit der Fahne, bald mit dem Schwert, bald mit dem Cruzifix bewaffnet; immer ſie — Niemand anders als ſie — und immer thätig, immer den Zuſchauer bei ſtockendem Athem erhaltend durch ihr gewagtes und blendendes Spiel. Maria Thereſe verſchwindet, nachdem ſie eine einzige feurige Jugendthat vollbracht, in das Dunkel ihrer Familiengemächer, wo ſie ſich zur Seite eines ſchwachen, von ihr verhätſchelten, guten Mannes ſetzt, und Geſetze für ihre Hauptſtadt nebſt Andachtbu-

chern für ihre Familie ſchreibt. Zwiſchendurch erhebt ſie ſich und gibt eigenſinnig ihren Machtſpruch ab. Ihre Miniſter und ihre Feldherrn kämpfen. Dieſe Miniſter — oder eigentlich dieſer Miniſter, denn es iſt immer nur Kaunitz, der ſich bemerkbar macht — und dieſe Feldherrn ſind große und bedeutende Talente: ſie übernehmen die Arbeit und führen ſie aus. Wir wollen dieſe Behauptungen durch die Darlegung der kurzgefaßten politiſchen Geſchichte Maria Thereſens zu beweiſen ſuchen; dann wollen wir ein wenig — wir ſagen ein wenig — die Perſönlichkeit der Fürſtin betrachten.

Das öffentliche und Staatsleben Maria Thereſens fällt in drei Hauptepochen: die erſte iſt ihr Kampf um ihre Krone, dauert von dem Tode Carl VI. 1740 bis zum Aachner Frieden 1748; die zweite faßt den ſiebenjährigen Krieg in ſich, ſchließt mit dem Hubertsburger Frieden und der Krönung Joſeph II. zum römiſchen König 1764. Die dritte, den bairiſchen Erbfolgekrieg und die Theilung Polens in ſich faſſend, endet mit der Kaiſerin Tode 1780. Dieſe vierzig Jahre umfaſſen ein ewiges Getümmel des Kriegs, ein Durcheinander von Friedensſchlüſſen und Kabinetſtreitigkeiten, ein diplomatiſches Gewirre, ein waghalſiges Kämpfen auf der einen und ein feiges politiſches Schleichen auf der andern Seite, und all die Noth, das Gezänk, der Tumult endet

endlich damit, daß Alles gerade ſo bleibt, wie es am Anfange des Streites geweſen iſt. Nur ein prachtvoller Zug Berühmtheiten geht aus dem Schutt und den Flammen der niederſtürzenden Städte, der verwüſteten Saaten hervor, Fürſten, Feldherrn, Miniſter — alle glänzend und im Ruhm ſtrahlend. Kein Jahrhundert iſt günſtiger für die Schauſtellungen des Ruhms geweſen als das achtzehnte. Die Völker bluteten und ſtarben, damit die Fürſten glänzten und ſiegten. Aber dieſer Fürſtenglanz war kein unfruchtbarer — wie es jetzt oft darzuſtellen beliebt wird; er verklärte und weihte den Opfertod der Völker. Mit dem ſtrahlenden Namen des Fürſten vereinte ſich der Name der Nation, und will dieſe in Wahrheit Ruhm und Größe, nicht blos materiellen Beſitz und aufgeſtapelten Reichthum, ſo ſcheint mit Strömen Bluts ein ſo koſtbarer Name, wie der Friedrich des Großen, nicht zu theuer erkauft.

Carl VI. hatte durch die bekannte pragmatiſche Sanction das Erbfolgerecht in weiblicher Linie feſtgeſetzt, demnach, da er nur zwei Töchter hinterließ, erbte Maria Thereſe, geboren zu Wien 1717, den Thron. Sie beſtieg auch ſofort nach des Vaters Tode den Thron von Ungarn, Böhmen und Oeſtreich 1740, indem ſie zugleich ihren Gemahl, den Herzog Franz Stephan von Lothringen mit ſich erhob, dem ſie 1736, da ſie neunzehn Jahr alt

war, die Hand gereicht hatte. Somit zierte die angeerbte Krone ihr Haupt, da ſie eben ihr vierundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte. Kaum war ſie jedoch in Beſitz ihres Erbes getreten, als von allen Seiten Proteſtationen einliefen. Die Gültigkeit der pragmatiſchen Sanction und der letzte Wille Carl's VI. wurden von einer Anzahl Bewerber zu gleicher Zeit angegriffen. Der Erſte, der ſich ins Erbe ſetzen wollte, war der Churfürſt Carl Albrecht von Baiern, der von Anna, der älteren Tochter Ferdinand I. abſtammte, der in ſeinem Teſtamente feſtgeſetzt hatte, daß, im Fall die männliche Linie erlöſche, die Thronfolge von Böhmen und Oeſtreich auf ſeine Töchter und deren Erben übergehen ſollte; der Zweite war Philipp V., König von Spanien, der als männlicher Habsburg, vermöge der Familienverträge von 1617, Anſprüche auf den öſtreichiſchen Thron machte. Zu dieſen zwei geſellten ſich mit zwar geringeren, aber ebenfalls hartnäckig behaupteten Forderungen Carl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme Catharina's, zweiter Tochter Philipp II. und verlangte Mailand. Joſeph I. älteſte Tochter war an Auguſt III., Churfürſten von Sachſen vermählt, und aus dieſem Grunde verlangte auch Auguſt Antheil am Erbe. Die Churfürſten von Cöln und Pfalz geſellten ſich gleichfalls zu den Fordernden. Maria Thereſe war entſchloſſen, Kei-

nem etwas zu gewähren, ſondern ihr Erbe ungeſchmälert für ſich zu behalten. Um dieſen Entſchluß zu faſſen gehörte Muth dazu — oder wenn wir es näher, freilich nicht im öſtreichiſchen Sinne und nicht ſo ſchmeichelhaft für Thereſien bezeichnen wollen — Unkenntniß der Gefahr. Als junge vierundzwanzigjährige Frau konnte ſie auch unmöglich den ganzen Umfang ihrer bedrohten Stellung überſchauen. Lobenswerth war ihr Eifer, ihr Erbe ganz für ſich zu behalten, doch welcher Fürſt hätte einen ſolchen Eifer nicht gehegt? Der Kampf begann. Der Churfürſt von Baiern, den Frankreich unterſtützte, ließ ſofort (im Juli 1741) zwei ſtarke Heere über den Rhein und die Maas vordringen. Friedrich II., ehe er ſeine Feindſeligkeiten gegen Oeſtreich begann, hatte Thereſen Vorſchläge gemacht. Er hatte ſich vier ſchleſiſche Fürſtenthümer erbeten, und wenn er dieſe erhalten, verſprach er die junge Königin in ihrem Rechte zu ſchützen und gegen ihre Feinde ein Heer zu ſtellen. Als er mit Stolz und Erbitterung von der Erbin abgewieſen wurde, rückte er am 23. Dec. 1740 in Schleſien ein. Maria Thereſe hätte vielleicht ſchon hier mit ein wenig Nachgibigkeit ſich einen mächtigen Bundesgenoſſen gewonnen; ſie, die gar keinen damals hatte und ganz allein ſtand. Man hat dieſes als Muth, als edlen Stolz geprieſen; ſei es; allein es ſcheint, daß,

wenn wir die Blätter der politiſchen Geſchichte dieſer Fürſtin entfalten, wir hier zuerſt auf eines treffen, auf dem ſehr deutlich die Spuren von Eigenſinn und Unkenntniß ihrer Lage verzeichnet ſind.

Dieſem Zuſammentreffen Maria Thereſens mit Friedrich II. ſuchen übrigens die öſtreichiſchen Schriftſteller einen beinah fataliſtiſchen Charakter zu geben. Dieſen Schilderungen zufolge erſcheint Friedrich durch Oeſtreich gerettet, um ſpäter Oeſtreich mit Undank zu lohnen. Seckendorf, der öſtreichiſche Geſandte, wird erzählt, habe damals, als Friedrichs Vater, erzürnt über den Fluchtverſuch des Sohnes, dieſen zum Tode verurtheilte, um des Prinzen Leben gebeten, und der König habe ihm, die Bitte gewährend, zornig zugerufen: „Nun Oeſtreich wird noch ſehen, welche Schlange es im Buſen genährt.“ So ſei denn Friedrichs Exiſtenz unheilbringend für Oeſtreich geworden, und Maria habe dieſes Gefühl ſchon empfunden, als Carl VI. ſie aufgefordert, Friedrich zum Gemahl anzunehmen. Sie habe ihn nicht gemogt, und eine innere Stimme habe ihr geſagt: dieſen mußt du fliehen! So erklären die ſich um myſtiſche Motive kümmernden Geſchichtſchreiber Oeſtreichs den Abſcheu und beinah Haß, den die Kaiſerin gegen Friedrich hegte, und die Zeit ihres Lebens hindurch gehegt hat. Die Wahrheit iſt, daß jedesmal, wenn Friedrich ſich ihr zu

nähern verſuchte, und er verſuchte es oft, ſie ihn mit empörender Kälte und mit einer beleidigenden Eile zurückwies. Friedrich hatte kein Glück bei den Frauen: von Eliſabeth wurde er gründlich gehaßt, von Maria zwar niemals offen, aber geheim eben ſo entſchieden verfolgt. Nur Catharina war das einzige gekrönte Weib, das groß genug fühlte und dachte, den großen „Mann" neben ſich nicht mit Neid, ſondern mit Freundſchaft und Bewunderung anzuſehen.

Der Zurückweiſung der Vorſchläge Friedrichs folgten nun raſch ſeine Thaten: zu Ende Januar 1741 war ganz Schleſien in preußiſcher Gewalt. Die Schlacht bei Molwitz am 10. April, die der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau gewinnen half, vervollſtändigte dieſe Errungenſchaft von Friedrichs Waffen. Während der König, ſeine Vortheile verfolgend, tief in Mähren eindrang, kamen die franzöſiſchen Heere über den Rhein, die Baiern drangen bis Paſſau vor. Der Churfürſt von Baiern nahm den 14. Auguſt 1741 Linz ein und ließ ſich als öſtreichiſchem Erzherzog huldigen; die vereinigten Heere drangen bereits auf die Uebergabe Wiens. Hier nun erſchien Thereſe, die ſich nicht anders zu retten wußte, in Preßburg, den 11. Septbr 1741, vor dem verſammelten Adel und den Ständen Ungarns und rief dieſe kriegeriſche Nation, deren Krone ſie vor drei Mo-

naten feierlich in Empfang genommen, zu ihrem Retter auf. Im Königsſchmuck des heiligen Stephan, mit dem Schwerte umgürtet, dabei ihren ſechs Monat alten Sohn Joſeph auf dem Arme, hielt die junge Frau eine feurige Rede, in der ſie zeigte, wie die Tugenden ihrer großen Ahnen in ihrer Seele eingebürgert waren, und wie ſie mit dieſen Tugenden klug die verführeriſchen Reize des verlaſſenen und verfolgten Weibes zu verbinden wußte. In dieſer einzigen Scene erſchöpfte Maria Thereſe die ganze Poeſie ihres Lebens, hier allein ſehen wir ſie als Individuum wirken: der volle Lichtſtrahl der Geſchichte fällt auf ihr Haupt; ſpäter verliert ſie ſich unter den Maſſen, und immer ſchieben ſich ihre Miniſter und Generale, ſpäter ihr Sohn vor, wenn wir ſie ſuchen. Wir müſſen alſo großes Gewicht auf dieſe Einzelthat richten, und wenn ihre prüden und lächerlichen Geſetze, die ſie ſpäter gab, und durch die ſie zugleich mit dem Geiſt der Geſchichte den der Menſchenwürde beleidigte, uns widrig berühren, ſo müſſen wir an dieſen Auftritt denken, um uns zu vergegenwärtigen, daß doch Größe und Genialität in dieſer Frau war, die ſpäter ſo eng bürgerlich hanthirte. Die Wirkung, die jenes heldenmüthige Erſcheinen hervorbrachte, war mächtig. Die ganze Nation war enthuſiasmirt: die Jünglinge und Männer, ganz Flamme und zündender Wetterſtrahl, ſchwuren der Köni-

gin Treue bis in den Tod und Errettung von ihren Feinden. Die Säbel blitzten aus den Scheiden, und wie aus einem Munde tönten die Worte: „Wir wollen ſterben für Thereſia, unſern König!“

Friedrich, dieſer feine Menſchenkenner auf dem Throne, vernahm nicht ſobald die begeiſterten Auftritte in Preßburg, als er nach machiavelliſtiſchen Motiven handelnd, durch glatte Klugheit und diplomatiſche Beredtſamkeit die Flamme des ſchönen Enthuſiasmus, die ſo hoch emporloderte, zu dämpfen verſuchte. Er ſchickte einen Geſandten nach Ungarn und ließ der Nation feurige Complimente machen; drückte ſein Bedauern aus, wenn er ſich gezwungen ſehen würde, gegen ein Volk, das ſo edel ſei und das er in ſo hohem Grade achtete, ſeine ſiegreichen Waffen zu wenden. Er bat ſie bei ihrem ſchönen Schwur es bewenden zu laſſen und nichts zu unternehmen; die Königin könne doch nicht gerettet werden. Maria erfuhr dies, und jetzt haßte ſie Friedrich erſt recht, da ſie merkte, wie er heimlich zu vernichten ſtrebte, was ſie durch perſönliche That als Weib und Fürſtin errungen. Der preußiſche Botſchafter Gotter erhielt den Befehl, innerhalb 24 Stunden Wien zu verlaſſen. Nun drangen alle dieſe phantaſtiſch wunderſamen Völkerſtämme vor, die das civiliſirte Europa des achtzehnten Jahrhunderts an die längſtvergeſſenen bruta-

len Horden des Mittelalters erinnerten, nun betraten den Schauplatz des Krieges jene Cumanen, Panduren, Wallachen, Tolpatſchen, die den Krieg auf gut tartariſch führten und mit derſelben Taktik zu ſiegen ſich vorſetzten, mit der Attila ſeine Hunnenſchaaren ſiegen gemacht hatte. Die Franzoſen erſchracken entſetzlich über dieſe grotesken Geſtalten, und es gehörte eine große Anzahl chansons und Pariſer Epigramme dazu, um das Heer immer wieder ins Feld zu treiben. Eine zweite Hülfsquelle für Thereſe in dieſer Epoche ihrer drohendſten Gefahr war die moraliſche Schwäche ihres Gegners, des Churfürſten von Baiern, der nicht als Feldherr und Fürſt, ja nicht einmal als Mann zu handeln verſtand. Statt dem kühnen Friedrich, der bis Mähren vorgedrungen war und ſchon in Krems und Stockerau weilte, ſich ſofort anzuſchließen, Wien's ſich zu verſichern, ging der unkluge Fürſt nach Prag, ließ ſich dort krönen zum Könige und das Jahr darauf (den 24. Januar 1742) in Frankfurt zum Kaiſer. Dieſe prahlenden Schritte machten ihn bei den Bundesgenoſſen lächerlich und verhaßt; es war als wendete ſich das Glück von dieſem Augenblicke unwillig von ihm, da er voreilig deſſen Zeichen angenommen hatte. Georg II. von England erklärte ſich jetzt entſchieden, daß er als Garant der pragmatiſchen Sanction Mariens Rechte auf das Erbe unterſtützen

werde. Ein Heer von Hannoveranern, Heſſen und Briten rückte in die Niederlande ein, und eine zweite Abtheilung ſollte mit den Franzoſen und Baiern im Innern Deutſchlands kämpfen. Die Generalſtaaten gaben ihrerſeits anfangs Geld, ſpäter ebenfalls Mannſchaft. Nun war Hülfe da. Das Beiſpiel der Ungarn hatte gewirkt; alle Welt fing ſich jetzt an für Thereſe zu intereſſiren. In England trug man ihr Bild in Ringen und Gürtelmedaillons; die engliſchen Damen unterzeichneten eine Million Gulden, die Herzogin von Marlborough allein funfzigtauſend Pfund. Maria Thereſe, in einem ſehr richtigen Stolze, nahm dieſe Gelder nicht an. Die Franzoſen wurden nun aus ganz Oeſtreich vertrieben; der eben gekrönte Kaiſer ſogar aus ſeinem Erblande, Baiern, verjagt, und gezwungen in Frankfurt von einer Penſion zu leben, die dem länderloſen Fürſten der Prinz von Thurn und Taxis auswarf. Friedrich willigte ein, nach der Schlacht bei Czaslau, die er gewann, Frieden zu ſchließen, und der Breslauer Traktat (1742) kam zu Stande. Der König erhielt Ober- und Niederſchleſien mit der Grafſchaft Glatz.

Thereſe, obgleich wol fühlend, daß das Glück ſie auffallend begünſtigt habe, und daß die Erfolge, die ſie erlangt, faſt wie durch ein Wunder ihr zu Theil geworden, kam auf ihren alten Satz zurück, daß die Erbſchaft

ihr ungeſchmälert bleiben müſſe, und daß daher Schleſien nicht verloren bleiben dürfe. Fürs Erſte ſuchte ſie Baiern als Pfand zu behaupten; Khevenhüller und Nadasdy drangen in das Churfürſtenthum ein; die Franzoſen und die Kaiſerlichen wurden verdrängt; durch die Convention von Kloſter Niederſchönfeld gelangten die feſten Plätze Ingolſtadt, Straubing und Reichenhall in öſtreichiſche Hände und Maria Thereſe ließ ſich feierlich huldigen im Lande ihres Vetters, der vor kurzem in ihrem Lande ſich hatte huldigen laſſen. Der arme Carl VII. war nun ganz gedemüthigt und ſah, unmännlich und feig, ſeinen einzigen Troſt darin, daß er ſeine Feindin um Gnade bitten wolle. Die Engländer erſchienen ebenfalls in Deutſchland, Georg II. von ſeinem Sohne gefolgt, von dem ſchönen und ritterlichen Herzog von Cumberland, und die mörderiſche Schlacht zu Dettingen war Thereſens Sache äußerſt günſtig; ſo wurde auch neue Hoffnung und neuer Ruhm gewonnen durch des Prinzen Carl von Lothringen Uebergang über den Rhein. Dieſe ſchnell aufeinander folgenden günſtigen Erwerbungen riefen die nie ſchlummernde Wachſamkeit Friedrichs zu ſchnellen Thaten. Wenn Thereſe ſo fortfuhr zu ſiegen und mächtige Freunde ſich zu erwerben, ſo konnte ſie mit Erfolg hoffen, Schleſien ſich wieder zu erobern: Friedrich that alſo, was er immer zu thun

pflegte, er wartete den Angriff ſeiner Feinde nicht ab, ſondern griff zuerſt an, und ſo ſtürzte er ſich auf Prag, eroberte es, während die Armeen Oeſtreichs und Englands am Rhein beſchäftigt waren, und ließ daſelbſt nochmals den Schattenkaiſer Carl VII. krönen. Die öſtreichiſchen Schriftſteller können nicht genug Uebles von dieſem neuen Angriff Friedrichs ſagen: ſie ſehen darin Treubruch und Hinterliſt. Der König habe einſt offen erklärt, er ergreife nur die Waffen um Deutſchland ſeine Freiheit, dem Kaiſer ſeine Würde und ſein Land, und Europa die verlorene Ruhe zu geben, und jetzt erfahre man, daß der zu Frankfurt (d. 13. Mai 1744) zwiſchen Preußen, dem Kaiſer, Ludwig XV., Churpfalz und dem Könige von Schweden (als Landgrafen von Heſſen-Caſſel) geſchloſſene Bund einen geheimen Artikel berge, demzufolge dem König, wenn es gelänge dem Kaiſer die Krone zu ſichern, als Erſatz für die Kriegskoſten der Königsgrätzer, Leutmeritzer und Bunzlauer Kreis zu eigen fallen ſollten. Friedrich, der immer nur an ſeinen Ruhm, an die Vergrößerung ſeiner Staaten dachte, machte ſich aus dieſen Verunglimpfungen wenig; er lachte darüber, wenn man ihm ernſtlich zutraute, der Friede Europas, die Unzerſtückelung des heiligen römiſchen Reiches, oder die Aufrechthaltung dieſes oder jenes alten Uebereinkommens läge ihm irgend wie am Herzen.

Er brauchte die üblichen Phraſen, wo er ſie zu ſeinem Nutzen anwenden konnte, er ſpottete über ſie, wo ſie ihm hinderlich waren.

Der kecke Schritt Friedrichs hatte nicht die groß-artigen Erfolge, die der König gehofft; die Franzoſen, auf die er ſich verließ, zeigten ſich — wie ſie ſich oft und faſt immer in dieſem Kriege zeigten, als ſchwach und unzuverläſſig: Friedrich mußte ſich fürs Erſte begnügen, den Elſaß von den Oeſtreichern frei zu machen, und München dem Kaiſer wiederzugeben, der nun wenigſtens den Troſt hatte, in der Stadt ſeiner Väter ſich ruhig niederzulegen und zu ſterben. Carl VII. verſchwand vom Schauplatz am 20. Januar 1745. Auch dieſer Tod kam Thereſen unverhofft zu ſtatten. Sein Nachfolger Maximilian Joſeph verzichtete auf jede Anſprüche, indem er ſich nur ausbedang, daß ſeinem Vater der Kaiſertitel bliebe. Maria Thereſe erkannte den „todten" Kaiſer bereitwillig an. Aber ſie gab dieſes Geſchenk, völlig ohne Bedeutung, auch nicht umſonſt; ſie ließ ſich von dem Churfürſten dafür ſeine Stimme zuſichern für ihren Gemahl Franz bei der Kaiſerwahl. Wenn dieſe Angelegenheit ſich ſchon beſonders erſprießlich für ſie ordnete, ſo war drei Monate früher ein noch weit günſtigerer Akt für ſie ins Leben getreten: nämlich in der Quadrupelallianz zu Warſchau (8. Juni 1745), in der

ſich England, die Generalſtaaten, der König von Polen, als Churfürſt von Sachſen als Garanten der pragmatiſchen Sanction öffentlich bekannt hatten, und Polen und Rußland zum Beitritt veranlaßten. Nun ſtand die verlaſſene Frau mächtig da, und an Friedrich war es jetzt an ſeine Rettung zu denken.

Jetzt ſehen wir alle Blicke Europas auf Friedrich gerichtet; jetzt beginnt der preußiſche Adler, dieſer intereſſante Raubvogel, ſeinen Flug Wir ſehen die Pfeile, die zahllos in die Luft fliegen, die Sennen ſeiner ſtarken Flügel ſtreifen, ihn zuckend niederfallen machen; wir ſehen ihn den Boden mit ſeinem Blute färben, aber immer wieder neu ſich erheben, wenn wir ihn ſchon getödtet wähnten. Es iſt ein Unglück für Maria Thereſe, einen ſolchen Feind zu haben, der groß ſchon im Glück war, aber unüberwindlich wurde, wenn er geſchlagen ward. Es folgen jetzt die Schlachten, an deren Zahl und Glanz das Auge des Kriegers ſich ergötzt, die das Entzücken eines jungen, kühnen, aufſtrebenden Volkes waren, das in jedem dieſer Siege eine Berechtigung mehr ſah, ſeinen Fürſten anbetend zu lieben, ihn aufopfernd zu bewundern: es folgen die Namen: Habelſchwerdt, Hohenfriedberg, Hemersdorf, Keſſelsdorf. Der Dresdner Friede 1745 ſchloß dieſen Feldzug. Friedrich hatte aber nicht verhindern können, daß Thereſens Ge-

mahl Franz zu Frankfurt zum römiſchen Kaiſer gekrönt, und von ganz Deutſchland anerkannt wurde.

Wir nähern uns hier einem Epoche machenden Factum in dem Regentenleben Maria Thereſens, nämlich ihrer Verbindung mit Kaunitz. Zum erſtenmal, im Frieden von Aachen, ſehen wir dieſe anziehende und einflußreiche Geſtalt zur Seite der Fürſtin erſcheinen, um ſie bis zu ihrem Tode nie wieder zu verlaſſen. Kaunitz iſt es, der jetzt denkt, Kaunitz iſt es, der jetzt handelt; wenn der Name der Kaiſerin irgendwo bei einer wichtigen Handlung ſteht, ſo iſt immer der ſeine damit gemeint. Kaunitz iſt's, der ſie zu der Einwilligung in die Theilung Polens bringt, Kaunitz, der ſie veranlaßt an die verhaßte Pompadour zu ſchreiben. Wir ſehen hier das noch nie dageweſene Beiſpiel eines Miniſters, der unbeſchränkt über ſeine Fürſtin herrſcht, ohne mit ihr durch andere, als durch die Bande der Politik verbunden zu ſein.

Wir dürfen den Gang der Begebenheiten nicht unterbrechen, ſonſt würden wir hier ſogleich über dieſen merkwürdigen Mann, der die Phyſiognomie des Jahrhunderts ſo ſcharf ausgeprägt an ſich trägt, eine Schilderung einſchieben; wir verſparen jedoch dieſe bis auf den Schluß unſerer Skizze.

Die erſte große und wichtige Entſcheidung, zu der Kaunitz die Kaiſerin veranlaßte, war, ein Bündniß mit

Frankreich einzugehen. Bei dem Abſchluß des Aachner Friedens hatte Oeſtreich Urſache gefunden nicht ganz zufrieden zu ſein mit ſeinen Bundesgenoſſen, England und Holland. Die Streitigkeiten in den Niederlanden hatten dies gezeigt. Kaunitz ſchlug im verſammelten Staatsrathe der Kaiſerin vor, ſich von den Seemächten völlig zu trennen und ſich Frankreich entſchieden zu nähern. In der Allianz mit Frankreich und Rußland, ſagte er, würde Großes für Oeſtreich zu erreichen ſein. Dieſes Bündniß kam 1756 zu Stande. Jetzt erhoben ſich Frankreich und Oeſtreich gegen England, dem ſich raſch Preußen verbündete.

Kaunitz war groß, denn er erkannte Friedrichs Größe, die Maria Thereſe nicht erkannte, er ergriff jetzt das Mittel, ihn, dem er keinen großen Feldherrn entgegen ſetzen konnte, durch die Maſſen niederzuſchmettern, und es war ihm in der That gelungen, eine ungeheure Macht, die verbündeten Oeſtreicher, Ruſſen, Franzoſen, die Reichsvölker, die Schweden und die Sachſen gegen Friedrich in Waffen zu bringen. Aber materielle Macht hat noch nie über den Geiſt geſiegt. Der Friede zu Hubertsburg iſt ein Beweis mehr für dieſen Satz.

Der Aachner Frieden beendet die erſte Epoche in Mariens Regentenleben, er ſchließt den Kampf um ihre Krone und ihr Erbe ab, die beide ihr hinfort geſichert

blieben bis auf Schleſien, das verloren war und blieb, und deſſen Verluſt die Fürſtin aus einem gewiſſen Antrieb der Ehre und des Eigenſinns, beide Eigenſchaften miſchen ſich oft ſeltſam in ihren Entſchlüſſen, nicht verſchmerzen konnte. Sie, die als ſie den Kampf begann, gewärtig ſein mußte Alles zu verlieren, war, als der Kampf beendigt, nicht zufrieden mit den oft an ein Wunder grenzenden Zugeſtändniſſen des Glücks. Sie achtete es gering, wie es ſcheint, daß der Kaiſer ihr zur gelegenſten Zeit ſtarb, daß England ſich plötzlich und ſo wirkſam für ſie entſchied und dadurch die anderen Mächte, die da zögerten und unſchlüſſig waren, mit zu ihrem Schutze herbeizog; ſie achtete ferner den gar nicht vorauszuſehenden Glücksfall nicht, daß Eliſabeth von Rußland, aufs Neue perſönlich durch Friedrich gereizt und in Zorn gebracht, ſich auf das entſchiedenſte für Oeſtreich erklärte und die ungeheuren Truppenmaſſen, über die ſie befahl, zu Hülfe ſendete. Der Aachner Frieden hätte Thereſe auf den Knieen ſehen ſollen, dem Himmel dankend, der ſie auf einem Throne erhalten hatte, den faſt ganz Europa ihr zu entreißen ſich verbündet hatte, allein er fand ſie mißvergnügt über den Verluſt von Schleſien und einigen an Sardinien abgetretenen Bezirken von Mailand, Parma, Piacenza und Guaſtalla ſchmollend.

Jeder Friedensſchluß enthält den Keim zu künftigen

Kriegen; ſo auch der Aachner Traktat, der ſchwankender und unbeſtimmter abgefaßt war, als ſeine nächſten Vorgänger. Ludwig XV., jetzt der Verbündete Oeſtreichs, war entſchloſſen, die ſpärlichen und welken Lorbern, die ſeine Heere bisher eingeerntet, durch neue, friſche und zahlreiche zu erſetzen. Von den verbündeten Mächten fingen nun Frankreich und England offenen Krieg miteinander an, während Oeſtreich und Preußen im Geheim miteinander grollten. Friedrich ſuchte auch hier den erſten Schritt zu gewinnen, und er that dies durch die allerdings nicht zu entſchuldigende Plünderung des Dresdner Archivs, deſſen Repoſitorien dem von ihm beſtochenen Kabinets-Kanzelliſten Menzel offen ſtanden. Hierdurch erfuhr er die Plane, die die verbündeten Höfe von Wien, Petersburg und Dresden gegen ihn ſchmiedeten. Aus dieſen Schriften ſchuf Friedrich eine Anklage gegen die Höfe, und ohne die Antwort oder Vertheidigung der Angeklagten abzuwarten, war er ſchon am 29. Auguſt 1756 mit einem zahlreichen Herr in Sachſen, und durch daſſelbe ziehend an der böhmiſchen Grenze.

Die Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges ſind ſehr bekannt; es liegt durchaus nicht im Zwecke dieſer Darſtellung, Beſchreibungen, die ſich anderswo finden, hier wiederum einzuſchalten. Wir bemerken nur,

daß die Geſtalt Maria Thereſens von der Schaubühne faſt ganz verſchwindet, und wir müſſen ſie in der Hofburg zu Wien aufſuchen, wo ſie ſich mit den Sitten ihrer Hauptſtadt beſchäftigt und, ſich um die inneren ſtaatlichen Einrichtungen kümmernd, Umgeſtaltungen und Verbeſſerungen anordnet, Verbeſſerungen, die oft keine waren.

Was den Krieg ſelbſt betrifft, ſo iſt's dem Ehrgeiz und dem Eigenſinn der Kaiſerin nicht zu verzeihen, daß ſie ſtets die Feindſeligkeiten noch weiter fortgeſetzt wünſchte, und daß ſie die wiederholten Anträge Friedrichs, Frieden zu ſchließen, von der Hand wies. Sie, die als Muſter frommer Fürſtentugenden geprieſen wird, ſie konnte es ertragen, das maaßloſe Elend, das Krieg, Seuchen und Hungersnoth in allen Gauen Deutſchlands, in ihren eignen Erbländern nicht minder, auf grauſenvolle Weiſe zur Schau legten, mit ruhigen Blicken anzuſehen und immer nur die Plane der Wiedereroberung des Verlorenen vor Augen zu haben. Als alle Welt ſchon den Frieden wollte, wollte ſie ihn noch immer nicht; auf ihre Bruſt allein drückte nicht die ſchwüle, von Blutdünſten und Peſthauch geſchwängerte Atmoſphäre; ſie beachtete in all dem Jammer, in dem Durcheinander drohender Geſchicke und großer Entſcheidungen nichts als ſich und ihr verkürztes Erbe. Wenn dies nicht Fürſtenegoismus iſt, ſo gibt es keinen.

Im Jahre 1765 folgen nun die ſo oft geprieſenen Schauſtellungen der Wittwentrauer. Ein Fürſt ſtirbt, von dem die Geſchichte nichts zu erzählen hat; aber er iſt der Gemahl Maria Thereſens, ſie hat ihn mit exemplariſcher Treue geliebt, und ganz Europa muß daher ihre Trauer erfahren. Das alte Schloß zu Inſpruck, wo er geſtorben, wird zu einer Kapelle umgewandelt und Thereſe ſtiftet ein adeliges Damenkapitel, deſſen Aebtiſſin ſie werden will, um, der Krone entſagend, ewig in Trauer und Gebet an dem Sarge des Dahingeſchiedenen zu knien. Zum Glück läßt ſie ſich von dieſem Entſchluß abbringen und kehrt wieder in die Hofburg zu Wien zurück. Ein Jahr vorher (d. 24. März 1764) hat ſie ihren Sohn Joſeph zum Mitregenten angenommen, und den 3. April iſt er zu Frankfurt zum Kaiſer gekrönt worden. In dieſer Zeit vermählt ſie auch ihren Sohn Leopold mit der Infantin von Spanien. Kurz, eine Menge Familienangelegenheiten, von denen Europa Zeuge iſt; dazu kommt ein Krankenlager. Die Pocken befallen die edle Familienmutter und richten die Reſte ihrer Schönheit zu Grunde. Der Arzt Van Swieten erhält bei dieſer Gelegenheit europäiſchen Ruhm und wirkt gemüthlich, diplomatiſch und in gelehrten Miſſionen. Er iſt ein gütig behandelter Freund ſeiner Herrin, der er Rath gibt, und von der er gutmüthige

kleine Neckereien zu erdulden hat. Eine große Anzahl langweiliger Anekdoten dreht ſich einzig um dieſen Arzt Van Swieten und die Kaiſerin.

Wir gehen jetzt zu der dritten Epoche über, die die Betheiligung Thereſens an der Zerſtückelung Polens und an dem bairiſchen Erbfolgekrieg enthält. Die Einwilligung zu jener Theilung gab ſie, nachdem ſie erſt lange ſich hatte von Kaunitz überreden laſſen. Es iſt auffällig, daß ſie dennoch einwilligte. Eine Fürſtin, die ſtets Europa gegenüber ausgeſprochen hatte, daß ſie ihr Recht, und nur ihr Recht wolle, daß man nicht wagen dürfe auch den geringſten Theil ihres Erbes ihr vorzuenthalten, mußte nothwendig dieſelben Grundſätze auch auf die Rechte und das Beſitzthum anderer Völker und Souveraine ausdehnen. Man hat angeführt, ſie habe den Krieg vermeiden wollen, da Rußland und Preußen, im Fall Oeſtreich nicht gutwillig in jene Theilung willige, die Kriegserklärung ſchon bereit gehalten habe; freilich iſt dies ein trefflicher Grund, man könnte aber nur dann fragen weshalb, da ſie hier ſo ſchonend dachte über Menſchenleben und die Noth der Länder, ſie nicht auch ein wenig von dieſer achtbaren Geſinnung in Anwendung brachte, als es ſich um ihre eignen Intereſſen handelte? Bei jedem andern Fürſten wäre dieſe Frage aufzuwerfen müßig, denn die Politik und der Ehrgeiz,

ſo wie der Wunſch, ſich an Macht und Länderbeſitz zu vergrößern, ſiegen bekanntlich über manche Bedenken und Rückſichten: nur bei Thereſen iſt es nöthig, ſich nach den Motiven näher umzuſehen, da dieſe Fürſtin als die den ſtrengſten rechtlichen Prinzipien folgende Machthaberin geſchildert wird, als die einzige Unantaſtbare dem Machiavellismus ihrer gekrönten Zeitgenoſſen gegenüber. Bei der Theilung Polens hat ſie ſich wenigſtens als ſolche nicht gezeigt; oder ſollen wir annehmen, daß ſie ſchon damals ſich gar nicht mehr um die Geſchäfte kümmerte, daß ſie völlig in Andacht und Wittwentrauer verſenkt, Kaunitz unumſchränkt ſchalten und walten ließ? Sie befahl ihrem Geſandten in Berlin eine Note zu unterzeichnen, durch welche vorerſt die vollkommene Gleichheit der Antheile der drei Höfe feſtgeſetzt ward, daraufhin wurde der 1. September 1772 zum Tage der gemeinſchaftlichen Beſitzergreifung erklärt. Dem Könige von Polen, dieſem unglücklichen Stanislaus, deſſen tragiſche Geſtalt wir ſchon andern Orts näher geſchildert haben, wurde eine gemeinſchaftliche Erklärung über die Nothwendigkeit und Beſchaffenheit dieſer Theilung, und den verſammelten Reichsſtänden Abhandlungen über die ſtaatsrechtliche Begründung der Anſprüche der drei Reiche vorgelegt. Die öſtreichiſchen Archive mußten uralte Documente herliefern, und man ging hinauf bis zu dem

Lithauiſchen Jagello und die Königin Hedwig. Die Federn der Kanzelleien arbeiteten unermüdlich, und der unglückliche Reichstag in Polen war nicht minder zu bedauern, daß er dieſe Prachtſtücke koloſſaler deutſcher Gelehrſamkeit durchleſen mußte, als da er auf der andern Seite die glatte aber determinirte Impertinenz des ruſſiſchen Geſandten, der da befahl, ohne ſich viel auf Gründe einzulaſſen, hinnehmen mußte.

Im Jahre 1773 willigte Thereſe ein, den Jeſuitenorden aus ihren Staaten zu verbannen. Auch hierzu ließ ſie ſich lange bitten, denn ſie war dem Orden gewogen und ging nur zögernd auf die Beweiſe ein, die man ihr über die Gefährlichkeit der Väter anführte. Der Orden, wie nicht zu leugnen iſt, hat immerdar für Oeſtreich großen Nutzen geleiſtet.

Maximilian Joſeph III., Sohn jenes Churfürſten, nachmaligen Kaiſers Carl VII., der Thereſen ſo viel Widerwärtigkeiten bereitete, ſtarb ohne leibliche Erben, und es fragte ſich nun, wer Baiern in Beſitz nehmen ſollte. Das Churhaus Pfalz, über das ein Vetter Maximilians, Carl Theodor, regierte, machte Anſprüche, die als die nächſten und begründetſten erſchienen, und der Churfürſt ſchrieb Maria Thereſien „er wolle ſein Vertrauen auf den Kaiſerlichen Hof ſetzen, und mit ihm über die Erbfolgeſache übereinkommen.“ Dieſe offene und freimüthige

Erklärung ſchmeichelte Thereſen; ſie ſah es gern, daß man vor Allen ſie zur Schiedsrichterin erklärte. Sogleich wurden wieder die Archive geöffnet, und wie damals dem polniſchen Reichstag, jetzt dem Münchner Hofe eine gründliche Darlegung der Verhältniſſe und Rechte zugeſendet. Man unterhandelte im Stillen; den 31. December 1777 wurde mit Carl Theodor eine Convention abgeſchloſſen, derzufolge Oeſtreich jene Länderſtrecken ſich aneignete, die es 1426 durch die Belehnung vom Kaiſer Siegmund erhalten, dazu noch den Heimfall der böhmiſchen Lehen in der Oberpfalz. Auch wurde mit Zuziehung des Herzogs von Zweibrücken ein Tauſchprojekt unterhandelt, welches bezweckte, alle bairiſchen und pfälziſchen Lande gegen die Niederlande einzutauſchen. Auf dieſen letztern Plan ſcheint Oeſtreich viel Gewicht gelegt zu haben. Kaum wurden jedoch die Verhandlungen öffentlich, als Friedrich ſogleich Einſpruch that und ſogar dem Reichstag zu Regensburg eine förmliche Beſchwerde gegen den Wiener Hof eingab. Er verlangte, daß in Baiern Alles wieder in den vorigen Stand geſetzt werde. Man konnte ihm nicht anders als zurückweiſend hierauf antworten, und der Krieg nahm ſeinen Anfang. Die Streitigkeiten dauerten jedoch nicht lang, es kam zu keiner irgend bedeutenden Schlacht. Schon den 13. Mai 1779 wurde der Friede zu Teſchen

geſchloſſen. Oeſtreich erhielt den Theil Baierns, der zwiſchen Donau, Inn und der Salza liegt, der Churfürſt die böhmiſchen Lehen, Sachſen, Mecklenburg, Preußen erhielt keinen Länderbeſitz, ſondern nur die Verſicherung Oeſtreichs, daß daſſelbe ſich der Vereinigung der Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth mit der Primogenitur des Hauſes Brandenburg nicht widerſetzen wolle.

Bei dieſem Kriege geſtaltete ſich auch der Kaiſerin Verhältniß zu ihrem Sohne eigenthümlich. Man hat oft Catharina II. getadelt, daß ſie ihrem Sohne durchaus keine ſelbſtändige Wirkſamkeit geſtattete, und Marien geprieſen, daß ſie den ihrigen zum Mitregenten angenommen. Wir ſehen, wie hier ein Fall eintritt, wo Maria ähnlich handelt. Allerdings hatte ſie ihn zum Mitkaiſer angenommen, allein ſie lähmte und vernichtete ſeine Macht gerade da, wo der junge Fürſt ſeinen Ruhm und Stolz ſuchte, dieſe Macht zu zeigen; ſo bei dem eben beſprochenen bairiſchen Erbfolgekriege. Joſeph dürſtete nach der Gelegenheit, ſeinem bewunderten Vorbilde, dem Helden des Jahrhunderts, in Waffen gegenüber zu ſtehen. Die Mutter wußte dies und kannte den leidenſchaftlichen und ehrgeizigen Charakter des Sohnes; ſie wußte alſo auch, wie tief es ihn kränken, wie bitter es ihn demüthigen mußte, wenn ſie ihn verhinderte, den Frieden ſo glänzend und für Oeſtreich ruhmvoll herbei-

zuführen, wie der Plan hierzu ſeinem Geiſte vorſchwebte, und wie er Muth, Kraft und Geſchicklichkeit beſaß, ihn in Wirklichkeit durchzuſetzen. Sie ſchickte Befehle, die geradezu die Befehle des Sohnes durchkreuzten. Es ſcheint, daß es beſſer geweſen wäre, ihm keine Macht zu vertrauen, als ſie ihm zu geben mit dem eigenwilligen Vorbehalt, ſie ihm zu jeder Stunde wieder zu rauben. Der Großfürſt Paul verlangte damals den Oberbefehl über die Armee, die nach Schweden ging; alle Welt erſchrack über die Härte Catharinens, die ihm die Gewährung dieſes Wunſches verſagte: hätte ſie ſie ihm gewährt und ihn dann im entſcheidenden Moment ſo machtlos gemacht, wie Thereſe Joſephen, ſo, dünkt uns, wäre dies noch viel härter geweſen.

Maria Thereſe hatte ihr vierundſechzigſtes Jahr erreicht; ihre ſonſt ſo feſte Geſundheit wurde ſchwankend; ſie hatte eine ungewöhnliche Corpulenz erlangt und dieſe verband ſich mit einer Anlage zur Waſſerſucht. Eine Erkältung, die ſie ſich bei Gelegenheit einer Proceſſion, von denen ſie keine zu verſäumen pflegte, zuzog, brachte ihr Ende herbei. Sie ſtarb den 29. November 1780, geſegnet und aufrichtig beweint von ihrer Hauptſtadt, deren zahlloſen Armen ſie wahrhaft eine Mutter und Helferin geweſen war. Das Verdienſt frommer Wohlthätigkeit iſt ihr im hohen Grade eigen geweſen,

ſo wie ſie auch immerdar von gutem Willen durchglüht war, und, wenn das Schickſal ſie nicht auf einen Thron, ſondern in die Mitte einer zahlreichen und wohlgeordneten achtbaren Familie berufen hätte, wäre ſie eine äußerſt würdevolle und in ſtrengſter Rechtlichkeit die Ihrigen führende und leitende Hausfrau geworden. Die Künſte und Wiſſenſchaften beſchützte ſie nicht, denn ſie verſtand von keinem dieſer Dinge etwas; weder hatte ſie Freude an Gemälden, noch ein Ohr für Poeſie, noch Geſchmack für Muſik. Was in Aufmunterung und Unterſtützung Betreffs dieſer Culturzweige geſchah, geſchah, wie es in monarchiſchen Staaten immer geſchieht und wie es einmal erblicher Gebrauch iſt. Dennoch hat man Maria Thereſe Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften genannt; ſie war es mit eben dem Recht, wie es hundert andere Fürſten waren und noch ſind; nämlich ſie ließ beſtehen was einmal eingerichtet war, ſtiftete auch wol hier und da ein neues Kunſtinſtitut, und wenn die Akademien und Kunſtſäle die gehörige Anzahl Produktionen, gelehrte Reden und Bücher zu Tage förderten, die ſie zu Tage zu fördern einmal für allemal angewieſen waren, um ihren Namen und ihre Titel zu rechtfertigen, ſo war es damit gut und der Staat war mit dem verſehen, was man Kunſt und Wiſſenſchaft zu nennen pflegt. Ein Fürſt, der in Wahrheit die Künſte

beſchützt, prägt denſelben einen ſo eigenthümlichen Charakter auf, daß nicht allein ſein Land, ſondern die ganze civiliſirte Welt daran Theil nehmen muß, ſie mag wollen oder nicht.

Was Thereſens Aeußeres betrifft, ſo hat gewiß der Leſer irgend einmal ein Portrait geſehen, ſei es in einer Gemäldegalerie oder in einem Buche, das eine wohlbeleibte Matrone darſtellt, mit ſtrengfreundlichen Zügen, in Schwarz gekleidet, und er beſinnt ſich, daß es die Kaiſerin-Königin war. Der eigenthümliche Schnitt des kleinen ſchwarzen Florhäubchens, das an der hohen Stirne zurückgeſtrichene, ſtark gepuderte Haar und endlich das Flortüchelchen, das eng um den Hals ſchließt und in zwei Spitzenenden am Buſen niedergeht, der gegen die damalige Mode ſehr verhüllt iſt und an dem Bruſtpanzer von ſtarrer Form keine Demanten und Perlen zeigt: Alles an dieſem Bilde iſt charakteriſtiſch und deutet auf einen beſonderen Willen hin, der abſichtlich den Geſetzen der Mode entgegenarbeitet. Und ſo war es auch. Einſt ſoll ſie die Künſte der Toilette geübt haben, verſichert man, allein ſie gab ſie raſch auf, weil ſie ſie einestheils als ſündlich betrachtete, anderntheils, weil ſie nur ihrem Gemahl gefallen wollte und ſicher war, daß ſie ihm gefiel, auch in der einfachſten, in der ſchmuckloſeſten Kleidung. Gute Frauen und treue

Ehegattinnen haben dieſe Vernachläſſigungen oft in ihrer Art. Der öſtreichiſche Plutarch ſagt in reſpektvollen Ausdrücken: „Maria Thereſia war größer als die meiſten Frauen, aber die vollkommene Proportion ihrer Geſtalt zeichnete ſie noch mehr aus als ihre Größe. Ihr Angeſicht war ein ſchönes Oval, belebt durch milde und doch feurige (obwol nur graue) Augen, geziert durch die herrlichſte Farbe, durch die gebogene Naſe der Habsburger, durch einen überaus lieblichen Mund, der die aufgeworfene burgundiſche Lippe nicht mehr hatte. Sie war mehr blond wie alle Habsburger, glich aber doch mehr ihrer Mutter als ihrem Vater, obwol auch von jener in manchen Zügen und im Ausdrucke ganz verſchieden. Als ſie älter wurde, verlor ihre Geſtalt das ſchöne Ebenmaß. Einſt ſo ſchlank, wurde ſie ſehr fett, und die Pocken, die ſie in ihrem 49. Jahre an den Rand des Grabes gebracht hatten, entſtellten vollends dieſes Meiſterwerk der Schöpfung. Ihr Anſtand war majeſtätiſch, ja heroiſch, wie ihr Thun. Sie beſaß die unſchätzbare Herrſchergabe nach Willkür zu erſcheinen, wie jedesmal die Gelegenheit forderte: freundlich oder gebietend, ermunternd oder in Schranken haltend. Ihre Stimme war hell, die Sprache raſch, begleitet mit vieler und lebhafter Geberde, der feurigſte Ausdruck in jeder Bewegung. Ihn mäßigte zwar ſtets die hohe königliche

Würde, aber unverkennbar ſchimmerte ihr Temperament, das rein ſanguiniſche durch.“ —

Dieſem Urtheil ſteht manches andere entgegen, das unmittelbar die Zeitgenoſſen gefällt haben, doch würde es uns zu weit führen, wenn wir über eine Fürſtin, die eine Ehre darin ſuchte, keine glänzende und intereſſante Erſcheinung nach Außen hin zu zeigen, die rigoriſtiſch alle jene gewinnenden Künſte der Anmuth und der Geiſteslebendigkeit von ſich verbannte und an Andern verfolgte, die nicht die leiſeſte Ahnung von dem Zauber hatte, den eine Frau, ſelbſt wenn ſie mit allen Kronen der Welt geſchmückt wäre, nie außer Acht laſſen darf, um ſich der Herrſchaft über die Männer zu verſichern, ſie zu Thaten des Muths und der grenzenloſeſten Ergebenheit anzufeuern — wir ſagen es würde uns zu weit führen und dabei völlig nutzlos ſein, wenn wir über das Aeußere einer ſolchen Fürſtin viel Worte verlieren wollten. Eine ihrer Töchter beſaß alle jene eben bezeichneten Eigenſchaften, es war jene unglückliche Marie Antoinette, berühmt durch ihre Antipathien und Sympathien, durch ihre Koketterie, durch ihre graziöſe Laune, und endlich durch ihre Standhaftigkeit und Größe im Unglück; aber gerade dieſe Tochter war nicht der Liebling der Mutter, die ihre Vorliebe einer gravitätiſchen Erzherzogin ſchenkte, die frühzeitig Aebtiſſin eines Klo-

ſters wurde und das Muſter einer pedantiſchen Nonne, einer hochmüthigen, ſtrengkalten Fürſtentochter war. Auch ihr Sohn Joſeph war ihr zu genial und ſie hatte fortwährend an ihm zu tadeln; oft ſogar in Gegenwart des Hofes gab ſie ihm demüthigende Zurechtweiſungen, wofür er ſehr reſpektvoll ihr die Hand küßte.

Frau Caroline Pichler hat uns in ihren neuerdings erſchienenen Denkwürdigkeiten einige anziehende Umſtände aus dem häuslichen Leben der Kaiſerin aufbewahrt. Frau Carolinens Mutter war Kammerfrau bei der Kaiſerin, als dieſe ſchon in vorgerückten Jahren war. Wir erfahren hierdurch, daß dieſe Dame entſetzlich geplagt wurde, indem man ſie an einen zugigen Ort zwiſchen zwei offenen Fenſtern ſetzte und ſie da ſchreiben oder leſen ließ, daß demnach die Kaiſerin wenig Rückſicht auf ihre Dienerſchaft nahm, und machthaberiſch die anhaltendſten und erſchöpfendſten Dienſte forderte. Die durch dieſe Behandlung herbeigeführte Kränklichkeit der Jungfer Greiner war aber nicht die einzige ihr zugefügte Unbill, ſondern man verhinderte das Mädchen zu heirathen, als es gerade dazu die größte Luſt bezeigte. Die Kaiſerin liebte nicht, daß eine Dienerin, an die ſie ſich einmal gewöhnt hatte, ihr durch Heirath entzogen wurde, und ſo gebot ſie der Liebenden zu warten. An und für ſich ſind dieſe Umſtände ſehr wenig wichtig,

bei der bekannten Denkungsart Maria Thereſens erhalten ſie jedoch Bedeutung. Die Tyrannei der Kaiſerin in Eheſachen wird hier zwar nur angedeutet, allein doch ſchon mit ſehr merkbaren Zügen. Aus anderen Quellen ſchöpfend, wiſſen wir jedoch zur Genüge, wie weit dieſe Eingriffe in die perſönliche Freiheit, in das geweihte Aſyl der Familie und des Hausweſens gingen. Hier trifft Maria Thereſe mehr als ein gegründeter Vorwurf, ja ſie erſcheint mit ihrer engherzigen Sittendespotie, mit ihrer beſchränkten Anſicht über die Ehe und die Stellung des Weibes, mit ihrer bis zur Grauſamkeit gehenden Intoleranz und ihrem derben Eingreifen in die zarteſten Verhältniſſe wahrhaft Schrecken erregend, ſie, die ſonſt ſo würdevoll und vertraueneinflößend erſcheint. Daß ſie für ihre Perſon nichts von den Grazien der höheren Geſelligkeit wußte, daß ihr nie, auch nicht auf die entfernteſte Weiſe, in den Sinn gekommen war, wie es der edlen Frauen Amt und Pflicht ſei, das Leben, das leicht in Enge und qualvolle Schwere verſinkt, durch die Anmuth graziöſer Formen, durch den Hauch blühender Geiſtescultur und durch die tauſend Reize genialer Sittlichkeit, die zugleich die höchſte Schönheit, die lebendigſte Wahrheit, die reinſte Tugend iſt, zu verherrlichen, wollen wir ihr nicht anrechnen, denn Niemand kann ſich geben was ihm verſagt iſt; allein, daß ſie ſich unterfing —

ſie, eine durch und durch proſaiſche Natur — mit wahren Keulenſchlägen ihres Scepters ihre Hauptſtadt zu zwingen, ſo und nicht anders über Geſelligkeit, Familienglück und Frauenehre zu denken, wie ſie dachte, das iſts, was der Menſchenfreund bitter tadeln muß. Und welche Mittel wandte ſie an, um ihrem Ausſpruch Geltung zu verſchaffen! Welch eine fluchwürdige Espionage, die ſich in die intimſten Verhältniſſe der Familien, in die keuſcheſten Geheimniſſe der Ehe eindrängte, wucherte unter ihrem Schutze. Wir führen nur die Machinationen an, die ſich die ſogenannte Keuſchheitscommiſſion zu üben erfrechte; wo edle Frauen, auf ſchimpfliche, in Dunkel ſich hüllende Anklagen, ungehört verdammt, ihren Familien entzogen und in die Mauern eines Kloſters eingekerkert wurden; wie andere zur Ehe gezwungen wurden durch alle Grade elterlicher Despotie hindurch, die als letztes Mittel den Befehl der Kaiſerin vorwies. So wurden die jammervollſten Ehen geſchloſſen, die glücklichſten oft getrennt. Es ging ſo weit, daß Niemand ſich mehr getraute ſein Haus der geſelligen Freude, den ſchuldloſeſten Feſten zu öffnen, daß alle ſocialen Verhältniſſe unter der Geißel einer mehr als puritaniſchen Strenge ſeufzten. Wir wollen gern bekennen, daß die Kaiſerin hierbei immer die beſte Abſicht hatte, allein genügt dieſe, und kann der Despotismus nicht ebenſo

ſich entſchuldigen? Wir haben geleſen, wie die Kaiſerin dem Prinzen Rohan, dem franzöſiſchen Geſandten in Wien verbot, kleine Soupers zu geben, bei denen Frauen erſchienen und die nach Pariſer Sitte ſpät in der Nacht endeten. Geſchah dies mit dem Geſandten, und noch dazu mit dem Geſandten der Macht, der man ſchmeichelte, wie mag es erſt anderen Häuſern ergangen ſein.

Um den Vorwurf nicht auf uns zu laden, daß wir, trotz der nur flüchtigen Skizze, denn nicht mehr haben wir zu geben verſprochen, irgend etwas ausgelaſſen haben, was zum Ruhm der Kaiſerin-Königin beiträgt, wollen wir die Verbeſſerungen in den Verwaltungszweigen und im Heer nachzählen, wie ſie uns der öſtreichiſche Plutarch vorzählt. Es kann hier natürlich nicht der Ort ſein, zu unterſuchen, ob und wieviel wirklich die Kaiſerin hier in eignem Willen und Wiſſen, und aus perſönlicher Anſchauung und Beurtheilung der Perſonen und Verhältniſſe, wie dies Catharina und Friedrich thaten, gehandelt hat, genug, „es geſchah unter ihrer Regierung.“

Das alte Geſetzbuch, die Carolina, berüchtigt durch ſeine furchtbaren Strafedikte, durch die Anwendung der Tortur, die es vorſchreibt, wich einem Codex in milderen Formen und zeitgemäßer geordnet. Das neue Geſetzbuch erhielt den Namen Thereſiana. Aber auch hierin

noch waren empörende Martergrade vorgeſchrieben, um den Leugnenden Geſtändniſſe zu erpreſſen; es gelang ſpäter, die Tortur gänzlich abzuſchaffen und die Todesſtrafe nur den gefährlichſten Verbrechen, die die Grundlage der menſchlichen Vergeſellſchaftung erſchüttern, zuzuerkennen. Ein Mann, den rühmlich die Geſchichte wie die Poeſie Oeſtreichs nennt, der Freiherr von Sonnenfels, erwarb ſich bei Wegräumung dieſer mittelalterlichen Barbarei Verdienſte.

Die geliebten Ungarn, dieſe ritterlichen Helden, die die Erſten geweſen waren, den ſchwankenden Thron des ſechſten Carl zu ſtützen, fanden in Maria Thereſe eine höchſt wohlwollende Beſchützerin. Es iſt ohne Zweifel ein Zug der Größe, der dem Herzen Thereſens Ehre macht, daß ſie jenen Beweis der Aufopferung und Treue, den ſie auf dem Landtag zu Preßburg erhielt, nicht vergaß. Unter den früheren Regenten aus dem Hauſe Habsburg waren die Ungarn ſtiefmütterlich behandelt worden, ſie waren demnach öfters auffäſſig geworden und es gab weder Vertrauen auf der einen, noch die gehörige ſtrenge Gerechtigkeit auf der andern Seite. Maria Thereſe gab ihnen nicht allein ihre früheren Rechte aufs Neue beglaubigt und verbrieft zurück, ſie ſorgte auch, daß der Name der Ungarn in ihren Staaten immer zuerſt und mit den größten Ehren genannt

wurde. Graf Ludwig Batthiany, der letzte Palatin von Ungarn, ſtarb am Hofe, perſönlich befreundet und als Rathgeber geſchätzt von ſeiner Fürſtin.

Für Illyrien und Siebenbürgen wurden gleichfalls Verbeſſerungen der innern Verwaltung eingeführt; das Letztere 1764 zu einem eignen Großfürſtenthum erhoben.

Unter Thereſiens Regierung wurde die Ritterakademie zu Kremsmünſter geſtiftet, eine für den Adel allerdings ſehr wichtige Erziehungs- und Verſorgungsanſtalt, dann das Thereſianum, der Savoyiſche und Löwenburger Convict, die orientaliſche Akademie, die Akademie der bildenden Künſte, die Akademien zu Brüſſel, Roverede und Mantua, die Sternwarten zu Wien, Mailand und Pavia.

Wir haben eine gerechte Scheu, die große Liſte Gelehrtennamen abzuſchreiben, die wir, als unter der Regierung Thereſens erblühte große Männer, in unſerm Leitfaden angegeben finden. Es ſind Namen, die fremd ins Ohr klingen, außer einigen wenigen, die auch fürs übrige Deutſchland bekannt worden. Unter den Dichtern: Denis, Metaſtaſio, Maſtalier; unter den Künſtlern Kempelen; ein paar Namen haben europäiſchen Ruf: Gluck, Haſſe. —

1766 wurde ein Hofkommerzienrath gegründet, um den Geiſt des Handels und der Gewerbe zu heben.

Eine Anzahl neugegründeter Fabriken machte ſich in den Erbſtaaten bemerkbar. Von 1760 bis 1770 kam in Handel und Gewerbe ein beſonders auffälliger Schwung. 1774 wurde ein neuer Zolltarif gegeben.

Außer Kaunitz, der während zwei Drittel der Regierung Thereſens Eines und Alles war in Staatsgeſchäften, machten ſich noch Horneck, Juſti, Sonnenfels, die Grafen Haugwitz, Hatzfeld und Zinzendorf bemerkbar. Sie wandten ihre Thätigkeit beſonders der innern Verwaltung zu, und die Zweige der Staatswirthſchaft, des Handels und der Induſtrie ergrünten durch ihre Vorſorge, durch ihre weiſe Wachſamkeit. Die Studien und gelehrten Anſtalten hatten an Van Swieten einen Förderer; Bourguignon, Morlini und Riegger folgten ſeinem Vorgange. Was das Departement des Kriegs betrifft, ſo beſchränkt ſich Thereſens Aufmerkſamkeit auf die Anlegung und neue Organiſirung einiger Kadettenhäuſer und Militairakademien. Der Fürſt Wenzel Lichtenſtein, nächſt ihm Rouvroy und Alſſon erwarben ſich Verdienſte um die Verbeſſerung der Artillerie. In Wien, Mecheln und Antwerpen wurden Invalidenhäuſer gebaut.

Von den Orden, die die Kaiſerin-Königin geſtiftet, iſt der Thereſienorden, nach der Schlacht von Collin gegründet, der im übrigen Deutſchland bekannteſte, nächſt ihm der Eliſabethorden, ſchon von Thereſens Mutter

geſchaffen, von ihr jedoch erweitert, dann der Stephansorden, den theuren Ungarn zu Liebe gegründet 1764.

Wir gehen jetzt, wie wir es verſprochen haben, zu der Schilderung des Grafen, nachmaligen Fürſten Wenzel Anton Kaunitz über, der wir einige Notizen über den General Laudon beifügen wollen.

Der geiſtvolle Sonderling und der eminente ſchöpferiſche Kopf, von dem wir hier reden, hat, trotz deſſen, daß er aus guter und ſelbſt angeſehener Familie entſprang, ſeinen Weg ſich ſelbſt gebahnt und Maria Thereſe kann ſich nur rühmen, ihn ſpäter gehalten, keineswegs ihn gefunden oder gar ſich heranerzogen zu haben, wie Catharina es mit ihren Miniſtern thun mußte. Kaunitz kam zu Oeſtreich, nicht zu Maria Thereſe; jedem andern Fürſten hätte er ebenſo treu und aufopfernd ſeine Dienſte gezollt, denn dieſe galten dem Lande, nicht der Perſon des Fürſten. In Kaunitz ſtellt ſich das Oeſtreich dar, das eine Berechtigung hat, neben Preußen genannt zu werden, das Oeſtreich des achtzehnten Jahrhunderts. Als dieſer ungewöhnliche Mann auf der Schaubühne erſchien, ging ein Flüſtern unter den Zuſchauern; Jedermann wußte nun, daß eine große Rolle einem großen Talente zugefallen war. Unter allen der Erſte, der die Begabung des neuen Ankömmlings aus ſeinem erſten Auftreten ſogleich herausmerkte, war Friedrich.

Wie ſehen wir ihn in ſeinem Kabinet zu Sansſouci erſchrecken, und doch zugleich freudig ſtaunen, als er zum erſtenmal von dieſem Grafen Wenzel Anton und ſeinen Reden im Staatsrath zu Wien in den geheimen Depeſchen ſeines Geſandten lieſt! Auf dieſen Namen lauſcht er nun; wo er ihn aus dem brauſenden Sturm dieſer tauſende von Namen, die täglich um ſein Ohr toben, heraushört, wird er aufmerkſam und überlegt das ſchon Ueberlegte nochmals. Das Schwert Daun's, über das der Pabſt den Segen geſprochen, fürchtet er nicht, aber er fürchtet die Feder dieſes Mannes, dem er nie im Felde begegnet, der aber doch das Mittel entdeckt hat, ihm die blutigſten Wunden zu ſchlagen. Als Kaunitz das Bündniß mit Frankreich, Rußland und Sachſen zuſammengebracht hatte, merkte Friedrich, welche Kräfte es waren, gegen die er eigentlich ſich zu waffnen habe.

Das Geſchlecht der Kaunitz ſtammt aus Mähren, wo ihre Familienburg von Otto von Kaunitz während der Regierung des Markgrafen Conrad von Mähren gegründet ward. Wenzel Anton, von achtzehn Geſchwiſtern der fünfte Sohn, ward früh zum geiſtlichen Stand beſtimmt und ſchon in der Wiege Domicellar zu Münſter. Der Tod der älteren Brüder änderte ſeine Laufbahn und er ging in den Staatsdienſt über, nachdem er abwechſelnd in Wien, Leipzig, Regensburg und Leyden

ſtudirt hatte. Carl VI. machte ihn 1737 zum Reichshofrath, bald darauf zum Commiſſarius bei der permanenten Reichsverſammlung zu Regensburg. Im Jahr 1741 beginnt ſeine diplomatiſche Wirkſamkeit, indem ihm ſchnell nacheinander Sendungen nach Florenz, Rom und Turin anvertraut wurden. Dieſer dreijährige Aufenthalt in Italien war äußerſt bildend für den angehenden Staatsmann; er lernte hochgeſtellte Perſonen und ſchwierige Verhältniſſe, zu deren Beilegung und Löſung er beizutragen glückliche Gelegenheit fand, kennen. Bei der Vermählung Maria Anna's, Thereſens einziger Schweſter, mit dem Herzog Carl Alexander von Lothringen, dem Bruder Franzens, Thereſens Gemahl, nahm Kaunitz die Oberhofmeiſterſtelle bei dem zum Generalgouverneur der Niederlande ernannten Herzog an; mit dieſer Stelle war auch der Geſandtſchaftpoſten in Brüſſel verbunden. Als die Erzherzogin Anna ſtarb und bald darauf Brüſſel von den Franzoſen eingenommen wurde, bat Kaunitz ihn aus ſeiner Stellung zu entlaſſen. Maria Thereſe gewährte ihm dieſe Bitte nicht, erlaubte ihm nur in Aachen die Bäder zu brauchen. Hier in Aachen lernte er die berühmteſten Staatsmänner der ſtreitenden Mächte kennen, da der Pacifikations-Congreß dorthin verlegt worden war. Von Aachen kam Kaunitz nach Wien, um 1747 nach London geſendet zu werden; eben-

falls eine höchſt ſchwierige, und wenn ſie gelang, äußerſt dankbare Miſſion, denn es galt, die eigentliche Geſinnung eines bis jetzt ſich ſchwankend zeigenden Alliirten zu erforſchen.

Nach Abſchluß des Aachner Friedens und nach den darauf folgenden Ereigniſſen, die eine Entſcheidung dringend nöthig machten, kam Kaunitzens Haupt- und Lieblingsplan zu Stande, Oeſtreich mit Frankreich eng zu verbinden. Um dieſen Plan gelingen zu ſehen, ſetzte er ſeine ganze diplomatiſche Maſchinerie in Bewegung. Es iſt ſtaunenswürdig, welche Größe, welche Entſchloſſenheit, welche Feinheit und welche Kenntniß der Menſchen und Verhältniſſe der mächtig begabte Mann hier zu Tage förderte. Im Staatsrath ſiegte er anfangs durch ein eigenſinniges Schweigen, ſo daß die Kaiſerin, die verwundert war, ihn tändelnd Feder ſchneiden zu ſehen, während ſie erwartete, daß er leidenſchaftlich ſeine Meinung dem Streit der alten Miniſter beifüge, ihn auffordern mußte zu ſprechen. Jetzt ſprach er und ſo ſiegreich, mit einem ſolchen Schwung von edelſter Geſinnung, männlichſter Thatkraft durchglühter Rede, daß er die Anſicht ſeiner viel älteren Collegen überſtimmte und die Kaiſerin für ſich gewann. Das Schwierigſte blieb jedoch noch zu thun, er mußte dieſelbe Kaiſerin, deren rigoriſtiſche Sittenſtrenge er kannte, deren tiefgehenden Haß

gegen gewiſſe Perſonen er in ſeiner ganzen Fülle zu beurtheilen verſtand, dahin bewegen, dieſe Strenge in gefällige Nachgibigkeit, dieſen Haß in ſchmeichelnde Freundſchaftserklärung vor der Welt zu wandeln, nämlich ſeine Aufgabe war, Thereſen zu einem Briefe an die Pompadour zu veranlaſſen. Er ſiegte auch hier: dieſer weltberühmte Brief, der die Phraſe enthielt, die Thereſe auf ihren Knien Gott ſpäter abbat, «ma chère cousine» kam zu Stande. Hätte Kaunitz zu ſeiner Fürſtin in einem Verhältniß geſtanden, ähnlich dem, in welchem Mazarin zu Anna von Oeſtreich ſtand, ſo wäre hier nichts zu ſtaunen geweſen; doch er mußte allein durch die ſiegenden Waffen einer Politik, die ihr Feuer von der Vaterlandsliebe und dem Ehrgeiz borgte, in dieſem Kampfe ſich die Lorbern holen. Friedrich hat in ſeinen hinterlaſſenen Werken dieſem Siege Kaunitzens volle Ehre gelaſſen. Das Bündniß mit Frankreich war ein ſtaunenswerthes, nie für möglich gehaltenes Ereigniß — mit dieſer That nahm Kaunitz ſeinen Fürſtenſtuhl ein. Unentbehrlich wurde er fürder Oeſtreich, unzertrennlich ſein Name vom Glanz und der Größe des Erzhauſes.

Was wir nach dieſer Epoche von großen Einrichtungen im Felde des Wiſſens, der Kunſt, des Staatsbedarfs ſehen, hat ihn zum Schöpfer. Er war uner-

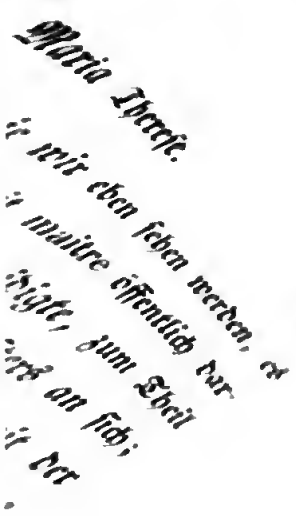
müdlich thätig, obgleich, wie wir eben ſehen werden, es ihm beliebte einen fat, einen petit maitre öffentlich darzuſtellen, der die Welt zum Theil beleidigte, zum Theil lachen machte. Allein die Größe hat dies öfters an ſich; ſie verſchwiſtert ſich gerne mit der Bizarrerie, mit der Grimaçe, der Farçe. So ſehen wir unter Catharinens Regierung den jungen Suwaroff den Narren und Poſſenreißer im Lager der Soldaten ſpielen, ſo übt Peter der Große Scherze aus, die er willentlich als burleske Maske, um dahinter ſeine tragiſche Würde, ſeine Größe und ſeinen Schmerz der inſipiden Menge zu verbergen, vorbindet. Es iſt ein pſychologiſches Motiv hier verborgen. Die Größe bittet der Gemeinheit fußfällig das Verbrechen ab, daß ſie groß iſt; denn Verbrechen iſt es, groß zu ſein einer Welt gegenüber, die ſich in Kleinheit und Verleumdung gefällt. Schon die Götter werden als neidiſch dargeſtellt, wie viel mehr werden es die Menſchen ſein, zu allen Zeiten geweſen ſein, wie ſie es zu allen Zeiten ſein werden.

Zu den Seltſamkeiten, die der große Staatsmann der Menge wies, zählen wir jedoch nicht ſeine Vorliebe für franzöſiſche Sitte; dieſe war in ſeiner Natur begründet; er liebte und ahmte die feinen, graziöſen Formen des Umgangs nach, wie ſie ihn ſein längerer Aufenthalt in Paris, wo er nach Abſchluß des von ihm

gegen gewiſſe Perſonen er in ſeiner
beurtheilen verſtand, dahin beweger
gefällige Nachgibigkeit, dieſen
Freundſchaftserklärung vor de
lich ſeine Aufgabe war,
die Pompadour zu ver
dieſer weltberühmte P
Thereſe auf ihren
cousine» kam z
Fürſtin in eine
welchem Ma
hier nichts
durch die
von d
dieſe
ſei

eine Colonne
quaſte bewaffnet, hin-
em Puderregen die Locken ſei-
en zu laſſen, dieſe affektirte Grazie,
ch die Gemächer ſchreitet, dieſe parfümirten
, in die er ſich hüllt, die Tänzerſtellungen, die er
nimmt — kurz dieſe Geckenhaftigkeit, die gerade an
dem Hofe, wie Thereſe ihn um ſich verſammelte, doppelt
auffällig ſein mußte.

Der Mann der feinen Bildung, der graziöſen Sitte mußte übrigens ſehr empfindliche Opfer bringen; er rächte ſich hier und da, indem er ſich ſeiner Fürſtin gegenüber Freiheiten herausnahm, die die altſpaniſche Hofetikette, wie ſie noch in Wien galt, gröblich verletzten; allein den Druck, der auf ſeiner ganzen Exiſtenz laſtete, konnte er damit doch nicht ſchwinden machen.



…volle Frauen bei ſich geſehen, einen
…h Pariſer Sitte um ſich verſam-
…ür, wie hinter jeder andern
…er die Scherze wog, die
…ete und die Blicke
…gerne ſah, blieb
… die Gräfin
…nem Hofe an
…ue Freundin.
…en ſich über dieſen ausge-
…chs Näheres in Kenntniß brin-
…en wir auf eine treffliche biographiſche
…, die der Freiherr v. Hormayr (Band 6 des
…reichiſchen Plutarch) liefert. Wir halten für unſern Zweck hier genug gegeben. Eine andere, nicht minder beachtungswerthe Geſchichtsquelle gibt uns ein Aufſatz, den der berühmte Hiſtoriker Ranke in ſeiner Zeitſchrift (Hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift, 2. Abtheilung, Seite 668), von den Staatsmännern Oeſtreichs und von der Kaiſerin-Königin handelnd, veröffentlicht hat. Dieſe Schilderung des Wiener Hofs ſtammt aus dem Jahre 1755 und iſt der Feder des nachmaligen preußiſchen Juſtizminiſters, Freiherrn von Fürſt, entfloſſen, den Friedrich zur Regulirung ſchleſiſchen Schulden- und Commerzienweſens 1752 nach Wien ſchickte. Mirabeau in ſeiner

begründeten neuen Bündniſſes mit dem Verſailler Hof als Geſandter lebte, hatte kennen gelehrt. Die Wiener, die von dieſen Dingen nichts wußten, an ihrem Hofe nichts der Art ſahen, fanden mit ſchiefem Urtheil Vieles lächerlich oder ſogar ſündlich, was Kaunitz nur angemeſſen und bequem fand. Durch dieſes Spotten über ſeine neuen Angewöhnungen wurde er in eine feindliche Stellung getrieben und ging willentlich zum Extrem über, und nun zeigten ſich dieſe grotesken Scenen der Toilette, dieſes Pudern am Morgen, wo er durch eine Colonne von Dienern, jeder mit einer Puderquaſte bewaffnet, hindurchſchreitet, um von dieſem Puderregen die Locken ſeiner Perücke beſtäuben zu laſſen, dieſe affektirte Grazie, wenn er durch die Gemächer ſchreitet, dieſe parfümirten Spitzen, in die er ſich hüllt, die Tänzerſtellungen, die er annimmt — kurz dieſe Geckenhaftigkeit, die gerade an dem Hofe, wie Thereſe ihn um ſich verſammelte, doppelt auffällig ſein mußte.

Der Mann der feinen Bildung, der graziöſen Sitte mußte übrigens ſehr empfindliche Opfer bringen; er rächte ſich hier und da, indem er ſich ſeiner Fürſtin gegenüber Freiheiten herausnahm, die die altſpaniſche Hofetikette, wie ſie noch in Wien galt, gröblich verletzten; allein den Druck, der auf ſeiner ganzen Exiſtenz laſtete, konnte er damit doch nicht ſchwinden machen.

Er hätte gerne geiſtvolle Frauen bei ſich geſehen, einen belebten Abendzirkel nach Pariſer Sitte um ſich verſammelt, allein hinter ſeiner Thür, wie hinter jeder andern Thür lauſchte der Beobachter, der die Scherze wog, die Reden kritiſirte, die Anmuth richtete und die Blicke zählte. Von allen den Damen, die er gerne ſah, blieb bald Eine nach der Andern weg und nur die Gräfin Lauzun, dieſe Aſpaſia Wiens, ſelbſt an einem Hofe an dem Thereſe herrſchte, blieb ſeine treue Freundin.

Welcher von unſeren Leſern ſich über dieſen ausgezeichneten Miniſter Oeſtreichs Näheres in Kenntniß bringen will, verweiſen wir auf eine treffliche biographiſche Darſtellung, die der Freiherr v. Hormayr (Band 6 des Oeſtreichiſchen Plutarch) liefert. Wir halten für unſern Zweck hier genug gegeben. Eine andere, nicht minder beachtungswerthe Geſchichtsquelle gibt uns ein Aufſatz, den der berühmte Hiſtoriker Ranke in ſeiner Zeitſchrift (Hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift, 2. Abtheilung, Seite 668), von den Staatsmännern Oeſtreichs und von der Kaiſerin-Königin handelnd, veröffentlicht hat. Dieſe Schilderung des Wiener Hofs ſtammt aus dem Jahre 1755 und iſt der Feder des nachmaligen preußiſchen Juſtizminiſters, Freiherrn von Fürſt, entfloſſen, den Friedrich zur Regulirung ſchleſiſchen Schulden- und Commerzienweſens 1752 nach Wien ſchickte. Mirabeau in ſeiner

«De la monarchie Prussienne» ſchöpfte aus dieſen handſchriftlich aufbewahrten Papieren, die den Titel führen: Lettres sur Vienne, écrites en 1755. Wir können hierbei Ranke's Namen nicht unberührt laſſen, ohne eine anziehende Stelle aus ſeinem Raiſonnement über jenes hiſtoriſche Fragment, das er veröffentlicht hat, hier gleichſam zum Belege für die Auffaſſung, der auch in dieſen Skizzen gehuldigt worden, anzuführen. „Man thut ſehr Unrecht," ſagt er, „daß man die innere Geſchichte der großen Continentalmächte ſo wenig mit wahrem Ernſte cultivirt. In der That iſt es eine unzuläſſige Zärtlichkeit für das Gedächtniß verſtorbener Fürſten, wenn man Bedenken trägt, ihre Geſchichte mit aller möglichen Wahrheit und Evidenz bekannt werden zu laſſen. Gewiß, es werden dabei auch Mängel und Menſchlichkeiten zum Vorſchein kommen, aber ſollte man dies fürchten müſſen? Ein in abſichtliches Dunkel gehüllter Name kann dem Menſchen weder Verehrung noch Liebe abgewinnen. Die lebendige, kräftige und wohlmeinende Individualität, ſelbſt mit ihren Fehlern, feſſelt ſeine Bewunderung und Anhänglichkeit. Welcher beſſere Beſitz kann einer Nation, kann beſonders einem Staate zu Theil werden, als die Geſchichte ſeiner Regierung, die doch zuletzt ſeine geiſtige Einheit repräſentirt, von der ſeine Entwickelung, ſeine Fortſchritte, ſeine Schickſale

abhängen, die ihm erſt zeigt, was er iſt, und ihn von dem unfruchtbaren Ideal in die Mitte des lebendigen Intereſſes fortreißt. Inſofern würde die Geſchichte der inneren Entwickelung der großen Mächte eine ſehr politiſche Bedeutung bekommen."

Ueber Laudon wollen wir nur bemerken, daß ſein Schickſal inſofern ein außerordentliches war, indem er wider Willen in die ruhmreiche Laufbahn geſtoßen wurde, die er durchmeſſen. Sein Wunſch war Friedrich zu dienen, und erſt da dieſer ihn nicht annahm, ging er nach Oeſtreich über. Er ſtammte aus einem ſehr alten und ausgebreiteten Geſchlechte in der Grafſchaft Ayre in Schottland. Die Familie unſeres Helden verließ ſchon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Schottland und begab ſich nach Liefland. Laudons Oheim war Hauptmann der Leibwache Carl XI. Er zählte fünf Jahre, als durch den Nyſtädter Frieden ſein Vaterland unter ruſſiſche Herrſchaft kam: er trat in ruſſiſche Dienſte. Da ſein Wunſch, im Kriege beſchäftigt zu werden, keine Gewährung fand, verließ er Rußland und kam zuerſt nach Berlin, wo er Gelegenheit ſuchte, Friedrich vorgeſtellt zu werden, mit der Bemerkung, daß er ſehnlichſt wünſche, in preußiſche Dienſte zu treten. Friedrich ſah den jungen Mann auf einer Truppenparade, und hier mißfiel ihm ſein Aeußeres; er wandte ſich ab und ſagte

zu ſeiner Umgebung: «La physiognomie de cet homme ne me revient pas!» Ein merkwürdiges Zeugniß, wie der große König ſich durch äußerliche Eindrücke beſtimmen ließ. Laudon war übrigens, wenn wir den Portraits, die von ihm exiſtiren, glauben ſollen, von einer ungewöhnlichen Häßlichkeit. Er hatte ein langes, ſchmales, mageres Geſicht, in welchem finſtere, unter buſchigen Brauen glühende Augen unheimlich ſchimmerten, brennend rothes, trotz des Puders farbig durchſcheinendes Haar. In Wien, wo er nunmehr Anſtellung fand, ging es ihm anfangs keineswegs gut; er hatte öfters Streit mit ſeinem Oberſten, dem übermüthigen, habſüchtigen, grauſamen Trenk, bis ihn Kaunitz gleichſam entdeckte, und bis die Einnahme von Hirſchfeld 1757 Laudons kriegeriſches Talent außer Zweifel ſetzte. Von jetzt an blieb ihm das Glück ziemlich günſtig; er mußte jedoch mit Dauns Neid kämpfen, und dieſer Neid zwiſchen den zwei bedeutendſten Feldherrn Oeſtreichs im ſiebenjährigen Kriege ſchwächte auch nicht wenig die Wirkung der Waffen des Kaiſerſtaats. Bei Kunnersdorf war er es, der Friedrich am meiſten zu ſchaffen machte: das „unangenehme Geſicht" war hier in der That unheilbringend. Für den Sieg bei Kunnersdorf wurde er zum Feldzeugmeiſter erhoben. Ueberhäuft mit Ehren und Belohnungen ſtarb er 1790, nachdem er auch von Joſeph in ſeinen Wür-

den und Aemtern beſtätigt und nach Verdienſt geprieſen worden.

Schließlich wollen wir zweier künſtleriſchen Darſtellungen des Charakters Maria Thereſens Erwähnung thun, die zwei dichtende Frauen kürzlich der Leſewelt in Form eines Romans gegeben haben. Beide Darſtellungen haben ihre Bewunderer gefunden und beide ſind vielleicht auf gleiche Weiſe dem Original unähnlich. Die eine dieſer poetiſchen Schöpfungen, von der Feder George Sand's, ſtellt die Kaiſerin-Königin ſo dar, wie etwa ihre Tochter Maria Antoinette geworden wäre, wenn ſie jenes Alter der Mutter erreicht hätte. Maria Thereſe hatte aber dieſe Beweglichkeit, dieſe Anmuth der Sitte, dieſes graziös Launenhafte nie in ihrem Weſen. Die Sand iſt eine äußerſt begabte Charaktermalerin; allein ächt deutſche Naturen, wie dieſe Habsburgerin, können ihr ſchon aus dem Grunde nicht gelingen, weil ihr keine irgend verwandte Perſönlichkeit unter den franzöſiſchen Frauen nahe ſteht. Sie hätte an Eliſabeth Charlotte von der Pfalz Studien machen können, wenn man überhaupt nach einem Buche Studien machen kann. Der Dichter muß aus unmittelbarer Anſchauung ſchöpfen. Die zweite Romanfigur, die Kaiſerin-Königin darſtellend, iſt uns von der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle gegeben, und zeigt die Fürſtin, deren Bild die Darſtel-

lerin mit entſchiedener Vorliebe betrachtet, als ein hohes Tugendmuſter, an dem Alles vortrefflich, weiſe, groß und Reſpekt einflößend iſt: dies iſt nun ebenfalls nicht die Wahrheit. Es wäre eine dankbare Aufgabe, dieſe hervorragende Geſtalt mit allen den Farben, die ihr eigenthümlich und die wirkungsvoll zur Genüge ſind, in den Rahmen eines dichtenden Bildes zu bringen; vielleicht bringt ein öſtreichiſcher Dichter uns baldigſt eine ſo willkommene Gabe: wir möchten Anaſtaſius Grün als einen ſolchen bezeichnen, der mit dem gehörigen Freimuth — denn nur ja keine Verſchönerung und Bepinſelung — die Tochter Carl VI. uns darzuſtellen vollkommen die Begabung hat. Er hat ja ſchon mehre Stoffe öſtreichiſcher Geſchichte behandelt, und ihm iſt der Schauplatz nah und bekannt. Mit dieſem Wunſch wollen wir unſere Skizze beſchließen.

Anna Amalie,

Herzogin von Sachsen-Weimar.

Anna Amalie,

Herzogin von Sachſen-Weimar

Eine äußerſt liebenswürdige Perſönlichkeit. Wenn es irgend ein Zweifel ſein könnte, als ob deutſche Frauen mit den Franzöſinnen nicht wetteifern dürften, wo es darauf ankömmt, den Scepter anmuthiger Sitte, liebenswürdiger geſelliger Bildung, der Anregung und Beförderung genialer Geiſtescultur zu handhaben, ſo würde es, jede in Frageſtellung zu beſeitigen, genügen, Anna Amalie von Weimar vorzuführen. Hier iſt eine deutſche Frau, die die Anmuth der Franzöſin mit der edlen Haltung, dem ſittlichen Ernſt der Frauen ihrer eignen Nation gepaart zeigt, und dieſe deutſche Frau iſt eine Fürſtin, und was noch mehr ſagen will, ſie iſt eine Fürſtin zu einer Zeit, wo Deutſchland an großen Fürſtentalenten reich war. Wenn wir Friedrichs Hof und Lager betrachtet haben mit ſeiner prahleriſchen Soldateska, ſeinem ewigen Kanonendonner der Schlachten, und dann die

Fürſtenſtätte Maria Thereſens mit dem Gepränge der Proceſſionen und Kaiſerkrönungen, ſo ſehen wir in Weimar einen kleinen Hof, an dem geiſtvolle Männer und Frauen ſich verſammeln, und kein anderes Mittel in Anwendung bringen die Blicke Europas auf ſich zu ziehen, als daß ſie ſich mit der Literatur beſchäftigen und die Fragen der Poeſie in das Bereich ihrer Beſprechungen ziehen. Es war ſchwer bei dieſem Glanz und Ruhm der Thaten die Aufmerkſamkeit nur durch Poeſie und Literatur an ſich zu ziehen, Anna Amalie vollbrachte es. Sie und ihre kleine Tafelrunde poetiſcher Paladine machten ganz Deutſchland von ſich ſprechen. Die Nichte erwarb ſich neben ihrem großen Oheim unverwelkliche Lorbern.

Es iſt nicht zu ſagen, wie wohlthuend es dem Blicke des Geiſtes iſt, der im Tumult der Siege, im Gewirr der Lager, im Geſchrei der Gerichtsſäle und Diplomatenkammern, auf das grüne waldumnachtete Plätzchen trifft, wo eine ſchöne Frau, umgeben von Dichtern, am murmelnden Quell ſitzt und ſüßen Geſängen lauſcht. Ich ſage, es iſt unendlich wohlthuend. Wir flüchten unter dieſe Baumſchatten, an dieſe murmelnde Quellen, und rufen aus: hier, hier wollen wir weilen, hier gebietet der Gott der Glücklichen und Weiſen, hier und nirgends ſonſt iſt der Friede zu finden, der die Bruſt

des armen Sterblichen mit dem Wonnebewußtſein des Himmels füllt! Beim Eingang des Parks von Tieffurt ſtehen die Worte:

Hier wohnt Stille des Herzens; goldne Bilder
Steigen aus der Gewäſſer klarem Dunkel;
Hörbar waltet am Quell der leiſe Fittig
Segnender Geiſter! —

Dieſes ſei das Motto, das wir unſerm Bilde vorſetzen. Tretet ein in dieſen Park von Tieffurt, ihr, die ihr die ſtaubigen Heerſtraßen der Welt gewandert ſeid; die ihr zum Ueberdruß die ſtarre Pracht der Palläſte geſchaut und über den Marmorboden hingegangen ſeid, auf dem die ewig unzufriedene Größe gewandelt; ihr, die ihr über euerm Haupte die Fahnen habt rauſchen gehört, die das Blut der Völker erkaufte und mit denen die Nationen ihren Fürſten ein beſchämendes Geſchenk machten — tretet ein hier — hier, wo nichts euch an die durch Entweihung und Mord erkaufte Größe der Götter dieſer Erde erinnert; wo Alles Lieblichkeit, Blüthenhauch und Frühlingsgekoſe iſt: tretet ein in dieſe ſüße, verſchwiegene Loge der Natur, in dieſes heimliche Waldſchlößchen, wo eine Fee mit dem Lilienſtengel euch Friede und Glück entgegenwinkt. Kommt, ich will euch auf die Plätze führen, wo in Morgenfriſche die Dichter wandelten, ich will euch den Ort zeigen, wo ſie beiſammen ſaßen und

ihr Geſpräch, prächtig und lieblich zugleich, ſich wiegte, wie ein Nachen ſich wiegt bis zum Rande mit Blumen gefüllt, auf glattem Gewäſſer dahingleitend. O ihr müßt nicht glauben, daß ſie einſam waren, die Muſe war immer bei ihnen. Hier iſt eine Bank, hier ſaß Göthe, nach ſeiner Heimkehr aus Italien und wartete, die vollendete Dichtung ſeiner Iphigenie in der Hand, bis die Thür des Gartenſaals ſich öffnen werde und Anna Amalie hervortreten, um das Geſchenk und den Geber zu empfangen. Aber hier habt ihr einen Baumſtumpf, dicht am Waſſer, hier ſoll Wieland die Verſe gedichtet haben, die in ſeinem „Idris und Zenide" ein Erröthen auf die Wange der jungen Prinzeſſin von Deſſau zauberten — o und auf dieſer Bank — und auf jenem Raſenhügel — an jenem Altar — in dieſer Grotte — und hier, und hier — und dann wieder hier! nein, die Plätze laſſen ſich nicht alle herzählen und beſchreiben, wo Dichter weilten, und dichteten und liebten und ſannen; ihr müßt den ganzen Park, den ganzen lieblichen Park von Tiefurt als Deutſchlands Hesperidengarten betrachten, wo goldne Aepfel von allen Zweigen hängen. — Ich kam eines Morgens dahin — die Nebel im Thale der Ilm wehte eben ein friſcher Wind hinweg und ein kryſtallreiner Himmel ward ſichtbar, und eine Erde ſo voll, ſo grün, ſo belebt, ſo mit tauſend Wonnen ſpie-

lend; an dem kleinen Pförtchen vom Park von Tiefurt ſtand eine verſchleierte Geſtalt: ich fragte ſie nicht, wer ſie wäre, ich glaube aber, daß es die Muſe war, oder die Erinnerung, oder irgend eine Göttin, die über ſüße Geheimniſſe gebietet. Wie ſie mit der Hand winkte, belebten ſich neu die ſchattigen Gänge des alten Parks. Da floß es vom Bergesabhang wie Muſik nieder, es war das Flüſtern der alten Fichten, gemiſcht mit dem Quellengemurmel, da kamen die längſt verſchwundenen Tage, die Tage heiterblühender Poeſie wieder, die Tage, die unſer Geſchlecht nicht kennt. Ich hörte mit dem Geſang der Grazien die Sprüche freundlicher Weisheit ertönen, und ein Kreis blühender Frauen, ähnlich wie in den Zuſammenkünften der Minnehöfe, über den Streit der Herzen und die Spiele des Geiſtes entſcheiden. Welche Tage dies! In die ewige Bläue des Himmels erhob ſich Geſang. Aus dem tiefen Dunkel der Gebüſche drangen Harfenaccorde hervor, begleitet von einer klagenden Stimme, die die Vergänglichkeit alles Schönen ſang und über der Erde Leid und ihre Schmerzen trauerte. Dieſer Stimme antwortete eine andere, die von einem blumenumſchloſſenen Hügel kam, und dieſe Stimme triumphirte. Wie die Hand des Knaben farbige Bälle hoch in die Luft ſchleudert, ſo warf hier eine trunkene, jauchzende Melodie hoch ihre blühenden Hoffnungen in

die Höhe. Die Klage verſtummte oder ſie verſchmolz vielmehr ihre dunklen Harfenaccorde mit dem Kinderjubel der Flöte und dem Gelächter des Tambourin. Jetzt begann der Tanz der Nymphen. Auf der ebnen Grasfläche ſchloſſen neun jungfräuliche Geſtalten den Reigen; anfangs ſchwankte der Tanz, wie ein beginnendes Gedicht, in deſſen erſte Strophen noch nicht die Dichterader ihr wildes Feuer ergoſſen haben; aber wie das Gedicht ſich belebt, wie die Verſe ſich inniger verſchlingen und raſcher dahin fliegen, ſo hier die Mädchen. Die weißen Gewänder flatterten im Morgenſchein, die bekränzten Häupter wiegten ſich auf den entblößten Schultern, die kleinen Füße löſten ſich wie Blumen vom grünen Teppich, hierhin und dorthin ſich neigend bogen ſich die geſchmeidigen Körper wie junge Stämme, vom Sturm geſchaukelt. Alles freudevolles Leben, Liebesglänzen, harmoniſche Freude. Nun ſteigt die Sonne, die Schatten werden kürzer: Ruhe im kühlen Saal vereint die Geſellſchaft. Aber kaum gebieten friſchere Stunden, ſo zieht ein kleiner Zug, voran der Wagen, der Geräthe und Erfriſchungen trägt, aufs nahe Feld, und das Erntefeſt theilt hier ſeine Freuden, ſeine Belohnungen aus. Während hier die Jugend ſich erfreut, wandelt in den ſchon dunkelnden Gängen des Parks die Fürſtin und der Dichter. Langſam gehen ſie dahin,

denn ihre Seelen bewegt eine Fülle großer Gedanken, köſtlicher Bilder. Sie empfinden nichts von dem Nachtleben der Natur um ſie her. Aus der Tiefe der Gewäſſer ſteigend, zündet der Genius der Nacht den dunkelbrennenden Mohn an, er wirft in den Kelch der Lilie geheimnißvolles Leuchten, und über die düſtere Grasfläche hinſtreifend, ſtreut er mit beiden Händen Lichtfunken aus, die in den Gebüſchen weiterglimmen. Die Fürſtin und der Dichter wandeln weiter. Nun ſtürzt ſich der Knabe in die Fluten, läßt ſie mit ſtärkerm Brauſen durch die Finger gleiten und dann ſich aufſchwingend, hängt er ſich an die Gipfel der Bäume und ſchüttelt ihre Kronen; es brauſt in den Lüften: die Fürſtin und der Dichter wandeln weiter; endlich müde der vergeblichen Anſtrengung, ruft er menſchliche Kraft zu Hülfe und nun ſchallen ganz in der Nähe die Geſänge der heimkehrenden Schnitter, nun entzünden ſich die Lichter im Gartenſaal, nun irrt ein Zug ſuchender Frauen durch die Gänge — aber die Fürſtin und der Dichter wandeln weiter. Und ſie wandelten noch, da die ernſte Nacht ſchon ihr Reich angetreten; ja die frühe Stunde des Morgens traf beide noch im Geſpräch.

Solches trug ſich zu im Park zu Tiefurt. —

Wenn wir dieſe Gebilde der Phantaſie des Leſers vorgeführt, ſo wollten wir ihn damit auf das Erſcheinen

Anna Amaliens vorbereiten. Jetzt tritt sie selbst auf. Den 24. October 1739 als Tochter des Herzogs Carl von Braunschweig-Wolfenbüttel geboren, vermählte sie sich schon in ihrem siebzehnten Jahre mit dem Herzoge Ernst August Constantin von Sachsen-Weimar. Diese Ehe dauerte nur zwei Jahre; 1758 ward die Herzogin Wittwe; eine junge, schöne Wittwe von neunzehn Jahren. Als Nichte Friedrich des Großen war sie geschaffen, gut zu machen, was der Oheim schlimm gemacht, und die grausame Ungerechtigkeit, die durch seine Kälte und Nichtbeachtung der deutschen Muse zugefügt worden, auf das genügendste zu sühnen. Sie war es, die einen Theil von Friedrichs Mission über sich nahm: er machte Deutschlands Waffen im Auslande, sie Deutschlands Musen geehrt, gefürchtet und geachtet; er gab Deutschland eine militairische Hauptstadt, sie ihm eine literarische. Weiter darf hier jedoch dieser Vergleich nicht ausgeführt werden, denn was bei Friedrich selbständiges Verdienst, eigne Größe und ruhmwürdige That war, zeigt sich bei Amalie als Geschickes Gabe: die großen Dichter wurden ihr zugesendet, sie übte nur das ächt weibliche Verdienst: zu halten, zu vereinigen, zu pflegen, was ihr Schönes und Großes überantwortet wurde. Und als ihre Kraft nachließ, war der Sohn da, der geniale Sohn, der fortbaute und fortwirkte in ihrem

Sinne. Alles dieſes war Geſchickes Gabe — aber Amaliens Ruhm iſt darum doch ein ſehr hoher, und weit entfernt, ihrer Büſte den ſchönen Lorberkranz zu rauben, den die Mitlebenden ihr aufgeſetzt, möchten wir eher, wenn dies unſere Befähigung erlaubte, dieſem Kranze mehr Blätter und Blüthen hinzufügen; denn wir ſind kaum auszudrücken vermögend, wie liebenswürdig uns dieſe Fürſtin erſcheint, wie ſie uns Blume und reife Frucht zugleich zu ſein dünkt in dem Kranze der Fürſtinnen des achtzehnten Jahrhunderts, und wie gerade im Gegenſatz gegen die prüde und proſaiſch indifferente Maria Thereſe ſie uns im heiterſten und reinſten Lichte weiblicher Geiſtes- und Herzensſchönheit erſcheint. Lange noch nicht bekannt genug iſt dieſe reizende und zugleich achtunggebietende Erſcheinung. Herr Kanzler von Müller in Weimar hat in einer Gedächtnißrede über ſie trefflich, aber freilich auch nicht ausführlich genug geſprochen. Sie ſelbſt fing an ihr Leben zu beſchreiben, allein es iſt nur Fragment geblieben; ſo weit uns bekannt, findet ſich nirgends ein biographiſches Bild von ihr; denn was W. Wachsmuth in ſeinem „Weimars Muſenhof" von ihr ſagt, iſt wenig mehr als flüchtige Notiz. Göthe ſpricht, wie bekannt, von den fürſtlichen Perſönlichkeiten um ihn her nur mit jener faden diplomatiſchen Unbedeutenheit, deren Phraſeologie ſo alles

Bluts und Lebens entbehrt, daß man dieſe froſtigen Antichambre-Betrachtungen lieber gar nicht leſen ſollte, als daß man ſich durch ſie den Gegenſtand kühl und gleichgültig machen läßt. Seine Mutter, die bekannte Frau Rath (Frau Aja), ſpricht von Amalie ſchon mit mehr Farbe im Ausdruck und Leben in der Wendung. Wieland iſt entzückt von ihr, er betet ſie an — aber er ſchreibt nichts über ſie; am ſchärfſten tritt ihr Bild dem Beſchauer entgegen aus Merk's Briefen und aus Herder's gelegentlichen, aber nur kurzen Aeußerungen. Und doch lebte ſie bis 1807, alſo Zeit genug, über ſie die Akten zu ſammeln und zu ſchließen.

Was wir hier geben, ſoll mehr geeignet ſein, ihr Andenken neu anzuregen, als ihr Leben und ihr Wirken erſchöpfend zu zergliedern. Zu dem Letztern fehlen, wie geſagt, die näheren Aufzeichnungen. Ein längerer Aufenthalt in Weimar und beſonders ein oft wiederholter Spaziergang nach dem reizenden Tiefurt hat dem Schreiber dieſer Zeilen jene Zeit, in der Amalie wirkte, und die ihm nach den Erzählungen derer, die das Glück hatten, ſie noch perſönlich gekannt zu haben, treu geſchildert wurde, lebendig vor das Auge der Phantaſie gebracht. Er beabſichtigte damals, dieſe Fürſtin und ihre Zeit zum Gegenſtande eines beſondern Gemäldes zu machen, in das er alle jene liebgewordenen

Züge und Beſonderheiten, die ſich ſeiner Phantaſie eingeprägt hatten, übertragen wollte. Vielleicht bietet ſich ihm noch Realiſirung dieſes Planes dar; einſtweilen durfte in dem Bildercyclus, der hier begonnen und vollendet worden, das Portrait dieſer intereſſanten Fürſtin durchaus nicht fehlen, und ſomit findet der Beſchauer ſie hier: nicht ganz in ſo gutes Licht geſtellt, wie es ſein ſollte, weil der gegebene Raum gewiſſenhaft vertheilt werden mußte, aber doch, wie wir uns glauben ſchmeicheln zu dürfen, dem Kenner dieſer Art Bilder inſoweit in günſtige Augenmähe gebracht, daß er entſcheiden kann, wie mit Liebe Auge und Hand bei der Schöpfung des Bildes thätig geweſen.

Der herzoglichen Wittwe blieb die Pflicht für die Erziehung zweier Söhne, Carl Auguſts und Conſtantins. Der Graf Görtz war ihr bei Erfüllung dieſer Pflicht behülflich; gelegentlich durch ſeine Verwendung, dann aber auch durch Amaliens eigne Vorliebe für die Schriften dieſes Dichters, wurde Wieland 1772 nach Weimar berufen. Eine etwas ſeltſame pädagogiſch-philoſophiſche Schrift: „Der goldne Spiegel," die der Dichter des Oberon damals eben herausgegeben, hatte den Churmainziſchen Statthalter Erfurts, wo Wieland lebte, den Freiherrn von Dalberg, auf den Dichter-Philoſophen aufmerkſam gemacht, und Amalie benutzte den auch von

ihm ausgehenden Wink. Wieland kam nach Weimar. Eine Erſcheinung, die ſich ſo ſelten in der Welt zeigt, nämlich daß der, der etwas gibt, auch gerade den findet, der das Gegebene entgegenzunehmen das rechte Verlangen und die wahre Befähigung hat, trat hier ins Leben. Wieland war lange Zeit mit ſeinem Päckchen Gedichte und ſeinen philoſophiſchen Romanen hin und hergewandert in Deutſchland, von einem Markt zum andern, und er hatte nirgends den rechten Käufer finden können. In ſeiner Jugend aſcetiſch fromm, hatte er in der Schule Bodmer's langweilige bibliſche Epopöen zu fertigen gelernt, plötzlich verließ er die Schweiz und die Bibel und zog in die weite Welt einer Watteau'ſchen Muſe nach, die ihm die Mährchen Diderots und die Erzählungen Lafontaine's mittheilte, indem ſie in ihrem roſenfarbenen Florkleidchen vor ihm herflatterte. So kam er nach Schwaben zurück, ſeinem Geburtslande, blieb dort nicht lange, weil man ihn und ſeine neuen Sächelchen nicht mochte, ging nach Erfurt, beſtieg dort das Katheder, docirte, dichtete aber nebenbei anmuthig lüſterne Geſchichtchen, ſo daß ſeine Kollegen erſtaunt darüber auffuhren und man ihn von allen Seiten her verleumdete, ihm das Leben ſauer machte. Da erſchien Amalie und der arme Dichter, der fortwährend die Feen angerufen hatte, ſah jetzt plötzlich in der Wirklich-

keit eine in sein Leben treten. Er zog mit seinem ganzen Waarenlager nach Weimar in die kühlen Schatten der Fürstengunst, vom staubigen, lärmenden Markt in die aristokratische Stille eines marmorgetäfelten Saals, an dessen Wänden die marmornen Leiber schöner Götterknaben und Göttermädchen in wollüstigem Behagen ihre weißen Glieder dehnten. Wie selig war jetzt der Dichter! in Erfurt hatte er rohe Wüstlinge, sogenannte Musensöhne, verlassen, die mit den Klappen ihrer ungeheuren Stiefeln und dem wüsten Apparat ihrer Pfeifen und Rappiere ihn schwindlich gemacht hatten, hier saß im Dämmerschein der seidenverhangenen Fenster, beim leisen Gang der Pendule, eine junge Fürstin aufhorchend da und sog seine Verse ein, wie man in heißen Tagen Sorbet schlürft. Das ist Himmelsluft für einen Poeten. Wieland fühlte sich unbeschreiblich wohl, hierher gekommen zu sein, und die junge Herzogin fühlte sich nicht minder wohl, diesen Mann ihres Herzens und ihres Geschmacks gefunden zu haben. Von allen den Dichtern, die später kamen, war ihr keiner so ganz recht, so völlig genehm, so innig sie ansprechend, so herzlich ihr vertraut als eben Wieland. Und Wieland schwärmte wieder und war bezaubert von dieser Fürstin, die alle seine Ideale ins Leben rief. Sie war Musarion, die reizende bald schalkhafte, bald weise, bald zum Entzücken liebelächelnde

junge Griechin, die die Philoſophen aller Schulen zu ihren Füßen bannt, ſie war Aſpaſia, von der Sokrates lernte, und die Perikles ſeine Freundin nannte, von der Ariſtipp ſeine feine weltmänniſche Lehre empfing. Unſere Zeit hat keinen Maaßſtab für dieſe liebliche Poeſie Wielands; wir finden, von anderen Motiven geleitet, nach einem andern Geſichtspunkt hingewendet, in ſeinen Gemälden ein unächtes und mit modernem Flitter überkleidetes Griechenthum, eine affektirte Grazie, eine überladene Schönheit. Sei auch immerhin Einiges von dieſen Vorwürfen gegründet, ſo iſt und bleibt der Dichter des Oberon doch eine köſtliche Errungenſchaft für deutſche Poeſie und Sprache; man ſollte dies nie beſtreiten wollen.

Wielands Niederlaſſung in Weimar, die Begründung der Zeitſchrift „Der deutſche Merkur," zu der Beiträge aus Süd- und Norddeutſchland in Menge gefordert wurden und auch einliefen, brachte eine große Anzahl gefeierter Gäſte zu Stadt und Hof. Gleim kam, aber er ging auch bald wieder; es ſcheint, daß er der Einzige von den literariſchen Berühmtheiten ihrer Zeit geweſen iſt, der Amalien entſchieden mißfiel. Es lag dies wol in dem Weſen des Kanonikus, der derb und ſüßlich zugleich war und dabei ſich in ſeinem Betragen und ſeinen Sitten gehen ließ; während Wieland ſchon frühzeitig darauf hinhorchte, was an den Höfen und

bei den Fürſten gerne gehört wurde, ohne daß er dabei ein Schmeichler war.

Unter den Einheimiſchen wählte die Herzogin für ihren geſelligen Kreis zwei Männer aus, deren künſtleriſche Talente ſie zu ihrer eignen Freude aufmunterte, es waren dies Herr von Einſiedel und Herr von Seckendorf. Der Erſte war anfangs ein wilder, ausgelaſſener Page, ſpäter ein träumeriſcher und zerſtreuter Hofmann, und als Amalie ihn mit ihrer freundſchaftlichen Gunſt beehrte, wurde er ihr ein treuergebener Freund, ein jovialer, dem kleinen Hofe unentbehrlicher Geſellſchafter, deſſen Freundesgüte und liebenswerthen Charakter Alle, die in jenem Kreiſe ſich bewegten, nicht genug zu loben wiſſen. Bei den Theatervorſtellungen in Ettersburg und Tiefurt war er zugleich Schauſpieler, Dramendichter, Regiſſeur, Orcheſtermitglied und nebenbei Kritiker. Der Zweite glänzte als Componiſt. Glückliche Zeit, da die Kammerherren poetiſch waren! Zu dieſen Einheimiſchen geſellte ſich frühzeitig Herr von Knebel, ein preußiſcher Officier, der die Langeweile des Potsdamer Garniſonlebens mit dem Muſenſitz zu Weimar vertauſchte. Auch er war Poet, noch mehr aber glücklicher Ueberſetzer der Alten. Schon mit Ramler, Nicolai und Boje in brieflichem Verkehr, trat er jetzt mit Wieland, deſſen Ariſtipp er ſich gleichſam zum Vorbild gewählt hatte, in den

engſten Freundſchaftsbund. Amalie vertraute ihm die Erziehung ihres jungeren Sohnes an.

Noch iſt Muſäus zu nennen, der unübertroffene Volksmährchendichter, der hier am Hofe Amaliens jedoch nicht die Stellung einnahm, die wir ihn ſpäter in der Literatur einnehmen ſehen; er war hier wenig mehr als burlesker Spaßmacher, der Impromptu's erfand und poetiſche Lückenbüßer liefern mußte, wenn die größeren Geiſter feierten.

Dieſe eben Genannten und noch einige Andere bildeten Amaliens Hof, ehe Göthe erſchien. Wir müſſen bekennen, daß dieſe frühere Periode der Weimariſchen Schöngeiſter etwas für ſich Abgeſchloſſenes und anmuthig Begrenztes hat, welcher Charakter der darauf folgenden, wo die Genies auftraten, nicht anhaftet. Die Herzogin — noch jung und blühend — Wieland, noch der feine Weltmann, der noch jugendlich ſchaffende Dichter, die jungen Männer, die ebenſo freudig der Poeſie wie ihrer Dame dienten, Bertuch und Muſäus, zwei treffliche Rathgeber und Ordner — alle dieſe Perſonen und Charaktere bildeten ein gefälliges Ganze. Die Heiterkeit hatte ſich noch nicht in Extravaganz gewandelt, die Freiheit noch nicht in Licenz, die Kühnheit noch nicht in Roheit. Eine edle Frau herrſchte. Anders in der jetzt folgenden Zeit. Der Herzog war herangewachſen; die

Mutter übergab ihm die Zügel der Regierung und trat mit ihren Freunden in den Hintergrund zurück. Jetzt erſchienen die Genies — eine früher noch nie dageweſene Gattung halbwilder Menſchen, die aus den Urwäldern Deutſchlands hervorgegangen zu ſein ſchienen, oder vom Monde herabgefallen, ſo wenig hatten ſie in Sprache, Gebehrde, Sitte und Tracht Aehnlichkeit mit dem Geſchlecht, das gerade auf Erden weilte. Das kleine Weimar war beſtimmt, einen der Häuptlinge dieſer Jungwilden in ſeinen Mauern einziehen zu ſehen. Amaliens Sohn brachte 1775 Göthen nach Weimar.

Es iſt über Göthe's verſchiedene Lebens- und Literatur-Epochen ſo unendlich viel geſchrieben worden, daß wir uns jedes weitern Wortes über jene Jugendepoche, die hier zur Sprache kommt, enthalten können. Nur ſo viel ſoll uns zu ſagen geſtattet ſein, als unmittelbar auf Amalien Bezug hat. Unmöglich konnte der Frau ſowie der Mutter das Betragen behagen, in welchem Göthe und der Herzog ſich damals gefielen; allein ſie ſchwieg klug und ſah, durch eigne geiſtige Begabung dazu befähigt, hinter dem Widerwärtigen das künftige Treffliche und Gute hindurchſchimmern. Aber es ging toll her. Der kleine Hof, die niedlichen Spiele, das trauliche Beiſammenſitzen — alles wurde Kopfunter Kopfüber durcheinandergeworfen und Wieland flog wie eine kleine Wä-

ſcherin, der ein plötzlicher Hagelſchlag das feine Linnen von den Schnüren zu reißen droht, mit ſeinen Schätzen ängſtlich von dannen. Die Herzogin mußte ihn tröſten und ſchützen, indem ſie ihrem Sohne, und durch dieſen Göthen, Mäßigung gegen ihren alten Troubadour empfahl. Neben Wieland hatte auch eine Hofdame zu leiden, ein kleines verwachſenes Fräulein von Göchhauſen, von Wieland die Gnomide, von der Herzogin Thusnelda genannt. Dieſes Fräulein war ebenfalls ein Schöngeiſt, aber dabei eine komiſche Perſonnage, die gutmüthig duldete, daß man ſie neckte und myſtificirte. Dies geſchah vom Herzog und von Göthe oft auf eine mehr als ſtudentenhaft muthwillige Weiſe, und noch jetzt leben einige dieſer Späße im Munde der alternden Zeitgenoſſen, die das Fräulein und ihre Peiniger noch perſönlich gekannt. Der Herzog und Göthe ſchwärmten in Wald und Flur herum, badeten im Freien, jagten, tranken, abenteuerten und verſchwendeten in göttlichem Leichtſinn die ſchönen Stunden goldner Jugend und üppiger Kraftfülle ſo, daß Klopſtock in Hamburg in Entſetzen die Hände überm Kopf zuſammenſchlug und ängſtliche Briefe ſchrieb, die zum Zweck hatten, den jungen Herzog vor Göthe zu warnen. Amalie, klüger wie der Lorbergekrönte Pedant, ſah immer ruhig, feſt vertrauend auf ihres Sohnes unantaſtbares Charaktergold, dem Treiben zu, nur

hier und da ein ſanftes Wort einſchaltend, einen verſtändigen, wohlangebrachten Rath oder Tadel. So und nicht anders wirkt eine edle Frau. Göthe ſelbſt hat dies in ſeiner ſpätern Zeit mit Dank erkannt, und wenn er in ſeinem Taſſo die herrlichſten Sprüche, die köſtlichſten Erfahrungsſätze über das Walten der Frauenmilde, der Frauenſitte, der Frauenſchönheit ausſpricht, ſo iſt's Amalia, die er unter dem Namen der Herzogin Eleonore von Eſte preiſt. Wahrlich, nie iſt einer ſchönen Seele mit ſchönerm Lohne gedankt worden. Auch der Herzog erkannte die hohe Trefflichkeit der liebenden Mutter, die da zur rechten Stunde Vertrauen zeigte, um dann Vertrauen und Liebe wieder zu ernten für ihre ganze Lebenszeit.

Wieland zürnte nicht ewig. Eine weiche, enthuſiaſtiſche Natur, wie er ſie war, mit dem Bedürfniß zu bewundern begabt, vergaß er ſchnell die bittere Unbill, die ihm Göthe anthat, indem er ſich über ſeine Götter und Göttinnen luſtig machte und ſeine Nymphen verleumdete, und erklärte in allen Briefen an ſeine Freunde, daß er Göthe liebe, daß er in ihm einen jungen Gott ſehe. Amalie hatte auch hier ihre Mitwirkung anzubringen: ſie wollte ihren Hof, wie er früher beſtanden, mit dem jungen Hof, wie er ſich jetzt bildete, beſtens vereinigen. Und es gelang ihr, denn was wäre ihr nicht gelungen.

Durch Göthe's Beitritt gewannen die poetiſchen Vereinigungen und die kleinen theatraliſchen Spiele in Tiefurt einen neuen Charakter; es war dies der Charakter der Polemik und Satyre, der früher nicht in dieſen harmloſen Schöpfungen geherrſcht hatte. Göthe hatte damit angefangen, Wieland anzugreifen und zu perſifliren, er fuhr fort, Andere und ſich ſelbſt einem Spotte, dem es nicht an Schärfe, aber dabei auch nicht an Anmuth fehlte, preis zu geben. So ging die kleine Burleske „Die geflickte Braut" zunächſt dem Werther und der durch dieſen Mode gewordenen Sentimentalität zu Leibe. Der „Jahrmarkt von Plundersweiler" birgt bekanntlich ebenfalls den Schalk in ſehr loſer Hülle. Aber auch die rein idylliſchen Stoffe ließ er nicht unbeachtet; eine poetiſch angeordnete Beleuchtung des Parks fand ſtatt, als die liebliche Dichtung „Die Fiſcherin" zum erſtenmale in freier Natur dargeſtellt wurde und ungemein gefiel.

In den kleinen Abendkreiſen Amaliens veranlaßte Göthe ergötzliche Auftritte, ſo myſtificirte er Gleim, der ihn noch nicht früher von Perſon kannte. Gleim befand ſich in der Geſellſchaft bei Hof und las aus einer Gedichtſammlung einiges von ſeinen eignen Produktionen vor; plötzlich erſcheint ein junger Mann in unſcheinbarer Kleidung, bittet ſich das Buch aus und lieſt weiter,

anfangs das wirklich im Buche Befindliche, dann aber Verſe, die nicht darin ſtehen, improviſirte Verſe voll tollen Scherzes und neckender Bezüglichkeit auf Gleim. Dieſer ſpringt entſetzt auf und ruft: „Das iſt entweder der Teufel oder Göthe!“

Während ihre Dichter, zu denen ſich auch Herder geſellt hatte, oft die Abende in geſelligem Kreiſe verſchönten, widmete Amalie ihre Vormittagſtunden der Kunſt. Sie lernte bei Oeſer die Portraitmalerei und brachte es darin zu einer ſeltenen Fertigkeit. In der Muſik war ſie Meiſterin und componirte ſelbſt die Operntexte ihrer Hof- und Lieblingsdichter.

Die Gründung des „Tiefurter Journals“ muß hier bemerkt werden, einer nur handſchriftlich exiſtirenden Zeitſchrift, in die alle Mitglieder der poetiſchen Tafelrunde Beiträge, bald in Verſen, bald in Proſa liefern mußten. Dieſes Journal wird noch aufbewahrt und zwar in den Gemächern des fürſtlichen — aber ſehr einfachen — Gartenhauſes, das Amalie in Tiefurt bewohnte. Man muß ſich dieſes Haus, das prachtvolle Baumgruppen in eine grüne Dämmerung einhüllen, nicht wie die Villen und Gartenhäuſer denken, wie ſie heutzutage jeder Banquier, jeder reichgewordene Krämer ſich erbauen läßt, es iſt eine beſcheidene Wohnung von wenigen Zimmern, ohne Marmorgetäfel und Spiegel-

wände, aber ein Geiſt der Schönheit, des Ebenmaaßes, der gemüthlichen Wohnlichkeit waltet in dieſen Räumen, der über alle käufliche Pracht erhaben iſt. Römiſche Landſchaften und Bilder nach Tiſchbein, Hackert und Angelika Kaufmann ſieht man an den Wänden; Motive aus pompejaniſchen Wandgemälden ſind hier und da in Möbelſtickereien oder auf Ofen- und Wandſchirmen angebracht; ſehr wenige aber ſchöne Vaſen ſtehen auf den Kaminconſolen vertheilt; nichts von dem Gold- und Flitterwerk moderner Ausſtattung. Dicht an den Zimmern ihrer Fürſtin und Freundin liegt das kleine Kabinet, das Louiſe von Göchhauſen inne hatte, und die Sage geht, daß ſich zuweilen in ſpäter Nachtſtunde die Geſtalt des kleinen buckligen Fräuleins an dem Eckfenſter zeige, hinſchauend auf Feld und Wald, und dazu klingt dann die Aeolsharfe im Park melancholiſch, wie die klagende Stimme der Nymphe, die an längſt Vergangenes mahnt. Es rauſchen die Gipfel der alten Buchen und Linden, und die Wetterhähne auf den kleinen Tempeln und Mooshütten ſchrillen im Nachtwinde.

Das Tieffurter Journal iſt nicht ſo intereſſant, als man zu glauben berechtigt iſt, wenn man die Zahl ſeiner Mitarbeiter überſchaut. Die berühmten Dichter machten es hier, wie ſie es immer machen, wenn man ihnen Albumblätter oder dergleichen Privatſammlungen

vorlegt, ſie geben nur Flüchtiges und Leeres, während ſie ihre ächten Schätze dem Druck vorbehalten. Deshalb findet man das Beſte immer in ſolchen Zuſammenſtellungen von unbekannten Talenten geliefert, ohne Namensunterſchrift. Dieſe, die nicht für die Veröffentlichung dichten, geben willig das innerſte und vollſte Leben ihrer Seele hin, völlig befriedigt von dem Bewußtſein, der Freund, die Freundin werde es leſen und dabei Freude empfinden. So ſind auch im Tiefurtſchen Journal gerade die Fragmente, die von gefeierten Namen ausgegangen ſind, durchaus nicht die anziehendſten. Ein Dichter befindet ſich darin, oder eine Dichterin, man hat mir hierüber nicht Auskunft geben können, die wunderſam zarte und ſchöne Poeſien, wahre Weihegeſänge einer keuſchen und erhabenen Muſe den Blättern des Journals anvertraut hat. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß man unter den Bruchſtücken, die kürzlich aus dem Journal abgedruckt erſchienen ſind, gerade dieſe trefflichen Gaben ausgewählt hätte, anſtatt daß man unbedeutende Verſeleien bedeutender Dichter wählte. In dieſem Tagebuch finden ſich auch die dramatiſchen Spiele, die kleinen Liedercompoſitionen und ſonſtiges geſelliges Getändel, das im Park zu Tiefurt vor ſich ging, angemerkt. Die Geſellſchaft abonnirte ſich auf das Journal, entwe-

der durch ein paar Goldstücke, oder durch monatliche Beiträge in Prosa oder in Versen. Es gab Viele, die lieber zahlten, als daß sie gewagt hätten, sich auf einen so glatten, gefährlichen Boden zu begeben. Ein alter, damals in Weimar sich aufhaltender Engländer bildete eine komische Figur unter den Mitarbeitern. Man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß man es lieber sehen würde, wenn er zahlte, er aber mit einer seltenen Hartnäckigkeit fuhr fort Beiträge einzusenden, und zwar bestanden diese in einer topographischen Herzählung der Londoner Straßen und Brücken, in holprige Verse gebracht. Jede Woche lief regelmäßig ein dickes Manuscript ein und der Autor drohte, wenn er mit London fertig sein würde, daß er dann auf die anderen Städte des Königreichs übergehen werde. Man mußte ihm geradezu das Journal verschließen, unwillig hierüber und empfindlich begab er sich von dannen und kehrte nicht wieder nach Weimar zurück. Aus England kam noch ein Brücken- und Straßenheft, es war das letzte, dann hörte und sah man nichts mehr von dem Verfasser.

Eine große Freude gewährte es Amalien, ihren Wieland in neuem Glanze durch das Erscheinen des Oberon (1780) zu sehen. Es hatte ihr heimlich wehe gethan, daß er in der letzten Zeit nichts Bedeutendes

hatte erſcheinen laſſen, und daß des jungen Göthe Ruhm den ſeinigen zu verdunkeln drohte. Jetzt rühmte alle Welt den Oberon und die Herzogin war über beides, über das Gedicht und deſſen Wirkung auf Deutſchland, entzückt. Ihren großen Oheim, der in dieſer Zeit über deutſche Literatur ſchrieb und das bekannte wegwerfende Urtheil darüber fällte, beklagte ſie, denn ſie war überzeugt, hätte er den Oberon geleſen, er hätte dann anders entſcheiden müſſen. Göthe tröſtete ſich über den Tadel des Königs, Wieland war tief bekümmert und Gleim „weinte blutige Thränen.“

Amalie, nicht zufrieden ſich den gründlichſten Studien im Fach der Geſchichte, der Alterthumskunde, der poetiſchen Literatur alter und neuer Völker hingegeben zu haben, begehrte an der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen und lernte Griechiſch mit einem ſolchen Fleiße und einem ſolchen intelligenten Eindringen, daß es ihr in kurzer Zeit möglich wurde, den Ariſtophanes, bekanntlich ein ſehr ſchwerer Autor, zu leſen.

Unter den Beſuchenden im Jahr 1784 wurden F. G. Jacobi, Georg Förſter und Eliſe von der Recke bemerkt. Fürſt Leopold Friedrich von Deſſau kam oft und war ſtets dem jungen Herzog willkommen, weniger der junge Prinz Auguſt von Gotha, der ſpäter als re-

gierender Herzog ſich zu einer ſo ſeltſamen, faſt an die Caricatur ſtreifenden Perſönlichkeit ausbildete. Dieſer junge Prinz beſchäftigte ſich auch mit der Poeſie, aber mit der Poeſie der modernen Franzoſen, epigrammatiſch, frivol und geckenhaft tändelnd, was Carl Auguſt gerade gar nicht mochte und Göthe noch weniger leiden konnte. Später ging dieſer Gothaer Fürſt auf ein anderes Extrem über, nämlich auf die Verehrung und Nachahmung Jean Paul's, und in dieſem Geſchmack componirte er ſelbſt einige ſentimentale, ſchwülſtige Romane, von denen ein paar gedruckt ſind, die größere Zahl jedoch handſchriftlich in der Gothaer Bibliothek aufbewahrt wird.

Lavater machte günſtigen Eindruck auf Amalien. „Wenn ich eine große Monarchin wäre," ſchrieb ſie an Merck, „ſo müßte Lavater mein Premierminiſter werden." Ein ſonderbarer Premierminiſter allerdings. Die Nachwelt hat ihr Urtheil über dieſen Mann gefällt, der vier große Folianten mit dem unleidlichſten Unſinn anzufüllen die Dreiſtigkeit hatte, den er als erhabene Poeſie, als eine ungeheure, tiefe, wiſſenſchaftliche Entdeckung, als ein Beitrag zur Menſchenkunde, für den die Menſchheit ihm auf den Knien Dank zu ſagen habe, anpries. Aber ihn und ſein Syſtem zu verehren gehörte damals zur Mode, deshalb wollen wir unſere hochbegabte Fürſtin

nicht tadeln, daß ſie nach ächter Frauenweiſe auch einmal der Mode fröhnte; die Fürſtin von Deſſau ging noch weiter; ſie verliebte ſich vollkommen in den langen häßlichen Züricher Silhouettenſammler, und wollte ihn gar nicht mehr von ihrem Hofe fortlaſſen. Zum Dank dafür erklärte Lavater, ſeine fürſtliche Freundin ſähe zu gleicher Zeit der Magdalena, der Mutter Gottes und der Kleopatra ähnlich.

Im Jahre 1787 reiſte Amalie in Begleitung von Herrn von Einſiedel und dem Fräulein von Göchhauſen nach Italien. Auch Herder machte einen Theil der Reiſe mit. 1790, bei der Rückreiſe der Herzogin, traf ſie mit Göthe in Venedig zuſammen. In Rom lernte ſie Angelika Kaufmann kennen, mit der ſie ſich eng befreundete. Während Göthe und die Herzogin in Italien weilten, trat ein neuer Stern erſter Größe an Weimars Himmel empor, der Stern Schillers. Der Dichter der „Räuber“ und des „Don Carlos“ kam nach Weimar.

Wir haben zweimal Amalie ihren Dichterkreis um ſich neu geſtalten ſehen. Zuerſt war ſie mit Wieland, Einſiedel, Seckendorf, Muſäus, Knebel, Bertuch, dann durch den Zutritt des jungen Herzogs kam er, ſeine Gemahlin, Göthe, Herder und Andere hinzu, zum drit-

tenmale geſtaltete ſich der Cirkel anders nach der Zurückkunft Amaliens und Göthe's aus Italien und nach des Herzogs Schweizerreiſe. Nicht mehr Tiefurt, ſondern das Palais in Weimar war der Zuſammenkunftsort, und jeden erſten Freitag im Monat ſah hier Amalie ihre älteren und neueren Freunde. Hier erging man ſich nun nicht mehr in ſo muthwilliger Laune, wie im Park und in der ſchönen Sommerreſidenz, es war in die älter und kälter gewordenen Genoſſen Zwang und Hofetikette gedrungen. Göthe hatte ſich verändert; der Herzog ebenfalls. Es wurde nicht mehr Komödie geſpielt, es wurde vorgeleſen. Wir finden anbemerkt, daß in dieſen Zuſammenkünften Göthe über das Prisma und über Caglioſtro's Stammbaum las, Herder über Unſterblichkeit, Bertuch über chineſiſche Farben und über engliſche Gärten, Böttiger über das Tättowiren und über Prachtgefäße der Alten, Hufeland über die Lebensdauer des Menſchen, Knebel über Wohlwollen, Meyer über ſein neueſtes Gemälde, Bode las ein Stück aus dem von ihm überſetzten Montaigne, und aus Jena herübergekommene Gelehrte laſen über die ihnen zuſtehenden Gegenſtände. Amalie von Imhof und Frau v. Kalb, zwei geiſtvolle Frauen, die erſtere Schriftſtellerin, wurden von der Herzogin freundlich dem Dichterkreiſe zugeführt; auch

der Satyriker Falk, von Wieland vorgeſtellt, fand in den Gemächern der Fürſtin Eintritt.

Je älter die einſt ſo rüſtig wirkende Muſenfreundin wurde, deſto ſtiller zog ſie ſich in Einſamkeit zurück; nur Wieland durfte ſie nicht verlaſſen. Die neueſte Weimariſche Kunſt- und Poeſieperiode fand ſie wenig empfänglich und theilnehmend. Die neuen ſtürmenden Geiſter, die beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Schelling wurden ihr wenig oder gar nicht bekannt. Auf der Bühne ergötzte ſie ſich noch an der Einführung der antiken Masken in Göthe's Palaöphron und Neoterpe, auch ihres frühern Jugendgenoſſen, Einſiedels, dem Calderon nachgebildetes Drama, „Das Leben ein Traum," ſah ſie zur Darſtellung gelangen.

Ein ſchönes Ereigniß trat in ihr Leben, als ihr vergönnt wurde, den Erbgroßherzog, ihren Enkel, mit der ruſſiſchen Kaiſertochter vermählt zu ſehen. Wieland ſchrieb über das Erſcheinen der jungen Fürſtin: „Das Unbeſchreibliche muß, wie Sokrates ſagt, ſelbſt geſehen werden. Alles was ich Ihnen vor der Hand von ihr ſagen kann, iſt, daß unter allen Erdentöchtern ihres Alters ſchwerlich eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie iſt über allen Ausdruck liebenswürdig. Es ſcheint unmöglich mehr angeborne Majeſtät mit einer vollkom-

menen Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit, und mit allem Verſtand, aller Feinheit und Schicklichkeit im Betragen gegen alle Arten Menſchen, kurz mit dem Sittenzauber, den nur die größte Welt geben kann, eine reinere Unſchuld der Seele, Herzensgüte und Holdſeligkeit zu vereinigen. Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beſeligenden Anſchauens eines ſolchen Engels in jungfräulicher Geſtalt noch in meinem zweiundſiebzigſten Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, ſie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortſetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Die neue Zeit, wie ſie überall anderswohin umgeſtaltend eintrat, verfehlte auch nicht, Weimars liebliche Dichterſtätte zu zerſtören. Napoleons Heere drangen über den Rhein; ganz Deutſchland gerieth in Aufregung und Spannung. Der Herzog und Göthe hatten ſchon früher einen kriegeriſchen Zug miteinander unternommen, jetzt verließ der Erſtere als preußiſcher General ſeine Hauptſtadt. Der letzte literariſche Gaſt vor dem Tumult des Kriegs war Frau von Stael, die ſich längere Zeit in Weimar aufhielt. Ihr Urtheil über Weimar und die dortigen Notabilitäten iſt bekannt. Sie ſagt

wenig über Amalie und dies ist Beweis, daß die edle Fürstin damals selten Gesellschaft bei sich sah.

Die Schlacht von 1806 beugte und betrübte die Nichte Friedrich des Großen tief. Sie litt schon längere Zeit an einem Brustübel. Der 10. April 1807 war der Tag, der diesem schönen Leben, das so harmonisch und so segensreich dahingeflossen, ein Ziel setzte. Zwei Jahre früher war Schiller gestorben. Weimar verlor den Schutzgeist seiner Größe und seinen berühmtesten Dichter fast zu gleicher Zeit.

Was Anna Amaliens Aeußeres betrifft, so sind viele Portraits von ihr vorhanden, allein leider fast alle sie in späteren Jahren darstellend. Die Züge haben in diesen Auffassungen etwas scharfes, gespanntes, das ihrer Physiognomie nach dem Ausspruch derer, die sie gekannt, durchaus nicht eigen gewesen sein soll. Das Kostüm in dem sie sich malen ließ, ist jenes halb idealische, das Angelika Kaufmann so sehr ihren Portraits zu geben liebte. Sie hatte dunkle, geistsprühende Augen und ein feines Oval des Gesichts; ihr Wuchs war in vollem Ebenmaaß, ihr Gang leicht und zugleich würdevoll. Sie liebte gerne etwas in der Hand spielend zu halten, eine Blume, ein zusammengerolltes Stück Papier, einen Bleistift oder dergleichen; darin war sie Frau v. Staël ähnlich. Ihre Lebensweise war einfach; in Italien hatte sie

ſich angewöhnt, ihren Nachtiſch reich mit Früchten beſetzen zu laſſen und dieſe jedem andern Deſſert vorzuziehen. Ihre Handſchrift zeigt ſich als feſt und ſicher; die Zeichnungen und Bilder, die von ihr exiſtiren, geben Zeugniß, wenn auch nicht von entſchiedenem Talent, doch von künſtleriſcher Fertigkeit und ſchöner Urtheils- und Geſchmacksbildung. Ihr größtes Kunſtwerk war ihr Leben. Sie war Taſſo's Leonore, die nicht ſelbſt dichtete, aber Dichterwerke hervorrief und Dichter ſchützte und begeiſterte.

Gräfin Albani.

Gräfin Albani.

Es iſt in der That ein Geſchick ganz eigner Art, das eine deutſche Fürſtentochter mit dem Abkömmling eines vertriebenen ſchottiſchen Königsgeſchlechts zuſammenführte und in dieſem Bunde die Aufnahme eines der berühmteſten Dichter Italiens geſtattete. Schlingt ſich irgendwo um ein irdiſches Band die Weihe der Poeſie, die erhabene Tragik unheilbringender Verhältniſſe, ſo iſt es um dieſes Band, das eine junge Frau knüpfte in dem unbewußten Leichtſinn der Jugend, und deſſen ſpätere zähe Haltbarkeit ſie mit den glühendſten Thränen, den erſchütterndſten Klagen zu betrauern hatte. Deutſchland hat viele ſeiner Töchter zu allen Zeiten mit ſchmachvollen Eheſeſſeln beladen, jammernd und widerſtrebend in die Fremde wandern ſehen, von allen dieſen war jedoch vielleicht keine ſo ſehr des innigſten Mitleids würdig, als die arme junge Frau, mit deren Bildniß wir uns jetzt beſchäftigen wollen.

Zuerſt etwas über das alte, berühmte Königshaus der Stuarts, dieſes Geſchlechts, das des Schickſals Launen in einem erſchreckenden Maaße zu erdulden hatte, das bald auf den Gipfel aller Größe hinaufgehoben, bald wieder in die Tiefe eines unerhörten und unverdienten Unglücks hinabgeſchleudert wurde. Die Königsburg von Holyroodhouſe ſah blutige Schatten in ihren Mauern wandeln. Seit Robert II. im Jahr 1370 die Krone in ſein Haus brachte, zeigt das Geſchlecht der Stuart eine faſt ununterbrochene Reihefolge impoſanter Geſtalten, die Männer reich an Heldenthum, die Frauen an Liebreiz und Schönheit; allein dieſe edlen Güter ſcheinen dem Geſchlechte nur gegeben, um es im Kampf mit den ewigen Anfeindungen des Geſchicks glänzender und berühmter erſcheinen zu laſſen; ſeine Vorzüge weckten das Intereſſe der Zeitgenoſſen und der ſpäteren Jahrhunderte, ohne irgendwie die Härte und die Bitterkeit der Leiden der Kämpfenden zu mildern. Die Poeſie empfing von der Hand der Geſchichte die blutbefleckten Körper der Gemordeten, um ſie in unvergänglichen Purpur zu hüllen, ſie mit nie welkenden Blumenkronen zu krönen. So beſtieg der dunkle Schatten Maria's unmittelbar aus den Grabesmauern ihres Kerkers die ſtrahlende glanzerhellte Vorhalle des Tempels des Ruhms, während Eliſabeths Geſtalt, im Leben vom Geſchick

gehätſchelt, verdunkelt und geblendet zurückblieb. Noch neuerdings haben wir es an den meiſterhaften Schilderungen des ſchottiſchen Barden geſehen, welch ein poetiſches Königthum dieſes der Stuarts war; es kam dazu, daß dieſe Herrſcher in einem Lande herrſchten, deſſen Boden, vielleicht wie kein anderer der civiliſirten Erde, wir wollen den des alten Hellas ausnehmen, eine Fülle landſchaftlicher Schönheit birgt, die es geeignet macht, einen würdigen Hintergrund zu bilden für die prächtigen Geſtalten, die die Geſchichte über dieſen Boden hinführt. Mit Schottlands Namen erwacht ſchon in einer nur irgend befähigten Phantaſie eine ganze Reihefolge romantiſcher Gemälde. Unſere Dichter haben es noch nicht verlernt mit Oſſian zu ſympathiſiren; er iſt der Dichter der Jugend, der Liebe, der Träumerei. Die Mondſcheinnächte an der ſchottländiſchen Küſte, die Einſamkeit des Meeres, das Toſen der Brandung, die grotesken Formen der Höhlen und Felſenriffe bringen bis zur Ohnmacht ein mitempfindendes, gefühlvoll ſchwärmendes deutſches Gemüth; nun die Haide in ihrer lebloſen, weithingedehnten Fläche, über die in impoſantem Zuge die Geiſter der Erſchlagenen hinziehen, an ihrer Spitze die Barden, deren Harfen das Lied der Klage in herzzerreißenden Melodien dahinſtrömen — ach, welche Süßigkeit, welch eine Fülle des romantiſchen Schmerzes!

Es gab eine Zeit in Deutſchland — es war die, wo das berühmteſte deutſche Buch des achtzehnten Jahrhunderts erſchien, der Werther, — wo man von Oſſian träumte und wo Schottland die Heimath aller liebekranken, von dem Pfeil der Poeſie empfindlich verwundeten Herzen war; dann kam eine Zeit, wo wiederum Schottland und immer nur Schottland genannt wurde, aber nicht mehr in Empfindſamkeit und Schwärmen, ſondern in chevalereskem, romantiſchem Stürmen und Drängen. Es war die Zeit der Romane „die Braut von Lammermoor," „Redgauntlet," „Montroſe," „das Herz von Midlothian" und anderer. Für die neueſte Zeit hat dieſe geweihte Stätte etwas, nicht an ihrem Reize, doch an ihrer Macht über die Gemüther und über die Phantaſie des lebenden Geſchlechts verloren; Irland iſt an die Stelle getreten und die politiſchen Sympathien, die die herrſchenden in unſeren Tagen ſind, wenden ſich dieſem Boden zu, über den die Armuth in ihrer ſcheußlichſten Geſtalt ſchreitet, wo das ſociale Elend die ſchreiendſten Mißlaute ausſtößt. Wir aber kehren zur alten Königsburg von Holyrood zurück. Robert Burns' ſchöne Verſe mögen hier eine Stelle finden:

— that noble, stately dome
Where Scotia's Kings of other years,
Famed heroes! had their royal home
Alas, how chang'd the times to come!

Their royal name low in the dust!
Their hapless race wild-wand'ring roam,
Tho' rigid law cries out, 'twas just! —

Es mag geeignet erſcheinen, einen Blick auf das prächtige Edinburgh zu werfen, um den Schauplatz zu bezeichnen, auf dem Carl Eduards Ahnen ihre Rollen ſpielten; er ſelbſt, der unglückliche letzte Sprößling des berühmten Geſchlechts, ſah die Mauern der ſchottiſchen Hauptſtadt nur bei flüchtigem Beſuch, anfangs von einem Schimmer von Siegeshoffnungen umleuchtet, bald aber wieder in Schatten gehüllt und dann auf immer verſchwindend. Wir folgen in der Schilderung, die wir hier geben, den Worten eines neueren Reiſenden (des Verfaſſers der „römiſchen Briefe"), der eine ſehr lebenvolle Skizze von dem alten Königsſitze der Stuarts und der ihn umgebenden Stadt aus eigner Anſchauung veröffentlicht hat. „Schärfer kann kaum ein Contraſt ſein," ſagt der ebenbenannte Briefſteller, „als wenn man von den Gräbern jener letzten Glieder des Hauſes in dem heitern, ſonnigen Süden nach der Wiege des Geſchlechts ſich verſetzt. In der verfallenen Kapelle von Holyroodhouſe, welche ohne Dach daſteht, die Bogen und Fenſter zertrümmert, die Wände und Pfeiler geſchwärzt durch die Einflüſſe der Witterung, liegen die Reſte mehrer Stuarts, die auf dem Königsthron Schottlands ſaßen,

ſeit Robert II. im Jahr 1370 die Krone in ſein Haus gebracht. Der größere Theil des Pallaſtes iſt neu, denn Carl II. ließ ihn umbauen: im Quadrat umſchließt er einen innern Hof, der unten offene Bogen und darüber zwei Geſchoſſe hat, etwas ſchwerfällig, aber nicht ohne Wirkung, die in einem höhern Grade auch der mit alterthümlichen Rundthürmen und Zinnen, und großem Portal und darüber der koloſſalen, ſchottiſchen Krone, verſehenen Façade nicht fehlt. Aber der Pallaſt iſt ausgeſtorben: nur einen Theil des Jahres hindurch pflegen einige ſchottiſche Adelsfamilien, denen ein ſolches Recht zuſteht, in demſelben zu wohnen, und bisweilen werden hier Gemächer Solchen eingeräumt, die ſich mit ihren Gläubigern nicht verſtändigen können. Denn Holyrood und ſeine nächſte Umgebung ſind für ſolche ein Aſyl, das auch in unſeren Tagen ſchon von vornehmen Perſonen in Anſpruch genommen worden iſt. In dem großen Saale, der mit einer Sammlung von lächerlich ſchlechten Portraits (wenn man ja einen ſolchen Namen brauchen will) der Könige geziert iſt, gab der Prätendent Carl Eduard Feſte; viele der Gemächer ſind noch ſo ziemlich in dem Zuſtande, wie ſie von Carl X. bewohnt wurden, als dieſen ſein zweites Exil nach Holyrood führte. Vor Allem aber intereſſant iſt der ältere, winklige Theil des Pallaſtes, wo man noch Maria

Stuarts Zimmer ſieht: da iſt ihr Schlafgemach mit dem Bette, das in dem Zuſtande geblieben, wie ſie es verließ, die Behänge und Stickereien verblichen und durchlöchert; da iſt anſtoßend das enge Kabinet, in welchem die Königin mit der Herzogin von Argyle, Rizzio und einer oder zwei anderen Perſonen (wie ſie darin Raum fanden, iſt kaum zu begreifen) zu Nacht aß, als Darnley und ſeine Begleiter eindrangen und den Italiener mordeten; da zeigt man noch im Fußboden neben der Wand die Blutflecken."

„Im Schloſſe zu Edinburgh, wo jetzt wieder die alten ſchottiſchen Kroninſignien zu ſehen ſind, die man auf immer bei Seite geſchafft glaubte, aus Beſorgniß, der Schotten Nationalgefühl möchte zu lebendig erwachen bei ihrem Anblick, wird man in die Kammer geführt, in welcher Maria ihren einzigen Sohn gebar, jenen Jacob VI., der die Krone beider Reiche vereint tragen ſollte. Nur die Erinnerung und ein paar gemalte Wappen ſind geblieben. Aber von der gigantiſchen Felſenmaſſe aus, auf welcher die einſt ſo ſtarke Burg ſteht, ſieht man die alte Hauptſtadt der Stuarts vor ſich liegen — eine ſo eigenthümlich pittoreske, wie großartig ſchöne Scene. Hier, wo die Felſenwände ſchroff abfallen, und unerſteigbar die eigentliche alte Stadt, Auld Reekie (Alt-Rauchneſt), wie man ſie nannte,

verworren und unregelmäßig, Häuſer von zehn Stockwerken, Brücken über Straßen weg, die Burg durch die ſanft anſteigende Esplanade verbunden mit der Hauptſtraße, die erſt als High-Street, dann als Conongate nach Holyrood führt. Dies iſt das hiſtoriſche Edinburgh, welches uns Walter Scott ſo oft, und immer doch neu und anziehend geſchildert hat. Hier ſteht die Kathedrale von St. Giles, deren Thurmſpitze die Form der ſchottiſchen Krone hat, in welchem der Covenant beſchworen ward, und wo der Regent, Graf von Murray, Maria's Stiefbruder, und der heldenmüthige Montroſe begraben liegen; hier das ehemalige Parlamentshaus, wo vor der Union die Legislatoren ſaßen, jetzt die Gerichte; hier iſt die Stelle, wo das „Herz von Midlothian" ſtand, das alte Stadtgefängniß, hier das Conongate-Gefängniß mit der ſeltſamen Inſchrift: «sic itur ad astra.» Dort ſteht das baufällige Haus des leidenſchaftlichen Reformpredigers, John Knox, mit ſeiner in grellen Farben gemalten Büſte an der Ecke; dort auf geräumigem Platze, Heriots Armenhaus, von Jacob VI. Hofjuwelier gegründet, ein ſchloßartiger Bau mit viereckigen Seitenthürmen im Tudorſtyl. Durch dieſe Straßen, die jetzt noch ein düſteres Anſehen haben, mit ihren himmelhohen, rauchgeſchwärzten, von hundert Familien zugleich bewohnten Häuſern, mit ihren überhängenden oberen Geſchoſſen

und vorſpringenden Erkern, ihren Gitterfenſtern und Spitzthürmchen und ihrem ſchlechten Pflaſter, wurde Montroſe in den Kerker und zum Richtplatz geführt, wurde Capitain Porteous, durch Scotts lebenvolle Erzählung unvergeßlich, vom raſenden Volke zum Galgen geſchleppt; hielten viele Herrſcher, zuletzt Georg IV. und Königin Victoria, ihren feſtlichen Einzug. Gegenwärtig ſind es beinahe nur die ärmeren Klaſſen, welche die alte Stadt bewohnen.“

„Und nun, nördlich von jener, uns zur Linken, die neue Stadt — welcher Contraſt! Von der erſten geſchieden durch tiefe, jetzt in grünende Gartenanlagen umgeſchaffene Gründe, in die der Blick hinabtaucht von der hohen Warte, wo die rieſige Kanone liegt, welche im Mittelalter zu Mons im Hennegau gegoſſen worden ſein ſoll, und daher Mons Meg heißt, dehnt ſich ein langer, ſchmaler Hügelſtreifen, der an ſeinem öſtlichen Ende ſtark anſteigt und dann jäh abfällt in die Ebne; regelmäßige Straßenlinien mit hohen, ſtattlichen Häuſern überziehen ihn ſeiner ganzen Ausdehnung nach, die Princes-Street kehrt uns ihre glänzende Fronte zu, Gebäude im antiken Styl mit Reihen von Säulen, koloſſale Broncestatuen, Kapellen im gothiſchen Baugeſchmack zieren die Plätze. Es iſt eine ganz moderne, gutgebaute, gutgepflaſterte, mit breiten Trottoirs verſehene Stadt,

an der die eigenthümliche Lage und die mannigfaltigſten Ausſichten auf Berg und Thal das pikanteſte ſind, deren Straßen ſtill und menſchenleer erſcheinen, namentlich wenn man aus dem geräuſchvollen London kommt. Jene öſtliche Kuppe aber iſt wie die Akropolis, und nicht Unrecht hatte, wer Edinburgh mit Athen verglich. Auf dieſem Calton-Hill nun haben die großartigen Monumente Platz gefunden, in deren Einrichtung Schottland ſo liberal iſt; da iſt Nelſons Denkmal, ein runder Thurm von nicht ſehr glücklicher Form, von deſſen Höhe man aber eine wundervolle Ausſicht hat; da iſt das Monument des Philoſophen Dugald Stewart, eine Copie des choragiſchen Denkmals des Lyſikrates in Athen; das des Mathematikers Playfair; jenes des großen Dichters Robert Burns, ein korinthiſches Peripteral-Tempelchen auf hohem Unterbau. Ein Nationaldenkmal zur Feier der Schlacht bei Waterloo ward begonnen: auf der höchſten Spitze des Hügels ſollte es ſich erheben, dem Parthenon der atheniſchen Burg nachgeahmt: aber nur die Portikus der Vorderſeite ſteht. Nicht einmal die Fundamente des Uebrigen ſind ſichtbar, ſo eilig war man in der Errichtung der Säulen der Façade. Ich glaube nicht, daß man wohl daran thut, ſo viele antike Gebäude zu copiren, am wenigſten hier, wo eine gewiſſe Abſichtlichkeit daraus hervorgeht, und wo die

unvergleichliche Lokalität und die hiſtoriſche Bedeutung auf die Ausbildung eines, dem Norden mehr zuſagenden und eigenthümlichen Styls hinweiſen. Das vollendetſte und die beſte Wirkung machende Gebäude im klaſſiſchen Geſchmack in der Stadt iſt die Hochſchule am Calton-Hill, die aber unbequem liegt, und bei welcher man mehr auf die maleriſchen Erforderniſſe, als auf die Zweckmäßigkeit geſehen hat, wie es bei der Anwendung des antiken Styls nur zu häufig geſchieht. Zwei großartig kühne Felſenmaſſen begrenzen nach Oſten die alte Stadt, eine vor die andere hingeſchoben, die Salisbury-Crags, ſcharfkantig und mit ſchroffem, ſteilem Abfall in langer Linie, mit Brüchen röthlichen Geſteins, und dahinter, nur durch eine Schlucht getrennt, der Arthurs Seat, mehr denn 800 Fuß über das Meer ſich erhebend, eine ſchöngeformte, nackte Kuppe, von welcher man in weitem Umkreiſe das ganze Land erblickt. Schweift der Blick aber von der Stelle, wo wir ſtehen, nördlich über die neue Stadt hinweg, die auf des Hügelrückens entgegengeſetzter Seite in die Ebne ſich hinabzieht, Straßen an Straßen, die beinahe bis ans Meer zu reichen ſcheinen, ſo ſieht man Leith und die übrigen Hafenorte, den gewaltigen Meerbuſen, den man Firth of Forth nennt, Schiffe in den Häfen liegend und hin und her ſegelnd, zahlreiche Dampfboote die Flut durchfurchend, gegenüber-

liegend die Küſte von Fife, und landeinwärts dann ſich wendend die fruchtbare, grüne, an Ortſchaften und Schlöſſern und Landhäuſern reiche Ebne Lothians bis zu den Pentland- und Lammermoor-Hügeln. Die Nebel Schottlands ſind bekannt; in Edinburgh kommt der Rauch ihnen zu Hülfe, der emporſteigt aus tauſend und abermal tauſend hohen Schloten. Da legen ſie ſich dann auf die Stadt, ein weißgraues, kaltes Wolkenmeer, aus dem die Spitzen der Kirchthürme, die rieſige Säule, welche Lord Melville's Bildſäule trägt, der Calton-Hügel und das Schloß wie Inſeln auftauchen: hier und da zerreißt der Wind den Schleier, und hohe Häuſergruppen und Brückenbogen blicken phantaſtiſch hervor, oder die Sonne dringt durch und beleuchtet bald dieſen, bald jenen Theil, während die dunklen Schieferdächer hell blitzen in ihrem Scheine. Wahrlich, die Schotten haben Recht, ſtolz zu ſein auf ihre Hauptſtadt."

Haben wir das Stammhaus Carl Eduards ſo ausführlich geſchildert, ſo müſſen wir auch Louiſens elterliche Burg einer genauern Betrachtung für würdig erklären. Es iſt eine ächt deutſche Gegend, es iſt der Harz, der Thüringer Wald, der Brocken — alles Namen, an die deutſche Erinnerungen der beſten und edelſten Epochen der Geſchichte der Nation ſich knüpfen; alles Orte, die die deutſche Muſe durchwandelte, als ſie

ihre erhebendſten und großartigſten Geſänge anſtimmte; in deren Nähe das Städtchen und das alte Schloß Wernigerode ſich erhebt, in deſſen Mauern das uralte gräfliche und fürſtliche Geſchlecht der Stolberge emporwuchs. Das ſagenreiche Thüringen und das ſagenreiche Schottland reichten ſich über Meere und weite Länderſtrecken die Hand. Eine jungfräuliche Geſtalt, im Schatten der alten Föhrenwälder, die die Kuppe des Brockens krönen, aufgeblüht, umrauſcht von dem Geflüſter der Najaden und Hamadryaden, die in dem tiefen Dunkel dieſes myſteriöſen Waldes ihr nie endendes Lied den Fittichen des nächtlichen Sturmwinds vertrauen, frühzeitig vertraut gemacht mit den uralten Mährchen, die auf dieſem Boden heimiſch ſind, ging dieſe ſchöne Prinzeſſin, Deutſchlands blondes Kind, um ſich mit einem Enkel eines fremden Königsſtammes zu vermählen, mit dem Sprößling eines durch Blut und Schrecken ſich durchkämpfenden wilden, ritterlichen Geſchlechts. Kaum kann man ein poetiſcheres Verlöbniß ſich denken. Aber in der Wirklichkeit ſind die Farben nicht ſo blühend, ſie erbleichen raſch unter der zerſtörenden Hand ungünſtiger Geſchicke. Wenn die Phantaſie ihr Recht behalten, ſo hätte Carl Eduard Sieger über ſeine Feinde bleiben müſſen, er hätte im Triumph die Erwählte ſeines Herzens die Stufen des wiedereroberten Throns heranleiten,

ihr die Krone, die er ihr im glücklichen Uebermuth so sicher versprach, in der That auf das Haupt setzen sollen. Allein es kam ganz anders. Die Frau, die da bestimmt schien, die Herrschaft über ein mächtiges Reich zu theilen, empfing statt dessen nur die Herrschaft über ein einziges Herz, über ein Dichterherz; allein darin herrschte sie auch unumschränkt.

Von den deutschen Lesern, die dies Buch in die Hand nehmen, hat gewiß der größere Theil den Harz besucht; es wird demnach unnütz sein, eine so ächt vaterländische Gegend, die Jedermann kennt, näher zu beschreiben. Die Einsamkeit deutscher Wälder ist bekannt. Diese Einsamkeit war vor Jahrhunderten noch so schauerlich, daß die Sage für gut fand, hierhin die Hexengelage zu verlegen, und in jeder ersten Mainacht sah man einen gespenstischen Zug von allen Gauen Deutschlands aufbrechen, um sich auf dem Brocken zu versammeln. Eine dunkle, schauerliche Poesie. Wenn es in der ersten Mainacht stürmte, wenn die Gewässer, befreit vom Eise, durch die Einöde der Föhrenwaldung tobten, wenn der Mond durch zerrissene Wolken in die schwarzen, glitzernden Wellen des Mühlbachs schaute, der unheimlich rauschte und brauste in dieser Nacht, da nahm die Müllerin ihr Kind fester in die schützenden Arme und die Familie flüchtete sich an den Herd, eng zusam-

menrückend um die Flamme deſſelben und den Erzählungen lauſchend, die der alten Großmutter von der runzelvollen Lippe glitten. In dieſer Nacht getraute ſich der Jäger, der ſpät heimkehrte aus dem Forſt, nicht hinaufzuſehen in den Tumult der Wolken hoch oben am Himmel, immer fürchtend, er ſähe die grauen, flatternden Leiber der Gottverfluchten, wie ſie gegen den Sturm arbeitend auf ihrer entſetzenvollen Reiſe dahintrieben; er getraute ſich nicht hinzuſehen, wenn im Gipfel der Fichten die Aeſte der Krone ſich ächzend beugten, immer fürchtend, eine der Larven habe ſich im Laubgeflecht verfangen und arbeite jetzt, ihr Gewand los zu machen. Der Fiſcher, der noch ſpät den Waldſee befuhr, kehrte heim, ohne den Widerſcheinen auf dem Waſſer nachzuſpüren, denn ihm ahnet, daß es geſpenſtiſche Frauen ſind, die ihr grünes Haar in der nächtlichen Flut baden, und dem, der ihnen nachſpäht, ſtarre Leichengeſichter entgegenhalten. In einer ſolchen Nacht zeigt ſich der Harz in ſeiner ſchauerlichen Größe; er iſt umſponnen von einem ungeheuren Mährchennetz; Alles lebt, Alles regt ſich in ihm, aber es iſt ein Leben, ein Regen, wovor dem Sterblichen grauſet. Aber dieſe Nacht gerade wählt der Dichter. Er geht dem Sturm entgegen, die feuchten Locken dem Brauſen und Sauſen hingebend, die offene Bruſt die Fülle der köſtlichen Nachtfriſche

einſaugen laſſend: ſo geht er, oder vielmehr ſo fliegt er, mit Titanenſchritt den Gipfel erklimmend, und oben ſtehend breitet er ſeine Arme aus, um alle Schrecken der Natur zugleich an ſeine Bruſt zu ziehen und der Nacht einen heißen, langen, wilden Kuß zu geben, ihren Athem in ſich zu ſaugen und ſeine Seele mit ihren tauſend und abertauſend geheimnißvollen Schauern zu kühlen.

Deutſche Dichter haben dieſen wunderſamen Wald immer geliebt.

Man denke an den Zug der Minneſänger, die ihn durchwandelten, um den Sängerſtreit auf der Wartburg zu beginnen; man denke an jene anmuthig beredte Landgräfin Sophie, die bei dieſem Streit die Preiſe vertheilte und das Unglück hatte, ihren Liebling beſiegt zu ſehen, aber auch zugleich das Glück, ihn unter ihren Gewändern vor ſeinen Verfolgern verſtecken zu können. Damals hörte der Thüringer Wald die provenzaliſchen ſüßlichen Weiſen, die Madrigale und Sonette aus dem Thal der Vaucluſe, allerdings wunderſame Klänge in dieſem Walde, der noch widerhallte von dem Schlachtgeſang der alten Teutonen und dem myſtiſchen Chor ihrer Druiden.

Aber dieſer alte Dichterzug war nicht der einzige, der geſchichtlich merkwürdig dieſe Gegenden durchzog, ein zweiter Zug in neuerer Zeit wandelte dieſe Straßen:

es war der Zug jener entflammten deutſchen Jünglinge, die ein phantaſtiſches Nationalfeſt dort feierten, wo früher die Sänger geſtritten.

Man ſieht daher, dieſe Gegend iſt reich an vaterländiſchem Leben, in Liedern, in Sagen wie in Thaten. Ein Schloß und ein Geſchlecht mitten in dieſe Gruppen von Erinnerungen geſetzt, auf einen ſo günſtig gewählten Boden geſtellt, wie ſollte das nicht in Kraft und Bedeutung emporblühen? und ſo iſt's denn auch mit den Stolbergen geworden. Eines der älteſten Geſchlechter Deutſchlands, rankt es ſeinen Stammbaum in gewaltige Höhe; es theilte ihn früher in die Harz- und in die Rheinlinie. Nachweisbar iſt Graf Chriſtoph, geboren 1567, geſtorben 1638, der Stammvater der jetzt noch blühenden Linien. Von ſeinem älteſten Sohne ward die ältere Hauptlinie in zwei Aeſte getheilt, die Stolberge zu Ilſenburg, die 1710 ausſtarben, und die zu Wernigerode. Die Letztern erlitten eine nochmalige Theilung; die Linie wurde abermals in drei Aeſte geſondert: Stolberg-Wernigerode, das noch blühende Geſchlecht, dann Stolberg-Gedern, 1742 in den Reichsfürſtenſtand erhoben, aber 1804 in männlicher Abſtammung erlöſchend, und endlich Stolberg-Schwarza, 1748 mit dem Stifter Heinrich Auguſt abſterbend. — Johann Martin, der jüngere Sohn des Ahnherrn Chriſtoph, ſtiftete die

jüngere Stolbergiſche Linie, deren beide Aeſte Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla noch blühen. Beim Abſterben der Fürſten von Stolberg-Gedern kam die in der Wetterau belegene Grafſchaft Gedern an das Haus Wernigerode, ſo daß dieſes jetzt als der Haupt- und Stammſitz der Familie zu betrachten iſt. Der jüngern Linie gehört die Grafſchaft Stolberg in Thüringen. Dieſe ſowol als die Hauptlinie, bekennt ſich zur proteſtantiſchen Kirche, nur die Familie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der bekanntlich 1800 zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat, macht von dieſem herrſchenden Glaubensbekenntniß eine Ausnahme.

Es iſt kaum möglich, den Namen Friedrich Leopold zu Stolberg zu nennen, ohne zugleich die Schickſale dieſes Mannes und die ſeines Bruders zu berühren. Es ſei kurz derſelben Erwähnung gethan, ehe wir zu Louiſen übergehen. Wir haben in dieſen Blättern ſchon öfters uns veranlaßt geſehen, von der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, wie ſie ſich auf poetiſchem Felde in Deutſchland geltend machte, zu ſprechen; wir müſſen daher wieder dahin zurücklenken, wo wir die Karſchin verließen und wo wir der Fürſtin Galitzin einſt begegneten. Es war der Kreis von Dichtern und Dichterlingen, die ſich um Gleim in Halberſtadt, um Jacobi in Pempelfort und um Sulzer und Rabener in Berlin verſammelten.

Die beiden Brüder, Grafen Stolberge, wanderten von einem dieſer Muſenſitze zum andern und ließen ſich von Jacobi hätſcheln, von Gleim vergöttern und küſſen, von den Berlinern elegant complimentiren. Die erſte Jugend der beiden Brüder fiel in die alberne teutoniſche Begeiſterung, in die Heruskerzeit, in das affektirte Bardenthum, zu der Klopſtock die Jugend Norddeutſchlands hinlockte und deren Schauplatz Göttingen bildete. Ein neu erſchienenes verdienſtliches Buch, „Der Göttinger Hainbund," gibt von dieſem ſeltſamen Treiben der damaligen jungen Geiſter Kunde. Es breitete ſich eine unendliche Roheit über alle Genoſſen dieſes Bundes. Die beiden Grafen waren mit den Rohen roh, mit den Excentriſchen excentriſch; allein lange hielten ſie es nicht aus, ſie trennten ſich vom Bunde und zogen Gedichte ſpendend und Liebſchaften anknüpfend in Deutſchland umher. So fand ſie Göthe und zog mit ihnen umher. Trotz ihrer jetzigen mildern Geſittung hatten die Brüder doch noch ſo viel von dem Urdeutſchthum beibehalten, daß ſie den ſtillen Gegenden der Schweiz unendliches Aergerniß bereiteten, und den ſpießbürgerlichen Anſtand auf eine betrübende Weiſe verletzten, wie wir in Göthe's Erinnerungsblättern ſehr ergötzlich zu leſen bekommen. Endlich wurden die Brüder ſtille und nachdenklich; Friedrich Leopold ging in die Betkapelle zu

Münſter, in deren heiligen Schatten ſchon die ſchlanke Geſtalt der Fürſtin Galitzin verſchwunden war. Er ſchwor den proteſtantiſchen Glauben ab und dieſe That machte unbegreiflicher Weiſe ein nicht endendes Aufſehen in dem geſammten Deutſchland. Der alte Barde Johann Heinrich Voß, ein Ueberbleibſel jenes Göttinger Bundes, ein Mann, der ſich darin gefiel derb, roh und zänkiſch bis an ſein Ende zu bleiben, ein Mann, der mit polternden Ueberſetzungen und polternden Flüchen Deutſchland erfüllte, ein Bauer im Leben und ein noch viel ärgerer Bauer in der Literatur, fiel mit den ärgſten Schmähungen über den armen, katholiſch gewordenen Grafen her, und er war es eigentlich, der dieſen gewaltigen Lärm verurſachte. Die Thatſache ſelbſt war gar nicht ſo ſehr wichtig.

Was die dichteriſchen Produktionen der beiden Brüder betrifft, ſo waren dieſe auch nicht ſehr bedeutend und beſchränkten ſich auf Nachahmungen der Dichterweiſe ihrer begabteren Freunde. Man entdeckte Reminiscenzen und Anlehnungen an Hölty, Bürger, Voß, Gleim, Kleiſt und ſpäter Göthe. Eigenes und Eigenthümliches gibt es wenig; doch können immerhin des ältern Bruders Ueberſetzung des Sophokles in fünffüßigen Jamben und die Chöre in lyriſchen Sylbenmaaßen, und des jüngern Zeitgedichte als bedeutſame Erzeugniſſe

beanſprucht werden. Friedrich Leopold gab auch, nachdem er katholiſch geworden, eine „Geſchichte Jeſu“ heraus, die der Papſt ins Italieniſche überſetzen ließ. Unter den Frauen des Geſchlechts iſt nächſt Louiſe auch Auguſte Stolberg bekannt geworden, indem auch ſie das Geſchick in Verkehr mit einem Dichter brachte, freilich in einen ſehr kühlen, man möchte beinahe ſagen froſtigen von Seiten des Dichters, denn Göthe's Briefe an Auguſte Stolberg ſind ein Zeugniß, wie wenig der große Poet gewillt war, von ſeinen im Innern aufgeſpeicherten Schätzen nach Außen hin zu vergeben. Die Gräfin nimmt ihm dies auch nicht übel, ſie ſcheint ihn zu betrachten, wie eine Andächtige ihren Beichtvater: ganz zufrieden, ihm in unaufhaltſam fließenden Bekenntniſſen ihr Herz ausgeſchüttet zu haben, begnügt ſie ſich gerne mit den paar undeutlich gemurmelten Worten, die aus der Tiefe des Betſtuhls ihr entgegentönen. Frauen, die nicht lieben, denen es nur darauf ankommt, die Phantaſie rege zu erhalten und den Geiſt auf der friſch bewegten Welle der Gegenwart tanzen zu laſſen, denen iſt es ganz Recht, wenn ſie den Mann, mit dem ſie verkehren, nie zu Geſichte bekommen; ſie tragen auch kein Verlangen danach, mit ihm wie mit einem Individuum ſich zuſammengeführt zu ſehen; mit Frauen, die da lieben, iſt's freilich etwas Anderes: denen iſt gerade die

ſichtbare und faßbare Gegenwart der Perſon die Hauptſache, und der ſchönſte Gedanke, das lieblichſte Phantaſieſpiel iſt ihnen nicht ſo viel werth, als ein einziger Blitz des Auges, ein Lächeln des Munds, ein Druck der Hand. Gräfin Auguſte war ganz zufrieden mit ihrem marmornen Gott in Weimar, den ſie nie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen bekam; Gräfin Louiſe war nur glücklich, wenn ſie den ſchönen, zwanzigjährigen Alfieri in nächſter Nähe hatte.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Gräfin Louiſe, oder Aloyſe, wie ſie auch genannt wurde, von der Linie der Stolberg-Gedern abſtammte, die in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden waren. Ihr Vater war Guſtav Adolph, Fürſt von Stolberg-Gedern, Graf von Rochefort, Königſtein und Werningerode, ihre Mutter hieß Eliſabeth Philippine Claudie und war die Tochter des Fürſten Maximilian Emanuel von Horn-Montmorency. Fürſt Guſtav Adolph war kaiſerlich königlicher Generalfeldzeugmeiſter und fiel in der Schlacht bei Leuthen 1757. Der letzte männliche Sproß des Geſchlechts war Carl Heinrich, ebenfalls Generalfeldzeugmeiſter und zugleich Gouverneur der Veſte Philippsburg, ſtarb unvermählt 1804; wonach die Herrſchaft Gedern, wie wir bereits bemerkt haben, an die Linie Stolberg-Werningerode überging. Die Mutter Louiſens hielt ſich in den öſtreichi-

ſchen Niederlanden auf und ſtarb in Frankfurt 1826 in hohem Alter. Von den Schweſtern Louiſens war die ihr zunächſt folgende, Caroline Auguſte, zuerſt mit Fitzjames Stuart, Herzog von Berwick, vermählt, nach deſſen Tode mit dem Fürſten von Caſtelfranco; die zweite, Franziska Claudie, heirathete den Grafen von Arberg und Valengin; ſie ſtarb 1836, die jüngſte, Thereſe Guſtavine, lebte zu Brüſſel als Stiftsdame und ſtarb daſelbſt als die Letzte dieſer Linie im Jahr 1837.

Es kann nicht wohl von einer Heirath aus Liebe die Rede ſein, wenn man bedenkt, daß der Prätendent einundfunfzig Jahre zählte, als er der dreißig Jahre jüngern Fürſtin ſeine Hand anbot, wenigſtens konnte die Liebe die Schritte der Braut nicht lenken. Politik war von ſeiner Seite nicht das Motiv um den Bund zu ſchließen, denn welche Vortheile konnte es dem vertriebenen Königsſohne gewähren, ſein Geſchick mit einem machtloſen deutſchen kleinen Fürſtenhauſe zu verbinden? aber von ihrer Seite war es nicht allein wahrſcheinlich, ſondern ſogar ziemlich gewiß, daß Gründe ſelbſtiſcher Berechnung, die die Vergrößerung der Macht ihres Hauſes zum Zwecke hatten, vorwalteten. In Deutſchland hielt man noch damals an dem Glauben feſt, daß das Haus Hannover ſich unmöglich auf dem engliſchen Throne werde halten können, und die Hoffnungen, die

die Partei des Prätendenten hegte, erklangen dem größern Theile der damaligen Politiker in Deutschland, die das Schwanken der Meinungen in dem Parlament beobachteten, keineswegs für chimärisch, wofür Frankreich und Italien sie nach dem letzten unglücklichen Zuge, den Carl Eduard unternommen, ansah. Es war demnach nichts natürlicher, als daß das Haus Stolberg-Gedern die Krone Englands für sich in Hoffnung stellte, als es diese Heirath veranstaltete. Louise selbst scheint zwar um diese hochherzigen Pläne ihrer Verwandten gewußt zu haben, aber sorglos und wenig sich kümmernd um die Verhältnisse um sie her, brachte sie ihren persönlichen Ehrgeiz nicht mit ins Spiel. Sie war damals Stiftsfräulein zu Mons, und diese Damen, die einer großen Freiheit genossen und in ihrem Stifte Feste gaben, gewährten der jungen Fürstin eine so heitere Existenz, wie sie sich solche nur wünschen konnte. Man darf also hier nicht von dunklen Mauern, engem Gewahrsam, lästiger Bewachung träumen, um das Verlangen Louisens, sich mit dem alten Freier zu verbinden, zu erklären. Für sie war dieser Schritt wenig mehr als ein romantisches Abenteuer; es reizte sie, ihren Freundinnen im Stift ein glänzendes und pittoreskes Schauspiel zu gewähren, zugleich schmeichelte es ihrer Eitelkeit, ihre Hand einem Manne zu geben, der die Aufmerksamkeit von

ganz Europa auf ſich gelenkt hatte. Die Familie dachte ernſtlich an die künftige Krone, Louiſe ſpielte nur mit ihr wie mit einem hübſchen, blitzenden Spielwerk der Phantaſie. Wir ſagen, es ſcheint uns, daß ſie damals ſo dachte, ſpäter hat ſie gewiß öfters Gelegenheit gehabt, dieſe leichtſinnige Einwilligung in die Plane, die ein thörichter Ehrgeiz und eine gewiſſenloſe Eigenſucht entwarfen, zu bereuen.

Carl Eduard ſchloß dieſen Bund, als er eben von ſeinem letzten geſcheiterten Verſuche, — dunkle Gerüchte ſagen zwar, er habe ſpäter nochmals ſein Glück verſucht — zurückgekehrt war. Wir müſſen von dieſem letzten Verſuche etwas ſagen, und zugleich von den früheren Schickſalen der vertriebenen Stuarts.

Nachdem Jacob II. durch jene unblutige Revolution, von der Chateaubriand ſagt, daß die Engländer ſie eine nützliche nennen ſollten, nicht eine glorreiche, denn an Ruhm für die Nation ſei hierbei nicht wohl zu denken geweſen, den Thron verloren hatte, und nachdem der Ryswicker Friede Ludwig XIV. gezwungen hatte, Wilhelm III. anzuerkennen, erfolgte am 14. Mai 1701 die bekannte Ausſchließung der katholiſchen Stuarts von der Thronfolge. Jacob II. überlebte dieſe grauſame Parlamentsacte nur um wenige Monate. Er hatte heldenmüthig abgelehnt mit Wilhelm III. zu unterhandeln, feſt

bei dem Grundſatze bleibend, daß ſein Sohn nur von ihm die Krone erhalten könne, nicht durch einen Machtſpruch des Uſurpators. Im Jahre 1702 begannen die Unruhen in Schottland zu Gunſten der Jacobiten, der Prätendent, damals zwanzig Jahr alt, machte den erſten Verſuch noch bei Lebzeiten der Königin Anna, den ſpätern im Jahr 1716, wo er bei Peterhead landete, wo ſich dann wenige Monate darauf ſeine Sache auf das Unglücklichſte für ihn entſchied. Er lebte hierauf unter dem Namen des Chevalier de St. George in Frankreich, und zwar in Avignon. Auf Einladung Clemens' XI. kam er nach Rom und fand dort die gaſtlichſte Aufnahme, zugleich erzeigte man ihm fürſtliche Ehren, und man nannte ihn nicht anders als König Jacob III. Seine Vermählung mit Maria Sobieska, einer Enkelin Johanns III., Königs von Polen, kam ebenfalls durch des Papſtes Vermittelung zu Stande. Im Jahre 1719 verſuchte Jacob zum dritten und letzten Male die Krone ſeiner Väter ſich zu erſtreiten. Im Juni deſſelben Jahres ſehen wir ihn wieder in Rom. Die Gunſt, die Clemens XI. ihm geſchenkt, verdoppelte wo möglich ſein Nachfolger Clemens XII., der die Neuvermählten mit dem Pallaſt Sacchetti beſchenkte und ihnen außerdem noch hunderttauſend Scudi, außer dem Jahrgehalt von zwölftauſend, das der vorige Papſt gegeben und dieſer

beſtätigte, einhändigen ließ. Dabei wurden die königlichen Ehrenbezeigungen in gemeſſenſter Form, nach wie vor, dem Flüchtlinge erwieſen. Jacob befand ſich daher ſehr wohl in Rom, und da er nicht König jenſeits des Meeres ſein konnte, war er zufrieden es wenigſtens in Rom zu ſein. 1720 wurde ihm der Sohn Carl Eduard geboren, der den Titel eines Prinzen von Wales annahm, auch unterließ Jacob nicht, die Geburt ſämmtlichen Pairs ſeines Königsreichs in einem feierlichen Circular mitzutheilen. Der zweite Sohn, Heinrich Benedict, der ſpätere Cardinal, kam den 20. März 1725 zur Welt. Er nahm den Titel eines Herzogs von York und St. Albans an.

Von dem Charakter dieſes Chevalier de St. George, oder dieſes Jakob III. iſt wenig Erhebliches zu ſagen: er beſaß weder den Muth, noch die Energie, noch den edeln Stolz ſeines Vaters, der, wie wir geſehen haben, eine wahrhaft fürſtliche Geſinnung kund gab, als man ihm rieth, mit dem Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) über die Thronfolge zu Gunſten ſeines Sohnes zu unterhandeln. Auch an dem Glauben ſeiner Väter ſcheint er nicht ſehr feſt zu halten willens geweſen zu ſein, denn er gab zu verſtehen, daß er ſich zum Uebertritt allenfalls entſchließen könne. Der Vater war auch hierin feſt und unerſchütterlich, und darum ehrenwerth. Ein

treuloſer Gatte war er ebenfalls, denn er unterhielt ziemlich öffentlich mit einer Gouvernante ſeiner Kinder ein anſtößiges Verhältniß, das ſeiner Gemahlin, die ihn wahrhaft liebte, ſo großen Kummer verurſachte, daß ſie ſich endlich 1727 in das Kloſter Sta Cecilia in Traſtevere zurückzog. Sie ſtarb im Alter von 33 Jahren, geradezu aus Kummer und gekränktem Stolz.

Carl Eduard war dem Vater im Aeußern ziemlich unähnlich (dem Charakter nach war er ihm leider nur zu ähnlich), er war blond und hatte einen blendend weißen Teint. Das Zerwürfniß, das zwiſchen dem Vater und der Mutter ſtatt fand, blieb auf den Sohn nicht ohne Einfluß; er nahm ſich der Mutter an und verdarb es frühzeitig mit dem Vater, der ſelbſt daran arbeitete, daß der Sohn aus dem Hauſe kam. Es gelang den jungen Mann, der anfangs Proben von Muth und Energie zu Tage legte, in eine vortheilhafte Stellung unter den Befehl des Herzogs von Liria, nachmaligen Herzog von Berwick, einen Verwandten des Hauſes zu bringen, wo er den Lombardiſchen Feldzug mitmachte, nachdem er ein Jahr vorher im öſtreichiſch-ſpaniſchen Kriege thätig geweſen war, und bei der Belagerung der Feſtung Gaeta mitgewirkt hatte. Auf dieſe kriegeriſche Epoche folgte eine Zeit der Reiſen, die beide Brüder, unter dem Namen der Grafen von Albany,

miteinander machten. Dieſen Namen legte Carl Eduard ſpäter nicht wieder ab.

Es begannen jetzt die Anreizungen und Prüfungen, die das Geſchick dem Sohne der Stuarts zu erſparen nicht willens war. Der Chevalier de St. George hatte, wie wir geſehen haben, frühzeitig reſignirt und ſich in ſeine Lage, als Scheinkönig in Rom zu reſidiren, gefunden; nicht ſo der Sohn. Die feurigen Jahre der Jugend, die ſelbſt bei dem unkräftigſten, energieloſeſten Charakter auf kurze Friſt heroiſche Wallungen hervorzubringen pflegen, gingen auch an dem blonden Enkel Maria Stuarts nicht ganz ohne Thatäußerungen vorüber. Die Anhänger der Jacobiten, reiche und einflußreiche Familien, die beſtändig zwiſchen Rom und Paris auf der Wanderung waren, verfehlten nicht, ſich der Straße anzuſchließen, die die beiden Jünglinge zogen, auf deren Häupter ſie ihre Hoffnung ſetzten. Carl Eduard bekam anonyme Schreiben, die ihm den Zuſtand in der Heimath ſchilderten, und den Boden geeignet und zubereitet nannten, um auf ihm mit Erfolg kecke Thaten zu vollbringen. Eine Landung wurde verabredet, Streitkräfte herbeigezogen, Anhänger geworben, neue Hülfswege eröffnet, an den Höfen um Beiſtand ſollicitirt. Man erlangte vom franzöſiſchen Miniſterium Zuſage der Hülfe. Am 9. Januar 1744 verließ endlich Carl Eduard

unter dem Namen eines Marcheſe Spinelli Rom, und nun ſah der alternde Vater die Scenen ſeiner eignen Jugend vor ſeinen Augen ſich erneuen. Frankreich, Italien und Deutſchland, die alle drei auf gleiche Weiſe an dem Geſchick dieſer unglücklichen Vertriebenen Theil nahmen, ſahen nun wieder einen Sprößling dieſes Stammes die abenteuernden Fahrten beginnen, ſahen nun von Neuem einen armen, verfolgten Flüchtling den Kahn beſteigen, um ſich ein Heer und ein Königreich zu erkämpfen. Aber dieſe drei Mächte, die ſich mit dem Geſchick der Stuarts beſchäftigten, fingen an etwas lau zu werden. Deutſchland hatte in ſeinen eignen Angelegenheiten gar viel zu thun: der Krieg wüthete in allen Ecken und Enden des heiligen römiſchen Reiches. Ein junger genialer König, und eine eigenſinnige herrſchgierige Kaiſerin ſetzten alle Streitkräfte in Bewegung, und zogen Frankreich und Italien mit in ihre Händel. Das Intereſſe für den Roman der Stuarts, und für den Helden, der jetzt gerade darin auftrat, erloſch ſichtlich. Dies fühlte Carl Eduard, und nichts demüthigte ihn ſo ſehr, als daß ſein Geſchick aufhörte ſeinen Zeitgenoſſen ſchlafloſe Nächte zu machen und aus den Augen der ſchönen Zeitgenoſſinnen Thränen zu entlocken. Es war ſo ſüß geweſen, als man noch an den Küſten Frankreichs das von Schottland herübergekommene Jacobiten-

lied «The black bird» vernahm, und das Volk zuhorchte und der Prieſter ſegnete und ſchöne Frauen weinten, und nun, als der Held des Tages plötzlich unter die Gruppen zu treten, wo das Geflüſter: „Das iſt er! Seht, der Abkömmling eines ſo tapfern und ſo unglücklichen Geſchlechts!“ langſam verhallte. Der alte Chevalier hatte dieſe Romantik noch an ſich empfunden; Carl Eduard hatte es nicht mehr ſo gut. Man hatte allgemein ſo ziemlich ſeine Sache für verloren gegeben und dachte nicht mehr an ihn; man wurde an ſein Daſein erſt erinnert, als er ſeine Fahrten begann: den Vater hatte man nie aus den Augen gelaſſen.

Ein Umſtand, der günſtige Erfolge verſprach, war die fortwährende Unbeliebtheit, mit der das Haus Hannover auf dem engliſchen Throne zu kämpfen hatte. Aber man muß nur gleich hinzufügen, daß die Stuarts auch nicht erwünſcht wurden, und daß die Partei in Schottland, die ſich in der That mühte, die Prätendenten zu ihrem Rechte zu verhelfen, ſehr klein war.

In Paris angelangt, fand Carl Eduard die Stimmung für ihn äußerſt wenig Hoffnung erregend, dennoch wollte er vorwärts. Er ſchrieb dem Vater: „Der Würfel iſt geworfen; feſt ſteht mein Entſchluß zu ſiegen oder zu ſterben, und meine Stellung zu behaupten ſo lange ein Mann mir noch zur Seite bleibt.“ Einen Monat

hierauf landete er mit nur ſieben Mann an der Küſte Schottlands. Zu Glenfinnen verſammelte er die hochländiſchen Clans um ſich und erließ Proclamationen im Namen des Königs Jacob VIII., im 45. Jahre ſeiner Regierung. Er zog in Perth ein, dann in Edinburgh. Die Schlacht von Preſton-Pans fiel günſtig aus, die königlichen Truppen wurden völlig geſchlagen, der Sieger rückte bis Derby, hundertunddreißig engliſche Meilen von London vor. Da entſtand Uneinigkeit unter den Führern und raſch folgte dieſer das Mißgeſchick. Die gegen den General Hawley gewonnene Schlacht bei Falkirk nützte nicht viel, denn der Prätendent mußte mit ſeinen ſehr verminderten Streitkräften tiefer in die nördlichen Gebirge ſich zurückziehen. Die Schlacht von Culloden erſchien nun als ein Urtheilsſpruch über das Geſchick der Jacobiten, ihnen alle Hoffnung raubend. Schottland wurde arg gezüchtigt, die Anhänger der Stuarts büßten mit Tod, Einkerkerung, Verbannung: ganze Familien und Stämme geriethen in Elend, fruchtbare Gegenden wurden zu Einöden. Den 10. October landete der unglückliche Flüchtling wieder an der Bretagneſchen Küſte: die Tragödie ſeines Lebens hatte nicht wie beim Vater, fünf lange Acte, ſondern drängte das ſchauervolle Intereſſe in einen einzigen Act zuſammen, wo Expoſition, Fortgang und Schluß der Handlung

raſch aufeinander folgten. Mit dem erſten Tritt, den ſein Fuß auf den Boden Frankreichs ſetzte, war ſeine Jugend, ſein Heldenthum, ſeine Größe, ſein ganzes geiſtiges Leben beendet und beſchloſſen; für die übrigen Tage, die er noch durchlebte, war er ſein eigner Todtſchläger, der Feind ſeines Selbſt — denn ein Mann, von dem man erwartet, daß er ſiege oder ſterbe, der aber ſtatt deſſen beſiegt wird und ruhig weiter lebt, hat ſich ſelbſt zum unerbittlichſten Feinde. Die Welt kann dem nie verzeihen, der ſie um ihre Hoffnungen betrog, und Klio verfolgt ihre ehemaligen Günſtlinge, wenn ſie nicht paſſend zu ſterben wiſſen, mit unerbittlicher Strenge. Carl Eduard, der nichts erreicht hatte, Carl Eduard, der mit leeren Händen nach Hauſe kam, Carl Eduard, der jetzt, da er nicht König ſein konnte, ein ehrlicher Hausvater ſein wollte, an der Seite eines hübſchen Weibes, umgeben von Kindern, Carl Eduard wurde jetzt ſeinen Zeitgenoſſen langweilig und läſtig. Er fühlte dieſe giftige Luftſtrömung in ſeiner geiſtigen Lebensatmoſphäre und wurde jetzt ſehr kleinmüthig, noch viel kleinmüthiger, als es ſein Vater geweſen war. Aus Frankreich entfernte man ihn gewaltſam; nach Abſchluß des Aachner Friedens durfte er dort nicht länger weilen. Er zog nun in der Welt herum. In Rom begann er mit ſeinem Bruder zu zanken, der ſich mittlerweile beim Papſt

Benedict XIV. eingeſchmeichelt und den Cardinalshut erhalten hatte. Von Rom ging er nach Toscana. Nirgends fand er Intereſſe, geſchweige denn Entgegenkommen. Er kam nach Rom zurück, als er jedoch erfuhr, daß man ihm daſelbſt die königlichen Ehren, die ſein Vater genoſſen, nicht gewähren wolle, ging er auch von Rom weg und ſiedelte ſich in Florenz an. Hier war es, wo er ſein Ehebündniß ſchloß.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde der jungen und ſchönen Braut über. Die Prinzeſſin Stolberg-Gedern hatte, bevor ſie Stiftsdame zu Mons wurde, ihre Kindheit und erſte Jugend in Werningerode bei den Verwandten zugebracht; dort war ein junger Graf Stolberg, ein Vetter, ihr Geſpiele geweſen, und es hatte ſich ein Band jugendlicher Neigung zwiſchen beiden geknüpft. Dieſer Liebe hatte der Tod einen tragiſchen Schluß bereitet: der Jüngling ſtarb im Kriege, und Louiſe bewahrte ihm lange Zeit in ihrem Herzen ein rührendes und treues Angedenken. Aber die junge Dame war eitel und genußſüchtig; ſie ſuchte die Welt auf und ließ ſich von ihr zerſtreuen. Kaum war ſie aus den romantiſchen Dämmerungen des Harzwaldes, aus dem eintönigen Rauſchen der dunklen Fichtenkronen herausgetreten und nach Brüſſel zu ihrer Mutter gelangt, in das laute, geräuſchvolle, elegante Brüſſel, in das helle, mit ſeinen

ſilberglatten Kanälen, weiten Ebenen und menſchenwimmelden Städten prunkende Niederland, ſo wich aus ihrem Sinn jene träumeriſche Geſtalt des blonden jungen Mannes mit den blaſſen Wangen und der tiefen Herzwunde, aus der Blut quoll, wie ſie ihn in ihren Träumen einſt wachend und ſchlummernd ſtets vor ſich geſehen hatte. Die Stiftsdame zu Mons hatte ſchon eine Menge Liebſchaften. Da war der junge Prince de Ligne, damals noch nicht der unermüdliche Schwätzer und Spaßmacher, zu welchem er ſich ſpäter an den Höfen ausbildete, ſondern ein ritterlicher Held, der ſich den Marſchall von Sachſen zum Vorbild genommen, er machte Louiſen den Hof und wußte die Aebtiſſin des Stifts, eine Prinzeſſin von Carignan-Delft zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen; dann war noch ein junger Franzoſe da, ein Graf von Larochefoucault, dann ein Italiener, ein Vicomte von Paleſtrava, ein Maltheſerritter, der bereit war, das Kreuz von Malta niederzulegen um die junge Stiftsdame zu heirathen, dann ein Graf Zinzendorff, ein Vetter jenes berüchtigten Frommen, der 1760 im Schooße der von ihm gegründeten frommen Sekte, die Brüdergemeine, ſtarb. Kurz man ſieht, es fehlte der ſchönen Dame nicht an Bewunderern. Als aber Stuart kam, nahm ſie ihn und verabſchiedete alle Andern. Die Ehe wurde in Macerata, am 17. April 1772,

geſchloſſen. Dem Stolz der Stolberge wurde gleich anfangs durch die Prägung einer Münze geſchmeichelt, auf welcher die Bildniſſe des neu verbundenen Paares dargeſtellt waren, mit der Königskrone geziert, und mit der prunkenden Inſchrift umgeben: Carolus III. Magnae Brit. Rex, et Ludovica M. Brit. Regina. Was konnte man mehr wünſchen? Die alte Fürſtin von Stolberg-Gedern hatte jetzt eine Königin zur Tochter; daß dieſe Königin nicht regierte, war freilich ein Unglück, allein wer konnte behaupten, daß ſie nicht einſt doch noch regieren werde? Die junge Stiftsdame nahm ihre Münze, ihren Hermelinmantel, ihre hübſche blitzende Krone, packte Alles heiter zuſammen und ging ganz zufrieden mit ihrem alten Mann nach Italien. Aber das Schickſal, das ſich freute, die Hoffnungen der Stuarts und derer, die ihr Geſchick mit dieſen vereinten, zu vereiteln, machte ſich auch ſogleich grauſam daran, der jungen Frau blühende Zukunftgebilde eines nach dem andern zu vernichten. Zuerſt fing ihr Mann an ſich dem Trunke zu ergeben; es war dies ein jämmerliches häusliches Mißgeſchick, eine Art Unglück, dem eine anſtändige Frau mit aller Mühe keine nur irgend erträgliche Seite abzugewinnen, und durch dieſe mit ihm ſich zu verſöhnen vermag. Und Carl Eduard trank, wie die koniſchen Helden in den Smollet'ſchen Romanen zu trinken pflegen, die alten Hafenkapitaine

auf halbem Sold, ſo anhaltend und ſo überwältigend, und mit ſo groben, derben Zuſätzen an Späßen und Redensarten, daß die deutſche Frau vor ihm ſich entſetzte und auf keine Weiſe ſich Rath zu ſchaffen wußte, wenn er ſeinen Anfällen unterlag. Sie hatte wol ſchon gehört, daß die Engländer zu Zeiten ſehr die Flaſche liebten, ſie wußte, daß die Sitten jenes Landes den Frauen frühzeitig zur Pflicht machten, die Geſellſchaft ihrer eignen Männer, Söhne und Brüder zu meiden, wenn die Nachfeier der Freuden der Tafel begannen; aber ſie hatte ſich nimmermehr träumen laſſen, daß die Exaltation eines engliſchen Trinkers einen ſo hohen Grad erreichen könne, wie ſie ihn jetzt in nächſter Nähe leider zu beobachten Gelegenheit fand. Sie war untröſtlich, ſie ging jammernd umher und rang die Hände. Carl Eduard lachte zu ihrem Jammer, und wenn er nicht lachte, ſo zankte und polterte er, oder drohte, und zwar drohte er wie ein König droht, mit Einkerkerung, mit Verbannung, mit dem Blutgerüſt. Wenn er nüchtern war, ſo war er der Graf Albani, ein Mann ohne Bedeutung, war er trunken, ſo war er Carl III., König der drei vereinigten Königreiche. Es war ein grauſames Spiel, das der Wein mit dem Gehirn dieſes Mannes trieb.

Wir kommen jetzt zu dem Momente, wo Graf

Vittorio Alfieri dieſen zerrütteten Eheverhältniſſen nahe trat. Zuerſt einige Worte über dieſen Dichter, der vielmehr das, was die Franzoſen ſehr bezeichnend poëte en action nennen, war, als Poet in ſeinen Verſen. Er ſelbſt war ein Gedicht. Wir ſind in Deutſchland an eine Art Dichter gewöhnt, die Alles was ſie ſind, der ewig arbeitenden Seidenraupe in ihrem Innern verdanken, die unermüdlich aus ſich ſelbſt das Geſpinſt hervorzaubert und ſcheinbar der Außenwelt wenig oder gar nicht bedarf. Von dieſen Dichtern läßt ſich, was ihr äußeres Leben betrifft, gar nichts erzählen, der allerſcharfſinnigſte und geſchickteſte Biograph findet auch nicht den kleinſten Umſtand, deſſen zu erwähnen ſich lohnte, nicht einmal eine kleine Reiſe, ein Stündchen anderswo als zwiſchen den vier Mauern verbracht, wo dieſes Individuum geboren wurde, wo es groß wuchs, wohin es ſein Weib brachte, wo es ſeine Kinder auferzog und wo es endlich ſtirbt und als Leiche auf dem Schreibtiſch liegt, von dem man das letzte Manuſcript eben hinweggenommen hat. Nichts, nichts was einem Ereigniß ähnlich ſieht, ſelbſt auch nur der blaſſen Abſpiegelung einer That: und öffnet man die Bücher dieſes Mannes, ſo ſieht das Auge des Leſers eine köſtliche Fülle der bewundernswürdigſten Thaten in Worten darein ausgeſchüttet; Gefühle und Gedanken an Thatſachen geknüpft, die eine

mächtige und gewaltige Weltanſchauung verkündigen. Und doch ſah dieſes Auge im Leben nichts als die kahle Spitze des Kirchthurms des väterlichen Dorfes, und hörte nichts als den einförmigen Geſang der Hirten, wenn ſie die Heerde heimtreiben. Wo hat er's her? O, fragt das nicht; es iſt eben das Genie — es iſt eben der geborne Dichter. Dieſe Gattung Dichter blüht beſonders in Deutſchland, eine andere Art gedeiht in Italien. Da ſehen wir Poeten, die ihre köſtlichen Reime unter dem beſtändigen Lärm der Waffen entſtehen laſſen, die auf der Flucht begriffen, im Gebirge, zur Nachtzeit, plötzlich in irgend einer dunkeln Schlucht einen Goldregen prächtiger Verſe niedergleiten laſſen, oder wie Blumen ſie aus dem verwirrten Haar ſchütteln. Hier ſehen wir Dichter, die zugleich blutige Wunden und ſchöne Bücher vorzuzeigen haben. Wir ſehen Dante aus den Thoren von Florenz ſich flüchten, mitten in einem Heerhaufen wilder Krieger geſchloſſen, von kriegeriſchem Lärm der Schwerter, dem Tönen der Fanfaren, dem Flattern der Fahnen umgeben. Wir ſehen Taſſo am Hofe zu Ferrara eine gewagte, kecke Rolle ſpielen; halb Abenteurer, halb herrſchender Günſtling, immer durch ſeine Verſe wieder gutmachend, was ſeine Degenſpitze verbrach. Unter dieſen Dichtern gibt es einige, die ihre Verſe nicht niederſchreiben, die ſie nur erleben.

Unter den Neueren war Byron ein Poet en action in der vollſten Bedeutung des Wortes, und er war es in dem Grade, daß er viel ſtärker durch ſein Leben wie durch ſeine Schriften ſeine Zeitgenoſſen poetiſch angeregt und beſchäftigt hat. Byron ohne ſeine Liebesabenteuer, ohne ſeine wilden Reiſen, ohne ſeinen Streit mit der Geiſtlichkeit, ohne ſeine Flucht aus dem Vaterlande, und ohne ſeine Betheiligung an dem griechiſchen Kampfe, hätte lange nicht dieſe ausgeprägte Geſtalt in dem Spiegel der Zeit erhalten. Mit Byron ſehr große Aehnlichkeit zeigend, ſteht nun Graf Vittorio Alfieri vor uns, ebenfalls als ein Dichter, der eben ſo ſehr durch ſein Leben wie durch ſeine Dichtungen, oder eigentlich mehr durch ſein Leben als durch ſeine Dichtungen Intereſſe einflößt. Die Dichtungen ſind kalt, gemeſſen, oft ſogar froſtig und ſtarr, das Leben iſt wild, bewegt, leidenſchaftlich und ewig in den raſcheſten Schwingungen pulſirend. Wenn es irgendwo nöthig iſt, den Dichter aus ſeinen Erlebniſſen zu deuten und zu erklären, ſo iſt's bei dieſem ungewöhnlichen Manne, der die Größe der Geſinnung eines attiſchen Weiſen mit dem Heldentrotz und der Heldenkühnheit eines Römers aus der guten Zeit der Republik in ſich einte, zugleich aber dieſer Größe die Kleinheit eines eitlen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts hinzufügte. Er war ein Ariſtokrat und

verachtete die Fürſten, liebte aber die Völker doch nicht in dem Maaße, daß er im Stande geweſen wäre, auf die Herrſchaft zu verzichten, wenn ſie ihm wäre in die Hände gegeben worden. Innerlich Despot, ſchalt er auf Despotie, weil er ſie nicht auszuüben berechtigt worden. Die Freiheitsliebe Alfieri's iſt gerade wie die Byrons. Beide waren herrſchſüchtige, monarchiſche Naturen, die nur Freiheit predigten, weil ſie Niemand andern als ſich ſelbſt die unbedingte Gewalt gönnten. Abgeſehen von dieſem Motiv, wirkte die Eitelkeit in Beiden gleich ſtark; es war Ruhm und Glanz dabei zu gewinnen und eine Märtyrerkrone, die beide eitle Dichter lockte. Wer in der That der Freiheit dient, dient ihr in Demuth und Selbſtverleugnung: wie jedes Werk der Liebe, fordert dieſes — vielleicht höchſte Werk der Liebe — der innigſten und heiligſten Nächſtenliebe — die völlige Veräußerung unſerer ſelbſtiſchen Natur; wo wäre aber ein Dichter wie Alfieri und Byron je im Stande, eine ſolche Selbſttödtung an ſich vorzunehmen. Es ſoll dies kein Tadel ſein: eine Natur iſt anders wie die andere, und beide können doch an ihrer Stelle Großes wirken. Nimmt man dem Dichter die Eitelkeit und die Ruhmbegierde, ſowürde man ſeinen Verſen ihre Wirkung nehmen. Gleichviel, aus welcher Quelle dieſe Wirkung entſpringt, wollen wir uns freuen, daß ſie überhaupt

da ist. Nebenbei wird Heil für das Ganze hervorgebracht, nicht allein durch das, was große Geister thun, sondern auch durch das, und sehr oft nur durch das, was sie unterlassen. In die sichtbar und bewußt gewordene Lücke drängt sich dann rasch ein anderes Talent, welchem fehlt, was jenem in allzugroßer Fülle gegeben war.

Nachdem er, ein wilder Knabe, in dem Jesuitencollegium, wohin ihn die Verwandten gethan, kaum zu bändigen gewesen war, entschlüpfte Alfieri frühzeitig diesem Zwange und ging nun in die weite Welt. Reich und von angesehener Familie konnte es ihm nicht fehlen, daß man ihm mit Aufmerksamkeiten und Dienstbeflissenheit entgegenkam; allein der scheue Wildfang ging jeder ehrbaren Gesellschaft aus dem Wege und trieb sich mit seinen Pferden und Hunden, deren er immer eine große Anzahl bei sich führte, auf gut Glück in der Irre umher. Er gerieth Abenteurern in die Hände, die ihn betrogen, er fiel leichtfertigen Weibern anheim, die ihn plünderten und krank machten. Von einem Lande ging es in das andere, von einer Stadt in die andere, immer müßig, immer unruhig und in wüster Gedankenlosigkeit fortstürmend. Er hat diesen beklagenswerthen Zustand selbst beschrieben, und man muß gestehen, es gibt nicht leicht ein vortrefflicheres Bild von diesem vagabondiren-

den Jugendleben einer an ſich edeln und kräftigen, aber noch nicht zum Bewußtſein ihres Berufes und ihrer Lebensſtellung gelangten Natur. Er war nahe daran unterzugehen. Eine Liebſchaft in England endigt ſo demüthigend für ihn, daß der ſtolze Jüngling die Verſuchung fühlt, ſich ein Leben zu nehmen, auf welchem, wie er glaubt, jetzt ein untilgbarer Makel haftet. Er will nun keine Frau mehr kennen lernen; er verachtet das Geſchlecht: in Brüſſel jedoch ſehen wir ihn wieder verliebt. Diesmal wird er nicht ſo arg betrogen, aber er findet doch noch lange nicht das edle, warme Herz, das er ſucht. Mittlerweile erwacht der ihm beigegebene Genius der Poeſie aus dem Schlummer und er fängt an zu leſen und ſogar hier und da einen Vers zu machen. Aber bald wirft er dieſe Verſuche wieder bei Seite und ſchwärmt weiter. In Paris, wo er ſich anfangs langweilt, dann ärgert, entdeckt er zuerſt Spuren jenes glühenden Tyrannenhaſſes, den Gott, wie er meint, ganz ausſchließlich als Mittel, die Welt zu reinigen, in ſeinen Buſen niedergelegt hat. Er glaubt nun berufen zu ſein, die Menſchheit von einer ihrer drückendſten und beſchämendſten Feſſeln zu befreien. Wenn dieſe Entſchlüſſe auch zu weiter nichts führen, ſo führen ſie doch dahin, daß er jetzt die Schriften der alten Rhetoren und Philoſophen lieſt, die ihn auf der Schule angewidert

hatten, weil er mit ihrem Inhalte nichts anzufangen wußte. Der knabenhafte Trotz verwandelt ſich jetzt in einen männlichen, und der unbeugſame Eigenwille erhält jetzt eine wiſſenſchaftliche Berechtigung, indem große Muſter von Helden und Staatsmännern nachweisbar ebenfalls mit jenem unbeugſamen Eigenwillen anfingen und ihn ſpäter zu jener männlichen Energie ausbildeten, vor deren Auftreten die Welt ſich zu beugen hat. Wäre es Alfieri vergönnt geweſen Thaten zu verüben, ſo wäre die Anlage urſprünglicher Größe, die in ihm lag, zur Entwickelung gediehen; allein als der Bürger eines kleinen italieniſchen Fürſtenthums, ohne Macht und ohne Stimme, hatte er kein Vaterland, das ſeiner bedurft hätte, und ein fremdes wollte er ſich nicht wählen. In dieſer mißlichen Lage, eine Welt voll Thaten im Kopfe, einen Himmel voll Ruhm im Geiſte, war er dem Wahnſinn nah, wenn er bedachte, daß das Schickſal ihn zwänge, ein unbedeutender Mann zu ſein und zu bleiben. Da, in ſeiner Verzweiflung, griff er wieder zur Poeſie, und weit entfernt, das Verlangen zu hegen, ſich zu einem Dichter auszubilden, legte er nur die großen Gedanken und die kühnen Bilder der Poeten an ſein Herz, damit ſie es kühlen und beruhigen ſollten. Unverſehens wuchſen ihm ähnliche Gebilde unter den Händen empor: er dichtete ſein erſtes Trauerſpiel „Philipp."

Jetzt hatte er einen Halt, eine Stütze; die Nebel, die ſeinen Lebenspfad auf eine oft ſo ſchauerliche Weiſe eingehüllt hatten, theilten ſich; er hatte Hoffnung, daß doch irgend eine Frucht dem Boden, den er für verflucht gehalten, entkeimen werde. Nun endlich kam etwas Ruhe in ſein Leben; das raſtloſe Hin- und Herſchweifen hörte auf, und der Beobachter, der dieſes ſtürmiſche Leben an ſich vorbeigehen läßt, empfindet ein köſtliches Wohlbehagen, wenn er an jene Kapitel gelangt, die die Ueberſchrift führen: „Wirkliche Befreiung," „Studien," „Ruhe." Um zu zeigen, wie heftig dieſer Mann liebte, wie er gleichſam wüthete, ſtehe hier die Stelle, wo er die dritte „unwürdige" Liebe beſchreibt, der er unterlag und die ihm grauſam mitſpielte. „Dieſer dritte Liebesrauſch war wahrhaft ſchändlich und dauerte nur zu lange. Der Gegenſtand meiner neuen Glut war eine Dame, ausgezeichnet von Geburt, aber von nicht allzugutem Namen in der galanten Welt, auch nicht mehr jung, das heißt neun bis zehn Jahr älter als ich. Eine flüchtige Freundſchaft hatte zwiſchen uns ſchon ſtattgehabt bei meinem allererſten Eintritt in die Welt, als ich noch in der erſten Abtheilung auf der Akademie war. Da ich nun ſechs und mehr Jahre nachher ihr gerade gegenüber wohnte, mich von ihr ſehr begünſtigt ſah, ein Müßiggänger war, und vielleicht zu den Gei-

ſtern gehörte, von denen Petrarca mit ſo vielem Gefühl ſagt:

So di che poco canape si allaccia
Un' anima gentil, quand' ella è sola,
E non è chi per lei difesa faccia!

und da mein guter Vater Apoll vielleicht auf dieſem außerordentlichen Wege mich zu ſich rufen wollte; geſchah es, wiewol ich ſie anfangs nicht liebte und nie ſchätzte und ſelbſt an ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit kein Gefallen fand, daß ich bei dem Allen, weil ich wie ein Verrückter an ihre unendlichen Liebe zu mir glaubte, nach und nach ſie wirklich liebte und bis an die Ohren in dieſe Liebe verſank. Es gab für mich weder Luſtbarkeiten noch Freude mehr; ſelbſt die vielgeliebten Pferde wurden von mir vernachläſſigt. Von früh acht Uhr bis zwölf Uhr Abends ununterbrochen bei ihr, mißvergnügt da zu ſein, und doch unfähig nicht da zu ſein; bizarrer und peinlicher Zuſtand, in welchem ich dennoch ungefähr von der Mitte des Jahres 1773 bis zum Ende Februars 1775 lebte, oder vielmehr vegetirte. Da ich während der langen Dauer dieſes Umgangs von früh bis ſpät wüthete, mußte meine Geſundheit leiden, und wirklich befiel mich zu Ende des Jahres 1773 eine zwar nicht anhaltende, aber ſo heftige und außerordentliche Krankheit, daß die boshaften Schöngeiſter, an denen

es in Turin nicht fehlt, witziger Weiſe ſagten, ich hätte ſie ausſchließlich für mich erfunden. Ich fing damit an, daß ich mich wol ſechsunddreißig Stunden hintereinander erbrach, und da keine Flüſſigkeit mehr da war, löſte ſich das Erbrechen in einen gewaltſamen Krampf in der Gurgel auf, verbunden mit einem fürchterlichen Zucken des Zwerchfells, das mir nicht erlaubte auch die kleinſten Portionen Waſſer zu mir zu nehmen. Die Aerzte, welche eine Entzündung fürchteten, ließen mir am Fuß zur Ader, und augenblicklich ließ der Zwang nach, dagegen aber ergriff mich eine ſo ſtarke und allgemeine Convulſion und Erſchütterung aller Nerven, daß ich, wenn ich nicht gehalten wurde, in den fürchterlichſten Zuckungen bald mit dem Kopfe gegen die Bettwand, bald mit den Händen gegen Alles ſtieß, was ſich in meiner Nähe befand. Am ſechſten Tage ließ endlich der Krampf nach, mittelſt eines ſehr heißen Bades, halb aus Oel und halb aus Waſſer, in welchem ich den Tag fünf bis ſechs Stunden zubrachte. Die Länge des Faſtens und die Anſtrengungen des Erbrechens waren ſo groß geweſen, daß in der Bauchgabel, zwiſchen den beiden Knochen, welche ſie bilden, eine ſolche Lücke entſtanden war, daß ſie ein Ei von mittler Größe faſſen konnte. Die Wuth, die Scham und der Schmerz, worin dieſe unwürdige Liebe mich unaufhörlich leben ließ, hatten mir dieſe ſelt-

ſame Krankheit zugezogen, und da ich keinen Weg für mich ſah, dieſem ſchändlichen Labyrinth zu entkommen, ſo hoffte und wünſchte ich zu ſterben. Am fünften Tage der Krankheit, als die Aerzte ſehr fürchteten ich möchte nicht wieder aufkommen, ward ein würdiger Edelmann, der mein Freund, aber beträchtlich älter war als ich, zu mir gelaſſen um mich zu veranlaſſen zu beichten und mein Teſtament zu machen. Ich kam ihm zuvor, indem ich beides verlangte, und meine Seele war dabei gar nicht beunruhigt. — Nach überſtandener Krankheit nahm ich unſeliger Weiſe meine Liebesketten wieder auf. — Im Januar 1774 geſchah es, daß meine Dame krank wurde; ich konnte vielleicht daran Schuld ſein, wiewol ich es nicht ganz glaubte. Da ihre Krankheit die vollkommenſte Ruhe und Stillſchweigen forderte, ſaß ich treulich am Fuß ihres Bettes, ſie zu bedienen, und hier brachte ich von früh bis ſpät zu, ohne nur den Mund zu öffnen, um ihr nicht zu ſchaden, wenn ich ſie zum Sprechen nöthigte. In einer dieſer gewiß wenig unterhaltenden Sitzungen nahm ich aus Langeweile fünf oder ſechs Bogen Papier, die mir zur Hand lagen, und fing an, ſo ganz ohne Plan, eine Scene, ich weiß nicht ſoll ich ſagen von einem Luſt- oder Trauerſpiele, von einem, oder von fünf, oder zehn Acten hinzukritzeln." —

Wir brechen hier ab, denn unſere Abſicht iſt es

nur, die Leidenſchaftlichkeit, die ihn befiel, mit des Dichters eignen Worten zu ſchildern. Und hier war es eine unwürdige Liebe — wie mußte eine wahrhaft würdige Liebe, wie er die nennt, zu deren Schilderung wir jetzt ſogleich übergehen wollen, ſein ganzes Weſen erſchüttern, es umgeſtalten, es vergeiſtigen und ſeine Kraft erhöhen! Es war im Jahre 1777, als Alfieri zu Florenz die Bekanntſchaft der Gräfin Albani machte, die demnach fünf Jahre ſchon in kinderloſer Ehe lebte und vierundzwanzig Jahr alt war. Was ihr Aeußeres betrifft, ſo wollen wir zuerſt einen Zeitgenoſſen ſprechen laſſen, der ſie öfters in Florenz ſah und unparteiiſcher beobachtete als der Dichter; ſpäter wollen wir auch dieſen hören. Dutens, der Verfaſſer der «Mémoires d'un voyageur qui se repose,» gibt folgendes Bild von ihr: „Die Gräfin war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geiſt und ihre Schickſale die intereſſanteſte Frau. Sie war mittler Größe, aber de taille bien prise, und von ſehr weißem Teint; ſie hatte ſehr ſchöne Augen, vollkommen ſchöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und beſcheidene Haltung. Ihr durch die Lectüre der beſten Schriftſteller genährter Geiſt hatte aus ihnen das Vermögen geſchöpft, ſcharf und richtig zu unterſcheiden, und die Leichtigkeit erlangt, Menſchen wie Werke des Geſchmacks gut zu beurtheilen.

Der Graf Alfieri, ein Piemonteſe von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albani kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernſt geſtimmt und abhold dem Getöſe der großen Welt, hatte er ſich ganz ihrer Geſellſchaft gewidmet. Sie lebte ſehr zurückgezogen, da die Launen ihres Mannes ſie in Allem hinderten. Alfieri hatte Letzterm ſich angenehm zu machen gewußt und theilte ſeine Zeit zwiſchen ſeinen Studien und der Geſellſchaft der Gräfin, deren unerfreuliches Leben er durch ſeine Freundſchaft und die Annehmlichkeit ſeines Umgangs erheiterte."

Alfieri ſelbſt ſagt von dieſem erſten Bekanntwerden: „In dem Sommer, den ich, wie geſagt, ganz in Florenz zugebracht hatte, war mir, ohne daß ich es gewollt, mehrmals eine herrliche und ſchöne Dame vor Augen gekommen, welche, da ſie ebenfalls fremd und von hohem Range war, unmöglich ungeſehen und unbemerkt bleiben konnte; und noch unmöglicher war es, daß ſie, geſehen und bemerkt, nicht Jedem aufs Höchſte gefallen mußte. Aber obwol ein großer Theil der adeligen Herren von Florenz, und alle Fremden von Auszeichnung bei ihr Zutritt hatten, ſo hatte ich dennoch, verſenkt in meine Studien und in Melancholie, abſtoßend und ungeſellig von Natur und immer bedacht von dem ſchönen Ge-

ſchlechte diejenigen am meiſten zu fliehen, die mir anmuthiger und ſchöner erſchienen, aus dieſen Gründen mich im vorigen Sommer nicht in ihr Haus einführen laſſen; dagegen hatte ich ſie im Theater und auf Spaziergängen häufig geſehen. Der erſte Eindruck war mir auf das ſüßeſte in den Augen und im Herzen zurückgeblieben. Eine ſanfte Glut in den ſchwarzen Augen, die, was höchſt ſelten iſt, mit der weißeſten Haut und blonden Haaren vereinigt waren, gaben ihrer Schönheit einen Glanz, daß es ſchwer war nicht davon getroffen und gefeſſelt zu werden. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren, viel Neigung zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, köſtliche Herzensgaben, und trotz des Reichthums, den ſie im Ueberfluß beſaß, drückende und läſtige häusliche Verhältniſſe, die ſie nicht, wie ſie ſollte, glücklich und zufrieden ſein ließen; zu groß waren dieſe Vorzüge, um ihnen zu widerſtehen. Da mir nun in dieſem Herbſte von einem Bekannten mehrmals angetragen wurde, mich einzuführen, und ich mich für ſtark genug hielt, wagte ich's mich ihr zu nähern; aber ich ging nicht weit, als ich mich gleichſam unvermerkt gefangen ſah. Schwankend zwiſchen dem Ja und Nein dieſer neuen Flamme, machte ich im December eine Ausflucht nach Rom mit der Poſt zu Pferde; eine thörichte und höchſt beſchwerliche Reiſe, die mir weiter

nichts eintrug, als das Sonett von Rom gemacht zu haben, während ich in einer Schenke von Baccano übernachtete, wo es mir nicht gelang auch nur ein Auge zuthun zu können. Hinreiſe, Aufenthalt und Rückreiſe dauerten ungefähr zwölf Tage. Auf beiden Durchreiſen durch Siena ſah ich meinen Freund Gori, der mir von dieſen neuen Banden nicht abrieth, von denen ich ſchon mehr als halb umwunden war, und ſo legte mir die Rückkehr nach Florenz ſie mir bald auf immer an. Aber die Annäherung dieſes, meines vierten Herzensfiebers äußerte ſich glücklicher Weiſe für mich mit Symptomen, die von den drei erſten ſehr verſchieden waren. In jenen hatte ich mich noch nicht von einer Leidenſchaft des Verſtandes bewegt gefühlt, welche, jener des Herzens das Gleichgewicht haltend und in ſie übergehend (um mich mit dem Dichter auszudrücken), eine unbekannte, unbeſtimmte Miſchung hervorbrachte, die zwar etwas minder ungeſtüm und glühend, aber dennoch tiefer, inniger und dauernder wurde. So war die Flamme, die ſich ſeit der Zeit an die Spitze aller meiner Leidenſchaften und Gedanken ſtellte, und die nicht anders als mit dem Leben wieder in mir erlöſchen wird. Da ich nach zwei Monaten ſah, daß dies meine wahre Dame ſei, weil ich ſtatt, wie bei allen gewöhnlichen Frauen, in ihr ein Hinderniß des literariſchen Ruhms, eine Störung

in nützlichen Beſchäftigungen, und ich möchte ſagen, eine Verminderung der Ideen zu finden, hier einen Sporn und Antrieb und ein Vorbild zu jedem guten Unternehmen fand: ſo ergab ich mich ihr, ſobald ich den köſtlichen Schatz erkannt und gewürdigt hatte, auf das unbegrenzteſte. Und ich irrte gewiß nicht, da ich nach mehr als zwölf Jahren, indem ich dieſes niederſchreibe, eingetreten bereits in die unwillkommene Zeit, wo der Zauber des Lebens ſchwindet, mich immer mehr an ihr entzünde, je mehr nach den Geſetzen der Zeit jene flüchtigen, unweſentlichen Vorzüge der vergänglichen Schönheit ſchwinden. Aber mein Herz erhebt, mildert, beſſert ſich durch ſie von Tag zu Tage, und ich wage ein Gleiches von ihr zu ſagen und zu glauben, die vielleicht auch ihr Herz an mir aufrichtet und ſtärkt."

Wir richten uns in dieſen Auszügen nach einer Ueberſetzung, die leider nicht ſonderlich gut gerathen iſt, wie der Leſer am Styl und Periodenbau bemerken wird. Alfieri ſchrieb eine meiſterhaft ſchöne Proſa.

Ein ſolches Zeugniß, das ein bedeutender Mann dem Gegenſtand ſeiner Neigung gibt, hebt natürlich den Werth deſſelben ungemein. Wir hören hier die Stimme ernſter Selbſtprüfung ſprechen, der es darum zu thun, von ſich ſelbſt wie von ſeiner Umgebung, ſo weit es menſchlichen Kräften geſtattet iſt, die Nebel der Täuſchung

zu entfernen. Mit wenig Worten ist hier der volle Werth der schönen, ausgezeichneten Frau angegeben; ihr Bild, eben so anmuthig als geistig hochgestellt, tritt dem Beschauer mit Klarheit entgegen. Wie sehr gönnen wir dem ewig in der Irre umgetriebenen Dichter eine bleibende Stätte wie er sie hier gefunden, an einem Herzen, das groß fühlt und rein empfindet. Jetzt erst ist er seinem guten Genius anvertraut; jetzt können Poesie, Grazie, Schönheit und Wahrheit ihm nahe treten, ohne zu fürchten, von den dämonischen Masken wilder und zerstörender Leidenschaften hinweggescheucht zu werden.

Er sagt an einer andern Stelle: „In diesem Sommer (1778) schrieb ich einige Liebesverse, theils um meine Dame zu preisen, theils um die großen Beängstigungen auszulassen, in denen ich wegen ihrer häuslichen Verhältnisse manche Stunde zubringen mußte. Meine Gedichte auf sie beginnen (unter den von mir herausgegebenen) von dem Sonette, welches anfängt:

Negri, vivaci, in dolce fuoco ardenti —
Du schwarzes Aug' entbrannt in süßem Feuer —

alle verliebten Verse, welche demselben folgen, beziehen sich alle auf sie und gehören ihr, und ihr allein, denn gewiß nie werde ich von einer andern Frau singen Und mir scheint, sie mögen nun mit mehr oder weniger

Glück und Zierlichkeit aufgefaßt und verſificirt ſein, daß in ihnen am meiſten jener unendliche Affekt durchſchimmern müſſe, der mich zwang ſie zu ſchreiben, und den ich mit jedem Tage für ſie zunehmen fühlte; und das läßt ſich, wie ich glaube, am meiſten in den Verſen wahrnehmen, die ich dichtete, wenn ich lange von ihr getrennt war."

Den weitern Verlauf der Geſchicke der Liebenden finden wir nur fragmentariſch in den Aufzeichnungen Alfieri's; mit jenen obigen Andeutungen hat er ſo ziemlich Alles beendet, was er glaubt, der Welt gegenüber, von der Dame ſeines Herzens ſagen zu dürfen. Es iſt hier die Zartheit und Ritterlichkeit ſeines Charakters ſichtbar, zugleich die Scheu, die einem edlen Gemüthe inne wohnt, die Menge, die nie recht verſteht oder verſtehen will, was man ihr an höheren Offenbarungen anvertraut, nicht zur Theilnehmerin deſſen zu machen, was unſer eigenſtes Beſitzthum, unſer köſtlichſter Schatz iſt. Wir müſſen ihn hierin nur loben. Wir würden einige der Sonette, auf die der Dichter anſpielt, hier mittheilen, wenn es uns gelungen wäre, gute Ueberſetzungen von dieſen meiſterhaften Verſen zu Geſicht zu bekommen; ſo jedoch — da wir nicht Seitenlang italieniſche Strophen hinſchreiben wollen — müſſen wir den Leſer, der ſich hierfür intereſſirt, auf die von ihm ſelbſt beſorgte

Ausgabe seiner poetischen Werke verweisen. Mit dem Petrarca'schen Sonett dürfen sie nicht in dieselbe Linie gestellt werden. Die blühende Heiterkeit des wahren Dichters, diese — wir wollen sie Schöpfungsfreudigkeit nennen — die selbst über den ernstesten Gegenstand ausgegossen wird, mangelt Alfieri, oder wenigstens besitzt er sie nur in einem sehr geringen Grade. Mehre seiner Tragödien sind daher kaum genießbar mehr, und sind frühzeitig dem antiquarischen und gelehrten Schatze der Nation verfallen, wo der Dichter sie wahrlich nicht hinhaben wollte. Auch in den Sonetten geht ein, wenn auch schwacher, doch sehr merkbarer Zug von Pedanterie hindurch; ein bei der Liebe und ihren Gegenständen ganz gehässiges Element.

Der Verfasser der schon erwähnten «Mémoires d'un voyageur qui se repose» spricht von dem fernern Verlauf des Geschicks Alfieri's und der Gemahlin Carl Eduards. „Es war" so sagt er, „zwischen der Gräfin und Alfieri verabredet worden, daß Erstere das Haus ihres Gemahls verlassen sollte: die Zustimmung des Großherzogs (Leopold I.) war erlangt, eine Freundin, Madame Orlandini, die aus der Familie des Marquis von Ormonde stammte, und deren Anbeter, ein irländischer Edelmann, Namens Gehegan, waren ins Geheimniß gezogen. Die Schwierigkeit bestand darin, ein Mittel

zu erſinnen, um die Wachſamkeit des Grafen zu täuſchen, der ſie nie allein ließ und ſie förmlich einſperrte, wenn er genöthigt war ohne ſie auszugehen. Beim Spazierengehen, bei der Meſſe, überall wohin ſie ſich begeben wollte, begleitete er ſie. Nachdem der Plan verabredet worden, kam Madame Orlandini zum Frühſtück bei der Gräfin: nach dem Frühſtück machte ſie den Vorſchlag nach dem Kloſter der Bianchetti zu gehen, um einige Arbeiten der Nonnen, die für große Künſtlerinnen galten, anzuſehen. Die Gräfin nimmt den Vorſchlag an, wenn ihr Gemahl ſeine Zuſtimmung nicht verſage; der Graf willigt ein und die Geſellſchaft begibt ſich auf den Weg. Man erreicht das Kloſter, wo, wie durch Zufall, Mr. Gehegan ihnen begegnet. Die Gräfin ſteigt mit Madame Orlandini aus, und vorauf gehend ſind ſie bald oben auf der Treppe: man öffnet ihnen raſch die Thüre und verſchließt ſie wieder, ehe der Graf ſie erreicht hat. Mr. Gehegan, der den Damen die Hand gegeben, ſagt zu Letzterm, den er athemlos anlangen ſieht: Herr Graf, dieſe Nonnen ſind ein Muſter von Unhöflichkeit, ſie haben mir die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen und mich nicht mit den Damen einlaſſen wollen. Ich werde ſie ſchon zum Oeffnen nöthigen, entgegnet der Graf und pochte lange, ehe Jemand erſchien. Endlich kam die Aebtiſſin ans Gitter und

erklärte ihm, ſeine Gemahlin habe dieſes Haus als Aſyl gewählt und werde dort bleiben unter dem Schutze der Frau Großherzogin. Der Graf von Albani, überraſcht und wüthend, war genöthigt nach Hauſe zu gehen und ſeinen Groll zu verbeißen. Unterdeſſen ſchrieb die Gräfin, welche keine Luſt hatte ihr Leben in einem Kloſter zu verbringen, an ihren Schwager, den Cardinal von York, und wußte ihn dergeſtalt in ihr Intereſſe zu ziehen, daß Se. Eminenz ihr vorſchlug zu ihm nach Rom zu kommen, und den Papſt (Pius VI.) veranlaßte, ihr ſeinen Schutz zu gewähren. Nur fürchtete man, der Graf von Albani werde ſeine Gemahlin unterwegs aufhalten laſſen, wenn er von dem Plane höre; deshalb wurde der Wagen von bewaffneten Reitern escortirt und der Graf Alfieri und Mr. Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, nahmen den Kutſcherſitz ein, bis man eine gute Strecke von Florenz entfernt war. So wäre es ſchwer geweſen, die Gräfin zu entführen. Sie erreichte Rom in vollkommener Sicherheit und wurde auf die freundlichſte und ehrenvollſte Weiſe von dem Cardinal aufgenommen, der ihr eine Penſion anwies und in ſeinem Hauſe ein ihrem Range entſprechendes Etabliſſement bereitete. Sie ſchrieb an die Königin von Frankreich um ein Jahrgehalt anzuſprechen, welches man ihrem Gemahl bei ſeiner Verheirathung angeboten, und erhielt

ſechzigtauſend Livres jährlich. Der Papſt gab ihr fünfundzwanzigtauſend, ſo daß ſie in gewiſſermaßen glänzenden Verhältniſſen ſich befand. Ihr Glück zu vollenden kam der Graf Alfieri nach Rom, und da er Mittel fand, dem Cardinal zu gefallen, wie einſt deſſen Bruder, ſo hatte er Gelegenheit die Gräfin zu beſuchen, ſo oft er wollte, ungeachtet der Vorſtellungen des Grafen Albani, welcher oft dem Cardinal ſchrieb, um gegen das, was er einen Mißbrauch nannte, zu reclamiren."

Wir wollen nun hinzufügen, was Alfieri ſelbſt über dies auffallende Ereigniß ſagt: „Es ſei mir genug zu ſagen, daß ich meine Dame von der Tyrannei jenes unvernünftigen und ſtets trunkenen Gebieters befreite, ohne daß auch im allergeringſten ihre Ehre gekränkt, noch auf die entfernteſte Weiſe der Anſtand überhaupt verletzt worden wäre. Ein Jeder, der die beſonderen Umſtände der höchſt drückenden Gefangenſchaft, in welcher ſie langſam hinſtarb, gewußt und in der Nähe geſehen hat, wird der Meinung ſein, daß es nicht leicht war, ſich gehörig zu benehmen und die Sache, wie es geſchah, zu einem guten Ende zu führen. Zuerſt ging ſie in ein Kloſter in Florenz. Ihr Gemahl ſelbſt führte ſie dahin, unter dem Schein den Ort zu ſehen, und mußte ſie dann, zu ſeiner nicht geringen Befremdung, auf den Befehl und die Veranſtaltungen des damaligen Macht-

haders in Florenz daſelbſt zurücklaſſen. Nach einigen Tagen wurde ſie von ihrem Schwager nach Rom berufen, wo derſelbe wohnte, und hier zog ſie ſich in ein anderes Kloſter zurück. Die Urſachen dieſes Bruchs zwiſchen ihr und ihrem Gemahl waren ſo vielfach und ſo offenbar, daß die Trennung allgemein gebilligt wurde."

„Nachdem ſie gegen Ende Decembers nach Rom abgereiſt war, blieb ich wie eine verlaſſene Waiſe in Florenz zurück; und jetzt überzeugte ich mich deutlich im Innerſten meiner Seele und meines Herzens, daß ich ohne ſie nur ein halber Menſch ſei, denn ich fand mich zu jeder Geiſtesthätigkeit und jedem Werke der Kunſt ſchlechterdings unfähig und war weder um den ſo glühend gewünſchten Ruhm, noch um mich ſelber im geringſten bekümmert. Ich hatte alſo in dieſer Sache ſo eifrig gearbeitet zu ihrem Vortheil und meinem Verderben; denn nie konnte mich ein größeres Unglück treffen, als ſie gar nicht zu ſehen. Schicklicherweiſe durfte ich ihr nicht ſobald nach Rom folgen; auf der andern Seite war es mir nicht möglich länger in Florenz zu leben. (1781.) Ich blieb noch den ganzen Januar da, und dieſe Wochen ſchienen mir Jahre; ich konnte keine Arbeit, keine Lectüre, noch ſonſt etwas fortſetzen; ich ergriff daher den Ausweg nach Neapel zu gehen, und ich wählte, wie Jeder leicht ſieht, ausdrücklich Neapel, weil der Weg

dahin über Rom führt. — Ich kam an, ich ſah ſie, o Gott! mir bricht noch das Herz, wenn ich daran denke, ich ſah ſie gefangen hinter einem Gitter, zwar minder gemißhandelt wie in Florenz, aber ich ſah ſie, aus anderen Gründen, nicht minder unglücklich. Mit einem Worte, wir waren getrennt, und wer konnte wiſſen auf wie lange wir es ſein würden? Aber ich frohlockte unter Thränen, daß ſie wenigſtens nach und nach ihre Geſundheit wieder erlangen könne, und als ich bedachte, daß ſie doch eine freiere Luft einathmen, ruhig ihren Schlaf hinſchlummern, nicht ſtets zittern vor dem unzertrennlichen zornigen Schatten ihres trunkenen Gemahls, kurz, daß ſie leben dürfe; ſchienen mir alsbald die ſchrecklichen Tage der Entfernung, denen ich mich zu unterwerfen gezwungen war, minder grauſam und minder lang. Wenige Tage nur hielt ich mich in Rom auf, und in dieſen bewog mich die Liebe zu unendlichen Gunſtbewerbungen und Kunſtgriffen, die ich nicht um die Herrſchaft der Welt ins Werk geſetzt haben würde; Gunſtbewerbungen, die ich zu unternehmen heftig verweigerte, als ich auf der Schwelle des Tempels des Ruhms erſchien, und, wiewol ich ungewiß war, ob ich Zutritt erlangen möchte, doch niemals Diejenigen durch Schmeicheleien oder Opfer gewinnen wollte, die ihn bewachen, oder zu bewachen vermeinen. Ich fügte mich

damals Viſiten, ja den Hof ihrem Schwager zu machen, von dem allein noch ihre künftige völlige Freiheit abhing, mit der wir uns Beide ſchmeichelten. Ich will mich nicht eben über die Perſonen dieſer beiden Brüder verbreiten, denn ſie waren damals allgemein bekannt; und wenngleich wahrſcheinlich die Zeit ſie in gänzliche Vergeſſenheit begraben haben mag, ſo erwarte man nicht von mir, daß ich ſie daraus hervorziehe, denn loben kann ich ſie nicht und tadeln will ich ſie nicht. Der Umſtand indeſſen, daß ich meinen Stolz vor ihnen demüthigte, kann für einen hinreichenden Beweis meiner Liebe gelten. — — Die Angelegenheiten meiner Dame wurden indeß etwas leichter: gegen Ende des März hatte ſie vom Papſt die Erlaubniß erhalten, das Kloſter zu verlaſſen, und, gleichſam ſtillſchweigend von ihrem Manne getrennt, ſich in einer Wohnung aufhalten zu dürfen, die ihr Schwager ihr in ſeinem Pallaſte in der Stadt überließ. Ich hätte nach Rom zurückkehren mögen und fühlte doch vollkommen wohl, daß es für jetzt nicht anging. Die Kämpfe, die ein zartes, ehrliebendes Herz zwiſchen Liebe und Pflicht erfährt, ſind die fürchterlichſten und tödtendſten Gefühle, die ein Menſch jemals beſtehen kann. Ich zögerte den ganzen April und auch den ganzen Mai hatte ich nur vorgenommen ſo hinzuſchleppen, aber gegen den zwölften deſſelben war

ich, gleichſam ohne es zu wiſſen, in Rom. Kaum war ich angekommen, als ich von der Nothwendigkeit und Liebe unterrichtet und angefeuert, den ſchon begonnenen Lauf höfiſcher Bewerbungen und Gewandtheiten fortſetzte und vollendete, um nur dieſelbe Stadt bewohnen und die theure Geliebte daſelbſt ſehen zu können. So war ich denn nach ſo vielen Schwärmereien, Bemühungen und Anſtrengungen, mich frei zu machen, auf einmal in einen Viſiten abſtattenden, Ehrfurcht bezeigenden, die Straßen Roms durchmeſſenden Menſchen verwandelt, als wäre ich ein Candidat, der eine Beförderung zur Prälatur nachſuchte. Alles that ich, in Alles fügte ich mich und blieb in Rom, geduldet von jenen Gewaltigen und ſelbſt von den Geiſtlichen begünſtigt, die bei den Angelegenheiten meiner Dame die Hand im Spiele hatten oder ſich einmiſchten. Aber gut für ſie war es, daß ſie von ihrem Schwager und ſeinem elenden Anhange nur in den Dingen der bloßen Convenienz, keineswegs in ihrer Subſiſtenz abhing, die ſie im Ueberfluß und auf eine ſehr ehrenvolle und vor der Hand ſichere Weiſe wo anders her hatte."

Bei dieſen betrübenden Vorfällen iſt allerdings Einiges noch beſonders herauszuſtellen. Die Art, wie der arme Ehemann um den Beſitz ſeiner Gattin gleichſam, oder vielmehr nicht gleichſam, ſondern ganz offenbar

betrogen wurde, hat etwas das Gefühl tief Verletzendes, mag man immerhin anführen, daß es kaum ein anderes Mittel gab, die unglückliche Frau in Freiheit zu setzen. Der Besuch im Kloster, dann die Entführungsreise nach Rom und dabei alle jene Anstalten, die von einer Perfidie und Geschicklichkeit zeugen, die einem italienischen Bravo Ehre machen würden, werfen kein günstiges Licht auf die Verbündeten und lassen Carl Eduard, der sonst unbedingt die öffentliche Stimme gegen sich hat, verzeihlich erscheinen, wenn er sich gegen Verrath und niedre Treulosigkeit beklagt; denn er hatte Alfieri gastfreundlich und vertrauend in sein Haus aufgenommen. Im Uebrigen können wir jedoch dem Verfasser der „römischen Briefe" nicht beipflichten, wenn er meint, der Dichter habe sich der unehrerbietigsten Ausdrücke und des lautesten Tadels gegen den Mann seiner Dame bedient; die obige Stelle zeigt, wie Alfieri mit Maaß und Schonung über ihn spricht: „Da ich ihn nicht loben kann und nicht tadeln mag, so will ich über ihn schweigen," sagt er, und diese Aeußerung ist milde und rücksichtsvoll, wie man sie in solchen Verhältnissen nur immer verlangen mag.

In Rom lebten die Liebenden nun vereint, wie es scheint, auf eine freie und ungezwungene Weise. Die Gräfin lebte im Pallaste des Cardinals, Alfieri, der die

Villa Strozzi zu seinem Wohnorte gewählt hatte, besuchte sie täglich, und in einem Kreise von Freunden und Gleichgesinnten wurden einige Tragödien des Dichters aufgeführt, namentlich seine Antigone. Später brachen jedoch Klatschereien aller Art aus und Alfieri mußte Rom verlassen. Auch die Gräfin schied 1784 aus dieser Stadt und erst nach sechzehnmonatlicher Trennung sahen sich beide in Colmar im Elsaß wieder.

Mittlerweile war der Graf von Albani 1783 heftig erkrankt, jedoch wieder genesen; allein seine völlig zu Grunde gerichtete Gesundheit ließ keine sehr lange Lebensdauer mehr hoffen. Im Jahr 1785 begab er sich zu seinem Bruder nach Rom. Hier hatte er eine natürliche Tochter bei sich, die er Gräfin Albani nannte und die die Frucht einer Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkinshaw war*). Sein Tod fällt ins Jahr 1788; er wurde 68 Jahr alt und starb in Rom. In der Kirche zu Frascati ward er zur Ruhe gebracht; eine pomphafte Inschrift und die vereinigten Kronen der drei Königreiche zieren die Stätte, wo man ihn hin-

*) Neuerdings ist in England eine Schrift publicirt worden, die sich «Tales of the Century» betitelt und in der von zwei angeblichen Abkömmlingen, Enkeln Carl Eduards, die Rede ist, welche auf den Thron Englands ihre Rechte geltend machen. Diese Mittheilungen tragen das Gepräge der Abenteuerlichkeit.

bettete, dieſen Unglücklichen, deſſen Unglück nicht einmal mehr Intereſſe einzuflößen im Stande war, ſo weit weg war die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen von ihm und ſeinem Geſchlecht abgelenkt.

Unſere ſchöne Gräfin, denn ſchön war ſie jetzt noch immer und blieb es auch — wenn wir dem von Fabre gemalten Bilde in Florenz Glauben ſchenken wollen, bis in ihr ſpäteſtes Alter, war nun frei und konnte nun ihrer Neigung folgen. Dieſe trieb ſie, den Mann ihrer Wahl nicht länger der grauſamen Prüfung auszuſetzen, ſeine Tage in Einſamkeit und getrennt von ihr hinbringen zu müſſen. Im Jahr 1787, alſo ſchon vor dem Ableben des Grafen, befand ſie ſich in Paris, Alfieri begab ſich ebenfalls dahin, obgleich ihm die Stadt, wegen des Haſſes, den er auf die Franzoſen und ihre Zuſtände geworfen, höchſt zuwider war. Nach dem Tode des Grafen lebten beide, fürder nicht mehr getrennt, in einem Hauſe, und Jedermann ſah die Ehe zwiſchen beiden für geſchloſſen an, obgleich öffentlich hierüber keine Bekanntmachung ins Publikum gelangte. Ueber die Einwirkung der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls auf die Gräfin ſagt Alfieri: „Wiewol dieſer Tod wegen der wiederholten Zufälle, die ſeit mehren Monaten ihn betroffen hatten, ſchon ſeit geraumer Zeit vorherzuſehen war, und wiewol die Wittwe dadurch völlig unabhängig

wurde und sie in ihrem Gemahl keinen Freund verloren hatte; so war ich bei dem allen zu meinem Erstaunen Augenzeuge, daß sie darüber von einem gewiß nicht verstellten noch vergrößerten Schmerze tief durchdrungen ward; denn keine Verstellung kam je in dieses reine, unvergleichliche Gemüth. Und zuverlässig hätte ihr Gemahl, ungeachtet der großen Ungleichheit der Jahre, in ihr die beste Gefährtin, und wenn auch nicht ein liebendes Weib, doch eine Freundin gefunden, wenn er sie nicht unaufhörlich durch sein rauhes, grobes und trunkenes Benehmen erbittert hätte. Ich war dieses Zeugniß der reinen Wahrheit schuldig."

Bei dem Beginn der Unruhen in Paris machten die Gräfin und Alfieri Pläne die Stadt zu verlassen; sie schwankten jedoch so lange, wohin sie sich wenden sollten; daß der ausbrechende Sturm sie noch immer am Platze fand und sie nunmehr ihre Flucht nur mit großer Gefahr bewerkstelligen konnten. Die Beschreibung dieser eiligen Abreise ist mit so lebendigen Farben gemalt, daß wir uns nicht versagen mögen, hier einen kleinen Auszug einzuschalten; sie lautet: „Am Sonnabend den 18. nach Mittag reisten wir ab. Kaum waren wir an die Barrière Blanche gekommen, welches für uns der nächste Ausweg war, um auf dem Wege von St. Denys nach Calais zu gehen, wohin wir uns

aufmachten, um auf das ſchnellſte aus dieſem unſeligen Lande zu kommen, als wir daſelbſt drei oder vier einzelne Soldaten von der Nationalgarde fanden mit einem Officier, der, nachdem er unſere Päſſe geſehen, ſich entſchloß, uns das Gitter dieſes ungeheuren Gefängniſſes zu öffnen und uns unſeres Weges ziehen zu laſſen. Aber neben der Barriere war eine Kneipe, aus welcher ſich auf einmal ein dreißig vielleicht von jenen Henkern des Pöbels hervorſtürzten, nackt, betrunken und raſend. Dieſe, ſobald ſie zwei Kutſchen ſahen, beſchwert mit Koffern und Mantelſäcken, und ein Gefolge von zwei weiblichen und drei männlichen Domeſtiken, erhoben ein Geſchrei, daß alle Reichen aus Paris entfliehen, alle ihre Schätze mitnehmen und ſie im Elende und Weh zurücklaſſen wollten. Darauf begann ein Zank zwiſchen den wenigen und armſeligen Garden und jenen vielen und ſchändlichen Böſewichtern, da jene uns hinauslaſſen, dieſe uns zurückhalten wollten. Ich ſprang aus dem Wagen, mitten unter den Schwarm, alle ſieben Päſſe in der Hand, und zankte und ſchrie und tobte noch ärger als ſie; ein Mittel, wodurch man immer mit den Franzoſen fertig wird. Sie laſen Einer nach dem Andern die Beſchreibungen unſerer Perſonen und ließen ſie ſich vorleſen von denen, die leſen konnten. Zornig und wüthend nahm ich, ohne in dieſem Augenblick die ent-

ſetzliche Gefahr zu kennen, in der wir ſchwebten, oder in der Leidenſchaft zu achten, wol dreimal meinen Paß in die Hand und ſchrie mit lauter Stimme: da ſeht! hört! Alfieri iſt mein Name; ein Italiener, kein Franzoſe; groß, hager, blaß, rothes Haar! bin ich das? ſeht mich an! der Paß iſt mein; wir haben ihn auf geſetzmäßige Weiſe von Demjenigen erhalten, der ihn ertheilen kann! Wir wollen zum Thore hinaus und bei Gott! wir werden hinauskommen! — Länger als eine halbe Stunde dauerte dieſer Auftritt auf der Gaſſe, ich zeigte gute Faſſung und das rettete uns. Es hatten ſich indeſſen mehr Menſchen um die beiden Kutſchen verſammelt und Viele ſchrieen: wir wollen die Wagen verbrennen! Andere: wir wollen ſie mit Steinen werfen; Andere: ſie fliehen; es ſind Adlige und Reiche, wir wollen ſie zurückführen aufs Stadthaus, damit Gericht über ſie gehalten werde. — Doch kurz, die ſchwache Hülfe der vier Nationalgarden, die auch etwas für uns ſagten, und mein wildes Toben, mein Schreien mit einer wahren Ausruferſtimme, mein Zeigen der Reiſepäſſe, und mehr als Alles, die halbe Stunde Zeit und darüber, in welcher die Affentieger des Zankens müde geworden waren, erſchlaffte ihre Zudringlichkeit. Die Wachen gaben mir einen Wink in den Wagen zu ſteigen, in welchem ich meine Dame gelaſſen hatte, man kann denken

in welchem Zuſtande; ich ſtieg daher ein, die Poſtilione ſetzten ſich zu Pferde, man öffnete den Schlagbaum und in vollem Jagen ging's hinaus, verfolgt von den Schimpfreden, Schmähungen und Verwünſchungen dieſes Geſindels. Nachdem wir dieſer Hölle entgangen waren, kamen wir in zwei und einem halben Tage nach Calais, während welcher Zeit wir wol vierzigmal unſere Päſſe vorzeigten. Wir erfuhren nachher, daß wir die erſten Fremden geweſen waren, die nach der Kataſtrophe des zehnten Auguſt aus Paris und aus dem Lande gingen. Auch ſagte man uns, daß am 20. Auguſt, den ich glücklicher Weiſe um zwei Tage anticipirt hatte, dieſelbe Section, die uns die Päſſe gegeben hatte (welche Dummheit und Narrheit!), in Pleno gekommen ſei, um die Dame zu verhaften und ins Gefängniß zu führen. Es begreift ſich, weil ſie adlig, reich und untadelhaft war. Mir, der ich immer weniger gegolten als ſie, erwies man damals dieſe Ehre nicht. Da ſie uns nicht fanden, hatten ſie unſere Pferde, Möbeln, Bücher und Alles confiscirt, dann unſere Einkünfte ſequeſtrirt und uns Beide für Emigranten erklärt." —

Die Fliehenden begaben ſich zuerſt nach Brüſſel, von dort im Herbſte durch das ſüdliche Deutſchland über die Alpen nach Toscana. Am Lungarno zu Florenz erkaufte der Dichter eines der Häuſer der Familie Gian-

figliazzi, das eine ſchöne Ausſicht nach den Bosketts des untern Flußufers und den Marmorbergen Seravezzas und Cararas gewährt. Hier wohnten er und die Wittwe Carl Eduards bis an ihr Lebensende. Als die Franzoſen in Florenz erſchienen, flüchtete der alternde Dichter, der den Anblick dieſer ihm ſo verhaßten Nation nicht ertragen konnte, aus der Stadt und bewog ſeine Freundin, mit ihm zugleich eine Villa zu beziehen; ſie kamen Beide jedoch bald wieder in die Stadt zurück. Da Beide große Verluſte an ihrem Vermögen gelitten hatten, zudem Alfieri's zunehmende Kränklichkeit ihn noch abſtoßender und verſchloſſener gegen die Geſellſchaft ſtimmte, ſahen ſie wenig Leute bei ſich und lebten in einer Einſamkeit, die der ähnlich war, in der die Gräfin an der Seite ihres Gemahls damals geſchmachtet hatte. Hier war jedoch die treueſte Freundſchaft, die zärtlichſte und bis ans Ende unveränderte Liebe die verſüßende Zugabe dieſer Einſamkeit. Im Sommer 1802 erkrankte Alfieri ernſtlich, am 14. Mai 1803 beendete er ſeine Selbſtbiographie und am 8. October deſſelben Jahres nahm ihn der Tod hinweg. Seine treue Gefährtin, ſtets beſorgt, ſein edler Name könne nicht rein und erhaben genug auf die Nachwelt kommen, nahm den Genius Canova's in Anſpruch, um die Stätte, wo die irdiſche Hülle des Freundes ruhte, den kommenden Ge-

ſchlechtern durch den Pomp und den Glanz der künſtleriſchen Schöpfung eines gefeierten Meißels bezeichnen zu laſſen. Seltſamer Weiſe hatte beim Ableben Carl Eduards ebenfalls Canova einen Auftrag erhalten, ein Grabmonument für dieſen zu fertigen. In der Kirche Sta. Croce, zwiſchen den Gräbern Michel Angelo's und Machiavelli's erhielt der Dichter ſeine Stätte. Er hatte ſchon etwa zehn Jahr vor ſeinem Tode, bei Anlaß einer ſehr heftigen und dauernden Krankheit ſich ſelbſt eine Grabſchrift und auch eine für ſeine Dame geſetzt, dieſe ſelbſtgewählte Schrift nahm man jetzt nicht, ſtatt ihrer die von der Gräfin angegebenen Worte:

Victorio Alfierio Astensi
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniae Comitissa.

Wie ſchon bemerkt, malte François-Xavier Fabre aus Montpellier das Bild der Gräfin und Alfieri; beide Bildniſſe ſind in der Galerie der Ufficien, im Saale, der der franzöſiſchen Schule eingeräumt iſt, aufgeſtellt. Wir entſinnen uns eines andern Bildes der jungen Prinzeſſin Stolberg, das wir im Schloß zu Werningerode geſehen haben, das jedoch jetzt nicht mehr daſelbſt befindlich iſt, und demzufolge ſie von einer ſeltenen Schönheit und Anmuth, beſonders in dieſer ihrer erſten Jugendblüthe, geweſen ſein muß. Aus dem Charakterbilde,

das wir eben entworfen haben, zeigt ſich jedoch, daß die Schönheit ihrer Seele die des Körpers noch überwogen hat. Eine ſeltene Frau war ſie jedenfalls und vollkommen des Ruhms würdig, deſſen ſie bei ihren Zeitgenoſſen genoß und den willig ihr die Nachwelt ſpendet.

Sie lebte, da der Genoſſe ihrer ſchönſten Jahre von ihr genommen worden war, in einem kleinen Kreiſe auserwählter Freunde in Florenz. Der Andrang ſie zu ſehen — die Frau eines Königsenkels, die Geliebte eines Dichters — war groß, doch nur Wenigen öffneten ſich ihre Gemächer. Lady Morgan, unverſchämt und zudringlich wie immer, ſtets in brüsker Ungenirtheit in jedes Aſyl ihre klatſchhafte Feder tragend, durchbrach auch die Schranken, die die einſame Frau in ihrem ſtillen Schmerz um einen geliebten Todten um ſich gezogen, und die vagabondirende gelehrte Dame hatte die Grauſamkeit, ein frivoles Witzwort in dieſen Räumen, in denen der Athem trüber und großer Geſchicke geweht hatte, ertönen zu laſſen. Sie nannte die Gräfin: Grande reine; und zwar dies in Beziehung auf den damals gerade ſtatt findenden Tod Georg III. Man konnte nicht boshafter auf die vereitelten Hoffnungen der Stuarts und zugleich auf die der Familie Stolberg anſpielen, wenn dieſe je ſolche gehegt hatten.

Die Gräfin Albani ſtarb zu Florenz in einem Alter

von 72 Jahren, am 29. Januar 1824. Der Freund des Hauſes, jener obengenannte Künſtler, Herr Fabre, errichtete ihr Denkmal in der Sakramentskapelle von Sta. Croce. Die Wappen Großbritanniens und Frankreichs ſind darauf angebracht. Die Inſchrift iſt dieſelbe, die Alfieri entworfen, nur hat man die Zeile weggelaſſen, die von ſeiner Liebe Zeugniß gibt, ſie lautet:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniae Comitissa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Praeclarissima
Hannoniae Montibus nata
V. a. LXXII m. IV d. IX.
Ob. Florentiae d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotae reverentiae
monumentum.

Die von Alfieri componirte Inſchrift lautete:

Hic sita est
Aloysia E. Stolbergis
Albaniae Comitissa
Incomparabili animi Candore
Praeclarissima
A Victorio Alferio
Juxta. quem. Sarcophago. Uno
Tumulata est
Annorum — Spatio

Ultra. Res. Omnes. Dilecta
Et. Quasi. Mortale. Numen. Ab
Ipso. Constanter. Habita. Et — Ob
Servata
Vixit. Annos — Menses — Dies —
In — Hannoniae. Montibus. Nata
Obiit — Die — Mensis —
Anno. Domini. MDCCC —

Wenn der Dichter hätte ahnen können, daß man gerade das aus der Grabschrift hinwegließ, was als Aeußerung dessen diente, worauf er den ganzen Werth, wenigstens den schönsten Inhalt seines Lebens setzte, er hätte bitter sich beklagt über den Mangel an Achtung, dem man seinem letzten Willen gezollt; aber Herr Fabre ließ die Inschrift eingraviren, und Herr Fabre war selbst in die Gräfin verliebt, er hatte sich sogar um ihre Hand beworben, und das Gerücht hatte sich verbreitet, als habe sie ihm ihre Zusage gegeben; es war also ganz im Sinne des Ueberlebenden, diese kleine Kritik, die zugleich eine Rache war, an diesem Theile der Werke des Dichters zu üben. So gefährlich ist es, einem unglücklichen Liebhaber es zu überlassen, die Inschrift auf dem Grabe seines glücklichen Rivalen zu setzen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

160

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Briefe
von
Wilhelm von Humboldt
an eine Freundin.

Zwei Theile.

Mit einem Facsimile.

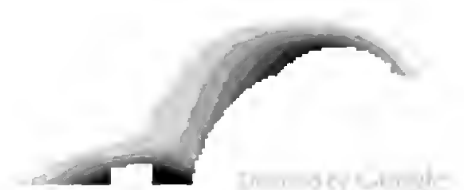
1847. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Aus den
Papieren einer Verborgenen.

Gr. 12. 1847. Geh. 2 Thlr.

Julie und ihr Haus.
Eine Reliquie.
Von
einem Epigonen.
Gr. 12. 1847. Geh. 1 Thlr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



HQ1623
G54
V. 1-2

Stanford University Libraries
3 6105 015 108 975

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books ore subject to recoll.

DATE DUE

JUN 2 8 1999
JUN 1999